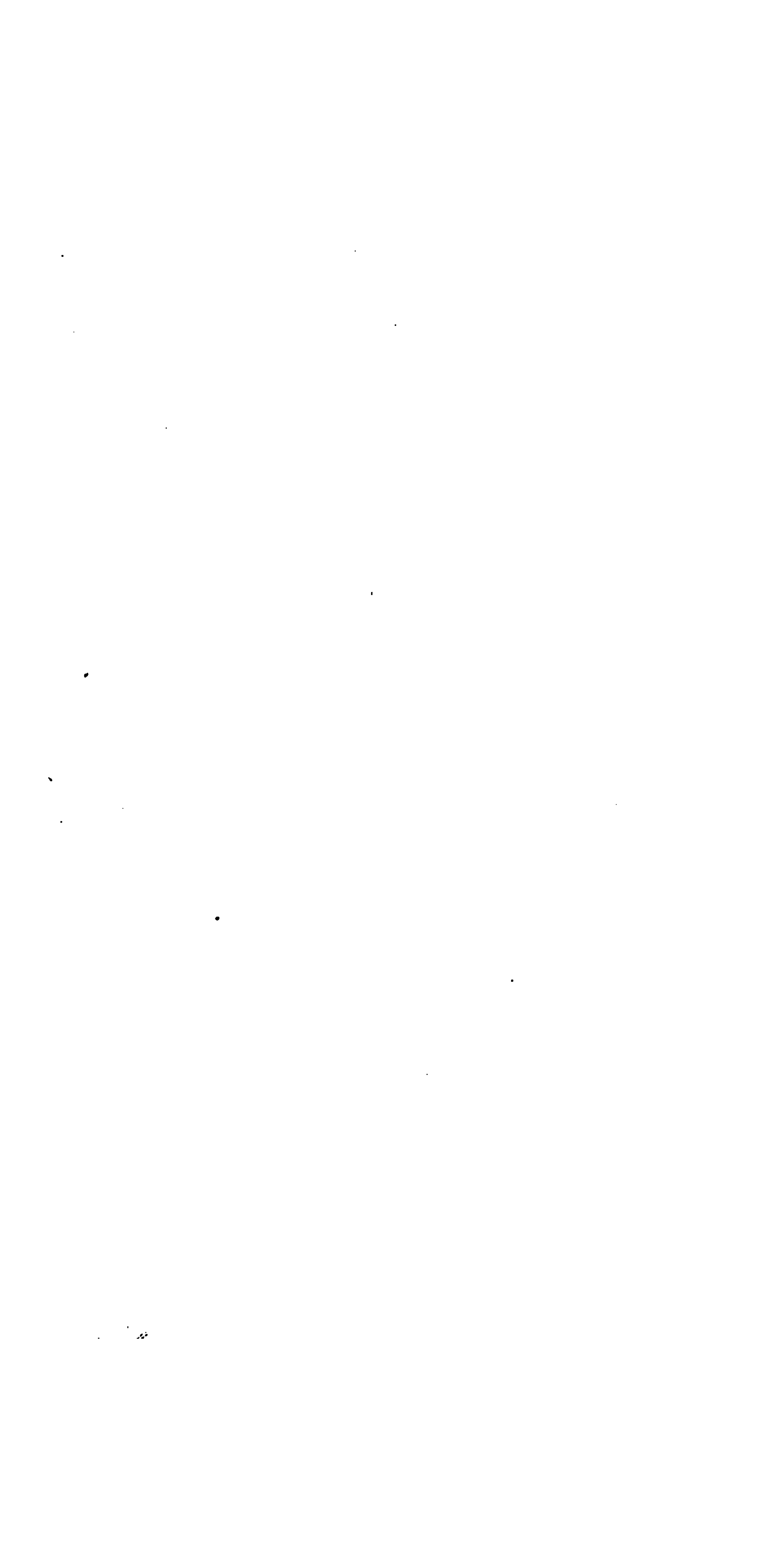














Predigten,

Betrachtungen und ausgewählte Gebete

von

Dr. Benjamin Rippner s. A.

weil. Rabbiner der Synagogengemeinde Glogau.

Aus seinem Nachlaß zu einem

Andachtsbuch für die Synagoge und das israelitische Haus

zusammengestellt

von

Dr. B. Jacob,

Rabbiner der Synagogengemeinde Göttingen.

Berlin 1901.

Im Verlage von M. Zülzer & Co.

S.W., Leipzigerstr. 59.



Sogleich nach dem Tode meines geliebten Mannes ist mir von seinen zahlreichen Freunden, Verehrern und Schülern der dringende Wunsch vorgetragen worden, seine nachgelassenen Schriften der Öffentlichkeit zu übergeben. Ich bin diesen Anregungen gern und mit um so größerer Genugthuung gefolgt, als ich mir bewußt bin, daß ich dem mir zu früh entrissenen Gatten das würdigste Denkmal setze und den schönsten Dienst erweise, indem ich seine Schriften veröffentliche. So vermag er noch nach seinem Tode thätig fortzuwirken für die heilige Sache unserer Religion, der sein Leben geweiht war, und für die er so oft sein gewaltiges Wort, bald als Schwert bald als Balsam, hinausgesandt hatte.

Ein treuer Freund meines Mannes, Herr Rabbiner Dr. Jacob zu Göttingen, hat sich der mühevollen und schwierigen Arbeit der Herausgabe unterzogen. Seiner hochherzigen Unterstützung verdanke ich das Erscheinen des Werkes.

Mehr als ein Vierteljahrhundert hat der Verklärte in der Gemeinde zu Glogau als Rabbiner und Religionslehrer gewirkt. Nachdem er seine Studien an dem theologischen Seminar und an der Universität zu Breslau beendigt hatte, ward er im Jahre 1872 an die Spitze der Glogauer Gemeinde berufen und ist bei ihr geblieben bis zu seinem im Jahre 1898 erfolgten Tode. Während dieser ganzen Zeit hat er es immer als seine Aufgabe betrachtet: der Seelsorger der *ganzen* Gemeinde zu sein. Alle seine Predigten, Vorträge, Schriften, nicht minder sein Unterricht der Jugend, sowie seine werkthätigen Liebesdienste waren immer erfüllt von dem Gedanken, die Gegensätze zu versöhnen und alle Glieder der Gemeinde zusammenzuführen und zu vereinigen in der Wahrheit und in der Kraft des Glaubens. Mit schonender Pietät schützte er die geschichtlichen Überlieferungen und Gebräuche gegen die Angriffe übereifriger Aufklärer; aber andererseits verstand er es meisterhaft, den idealen Kern der Traditionen und biblischen Erzählungen zu enthüllen und die gläubigen Gemüter zu einer freieren, kraft- und lebensvolleren Auffassung der Religion zu erziehen.

Und ihm hat der allgütige Gott die große Freude gewährt, daß er noch vor dem Ende seiner Laufbahn seine Saat reifen sehen konnte. Als im Jahre 1897 die Gemeindeglieder und die früheren Schüler sich zur Feier seines Jubiläums

rüsteten und ihn mit Huldigungen und Auszeichnungen überschütteten, hat Nichts ihm so wohl gethan, Nichts ihn so ergriffen und erhoben, als die Wahrnehmung, daß der innerste Kern seines Strebens und Wirkens von den Gemeindegliedern und namentlich von seinen früheren Schülern erkannt und anerkannt worden ist. In der Adresse der Gemeinde hieß es:

„Als Streiter für den Höchsten, als Mahner für Nächstenliebe, beschränken Sie sich nicht auf Wort und Schrift. Allen voran sind Sie werkthätig helfend zur Stelle, besonders da, wo es stille Thränen zu trocknen giebt. So pflanzt der Seelsorger mit seinem Beispiele Wohlthun und Opferwille in die Gemüter seiner Gemeinde."

Die ehemaligen Schüler und Schülerinnen hatten folgende Adresse an ihn gerichtet:

„Zahlreiche Jungfrauen und Jünglinge haben Ihrer Lehre gelauscht, Ihr Wort bewundert, denn Ihr Unterricht war eigener Art, freier, besser als ihn sonst wohl die Schule bietet. Nicht leeres Formelwesen, nicht gehaltlose Regeln haben Sie uns gebracht, sondern in anmutigem Plaudertone gaben Sie spielend der Form den Inhalt; — Sie lehrten uns denken! Nicht Juden allein wollten Sie bilden, — Sie erweckten in uns den Menschen! Sie haben uns, hochverehrter Meister, das Rüstzeug gegeben, das den Bau des Lebens zusammenfügt, Sie haben uns die Waffen gestählt, die im Kampfe des Daseins den Sieg verleihen, ernstes Denken, warmes Fühlen, reges Sichrühren! Sie haben unseren Geist aber auch mit dem Fittich beflügelt, der uns aus dem Gewühl des Alltags hinausträgt in die Gebiete altjüdischer Dichtung und Geschichte, in das Reich des Idealen!"

Dieser treuen und anhänglichen Schüler und Gemeindegenossen des Verklärten gedenke ich jetzt bei der Veröffentlichung seiner Predigten und Gebete vor allem. Möchten dieselben aus den gedruckten Worten noch den Wiederklang seiner lebendigen Rede vernehmen und die Erinnerung an jene Stunden schöpfen, wo sie dem Vortrag des Dahingeschiedenen lauschten! Und möchten alle diejenigen, die ihn bei seinen Lebzeiten nicht gehört haben, sich in gleichem Maße an seinen Worten erbauen und erheben!

Meta Rippner.

Vorwort des Herausgebers.

Die hiermit vorgelegte Sammlung von Predigten, Betrachtungen und ausgewählten Gebeten des verewigten Rabbiners Dr. B. Rippner s. A. soll den Segen, den das Wort eines ausgezeichneten Predigers in dem kleinen Kreise einer einzelnen Gemeinde gestiftet hat, darüber hinaus wirken lassen. Deshalb ist die Zusammenstellung in dem Sinne erfolgt, daß die Sammlung als ein Andachtsbuch für die Synagoge und das israelitische Haus dienen kann.

Das Bedürfnis nach einem solchen Werke wird nicht bestritten werden können. Es ist bereits häufig und mit Recht beklagt worden — u. a. auf einem Delegirtentage des deutsch-israelitischen Gemeindebundes — daß ein großer Teil unserer Glaubensgenossen, die zahlreichen kleinen Gemeinden, in dem Gottesdienste des ganzen Jahres kein Wort in ihrer Muttersprache über die Wahrheiten, Forderungen und Tröstungen unserer Religion vernehmen. In vielen kleinen Gotteshäusern erhebt sich niemals eine Stimme, die den Genossen die Religion und das Leben deute. Der Lehrer und Vorbeter, oft der einzige Kultusbeamte, ist nicht immer für das Predigtamt vorbereitet und bei den vielseitigen Anforderungen, die an seine Ausbildung und Amtsthätigkeit ohnehin gestellt werden, kann dies auch billigerweise nicht gefordert werden, wie es auch von den christlichen Volksschullehrern nicht gefordert wird. Nicht wenig Gemeinden müssen sogar auf einen seminaristisch gebildeten Lehrer verzichten. Unter diesen Umständen dürfte ein Buch wünschenswert erscheinen, welches nicht nur Muster zur Abfassung eigener Predigten darbietet, sondern aus dem der Gemeinde an Sabbaten und Festtagen mustergiltige Predigten vorgelesen werden mögen. Es wird von diesem Verfahren bei uns in Gemeinden, die keinen berufsmäßigen Prediger haben, viel zu wenig — wenn überhaupt — Gebrauch gemacht, obgleich es eine natürliche und einwandfreie Aushilfe ist. Denn es ist ja im letzten Grunde nicht die Persönlichkeit des einzelnen Predigers sondern die Religion, welche im Gotteshause das Wort führen soll. Gewiß ist das gesprochene lebendige Wort durch nichts zu ersetzen. Aber es ist immer noch besser für die Gemeinde, aus dem geschriebenen und vorgelesenen

Worte eines anerkannten Gottesgelehrten Belehrung und Erbauung zu schöpfen, als gänzlich darauf zu verzichten.

Nicht minder bedarf das israelitische Haus eines solchen Werkes. Manche vereinzelt wohnende Familie hat fast niemals oder nur selten Gelegenheit, an einem öffentlichen Gottesdienste teilzunehmen. Viele andere halten sich durch ihre Verhältnisse — ob mit Recht oder Unrecht, bleibt dahingestellt — für verhindert. Aber es wäre beklagenswert, wenn damit das Bedürfnis, das Wort der Religion zu vernehmen, erlöschen sollte. Dieses Wort kann wahrlich noch etwas mehr leisten, als nur den Hochzeitstag schmücken und am Grabe trösten. Es kann und soll ein Führer durch das ganze Leben sein und alle seine Höhen und Tiefen erhellen und verklären. Der israelitische Hausvater ist der Priester seiner Familie. Es gehört zu diesem Priesterdienst, daß er an den festlichen Tagen und geweihten Stunden des Jahres seine Hausgenossen versammle, wenn das Gotteshaus sie nicht sammelt, und sich durch Erwägung der göttlichen Wahrheiten mit ihnen über die Alltäglichkeit erhebe, wie er das gleiche Ziel durch Übung des heiligen Brauches erstreben soll. Und sollte es nicht unter uns auch manche einsame Seele geben, die sich nach Gott sehnt und den Himmel sucht und sie in der Bildung des Tages nicht findet, die das Lesen eines erbaulichen Buches in stillen Stunden der Sammlung noch nicht für unmodern hält?

Für diese Zwecke dürfte die folgende Sammlung neben manchen bereits vorhandenen vorzüglich geeignet sein.

Denn hier werden fast alle Fragen des menschlichen Lebens im Lichte unserer Religion betrachtet und lehrreich und erbaulich erwogen. Hier spricht ein Mann von echter inniger Frömmigkeit, von abgeklärter Bildung und voll Geist, mit tiefer Seelenkunde, mit Wärme, Weisheit und Milde der Gesinnung, mit Wahrheit, Tiefe und Fülle des Gedankens in einer durch ihre Klarheit und Gedrungenheit wie durch ihren Reichtum, ihr Maß und ihre Schönheit vollendeten Sprache, die mit den besten Mustern deutscher Prosa wetteifern darf. Allem Flitter, hohlem Pathos und abstoßender Salbung abhold, fließt die Rede wie der trauliche Zuspruch eines lieben, erfahrenen, gescheiten Freundes dahin, auch bisweilen des Salzes feiner Ironie und treffenden Witzes nicht ermangelnd. So sind diese Betrachtungen von jener echten Volkstümlichkeit, die so selten erreicht wird, jedermann zu Herzen redend, für den einfachsten Geist nicht zu hoch, für den gebildetsten nicht trivial.

Der Grund, auf dem alles ruht, ist das Wort und die Lehre der heiligen Schrift, das oft eine eigenartige aber immer geistvolle Auslegung erfährt. Der Zusammenhang mit dem Geiste des späteren Judentums ist gewahrt durch die ungemein reiche Benutzung der sinnreichen Erklärungen, der weisen Aussprüche, der treffenden Gleichnisse unserer alten Lehrer, die mit verwandtem Verständnis gedeutet werden. Auch gedankenreiche und kernige Sätze nichtjüdischer Dichter und Denker werden keineswegs gemieden. Dies alles wird aus dem Schatze

eigener Lebenserfahrung, eines selbständigen Denkens, eines zarten Empfindens und einer dichterischen, bilderreichen Phantasie bereichert und zu einer Gesamtanschauung verschmolzen, welche mit Freiheit und Heiterkeit aber auch nicht ohne die Wehmut des echten Weisen über die Gebrechen und Thorheiten der Menschen über dem Leben schwebt. Nichts Menschliches ist dieser Rede fremd, die in freiem Erguß, in unerschöpflicher Fülle dahinströmt, nur von dem Zügel zusammenhängenden geordneten Denkens gelenkt und oft der angeblichen Gesetze der „Homiletik" über Einteilung und Regel spottend.

Der religiöse Standpunkt dieser Betrachtungen ist nicht durch eins der üblichen Schlagworte zu bezeichnen. Man wird in dem Verfasser einen Mann erkennen, der geistig zu frei war, um „orthodox" zu sein. Er hatte eine zu große, aufrichtige Verehrung für die Offenbarung Gottes in der menschlichen Vernunft, um ihr das Recht zu verkürzen, in der Bestimmung des Lehrinhaltes unserer Religion entscheidend mitzusprechen. Er ist Rationalist, wie es für einen Lehrer des Judentums eigentlich selbstverständlich ist. Er konnte nicht Sätzen und Gesetzen eine ewige Gültigkeit zuerkennen, nur weil sie alt seien, wenn sie der fortgeschrittenen Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und einer geänderten Ordnung der menschlichen Gesellschaft widersprechen. Aber seine geistige Freiheit und Selbständigkeit gestattet ihm auch nicht, gedankenlos die Schlagworte des Tages von „Freisinn" und „Fortschritt" nachzubeten und das Alte für schlecht zu halten, weil es alt sei. Wir lernen hier einen Mann kennen, der nach seiner echten Religiosität, in Folge seiner Pietät, konservativ genannt werden könnte aber freisinnig und liberal ist, weil er ein durchaus moderner Mensch ist. Er war erzogen von gottesfürchtigen Eltern und frommen Lehrern, aufgewachsen in einer alten berühmten Gemeinde des Ostens (Lissa), in der er das alte Judentum mit seiner wahren Frömmigkeit, seiner gemütreichen Innigkeit und seinem Frieden in verehrungswürdigen Gestalten vor Augen gehabt hatte, vor allem in seinem eigenen Vater, dem Vorsteher der Gemeinde, wie berichtet wird einem tüchtigen Talmudgelehrten von unverächtlichem profanen Wissen, von trefflichem Charakter und Gemüt. Er ist ein Kind jenes von manchem scheel angesehenen Ostens, der dem deutschen Judentum viele seiner besten, mit der edelsten Bildung des deutschen Geistes am innigsten vermählten, Männer gegeben hat. In einer Rede, die er am Grabe seines Jugendlehrers Jakob Hamburger, eines im Alter von 92 Jahren gestorbenen Talmudgelehrten seiner Heimatstadt, hielt, schildert er anschaulich den forschungsfrohen, bildungsfreundlichen Geist der Gemeinde, in der er aufwuchs:

> „Der Prophet meldet von dem messianischen Zeitalter: „Alle deine Söhne werden Gottesgelehrte sein." Dies Ideal des Propheten war in der Jugendzeit des eben Verblichenen in der jüdischen Gemeinde Lissa nahezu verwirklicht. Hier wurde fast jeder Knabe zum Theologen ausgebildet. In allen Straßen hallte es Tag und Nacht wieder von dem lauten Stu-

dium der Talmudbeflissenen. In jedem jüdischen Hause dieser Stadt — so lautete die Meinung — gab es damals ein Bes-din d. h. ein Kollegium von drei zu Rechts- und rituellen Entscheidungen befähigten Männern. Ja, es kam vor, daß einer, der hier als schlichter Bürger ohne besondere Auszeichnung lebte, anderwärts als Talmudist zu großem Ruhm aufstieg. Unsere Alten sagten: die Luft von Palästina macht klug. Nun mag allerdings das Klima bald den Geist erschlaffen lassen, bald ihn anregen. Aber das können unsere alten Weisen nicht im Sinne haben, da ja so viele Länder mit Palästina unter einem Himmelsstriche liegen, die keineswegs diese geheimnisvolle, Klugheit erweckende, Kraft haben. Aber in Palästina gab es eine Fülle gelehrter Männer, und der anregende Verkehr, der Gedankenaustausch schärfte und stählte die Geister, daß sie tüchtiger wurden und Besseres leisteten. So mancher unter uns verspürt es, wie die Kräfte erlahmen, weil er vereinsamt lebt. So hat es auch der Entschlafene in seiner Jugendzeit erfahren, daß die Lissaer Luft klug macht. Hier war eine Hochschule talmudischer Weisheit, aber doch so, daß keine Einseitigkeit waltete, daß keine andere Weisheit zurückgewiesen wurde".

Solche Bilder aus der Jugendzeit prägen sich der Seele tief ein. — Von Lissa ging Rippner nach Breslau, wo er der bevorzugte Schüler von Männern wie Zacharias Frankel, Jacob Bernays, H. Grätz wurde. Hier empfing er die gründliche theologische, philosophische und geschichtliche Bildung, die für den Prediger unerläßlich ist. Gelehrte Kleinarbeit wurde freilich nie sein Fach, aber in glänzend geschriebenen Essays, die wohl verdienten, aus der Vergessenheit gelehrter Zeitschriften auferweckt zu werden, wußte er lebensvolle Bilder aus vergangenen Zeiten zu entwerfen. — Seine Worte lehren, daß er ein scharfsichtiges Herz hatte und hinter der Formlosigkeit, ja Mißgestalt des alten Judentums den goldnen Kern erkannte. Seine unbestechliche Wahrhaftigkeit ließ sich aber auch durch die gefällige Form des Neuen nicht täuschen, wenn sich darunter Unwahrheit, Heuchelei und Leere verbarg. Und doch ist der Verfasser ein Mann zu klaren Verstandes, dem Geist des Jahrhunderts, dem Geist des Fortschritts durchaus ergeben, mit den besten Gedanken, Errungenschaften und Idealen der neuen Zeit zu vertraut, um sich zu verhehlen, daß diese neuere Zeit eine bessere Zeit ist. Er ist mit ganzem Herzen Deutscher und Patriot[1]), und auch die traurige Erneuerung des mittelalterlichen Judenhasses vermag ihn nicht zu beirren. Den Bewegungen in dem geistigen Leben unserer Nation stand er mit ebensolcher Aufmerksamkeit und warmer Teilnahme gegenüber wie den Vorgängen innerhalb des Judentums. Oft hat er

[1]) Vgl. die von seiner Gemeinde zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum herausgegebene Sammlung Vaterländischer Reden, Glogau 1897.

seine kluge Rede erhoben und gerne ward sie gehört. Zahlreiche politische und religiöse Auseinandersetzungen, die er, mit einer starken journalistischen Ader begabt, in der spielenden Leichtigkeit seines geistigen Schaffens niederschrieb, haben die Leser fast aller jüdischen Zeitschriften belehrt, ohne daß sie je den Namen des Verfassers erfahren haben, denn er war ein ungemein bescheidener Mann. Sein Charakter entsprach seinem Geiste. Er war voll echter Herzensgüte, ein Freund der Menschen, seiner Gemeinde ein vielbetrauerter Führer und Seelsorger, vielen ein Helfer und Berater und stets von unversieglicher Heiterkeit und einem sprudelnden Humor, den nur die aufgeblasene Richtigkeit als beißenden Spott mit Recht fürchtete. Nur ein frommer und gebildeter, ein weiser und guter Mensch kann ein Prediger sein, der Segen stiftet, kann jene stille nachhaltige Wärme ausstrahlen, die bleibt, wenn das Feuerwerk des Schönredners längst erloschen ist, die auch aus diesen Predigten viele erwärmen wird. — —

Alle hier abgedruckten Predigten hat der Verfasser in seiner Gemeinde Glogau, der einzigen, in der er von Beendigung seiner Studienzeit bis zu seinem frühen Tode wirkte, im Verlaufe von mehr als fünfundzwanzig Jahren gehalten. Naturgemäß gleichen sich nicht alle an Reife und Vollendung, obgleich schon die frühesten (z. B. 7, Antrittsrede, 19) in ihrer Art vortrefflich sind und Aufnahme verdienten. Der Bestimmung des Werkes gemäß sind Predigten, welche sich auf bestimmte Zeitereignisse beziehen oder Verhältnisse besprechen, die nicht von allgemeinem Interesse sind, ausgeschlossen worden. In der Gemeinde des Verfassers wurde nur an jedem vierten Sabbat gepredigt, und das ist wohl die Regel. Daher war nur für eine Auswahl von Schriftabschnitten Manuskript vorhanden, und bisweilen wurden Predigten zu Hilfe genommen, die bereits als Leitartikel in der Allg. Ztg. des Judentums oder der israel. Wochenschrift von Rahmer erschienen waren. Die „Betrachtungen" sind gleichfalls durchweg als Predigten an Sabbaten oder Festtagen gesprochen worden, aber da sie einen nur losen Zusammenhang mit dem Schriftabschnitt des Tages haben, ihre Aufnahme aber wünschenswert erschien, so sind sie unter diesem Titel vereinigt worden. Die Betrachtungen für den Friedhof verdanken ihre Existenz der Sitte in der Gemeinde des Verfassers, daß sich am ersten Selichot-Tage die Gemeinde auf dem Friedhof versammelt, um gemeinsam die Erinnerung an die Toten zu feiern. Diese Betrachtungen sind aber auch als Predigten zur Seelenfeier im Gotteshause und zur Vorbereitung für einen Gang zum Friedhof geeignet. — Allen Predigten und Betrachtungen sind geeignete Überschriften gegeben worden. Die ausgewählten Gebete leiten teils die Festtage ein, teils geben sie wichtigen Abschnitten im Leben des Einzelnen die öffentliche gottesdienstliche Weihe. Eine, alle die mannigfaltigen Anlässe des gottesdienstlichen Lebens bedenkende, Vollständigkeit gestattete der vorhandene Stoff nicht, wenn sie überhaupt leicht zu erreichen ist. Einzelne Gebete schließen sich eng an ältere Gebete an.

In einigen untergeordneten Punkten wird man Konsequenz vermissen. Hebräischer Text sollte möglichst beschränkt, aber doch nicht ganz ausgeschlossen werden. Das hatte mehrfaches Schwanken zur Folge. Das Gleiche gilt von der Angabe der Citate. Im Manuskript ist nie eine Stelle angegeben. Die biblischen Citate sind (nur nicht in Gebeten) vollständig notiert, die talmudischen und midraschischen nach Möglichkeit. Es dürfte darin eher zu viel als zu wenig gethan zu sein scheinen, da es sich nicht um ein gelehrtes Werk handelt und der Verfasser selbst in seinen gedruckten Predigten von aller Stellenangabe abzusehen pflegte. Das Manuskript macht fast nie Absätze und ist mit Interpunktion sehr sparsam. Auch darin wurde mit Freiheit verfahren, desgleichen in der Orthographie. Übrigens sind alle Anordnungen im steten Einvernehmen mit der Witwe, Frau Dr. Rippner, getroffen worden. Sie hat auch einen Teil der Korrektur mit gelesen. Dennoch wurden wegen der Entfernung des Druckorts und der durch mannigfache Verzögerungen verlängerten Dauer des Druckes Versehen nicht immer vermieden. Dafür wird um die gütige Nachsicht des Lesers gebeten.

So möge denn dieses Werk mit Gottes Hülfe hinausgehen und wirken für Gott und seine Lehre!

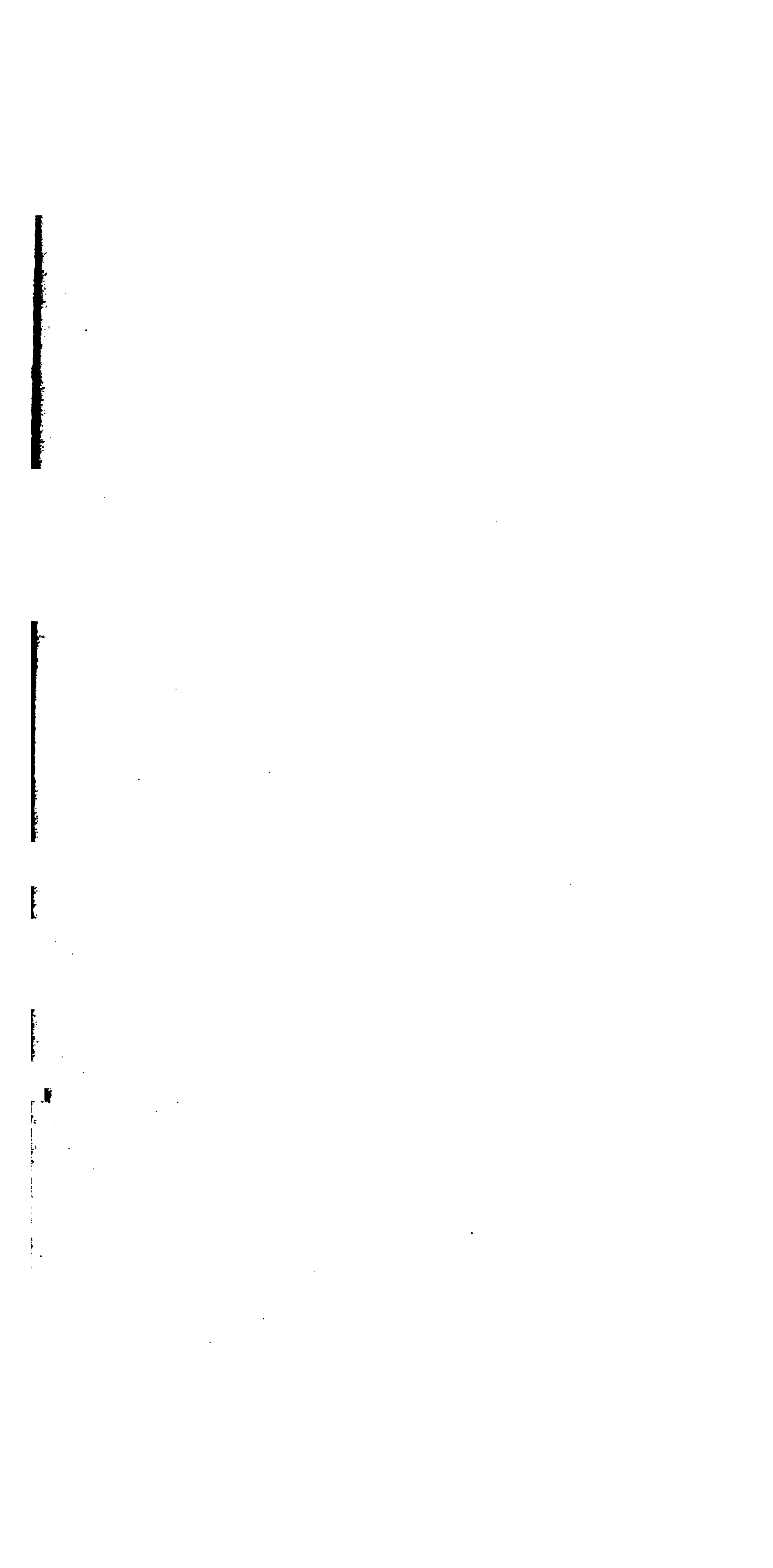
Göttingen, Juni 1901.

Dr. **B. Jacob**, Rabbiner.

Inhaltsverzeichnis.

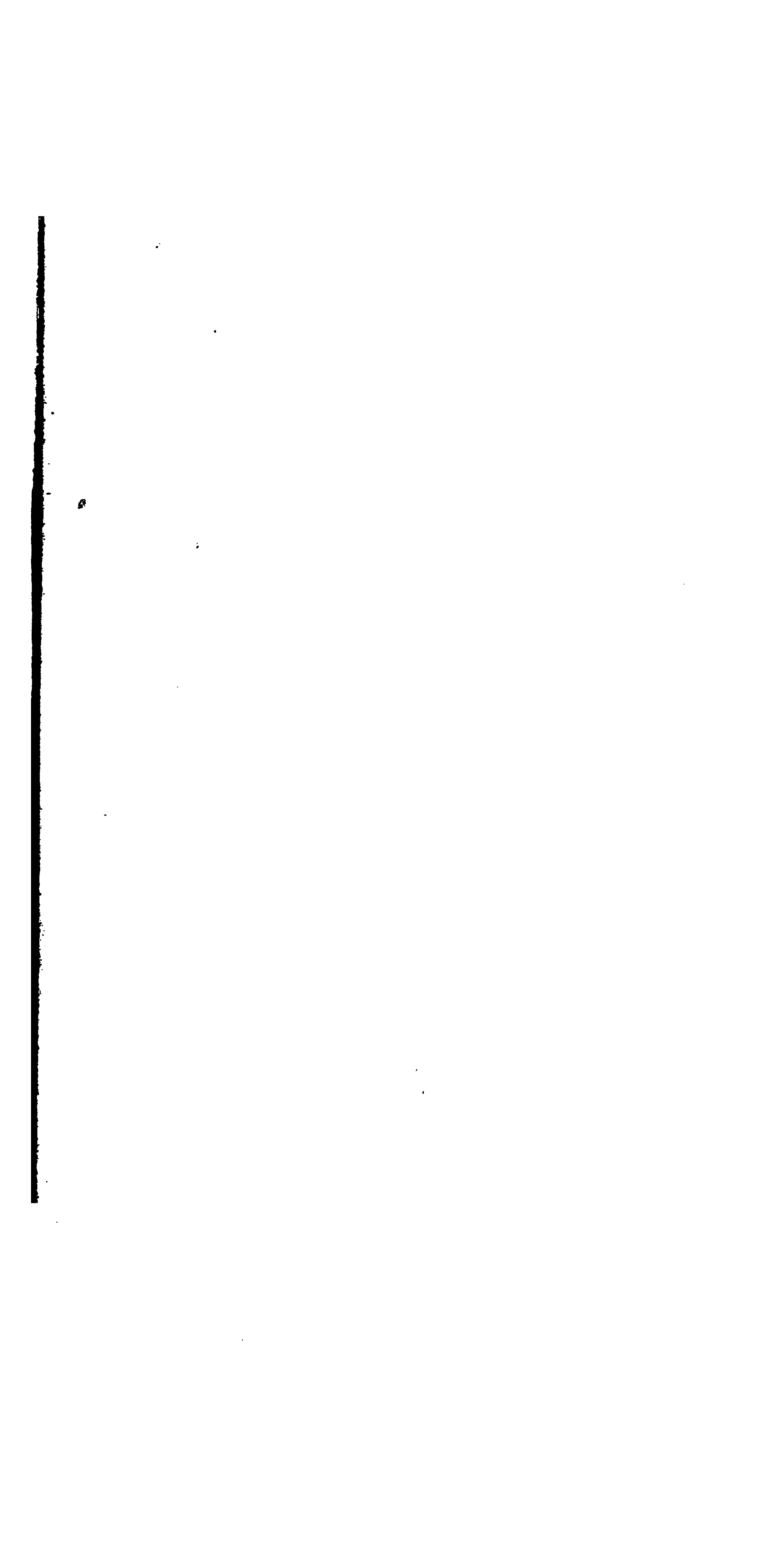
112—130. Betrachtungen. 561—604

Ausgewählte Gebete. 647—671



Predigten

Zum Ersten Buche Moseh.



1.

Zum Abschnitt נח.

Von Adam bis Abraham.

M. A. Die Reibung zweier Gegenstände weckt bekanntlich den zündenden Funken, der plötzlich emporglüht; der Fernstehende sieht das emporsprühende Leuchten, aber er weiß nicht, woher es kam, warum es gerade an dieser Stelle entstand; ihm ist erstaunlich, was doch auf ganz natürlichem Wege nach dem Gesetze, daß Reibung Wärme und Licht hervorbringt, sich zugetragen hat.

Nicht anders geht es mit dem Licht der Offenbarung, das plötzlich am Sinai aufgestrahlt ist. Da erhebt sich die Frage, warum ist denn nun gerade den Israeliten dieses Licht aufgegangen, warum hat Gott als Herrscher nach Laune und nicht nach Gerechtigkeit dieses Volk herausgegriffen aus der Reihe der Nationen, warum ist Israel allein das Volk Gottes geworden, da doch die ganze Erde voll ist seiner Herrlichkeit?

Auf diese Fragen erhalten wir eine Antwort in den Berichten der Schrift, welche uns von der Schöpfung der Welt bis zur sinaitischen Gesetzgebung führen. Da hören wir zuerst, Adam der erste Mensch ist auch der erste Bekenner Gottes, die Welt ist nicht bis zu den Tagen des Sinai in Dunkel und Nacht gehüllt gewesen, Gott hat ihr keineswegs die beseligende Erkenntnis von seinem Dasein und seinem Walten absichtlich verschlossen, sondern schon der erste Mensch hat dem Drang seines Gemütes folgend den Weg zu ihm gefunden. וירא אלהים את האור כי טוב „Gott sah das Licht, daß es gut war;“[1]) das natürliche Licht der Vernunft und die Betrachtung der Welt führte den Adam, so eng auch sein Gesichtskreis war, diesen einfachen, aber durch sündhaftes Begehren noch nicht allzusehr beirrten Menschen zur Erkenntniß des höchsten Wesens.

Es ist ein tiefsinniges Wort der Alten, daß die Seele des Adam wieder in einen menschlichen Körper zurückkehre, wenn der Messias geboren würde. Der Messias ist der wiedergeborene Adam, das soll heißen: der Messias ist nach jüdischem Begriffe kein göttliches, kein übernatürliches Wesen, Gott wird ihn nicht

---

[1]) 1. M. 1 $_4$.

mit besonderen Wundergaben ausstatten, sondern der Messias ist der vollkommene Mensch, in dem all die Keime, welche schon in der Adamsseele lagen, zur Entfaltung und zur Reife kommen werden. R. Simon ben Lakisch lehrt: [1]) es heißt in der Schrift: „Der Geist Gottes schwebte über den Fluthen" das war der Geist des Messias, das war der ordnende Menschengeist, der allein in dem Tohu wabohu, in dem Wirrwar der Welt Regel und Zweckmäßigkeit herauskennt, weil es seinem Geiste nothwendig ist, Maß und Gesetz in die Dinge hineinzutragen und so ist denn, fügt R. Simon hinzu, der Mensch das erste und letzte in der Reihe der geschaffenen Dinge. Ist er würdig, lebt er im Geist, so sagt man von ihm: vor den Engeln wurdest Du ins Dasein gerufen, ist er unwürdig, lebt er nur für den Körper und seine Genüsse, so sagt man von ihm: Du warst das letzte unter den geschaffenen Wesen, eine Fliege steht auf einer höheren Stufe. Wie hätte auch die Schrift den Adam ein Ebenbild, ein Gleichnis Gottes nennen können, wenn er nicht fähig gewesen wäre, sein Urbild aus der Kraft der eigenen Seele heraus zu erfassen. Die Erkenntniß Gottes und die Fähigkeit, zwischen der Tugend und der Sünde zu unterscheiden, ist dem Menschen angeboren wie das Vermögen zu sehen, zu hören, zu fühlen. Nicht Moseh, sondern Adam hat sie zur Welt gebracht, so lesen wir mit genügender Deutlichkeit auf den ersten Blättern der Thora.

Aber erhebt sich nun nicht ein Widerspruch, da ja die Offenbarung vom Sinai eine von dem Gottesbuche mit aller Feierlichkeit verkündete Thatsache ist? Wozu eine Offenbarung, wenn das natürliche Licht der Vernunft ausreicht? Wozu werden Himmel und Erde erschüttert und zum Zeugnis aufgerufen für das Dasein des Einzig Einen, wenn sie schon in ihrer natürlichen Verfassung von ihrem Schöpfer zeugen und schon den Adam davon überzeugt haben? — Weil selbst angeborene Erkenntnisse aus der Seele gerissen, weil selbst angeborene Fähigkeiten rosten und stumpf werden können, und weil in der That die Sünde in den Gemütern der meisten Menschen so mächtig emporgewuchert ist, daß sie frühzeitig alle guten Keime erstickt hat. Wohl kam wie Adam so nach ihm jeder Weibgeborene rein und sündenlos zur Welt; aber am Kinde ist Alles, ist Körper und Geist weich und biegsam, nur die enge Gewöhnung verkümmert gar bald den geraden Wuchs, jede Anlage kommt erst zur Entfaltung durch die Erziehung und durch den Willen, und der Wille ist nur selten mächtig genug, um die schlimmen Einflüsse der Erziehung durch die eigene Energie aufzuheben.

So wurde in der nachadamitischen Zeit die natürliche Anlage verkümmert, das natürliche Licht verfinstert, und der Mensch, das erste Wesen in der Stufenreihe der Geschöpfe, wurde das letzte durch die Sünde, durch den bösen Trieb. Die Offenbarung wurde nothwendig nicht zur Ergänzung der ursprünglichen menschlichen Kraft, sondern zur Wiederherstellung derselben. Sie sollte nicht

[1]) Ber. r. 2_4, 8_1.

ein Neues und Fremdartiges den Menschenkindern künden, sondern sie sollte die im Menschengemüthe wohnenden, aber gleichsam vom Schlummer gefesselten Wahrheiten wachrufen und befreien. Deshalb meldet der Talmud[1]) von einigen Männern, die vor der sinaitischen Gesetzgebung gelebt haben, sie hätten Alles gehalten, was später Moseh den Israeliten geboten habe.

Dieser Satz muß über die Maßen wunderlich erscheinen, wenn wir annehmen, die Menschen können nicht aus eigenem Nachdenken zu der Wissenschaft vordringen, welche die Thora uns lehrt. Woher hätten denn Abraham, Isaak, Jakob, von denen der Talmud rühmt, daß sie vor der Thora gehalten haben, was in der Thora steht, wissen können, was Gott dereinst durch den Mund des Moseh den Israeliten befehlen werde? Es scheint fast lächerlich, wenn der Talmud betont, daß Abraham das Gebot der Sukkah beobachtet habe, zumal ja dieses Gebot aus der Wüstenwanderung Israels, aus dem Umstande, daß Gott sie in Hütten habe wohnen lassen, sich herschreibt. Aber es ist gar nicht lächerlich, wenn wir sagen, daß Abraham, der von Ort zu Ort wallen mußte, der so oft sein schwankes Zelt abbrechen mußte, durch das Licht seiner Vernunft die Einsicht gewonnen hatte, welche uns die Sukkah lehrt: daß Gott in Hütten hütet. Der Talmud will sagen: in einigen Männern vor Moseh war der Wille zum Guten so energisch und durchgreifend, das sie die Thorheiten und Irrtümer, unter denen sie erzogen waren, von sich warfen, daß sie unbeirrt auf die innere Stimme ihres Gemütes horchten; hier aber vernahmen sie dieselben Lehren, die Moseh nachher verkündet hat. Denn die Schrift steht nicht über der Vernunft, nicht gegen die Vernunft, sondern sie ist unsere Weisheit und unsere Einsicht, sie ist in unserem Herzen und wir vernehmen das Wort der Schrift aus der eigenen Seele, wenn wir ihre Stimme nicht gewaltsam durch den Bann der Sünde ersticken, wie man auch den Ruf eines unschuldig Verurteilten durch lauten Trompetenschall übertönt.

Jedoch zugegeben, daß die Offenbarung notwendig war, weil die Menschen die alte Adamsweisheit vergessen hatten, warum waren es gerade die Israeliten, denen die Gnade sich so hilfreich erwiesen und sie aus der Finsternis zum Lichte geführt hat?

Der Talmud hat auch darauf eine Antwort, die uns unbefriedigt ließe, wenn wir sie wörtlich nehmen, und die uns befriedigen wird, wenn wir sie in einem höhern Sinne erfaßten. Er erzählt,[2]) der liebe Gott sei zu allen Nationen der Erde gegangen, überall habe er seine Thora feilgeboten, aber sie, von der geschrieben steht, sie sei köstlicher als Gold und Edelstein, daß ihr Erwerb besser sei als jeder andere Besitz, habe keinen Abnehmer gefunden; nur Israel habe den Werth des Kleinods erkannt.

---

[1]) Joma 28 b u. ö. — [2]) Mechilta zu 20_2.

Das ist folgendermaßen zu verstehen: Eine Offenbarung kann keinem zu Teil werden, der nicht für dieselbe empfänglich; ein herrliches Kunstwerk wird nur den begeistern, dessen Sinn der Schönheit geöffnet ist; irgend ein eigentümlicher Naturvorgang wird nur den Neues lehren, der Kunde hat von dem Walten in der Natur, und der Unkundige wird darauf gar nicht achten. Es wird erzählt, daß ein fallender Apfel den großen englischen Naturforscher auf die Entdeckung der Gesetze des Falls gebracht habe; durch dieses einfache Ereignis wurde ihm das Gesetz offenbart; aber diese Offenbarung konnte nur einen so hochstrebenden Denker erleuchten.

So, meint der Talmud, gab es Ereignisse die Fülle, welche die Völker das Walten Gottes hätten lehren können, wenn nur diese Ereignisse mit aufmerkendem Sinn wären verfolgt worden; was am Sinai geschah, dieser große und gewaltige Aufruhr in der Natur, — wären die andern Nationen Zeugen davon gewesen, sie wären erstaunt, sie wären entsetzt gewesen über das erschütternde Schauspiel, aber eine neue Einsicht wäre ihnen nicht aufgegangen; sie steckten zu tief im Morast des Irrtums. Israel jedoch, das ganze Volk sah den Donner wie es in der Schrift heißt,[1]) entnahm aus dem Donnern die Anschauung der Gottheit. Dieser Naturvorgang konnte nur den Israeliten eine Offenbarung werden, weil sie allein von allen Völkern empfänglich waren, in einem außerordentlichen Ereignis den Finger Gottes zu erblicken. Wie der dürre Boden die Saat nicht aufnimmt, und wie der aufgewühlte Boden fähig ist, das Korn zu empfangen und zu entfalten, so kommt auch die Offenbarung nur in die offenen Seelen.

Wodurch aber ist Israel der Sinn geöffnet worden? war es das unmittelbare Verdienst derer, die am Sinai standen, war es ihre persönliche Leistung, daß sie reif und würdig waren zur Wiedererweckung des göttlichen Geistes im Menschen? — Darauf giebt nun die Geschichte der Erzväter eine entscheidende Antwort.

Israel war das einzige Volk, in welchem der Gottesgeist, wie er in Adam sogleich sich geltend machte, nie ganz erloschen war. Es ist ein matter Schein von Wahrheit dabei, wenn unsere Feinde davon reden, Israel verehre einen Nationalgott; wir verehren den Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat; aber daß er uns „leuchten konnte vom Berge Paran das Feuer des Gesetzes in seiner Rechten," daß Israel Aug und Ohr hatte für die Offenbarung des Sinai, das war nur möglich, weil Moseh anknüpfen konnte an nationale Erinnerungen, weil dieser Gott der Welten auch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs heißen konnte. Es war das זכות אבות „Verdienst der Väter", wenn Israel zum Gottesvolke wurde und es ist nur recht und billig, wenn wir voll Ehrfurcht zu ihnen aufblicken, wenn wir in unseren Gebeten die Erinnerung an die Erz-

[1]) וכל העם ראים את הקולת 2. M. 20,18.

väter in uns erwecken. Sie haben die Thora gehalten vor der Thora. Ohne die Wegsteine, welche ihren Nachkommen Moseh aufgerichtet hat, fanden sie, von innerem Lichte erhellt, den Weg zu den Höhen des Lebens. Von ihnen berichtet die Schrift so eingehend ihren Lebenslauf, darum sind sie uns erhabene Muster. Wohl hatte schon Abraham Offenbarungen der Gottheit; aber der Midrasch hebt es ausdrücklich hervor, wie diese Offenbarungen ihm zu teil wurden, nachdem er sich selbst aus der Wüste des Heidentums herausgerissen hatte. Keine übernatürliche Erscheinung hat ihn aufgescheucht vom Götzendienst seines Vaters Terach, seines Königs Nimrod, sondern eigenes Nachdenken.

Rabbi Chija, Enkel des Rabbi Adda aus Joppe berichtet darüber Folgendes:[1]) Terach war Götzendiener und verfertigte Götzenbilder, die er zum Verkauf ausstellte. Einstmals ging er fort und ließ Abraham zurück, um das Geschäft zu leiten. Da kamen denn ältere Männer von fünfzig, von sechzig Jahren, um sich Bilder zu kaufen. Denen sagte Abraham: „wehe über einen sechzigjährigen, der sich bückt zum Werk eines Tages!“ Da schlichen sich die Käufer beschämt von dannen. Da kam nun auch eine Frau, die brachte eine Schale feines Mehl und sagte ihm: „bringe sie den Götzen.“ Nun nahm Abraham einen Stock, zerschlug die Bilder und gab sodann den Stock dem größten in die Hand. Der Vater kehrt heim und sieht die Zerstörung. Abraham wird zur Rede gestellt und spricht: „was soll ich es leugnen; ein Opfer wurde gebracht; das entfachte den Streit; jeder der Götzen wollte es haben; da nahm der größte der Götzen den Stock und zerschlug sie alle.“ Da sagte Terach: „was spottest du meiner, nehmen denn die Götzen irgend etwas wahr?“ und vorwurfsvoll sprach Abraham: „warum hört dein Ohr nicht, warum merkt dein Verstand nicht, was dein Mund jetzt redet?“ Da brachte Terach den Sohn vor Nimrod, und Nimrod sagte: „wohlan, willst du dich nicht vor Gebilden deiner eigenen Hand beugen, so bete das Feuer an“; da meinte Abraham: „warum nicht das Wasser, welches das Feuer verlöscht?“ — „So sei's das Wasser,“ meinte Nimrod. „Warum denn nicht die Wolke, welche das Wasser spendet?“ — „So verehre die Wolke!“ sagte der Herrscher; „Warum denn nicht den Wind, der die Wolke verjagt?“ erwiderte Abraham; „So bete den Wind an!“ befahl ihm Nimrod; „Da könnte ich ja noch lieber den Menschen anbeten, der den Sturm aushält.“ Jetzt wurde Nimrod zornig und sagte: „wohlan, ich werfe dich in's Feuer, meinem Gott zum Opfer, denn ich verehre das Feuer; mag dein Gott dich erretten!“ — und Abraham wurde errettet.

In dieser Erzählung ist manches lehrreich; so zeigt sich Nimrod anfangs sehr duldsam; er läßt jeden Wahn gelten; ob es nun Bilder seien oder Wasser und das Feuer, ob Wolken und Winde, vor denen Abraham sich niederwirft, es ist ihm gleich; nur die Wahrheit, der Glaube an den Einzig

---

[1]) Ber. r. 38_{13}.

Einen, zu dem Abraham sich bekennt, regt ihn auf und reizt ihn zur Grausamkeit. So war das Heidentum stets voll Schonung gegen jeden Irrthum; Rom hat die Götzen aller unterworfenen Völker bei sich aufgenommen und ihnen in seiner Mitte Heiligtümer aufgerichtet, nur gegen die Juden war es unduldsam; denn Irrtum und Wahrheit können sich nicht vertragen.

Aber am wichtigsten ist es, wie der Midrasch den Denkprozeß des Abraham veranschaulicht, wie er diesen nicht durch übernatürliche Gesichte, sondern durch logische Erwägungen zur Gotteserkenntnis vordringen läßt, die selbst den Tod nicht scheut um der Wahrheit willen.

Nicht plötzlich sonach ist das Gotteslicht am Sinai aufgestrahlt, sondern dieses Leuchten ist langsam angebahnt und vorbereitet gewesen; in Israel allein war das Licht der Vernunft, durch welches schon Adam den einen Gott erkannt hatte, nicht ganz erloschen; in ihm allein hatten es Männer wie Abraham, Isaak und Jakob stets aufs Neue gepflegt und er hatte ihnen schon vor der sinaitischen Offenbarung zur Thora geleuchtet; wenn auch nur schwach und matt glimmte es fort in allen Gemütern; so konnte es der Odem Gottes, der über dem Schilfmeere, der am Sinai ruhte, zur hellen Flamme entfachen; nur weil er der Gott der Väter war, konnte er der Gott der Völker werden. Das Licht der Offenbarung und das Licht der Vernunft sind keine Gegensätze, sondern נר ה׳ נשמת אדם „die Vernunft selbst ist das Gotteslicht.“[1])

Amen!

[1]) Spr. 20_{27}.

2.

Zum Abschnitt לך־לך.

Vernunft und Glaube.

M. A.! Wie würziges Kraut oft erst seinen Duft spendet, wenn es zerrieben wird, wie wohlriechend Öl zumeist erst seine volle Kraft bekundet, wenn es durcheinander geschüttelt und bewegt wird, so entwickelt nach dem Worte der Weisen auch der Mensch seine Talente und die Fülle seiner Fähigkeit nur im Kampfe, wenn er zwischen feindlichen Mächten sich durchzuwinden hat. Erfindungsreich wird der Geist, wenn die Not auf ihn einstürmt; klarer wird unser Verständnis, wenn wir im Streite der Meinungen durch den Gegner gezwungen werden, stets neue Gründe für unsere Überzeugungen aufzufinden. Die Schlagfertigkeit gegen die Widersacher, das Geschick, den Widerspruch rasch aufzuheben und zu besiegen, erhöht nicht nur die Zuversicht zu dieser Kraft, sondern auch das Vertrauen zum Werte der Wahrheit, die wir vertreten; und der Geist, der im Streite ist gerieben und geschüttelt worden, verbreitet den vollen Duft der Wahrheit über den Kreis der Menschen, mit denen er verkehrt. Wem die Prüfung des Lebens fern bleibt, dem bleibt auch das Verständnis desselben fern. Die Züchtigung und die Zucht des Schicksals, es ist dasselbe wie dem Worte so dem Begriffe nach, der Niegequälte bleibt unerzogen und kann niemals Andere erziehen.

Darum hat tiefsinnige Volksweisheit großen Männern schon an die Wiege Gefahr und Prüfung gesetzt, und schon die ersten Tage ihres erwachenden Lebens, die wohl diesen späteren Helden und Weisen meistens so inhaltslos dahingeflossen sind als gewöhnlichen Menschenkindern, sagenhaft ausgeschmückt, um damit anzudeuten: wer die Menschen dereinst beherrschen und sie leiten soll, der kann nicht früh genug in die Schule der Leiden genommen werden, der wird früh in den Streit ziehen, daß die Bewegung seinen Geist öffne, wie sie die Zellen der Blumen aufschließt und verborgenen Duft ausströmt, wie sie dem Öle seinen Wohlgeruch entlockt. „Achtet auf die Söhne der Armen, denn sie sind die wirksamsten Verkünder der Lehre der Wissenschaft," sagt der Talmud. Und er spricht von den Armen an dieser Stelle nur deshalb, weil die Sorge um das tägliche Brot das einfachste

und gewöhnlichste Triebrad ist, welches die Seele in Bewegung setzt; aber sicherlich entging es der Einsicht unserer weisen Vorfahren nicht, daß auch jede andere Not geeignet ist, die Triebe und Kräfte der Seele zu wecken, daß es so recht ein Geschick der Vorsehung ist, aus der Not eine Tugend zu bilden.

Denn gar gewaltig beherrscht die Meisten die Macht der Gewöhnung und träge wird die Seele, die nichts zu tragen hat; gegenüber den Anforderungen des Lebens bleiben wir allezeit große Kinder; wen das Schicksal nicht aufstört mit seinem scharfen Stachel aus dem Schlummer und den Träumen, der verträumt sein ganzes Dasein und wacht niemals auf. Wir müssen geweckt werden, um wach zu sein, und es ist kein Schade dabei, wenn das Schicksal recht unsanft uns stößt und schüttelt; es schmerzt, aber es thut gut. Rascher fällt die Binde von unserem Auge und die vom Schlafe gefesselte Sehkraft wird entbunden und frei. Das sind die Glücklichen nicht, welche keine Sorge quält, das sind die Glücklichen, welche die Sorge überwinden; das sind die Weisen nicht, welchen der Zweifel ewig fern blieb; das sind die Weisen, welche den Zweifel entwaffnet und ihn gezwungen haben, selbst der Wahrheit zu fröhnen. Denn wie jeder Genuß nur den erquickt, der sein begehrt, wie die Freude über das Erlangen sich richtet nach der Stärke des Verlangens, so erfrischt auch die Erkenntnis nur den Geist dessen, der gefragt und gezweifelt hat, der den Rätseln und Problemen nachgespürt hat.

Dieses Grübeln und Nachdenken erzeugt die Not und der Hunger, die Qualen, von denen der Schlafende nichts weiß; aber sie treiben uns auch zu den Stätten, wo der Hunger gestillt, wo die Sehnsucht befriedigt, wo das Rätsel gelöst wird, wo der Fragende Antwort erhält. Der Lorbeer, den das Schicksal unversehens seinen Sterblichen gleichsam auf die Stirn wirft, er drückt, aber er schmückt nicht; der Schatz, den der Zufall uns bringt, er ist wie ein Meteor, blendend mit grellem scharfen Licht, aber nicht zufällig ist, daß rasch gewonnenes Glück zerrinnt; wir haften nicht an ihm mit unserer Arbeit, so haftet er auch gewöhnlich nicht an uns; wir schätzen die Dinge hauptsächlich doch nur nach der Mühe, welche sie uns gekostet haben, und wir wissen darum nicht zu schätzen, was uns mühelos in den Schoß fällt. Es ist eine ganz falsche Auffassung, daß geniale Naturen ihre erhellenden Einblicke in die Tiefen der Seele und der Welt leicht gewinnen. Leicht wird ihnen allerdings die triviale Kenntnis, mit welcher die Alltags- und Dutzendmenschen sich brüsten. Aber wo diese sich beruhigen, da bleibt der Genius nicht stehen; den treibt sein Wissensdrang immer tiefer hinein in den dunklen Schacht, auf unwegsame Bahn, die selten betreten wird. Da wird es auch ihm nicht leicht, vorzudringen, und oft besteht die Kunst eines großen Geistes, der den Wissensschatz bereichert oder humane Einrichtungen durchsetzt, in dem eisernen energischen Willen, der jede Mühe überwindet, der da noch weiter schreitend sich emporarbeitet, wo Andere den Fortschritt für unmöglich halten und sich zur Umkehr entschließen.

So offenbart sich oft darin die große Liebe Gottes, daß sie höher begabte

und begnadete Seelen vor große Aufgaben stellt, daß sie ihnen eine schwerere Bürde auferlegt, daß sie die Ansprüche höher spannt, um dadurch die Spannkraft dieser reicher ausgestatteten und elastischen Seelen zu erhöhen. Jede Prüfung bringt sie dem Ziele der Vollkommenheit näher, welche sie anstreben.

Deshalb heißt es von Abraham, dem Manne, dessen Lebensbild in diesen Abschnitten vorgeführt wird: „zehn Prüfungen hatte Abraham zu bestehen“[1]). Wer alle Zeit auf ebener Straße wandeln soll, der braucht sich nicht sonderlich in seiner Jugend anzustrengen; wer aber *den Berg des Herrn* besteigen, und wer auf dieser Höhe verharren will, wer den Beruf in sich spürt, hinaufzuklimmen auf die unerstiegenen Zinnen, wo der Blick die ganze Erde umfaßt und wo selbst die Aufschau zum Throne Gottes möglich wird, der muß sich frühzeitig daran gewöhnen, fest und unerschüttert zu bleiben durch die Wechselfälle, unbeirrt durch die stets wandelnden Erscheinungen das Ziel im Auge zu behalten und klar und unermüdlich es zu verfolgen.

Abraham hatte in seiner Jugend das kühne und erstaunliche Schauspiel gesehen, daß alle Bewohner der Erde sich vereinigten zu einem gewaltigen Bau, auf daß die *Einheit des Menschengeschlechts* erhalten bleibe und ihr äußeres Zeichen gewinne in dem riesigen himmelragenden Turme; die Alten sagen, Nimrod und seine Genossen, welche dieses Werk errichteten, hätten die Absicht gehabt, die Himmel zu stürmen und *Gott* zu entthronen; und diese Bemerkung enthüllt so recht die Seele des Schrifttextes. Dieser ungeheure Bau, was war er anders als ein Akt der Selbstvergötterung, als eine *Verherrlichung der materiellen Kraft* und somit eine Entthronung, eine Verleugnung der Gottheit?

Unser Geschlecht ist bekanntlich seitdem älter, aber nicht viel klüger geworden und wie ungeheure Bauten Ägyptens, Babylons Stolz gewesen, so sind ähnliche *materielle Erfolge* der Ruhm der Gegenwart, welcher sie die schweren *sittlichen Schäden* und Gefahren übersehen läßt. Abraham war Zeuge des Turmbaus gewesen und des Mißerfolges dieser außerordentlichen Anstrengungen, und er allein zog aus dieser Verwirrung die rechte Lehre, daß die Einheit des menschlichen Geschlechtes auf ganz anderem Wege zu erreichen sei, daß das einigende Band *der Erkenntnis Gottes* als des Weltschöpfers und Welterhalters sich um die Völker winden müsse: jede ausschließlich durch materielle Mittel herbeigeführte Einheit sei trotz allen äußeren Zusammenhaltens doch im Kerne ein *Babel*, eine Verwirrung, da die Selbstsucht unzählige sich kreuzende, sich vernichtende Sonderinteressen erzeuge.

Frühzeitig erkannte Abraham, wie der Talmud berichtet[3]), seinen Schöpfer; aber damit war noch nicht viel gewonnen. Es ist ja ein unterscheidendes

---

[1]) Pirke Abot 5_4. — [2]) Ber. r. 38_6. — [3]) Nedarim 32a.

Merkmal der jüdischen Lehre, daß sie ihre Grundwahrheit, den Gottesglauben, keineswegs als etwas der Vernunft Unerreichbares darstellt, sondern daß sie nur das Verdienst für sich in Anspruch nimmt, diese Vernunftwahrheit zur vollen Deutlichkeit entwickelt, durch die Offenbarung den menschlichen Verstand gleichsam zu sich selbst gebracht zu haben; das Judentum sieht nicht seine Widerlegung, sondern seinen Triumph in dem Gerede vieler, daß zur Erkenntnis seiner Lehren eine Offenbarung nicht notwendig gewesen sei. Das ganze erste Buch Mosis dient keinem anderen Zwecke als dem, zu zeigen, daß seit der Erschaffung der Welt bis zu Moses der Funke der Gotteserkenntnis niemals erloschen sei. Die Schrift redet von Adam, von Kain und von Abel, von Noah als von solchen, die Gott erkannten und nennt einen Zeitgenossen Abrahams, Melchizedek, nennt ihn einen Priester des höchsten Gottes. Der Talmud fügt hinzu, daß auch Sem und Eber, die direkten Ahnen Abrahams, die Lehre von dem Einzig Einen begriffen hatten, und er denkt sicherlich nicht daran, das Verdienst unseres Erzvaters zu schmälern. In der rechten Erkenntnis hatte er manche Genossen, aber in dem Haß und in dem Ingrimm gegen den Götzendienst, in der Liebe und in dem Eifer, die Gotteslehre zu fördern und zu verbreiten, sie im Leben zu bewähren und ihr Freunde und Anhang zu verschaffen, darin stand er einzig da. Darum wenden die Weisen auf ihn das Wort des Psalmisten[1] an: אהבת צדק ותשנא רשע וגו׳. „Du liebtest die Gerechtigkeit und haßtest die Bosheit, deshalb hat Gott, dein Gott, dich gesalbt mit dem Öle der Wonne vor deinen Genossen." Sie vergleichen ihn in geistvoller Umwandlung des והיה בְּרָכָה in ויהיה בְּרֵכָה[2]) mit der Flut: wie diese die Menschen reinigt, so Abraham; wie diese die Menschen zusammenführt und zur Straße wird, welche die Völker vereint, so Abraham, der von Ort zu Ort zog und Altäre baute und lehrte im Namen des Ewigen.

Abraham ist das Vorbild nicht nur eines Kundigen, nein, auch eines Künders der Wahrheit. Es heißt von ihm: „Abraham teilte den Riß, welcher Himmel und Erde trennte, Abraham verbrüderte das Menschengeschlecht."[3]) Sem und Eber mochten in ihren stillen Klausen ähnliche Gedanken wälzen wie Abraham sie lehrte, und wir wissen aus der Geschichte, daß viele Denker durch die Betrachtung der Schöpfung zur Erkenntnis des Schöpfers geführt wurden. Aber was frommte diese Erkenntnis, die nur den Geist Eines Mannes oder weniger seiner vertrauten Freunde erleuchtete, während die Herrschaft des Götzendienstes ungestört blieb und die Welt in Nacht und Finsternis verharrte? Der Herr spricht von ihm: כי ידעתיו למען אשר יצוה את בניו ואת ביתו לעשות צדקה ומשפט. „Ich habe ihn lieb gewonnen, denn er wird seinen Nachkommen und seinem Hause befehlen, sich nach seinem Vorbilde zu richten und den Weg des Herrn zu hüten und Gerechtigkeit zu üben."[4]) Abr. war mehr als der Entdecker einer neuen Wahrheit, er war der Stifter einer religiösen Genossenschaft.

[1]) Ps. 45_8. — [2]) 1. M. 12_2. Ber. r. z. St. (39_{11}). — [3]) ibid. 39_2. — [4]) 1. M. 18_{19}.

Durch die Vernunft Gott erkennen, es war damals nichts Kleines, aber es war auch wieder nach den Begriffen des Judentums und den Erfahrungen der Geschichte nichts so Außerordentliches, daß man Abraham nach dem Worte des Propheten den Einzigen nennen könnte. Denn dem Israeliten ist die Vernunft nicht minder ein Quell der religiösen Erkenntnis als die Offenbarung, und man kann von diesem Verhältnisse das Wort Davids brauchen: אחת דבר אלהים שתים זו שמעתי. Eines, Eine Lehre hat der Herr gesprochen, zweifach habe ich sie vernommen,[1]) einmal durch eigenes Nachdenken, das andere Mal durch die Verkündung am Sinai. Aber dieser lebendige Drang durch die Welt zu wallen, dem Herrn Altäre zu errichten, seine Lehre zu predigen und die rechte Erkenntnis zu bewähren und auszuprägen in einem rechten reinen Wandel, das war eine ganz neue Erscheinung; nie vor ihm konnte man sagen: ואלה ימי שני חיי אברהם אשר חי, „dies waren die Lebensjahre Abraham, welche er gelebt hatte,"[2]) d. h. welche er nicht vergeudet, sondern ausgefüllt hatte mit dem edelsten Werke, Aufklärung und Sittlichkeit zu verbreiten.

Zu dem Verse ואברהם זקן בא בימים „Und Abraham war alt und betagt,"[3]) bemerken die Weisen שני עולמות זקן זה קנה: „der Greis, dem das Alter eine Würde und keine Bürde sei, muß so gelebt haben, daß er beide Welten, das Diesseits und Jenseits, sich erworben habe;[4]) mancher sei alt an Tagen, aber nicht alt an Thaten. Abraham war mit beiden Gütern gekrönt, denn er war „ein Vielgeprüfter.[5]) Gott hatte von seiner frühesten Jugend bis in sein Alter seinen Mut gestählt und seinen Geist gebildet für den welterlösenden Beruf, dem er seine Jahre weihte.

Es giebt eine Gotterkenntnis, die man in der Schule der Philosophen, und eine andere, die man nur in der Schule des Lebens gewinnen kann, die eine vermehrt unser Wissen, die andere veredelt unsern Willen, die eine schärft unsern Verstand, die andere läutert unser Herz, die eine ist Wissenschaft, die andere ist Religion. והאמין בה' ויחשבה לו צדקה „Abraham glaubte an Gott, das wurde ihm zum Verdienst angerechnet.[6]) Der Gott, den wir begreifen, ist derselbe, an den wir glauben." Glauben in dem Sinne einer Unterwerfung unserer Vernunft unter das Widervernünftige, das kann der liebe Gott von uns nicht fordern, denn diese Forderung wäre ebenso widervernünftig wie widernatürlich. Ja, die Behauptung kann dreist gewagt werden, solche Unterwerfung ist nie geleistet worden. Die Vernunft kann und soll ihre Grenzen erkennen, aber sie kann nun nimmermehr billigen und annehmen, was sie zu verleugnen und zu verwerfen durch die ihr innewohnenden Gesetze gezwungen ist. Gott hat sich uns offenbart durch die Propheten, aber zuvörderst hat er sich uns kundgethan durch den Hauch seines

---

[1]) Ps. 62_{12}. — [2]) 1. M. 25_{7}. — [3]) 1. M. 24_{1}. — [4]) Ber. r. 59_{6}. — [5]) ראש לנסיון ebd. — [6]) 1. M. 15_{6}.

Geistes, durch die Vernunft. Diese Offenbarungen dürfen sich nie widersprechen. Einen solchen Widerspruch nur für möglich halten, heißt die Gottheit anklagen, daß sie den Sterblichen absichtlich höhne und verwirre, heißt an der Wahrheit dessen zweifeln, von dem es heißt: „Das Siegel seiner Größe ist die Wahrheit.“[1])

Der Talmud sagte: Abraham hatte keinen Vater, keinen Lehrer, der ihn zu Gott führte; aber derselbe Quell, aus dem die Weisheit einer Kunde irdischer Dinge ihm zuströmte, spendete ihm durch die Thora die Gotteserkenntnis; dennoch meldete die Schrift von ihm: er glaubte an Gott; denn Glauben ist nach jüdischen Begriffen nichts anderes als die Bewährung der Gotterkenntnis durch die Sittlichkeit und die Menschenliebe. Und folgt nicht aus dieser Definition des Glaubens, daß er der Stärkung bedarf durch die Prüfung, und daß er nur verbreitet werden kann durch die Macht und die Mittel des Geistes, nach der Weise Abrahams durch Lehre und Beispiel? Wer im Besitze der Wahrheit zu sein glaubt, den treibt es unwiderstehlich, sie zu verbreiten; das gilt von jeder Wissenschaft, auch von der religiösen; aber selbstverständlich ist es bisher noch keinem Denker eingefallen, die Menschen mit Gewalt zu seinen Überzeugungen zu bekehren; Was der Geist geboren hat, kann nur durch die Macht der Gründe in den Geist des Anderen eindringen. Anders steht es mit dem Glauben an das Widervernünftige: wer diesen Glauben hat, der will ihn verbreiten, aber er kann seinem ganzen Wesen nach Gewalt und äußeren Zwang nicht verschmähen; denn den Einwurf: wie kannst du die Vernunft zwingen, kann doch der nicht gelten lassen, der sich diese Marter auferlegt und die eigene Vernunft zum Glauben zwingt. Wohl ist bei diesem Proteste alles eitel Täuschung und Einbildung; denn unser Verstand hat nicht einmal die Fähigkeit ein Joch zu ertragen, das seiner innersten Natur widerstrebt. Aber wer in dem Netze dieser Täuschung verstrickt, dem ist es gar nicht zu verargen, wenn er seine Nebenmenschen mit Gewalt und Grausamkeit zu bekehren sucht. Es ist eben nur die furchtbare grauenvolle Konsequenz des ersten ungeheuerlichen Irrtums, des Glaubens an das Widervernünftige. Wer da meint sich selbst Zwang anthun zu müssen, um Gottes Gnade zu erlangen, der übt ein Werk der Menschenliebe, wenn er Andere zur Seligkeit mit Folter und Todesdrohung zwingt.

Anders hat das Judentum den Glauben und die Aufgabe, ihn zu verbreiten, erfaßt: „Als Kind von drei Jahren erkannte Abraham seinen Schöpfer.“[2]) Dieser Satz will aus der Rätselsprache des Talmuds in die klare und deutliche des gewöhnlichen Lebens übersetzt sagen: Sobald sein Bewußtsein erwachte, fand er in diesem den Quell seiner Erkenntnis, sein Wissen von Gott war rein rationalistisch. Nicht zufällig, sondern eben weil er tiefer dachte und klarer forschte, erkor ihn die Gnade Gottes zum Propheten; aber damit sein Wissen ein Glauben, ein stetes Bewähren seiner Gedanken wurde, schickte ihm der Herr mannigfache

---

[1]) חותמו של הק׳ב׳ה אמת Sabbat 55a. — [2]) בן ג׳ הכיר אברהם את בוראו.

Prüfung. So wurde ihm Lehre und Leben, Denken und Thun, Geist und Charakter wie es bei dem echten Manne sein soll, einig und geschlossen. Sein Künden von Gott, seine Treue gegen ihn, das waren die einzigen Mittel, seiner Überzeugung Bahn zu brechen und Anhang zu verschaffen. Wirkte er durch Lehre und Beispiel, so erging an ihn der Ruf des Herrn; und so wurde er נשיא אלהים „zum Gottesfürsten“ [1]) für die Heiden, unter denen er wohnte.

Blendender ist der Erfolg der Gewalt, nachhaltiger der Sieg der Milde; wie Abraham, so hat auch sein Stamm nur wirken wollen durch die Macht des Gedankens, durch die Treue der Wahrheit, durch den Mut, mit dem er jede Prüfung ertrug und durch sie nur fester wurde in seinem Glauben. Die Arbeit ist des Menschen, aber der Erfolg ist Gottes, so dachte Abraham, so sein Volk, und sie blieben beide treu. Aber Gott hat Abraham und sein Volk nicht verlassen um seines großen Namens willen und uns Sieg verliehen. Er wird auch ferner Sieg verleihen denen, die für ihn wirken, indem sie ihn lehren und bekennen. Amen.

---

[1]) 1. M. 23_{6}.

3.

Zum Abschnitt חיי שרה

Herr und Diener.

M. A.! Abraham war nicht nur einer der edelsten, er war auch einer der glücklichsten Menschen, von denen uns die Schrift berichtet. Nicht ohne daß mannigfache Prüfungen ihm geworden, war er zu der Höhe des Glückes emporgestiegen Ist das auch Glück, was uns ohne Kampf und Mühe in den Schoß fällt? Wer einen Berg ersteigt, hat einen Hauptteil des Vergnügens im Überwinden der Schwierigkeiten; die Aussicht auf der Spitze wäre bei weitem nicht so erfreulich, wenn einer ohne alle Anstrengung hinaufgehoben würde. Es war eine Genugthuung für Abraham, daß die Bewohner Kanaans zu ihm, dem Fremden, der ohne Anhang im Lande war und im Wichtigsten, in der religiösen Überzeugung, auf's Schroffste ihnen gegenüberstand, daß diese zu ihm sagten: „ein Fürst Gottes bist du in unserer Mitte." Die Befriedigung aber konnte nur wachsen, wenn er daran dachte, daß er schon als Greis in das Land gekommen war und unter steten Kämpfen dies Ansehen errungen hatte. וה׳ ברך את אברהם בכל „Gott hatte den Abraham mit Allem gesegnet;"[1]) und nicht der geringste Teil dieses Segens war, daß der greise Mann in Eliefer einen treuen Diener hatte, auf den er sich unbedingt verlassen konnte, der seinem Herrn nicht nur mit seiner körperlichen Kraft, sondern mit jeder Regung seiner Seele diente.

Es ist in alter und neuer Zeit eine oft vernommene Klage, daß die Diener nichts taugen, daß sie treulos sind, daß sie nur auf ihren eigenen Vorteil sinnen, daß sie gleichsam die natürlichen Feinde derer sind, zu deren Dienst und Stütze sie berufen wurden. Der Fürst auf dem Thron und der schlichte Bürger in seinem einfachen Haushalt beschweren sich gleichmäßig über die Unzuverlässigkeit ihrer Diener, und wollte man diesen Reden trauen, so könnte es scheinen, als seien alle diejenigen, die zu gebieten haben, vortrefflich, und alle die, denen geboten wird, abscheulich. Unsere alten Lehrer sagen in ihrer derben und bündigen Weise: Wer viel Diener hält, pflegt viel Raub in seinem Hause; und noch Schlimmeres

---

[1]) 1. M. 24,1.

sprechen sie von dem Hauswesen, in welchem viel Diener beschäftigt oder eben weil ihrer so viele sind, nicht beschäftigt sind. Und das ist gewiß, wer viel müßige Leute in seinem Hause hält, wie es vordem und vielleicht noch heute zum guten Tone gehört, der öffnet der Sünde Thür und Thor; Muße ist jedem Arbeiter recht und notwendig, aber wer müßig seine Tage hinbringt, der erliegt in jedem Stande leicht der Versuchung; ist er sein freier Herr, so wird er ein Schlemmer und Verschwender, ist er ein Diener, so erwacht in ihm die Lust, sich auf Kosten seines Herrn zu vergnügen.

Im allgemeinen jedoch gilt die Regel: jeder wird so bedient, wie er es verdient. Einem Fürsten wird der Spruch nacherzählt, daß er müde sei, über Sklaven zu herrschen; aber vielleicht wurden seine Unterthanen nur Sklaven, weil er mit seinem Eigenwillen, mit dem Gewicht seiner Macht jede freie Regung niederdrückte. Es ist die thörichte Meinung der Mächtigen, der Reichen, der Herren, daß sie genug gethan haben, wenn sie den Dienst bezahlen, sie betonen so energisch den Unterschied zwischen sich und ihren Untergebenen, als könnte nie die Stunde kommen, wo sie nicht des Herzens, der Liebe derer bedürfen, die ihnen dienen; sie sehen in diesen nur Maschinen, von denen sie Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit erwarten, und nicht lebendige Menschen, deren That tot ist, wenn sie nicht von der Liebe beseelt wird. So lange das Leben gleichmäßig dahinfließt, fällt es ja vielleicht keinem auf, daß der Diener keinen herzlichen Anteil nimmt an dem Hause, in dem und von dem er lebt; um des Nutzens willen erträgt er die rauhen, strengen Worte des Herren, dessen Schelten und Toben bei dem kleinsten Anlaß, und hält sich schadlos, daß er, wenn der Herr kaum den Rücken wendet, seiner spottet, ihn täuscht und vielleicht gar betrügt. Aber für jeden Menschen kommt einmal die Stunde, wo ihm der maschinenmäßige Dienst nicht ausreicht, wo er eine Leistung braucht, die von der Liebe beseelt und beflügelt ist; und dann kann er auf den nicht zählen, den er nur bezahlt hat.

Unsere Alten sagen: Alle bedürfen der Liebe, sogar Abraham, um dessentwillen die göttliche Liebe wieder den Erdgeborenen zu Teil wurde, bedurfte der Liebe seines Knechtes Elieser. Aber nur Vertrauen erweckt Vertrauen, nur mit seinem Herzen kann man Herzen erwerben, und wer sich über Untreue und Undank seiner Diener beklagt, der sollte zuvörderst erwägen, ob er auch leistet, was er fordert, ob er nicht kalt und teilnahmslos bleibt bei der Not, bei der Sorge, bei all den tausend Gebresten dieser geplagten Menschen. Und welch ein Glück ist es besonders für den, der ein großes Wesen zu verwalten hat, treue Menschen um sich zu haben, die mitsorgen und sinnen, die in ernsten Zeiten ihren Eifer verdoppeln, die mit ihrer Seele dienen. Es ist ein seltenes Glück, weil es nur wenig Menschen giebt, die sich wirklich darum mühen, weil die meisten mit jedem Worte der Anerkennung kargen, mit dem Tadel aber

gar verschwenderisch um sich werfen, weil sie selbst dann noch den *Herrn* zeigen, wo es würdiger und vernünftiger wäre, den *Menschen* zu zeigen.

Abraham, der Reiche, der Weise, der Gottesfürst, wie ihn selbst die Heiden nannten, bedurfte in der Überfülle seines Glückes seines Dieners Eliefer, und all sein Glück wäre zerronnen, wenn Eliefer treulos, wenn er nicht vielmehr dem Abraham völlig ergeben gewesen wäre. Abraham sah seinen Sohn heranwachsen, und er bangte vor dem Gedanken, daß er eine im Götzendienst und in der Sittenlosigkeit Kanaans erzogene Frau in das reine Zelt der Sara führen könnte. Fernab lebten dem Abraham noch Verwandte; wenn er von diesen eine Jungfrau zur Gattin für Isaak gewönne, so durfte Abraham hoffen, daß dann in dem Heim seines Sohnes auch die Gedankenwelt des Vaters eine Stätte finden werde. Aber Abraham war alt, den Isaak wollte er nicht von sich lassen, er wollte den einzigen Sohn nicht den Gefahren einer so weiten Reise preisgeben, und so vertraute er denn das Glück seines Sohnes, sein Hab und Gut, ja die Zukunft der Gottesidee seinem *Diener Eliefer*.

Und wie treu war die Hand, in die Abraham sein Schicksal gelegt hatte. Er kommt in das Haus der Verwandten Abrahams, zuerst denkt er an die Tiere, die ihn, seine Begleiter und seine Schätze in die Ferne getragen hatten. Dann wird ihm Speise vorgesetzt, daß er nach der langen Reise sich erquicke. Aber der treue Knecht vermag nichts zu genießen, bevor er seinen Auftrag vollzogen und seine Werbung vorgebracht hat. So treuherzig, so edel und offen ist dieser Mann, daß *Rebekka*, die junge Maid, sofort sich dazu entschließt, ihm zu folgen; sie ist trotz ihrer Jugend verständig genug, um zu begreifen, daß nur ein edler Herr solch treue Diener hat. Und wollen wir die Hingebung des Eliefer nach ihrem vollen Werte würdigen, so müssen wir in Betracht ziehen, daß Eliefer, so lange Abraham kinderlos dastand, sich für den Erben Abrahams halten durfte, ja von diesem als solcher ausdrücklich bezeichnet wurde. Erst in hohem Lebensalter waren dem Abraham Ismael sowie Isaak geboren worden. In jedem niedern Gemüte wäre Mißgunst emporgesprossen gegen den Spätgeborenen; aber Eliefer fühlt sich nicht verdrängt und zurückgesetzt, vielmehr ist ihm Isaak der wichtige Gegenstand seiner erfinderischen Sorge

Ist es indes nur ein günstiger *Zufall*, daß Abraham diesen treuen Diener hat? Schon die Beobachtung des gewöhnlichen Lebens würde diese Meinung widerlegen; schlechte, eigennützige Menschen werden selten gut bedient, sie werden mit den Ruten gezüchtigt, mit denen sie die andern schlagen. Aber die heilige Schrift berichtet geradezu, wie Abraham den Eliefer geehrt, daß er das treue Gemüt nie verletzt und zurückgestoßen, sondern nach Verdienst belohnt hat. Eliefer heißt: זקן ביתו המושל בכל אשר לו „der Älteste des Hauses, der Gewalt hatte über Alles, was dem Abraham gehörte."[1]) Mißtrauen ist wie Mehltau, der sich auf die Blüten des Herzens legt,

[1]) 1. M. 24_2.

wenn dieses sich eines redlichen Strebens bewußt ist. Für Abraham war Eliezer der treue Diener, und eben deswegen galt er ihm als ein hochangesehener Hausgenosse; er durfte schalten über alles, was dem Abraham gehörte; darum durfte auch Abraham schalten und frei gebieten über die ganze Persönlichkeit seines Dieners, der ihm nicht nur seine Kräfte, sondern auch seine Gedanken weihte, der das Glück und Gedeihen seines Herrn wie ein eigenes Heil empfand.

Auch aus dem talmudischen Zeitalter werden uns Züge rührender Treue des Herrn gegen den Diener berichtet. Es gab kurz nach der Zerstörung des Tempels einen Patriarchen namens Gamaliel, der wegen seines strengen, ja zuweilen herrischen Wesens in argen Zwist mit seinen gelehrten Genossen geriet, die sich nur durch Gründe und nicht durch Machtsprüche besiegen lassen wollten. Um so bezeichnender ist für die ganze jüdische Auffassung des Verhältnisses zwischen Herrn und Diener die innige Beziehung dieses Patriarchen Gamaliel zu seinem Knechte Tobias, von dem der Talmud uns Mannigfaches berichtet[1]). Ja, als dieser Knecht starb, trauerte der Patriarch um ihn, wie um einen nahen Anverwandten und pries seine Verdienste. Aber nicht nur dieser Tobias, sondern überhaupt alle Diener und Dienerinnen des Patriarchen wurden in seinem Hause ehrerbietig behandelt. Er, der streng und energisch war gegen die Genossen, war mild und freundlich gegen seine Knechte, während gewöhnlich diejenigen, die gegen Höhere kriechen und schmeicheln, ihren ganzen Mut darauf verschwenden, die Niedrigen zu erniedrigen, die Gedrückten noch tiefer zu drücken, und Rabbi Jose sagte: so wir an der Bahre eines treuen Knechtes stehen, so ziemt es uns zu klagen: Weh über den guten und redlichen Mann, der lebte von seiner Arbeit.

So hat das Beispiel des Abraham Schule gemacht in Israel, und dabei galt im Altertum der Sklave als eine Sache, und seine Rechtsverhältnisse sind in antiken Gesetzbüchern ein Kapitel im dinglichen Rechte, und zur Zeit des Patriarchen Gamaliel fanden vornehme römische Herren ein Vergnügen daran, ihre Sklaven in ihre Fischteiche zu werfen, weil, wie man sagte, Fische, die diese Kost genießen, einen ganz andern Wohlgeschmack haben. Inmitten solcher Frevel blieb Abraham, blieb das Judentum der Anschauung treu, daß auch der Sklave Menschenrecht habe, und daß es um so besser wäre, je mehr man diese Menschenrechte anerkennt und zum Ausdruck bringt. In den Sprüchen Salomos lesen wir: „Ein verständiger Knecht soll Gewalt haben über den Sohn des Hauses, der schändlich, und unter den Brüdern soll man ihm das Erbe geben"[2]). „Verleumde nicht den Knecht bei seinem Herrn, daß er dich nicht verfluche und du es büßest"[3]). Ein Mann wie Abraham erhebt sich über die enge Anschauung seiner Zeit, sieht im treuen Knechte den Hausgenossen und bereitet sich durch die

---

[1]) Ber. 16.b. — [2]) עבד משכיל ימשל בבן מביש ובתוך אחים יחלוק נחלה Spr. 17,2. — [3]) אל תלשן עבד אל אדוניו פן יקללך ואשמת Spr. 30,10.

Übung dieser Tugend das hohe Glück, daß er das Geschick seines Sohnes getrost in die Hände des Eliezer legen kann.

Wahrlich Abraham kann uns nicht nur in den hohen Tugenden, durch die der Gottesfürst unter den Menschen wandelte, als Muster dienen, sondern er ist nachahmenswert auch in den einfachen Regeln, mit denen er sein häusliches Leben ordnete. Weil es keine Herren wie Abraham giebt, giebt es keine Diener wie Eliefer. Die Menschheit ist vorwärts geschritten, sie hat an Stelle der heidnischen Roheit die Freiheit gesetzt; aber noch immer will der Begüterte den Besitzlosen knechten, und wiederum empfindet der Arbeiter seine Pflicht als ein Joch, und daraus entstehen die Konflikte, von denen unsere Kultur bedroht ist; eine Feindschaft bildet sich zwischen denen heraus, die auf einiges Zusammenwirken angewiesen sind. O schauet her auf Abraham, dem sein Diener ein Verwalter, „ein Herr war über alles, was ihm gehörte", und ebenso gut als weise gerade durch dies Vertrauen einen Diener von seltenstem Eifer gewonnen. Amen.

4.

Zum Abschnitt ויצא

Das Kämpfen Jakobs.

M. A.! Es sind nicht immer liebliche und freundliche Bilder, die die Schrift uns vorführt; oft weilt unser Auge mit Unlust, ja sogar mit Widerwillen bei einzelnen Szenen, wo selbst die hervorragenden und gefeierten Führer unseres Volkes keine schöne und würdige Rolle spielen; daraus schmieden dann die Verächter unseres Stammes und unseres Glaubens die Waffen, und sagen: sehet, so geartet waren eure Ahnen, eure Lehrer. Aber diese vergessen, daß kein Mensch, sondern ein Buch die Norm und der Grund unseres Glaubens ist; die Schrift aber muß nur an Wert gewinnen, wenn wir sehen, wie sie selbst an ihren Heiligen die Schwächen und Fehler bloslegt oder vielmehr wie sie gar keine Heiligen kennt, sondern nur Menschen, die mit größerem oder geringerem Erfolg mit der Sünde ringen. Da giebt es denn wie in jedem Kampfe Siege und Niederlagen. Das sind die Großen, denen am Abend die Palme winkt, die aus der Nacht zum Lichte sich erhoben haben. Aber dieser Kampf wird geschildert in allen seinen Stufen, die hellen wie die trüben Momente werden parteilos dargestellt; gewaltig und überwältigend ist die eherne Wahrheit dieses Buches; indem es seine Helden zeigt mit ihren Flecken und ihrer Blöße, zeugt es für sich selbst, und ist für uns nur um so reicher an Lehre und Anregung. Denn diese gefeierten und ewig denkwürdigen Persönlichkeiten, wir sehen sie zumal in den früheren Phasen ihres Lebens straucheln und sündigen, daß wir sie kaum für besser halten als uns selbst; aber diese selben Menschen, die in ihrer Sünde uns verwandt waren, steigen auf zu hoher Tugendbewährung und rufen uns zu: klimmet uns nach, ihr könnt es, so ihr es wollt.

Es giebt kleinliche Menschen, denen es eine Lust ist an den Großen alter und neuer Zeit es nachzuweisen, daß sie in einzelnen Stunden klein gewesen seien; jeder hat seine Schwächen, und es ist ein bekanntes Wort der Modernen, daß kein Held vor seinem Kammerdiener groß dastehe; aber das liegt nicht ganz am Helden; die Kammerdienerseelen — und es giebt ihrer etliche, die sogar

große Bücher schreiben — haben selten Verständnis für wahres Heldentum: Zwerg und Riese, die Füße stehen auf demselben Boden, aber der Kopf ragt hoch hinaus; der Zwerg kann gar nicht hinaufschauen zu dem hochragenden Haupt; so kann die gewöhnliche Natur an dem hochstrebenden Geiste nur die ihr verwandten schlechten alltäglichen Eigenschaften fassen und spürt sie gern auf; für das Außerordentliche fehlt ihr der Maßstab. Andere wieder — und das sind die besseren und reineren Menschen — sind so von Bewunderung hingerissen, daß sie den Makel gar nicht merken, sind so von der Sonne geblendet, daß sie ihre Flecken nicht sehen; diese erzählen nun von Wesen höherer Art, während in Wahrheit den Besten menschliche Leidenschaft nicht fremd ist.

In der heiligen Schrift führt die Wahrheit selbst den Griffel, da fehlt nicht Licht nicht Schatten, da ist die Schilderung ein Abbild der Wirklichkeit, und wie wir nicht selten, wenn wir das Porträt eines Menschen sehen, sagen: dies ist lebenswahr, dies ist getroffen, obgleich wir diesen Menschen nie gesehen haben, so fühlen wir es aus der Darstellung der heiligen Schrift heraus, daß sie unverfälschte Wirklichkeit wiederspiegelt. Indem wir von den Sünden der Edlen lesen, ruft sie uns zu: Weil du diesen verwandt bist in der Sünde, kannst du und mußt du es versuchen, ihnen verwandt zu werden in der Tugend. Ungeschminkt und ungeschmückt, — das ist nicht immer schön, aber es ist wahr.

Vielleicht werden wir nach diesen einleitenden Worten den Vorwurf besser würdigen, der gegen Jakob, den Helden unseres Schriftabschnittes erhoben wird, indem man sagt: Was für ein Verdienst ist an diesem Manne, der seinen Vater täuschte, seinen Bruder betrog um das Heiligste, um den väterlichen Segen? Aber will denn die Schrift diese Handlungsweise als lobens- und nachahmenswert hinstellen? Zwar auch in dieser Sünde zeigt sich immerhin der Grund eines edlen Gemütes; er täuscht und trügt, und was will er erreichen? den Segen des Vaters! Wohl vergreift er sich in den Mitteln, irrt er sich im Ziele — denn nicht der erschlichene sondern nur der frei und bewußtvoll gespendete Segen der Greise hat seine Weihe — dennoch dürfen wir es nicht verkennen, daß es nicht Geld oder Ehre sondern ein ideales Gut ist, nach dem seine Seele verlangt. Wie viele Kinder wachsen heute heran, die, um die segnende Hand des Vaters zu gewinnen, freilich nicht täuschen werden, aber sie werden sich überhaupt nicht darum mühen, sie haben nicht die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Majestät der Greise, vor der Krone des grauen Haares. Dem Jakob aber ist die segnende Hand des Vaters ein Gegenstand heißer Sehnsucht. Und diese Täuschung, nicht aus eigenem Plane heraus unternimmt er sie; die Mutter ist es, die ihn dazu beredet. Wie mag der Sohn treu und harmlos bleiben, wenn Vater und Mutter nicht einträchtig zusammenwirken, wenn sie wie zwei feindliche Mächte sich entgegentreten? wo solcher Zwiespalt der Gesinnung oder gar der That unter den Eltern Platz gegriffen hat, da ist der böse Keim in das Gemüt des

Kindes gelegt. Es ist eine Not, wenn ein Sohn sich die Frage vorlegen muß: soll ich dem Vater oder der Mutter folgen? Aus dieser Not kann nichts Gutes sprießen; man kann aus Nesseln keine Lilien ziehen. Jakob aber sträubt sich anfangs gegen den Trug, zu dem ihm die Mutter rät; und als er ihn dennoch vollzieht, da that er es wie die Alten sagen: „gezwungen, gebeugt, mit Thränen im Auge"[1]), denn von Jakob dem Rüstigen und Hurtigen heißt es dabei וילך ויקח ויבא „er ging — er nahm — er brachte"[2]), wo doch einfach das Wort „er brachte" ausgereicht hätte; um anzuzeigen, daß er keineswegs mit seiner Seele bei der Täuschung war.

Aber sollen diese Betrachtungen den Jakob verteidigen, sollen sie ihn von Schuld entlasten? Nein, sie sollen nur die Schuld mildern, sie sollen erweisen, daß selbst in der Sünde der an sich tüchtige Charakter Jakobs sich nicht verleugnet.

Aber die Schrift berichtet uns auch, wie hart Jakob dafür gestraft wurde; Jahrzehnte mußte er, der von Mutterliebe gepflegte und verwöhnte Sohn, in der Fremde weilen verfolgt von dem gerechten Zorne des Bruders, und als später in seinem eigenen Hause der Bruderzwist ausbrach und ihm das Alter verstörte, mußte es ihn nicht gemahnen, als wenn die Schatten der eigenen Jugendschuld wieder auftauchten und ihn heimsuchten? Der erste Satz unseres Schriftabschnittes bezeichnet schon die ganze Schwere seiner Strafe: „Jakob zog von Beerseba zum Charan", von Rebekka zu Laban, aus der Heimat in die Fremde, von der Liebe, die ihn verwöhnte, zur Selbstsucht, die ihn ausbeutete, von der List, die sich für ihn opferte, zur List die ihn zum Opfer erkoren. Und auf dieser einsamen Wanderung überraschte den Armen, den Hilfslosen die Nacht an einem wüsten Orte, und er betete daselbst, und übernachtete, denn die Sonne war untergegangen.

Er betete daselbst. Unsere Weisen sagen[3]): die drei Gebete, welche den täglichen Gottesdienst Israels bilden, sind von den Erzvätern eingerichtet worden. Abraham ist der Urheber des Morgengebetes, Isak der erste, der am Nachmittag gebetet hat, Jakob hat zuerst am Abend gebetet. Und so lange der Tempel stand, wurde entsprechend dem Morgen- und Nachmittaggebet ein Opfer zur Zeit der aufsteigenden und zur Zeit der sich neigenden Sonne gebracht; Jakobs Einrichtung jedoch fand keine ähnliche Berücksichtigung im Tempeldienste. Schön ist an dieser Bemerkung der Alten zuvörderst dies, daß sie nicht, wie man es gewöhnlich thut, unsere Gebetordnung aus dem Opferdienst herleiten, sondern umgekehrt den Opferdienst aus der Ordnung der Gebete, daß ihnen nicht der Kultus der Form, sondern der Kultus des Herzens das Ursprüngliche ist. Aber die Alten wollen nicht, daß ihre Sentenzen in ertötender Wörtlichkeit aufgefaßt werden; es hat einen tiefen Sinn, wenn sie die drei Erz-

[1]) אנים וכפוף ובוכה Br. r. 62_{15}. — [2]) 1. M. 27_{14}. — [3]) Berachot 26 b.

väter als die Urheber der drei Gebetsformen hinstellen. Abraham, der frisch und kühn Auftretende, er, der stets kämpft aber stets siegt, sein ganzes Leben ist ein lichter Morgen, wo die Sonne mit der Finsternis den glorreichen Kampf aufnimmt und besteht; er ist dem Sonnenball vergleichbar, der nach dem Psalmisten „wie ein Bräutigam aus seinem Gemache schreitet und sich wie ein Held freut zu durchschreiten die Bahn"[1]). Und Abraham ist gläubig, er bekennt sich zu Gott, er bekennt sich als Werkzeug Gottes; er betet am Morgen; Isak war der Ordner des Nachmittagsgebetes; Isak ist nicht viel mehr als der Sohn und als der Vater eines großen Glaubensheros; seine eigene Persönlichkeit tritt niemals bedeutsam hervor. Wie das Leben des Orients zur Zeit der Mittagsschwüle, war sein Dasein träg und ruhig, ohne Stürme und ohne Siege; kein beachteter, kein verachteter Mann, und er dankte Gott für dieses Gleichmaß der Tage, er betete zu Mincha.

Jakob aber hat das Maariwgebet geordnet; er betete, da es Nacht wurde, da „die Sonne niederging". Nicht dumpfe Verzweiflung erfaßt den Einsamen, der auf hartem Stein sein müdes Haupt bettet; sondern er erinnert sich, daß es einen Gott giebt, der die Nacht erleuchtet, und betet. Jakob hatte gesündigt, da er Vater und Bruder hinterging; aber wer wäre nicht versöhnt mit dem Sünder, der, durch seine Schuld verstoßen, einsam zur Nachtzeit in der Wüste betet? Man nennt mit Recht die Bahn der Schuld eine abschüssige; darum stellt mit Recht die Schrift nicht nur diejenigen hoch, die wenig der Sünde auf sich geladen, sondern auch die Männer, die auf der abschüssigen Bahn Halt gemacht und sich gewendet haben

Und damit die Strafe für seine List voll sei, tritt ihm, sobald er nach Charan kam, in Laban, seinem Oheim, List und Tücke in ihrer ganzen Schamlosigkeit entgegen und zeigt ihm den Abgrund, in den die Neigung zu Quer- und Seitenwegen den Menschen führt. Laban heißt wörtlich der Weiße, der Unschuldige, und harmlos und freundlich wie sein Name war die Außenseite seines Charakters. Bei Jakob's Ankunft, da hastete, eilte er ihm entgegen und umarmte und küßte ihn. Witzig bemerken die Alten[1]), „er eilte ihm entgegen", denn einst war Eliezer, der Brautwerber, des Isak mit einer ganzen Karawane nach Haran eingekommen, da hoffte er von Jakob, des Isak Sohn, ein gleiches, da er die erwartete Karawane nicht sah, so umarmte er ihn, denn vielleicht hat der Fremdling sein Gold in Beuteln in seinen Kleidern; da auch diese Hoffnung fehlschlug, so küßte er ihn, denn vielleicht trug Jakob Perlen und Edelsteine nach der Weise der Orientalen im Munde. Sie wollen damit sagen, hinter Liebkosungen versteckte sich seine Selbstsucht und sein Eigennutz. Für eine Stunde der List mußte Jakob zwanzig Jahre es dulden, eine Zielschiebe zu sein des Truges und der Täuschung. Darum erzählt uns die Schrift die Wallfahrt des Jakob zu

---

[1]) Ps 19₆. — [2]) Ber. r. 70₁₃.

Laban, daß sein Schicksal uns warne vor der List, daß sie uns lehre, wie Segen nicht erschlichen sondern nur errungen werden kann. Schlauheit wird so oft in der Welt mit Klugheit verwechselt; aber schon die einfachste Beobachtung kann uns lehren, daß gerade die Beschränkten und Armen im Geiste zu List und Tücke greifen, während der wahrhaft Verständige auf geraden Wegen wandelt und gerade dadurch erstaunliche Erfolge erzielt. Fast jeder Trug richtet sich gegen den, der ihn übt. Die Wahrheit allein ist siegreich. Amen.

5.

Zum Abschnitt ויש״ה.

Das würdige Alter.

M. A.! Die drei Patriarchen stehen wie eine heilige Wacht vor den Pforten der Geschichte Israels und sie künden, daß in der Geschichte dieses Stammes nicht Schlachtenruhm oder staatsmännische Kunst gefeiert wird, sondern Frömmigkeit und Treue. Unter diesen drei Gotteshelden war dem Isak wohl das glücklichste Dasein beschieden. Das glücklichste, aber freilich nicht das rühmlichste; denn Glück und Ruhm gehen auf Erden selten Hand in Hand. Das Glück ist die üppige Pflanze, die am besten in der Niederung gedeiht; der Ruhm jedoch ist der Fichte vergleichbar, die auf hohem Felsen in den Stein ihre Wurzel schlägt und nun schlank und frei auf dem einsamen Gipfel emporstrebt. Isak war der Sohn eines großen Vaters, er war der Vater eines großen Sohnes; er selbst jedoch hat weder im tapfern Thun, wie Abraham, noch im edlen Dulden, wie Jakob sich besonders ausgezeichnet. Aber in dem trauten ehelichen Bunde, den er in jungen Jahren mit Rebekka geschlossen hat und der bis in das späteste Alter hinauf beiden ein Quell des Segens und der Freude gewesen ist, bietet sich ein Schauspiel, an dem sich Herz und Seele labt, ein Schauspiel, wie es so rein und schattenlos nicht das Familienleben des Abraham, nicht das des Jakob uns zeigt.

Jakob und Esau, ihre Söhne, sonst so gegensätzlich in ihrem Denken, in ihrem Empfinden und in ihrem Thun, der eine wild und jäh und trotzig, der andere schlicht, besonnen und demütig, diese Gegensätze vereinten sich in der Liebe zu dem ehrwürdigen greisen Elternpaar; beiden schien es die höchste Gunst, wie die Hand des Vaters sich segnend auf ihr Haupt legte: wahrlich, diese kindliche Liebe des Esau, sie vermag uns auszusöhnen mit so manchen harten und häßlichen Zügen, die uns in seinem Charakter peinlich berühren. Ein treuer Sohn, ein gutes Kind kann kein schlechter Mensch sein. Aber ob es auch dem Isak nicht vergönnt gewesen ist, gleich seinem Ahn und seinem Sprossen in herrlichen Thaten, in harten Prüfungen sich zu bewähren, wie gut und treu und lieb muß doch dieses greise Paar gewesen sein, daß des Esau wilder Trotz vor ihm sich beugte, daß ein Wink des Vaters, ein Wunsch der Mutter den ungestümen Sinn nach ihrem Willen lenkte.

Denn wahrlich, wie das graue Haar ein Diadem ist, dem Jeder willig Ehrfurcht bezeugt, wenn anders sein Träger würdig ist, so ist wiederum nichts verächtlicher als das Alter, wenn es von dem Makel der Sünde befleckt ist. Wir stehen vor einem Greise; was ist natürlich als unsere Vermutung, daß ihm die Jahre Erfahrung und Besonnenheit gegeben, daß sie ihm das Blut gekühlt, die Leidenschaften gebändigt, die Macht der Sünde gebrochen haben? Unwillkürlich verbindet unser Denken den Begriff des Alters mit dem der Weisheit und der Mäßigung. Um so peinlicher ist die Enttäuschung, um so widerlicher der Eindruck des Alters ohne Ehre, des weißen Haares und der unreifen Gedanken und Worte. Wir möchten so gern den ehrfürchten, der das graue Haar, der die Krone trägt von Gottes Gnaden; aber nun verbietet uns sein Wandel ihm diesen Tribut zu zollen. Wenn wir die Sünde des Jünglings, des Mannes hassen, so ist uns die Sünde des Greises ein Gegenstand der Verachtung, des Ekels. Mit zitternder Hand, mit gekrümmten Rücken gierig nach den goldenen Äpfeln langen, die am Baume des Lebens blinken, das dünkt uns würdelos und elend. Wenn wir an einem Greise vorüberschreiten, dem das Alter ein Herbst ist ohne Ernte, den die Jahre drücken aber nicht schmücken, der zurückschaut auf leere öde unfruchtbare Tage, da ist im empfindenden Gemüt kaum noch Platz für die Anklage, sondern zur Klage stimmt uns das innigste Mitgefühl mit einem Menschen, dessen ganzes Leben, um in einem bekannten Gleichnis zu reden, eine Krümmung ist, die nicht gerad gebogen werden kann.

Ohnedies vereinsamt das Alter, der Geis kann nicht Schritt halten mit der Jugend, die Staat und Religion nach ihrer Anschauung gestaltet; er fühlt sich durch tausend Dinge verletzt, die doch nichts weiter sind als der Ausdruck des Verlangens, daß die Gegenwart nicht in die Formen der Vergangenheit eingezwängt werde; selbst wo man ihm nachgiebt, fühlt er, daß es oft nicht die Unterordnung unter seine bessere Einsicht bedeutet, sondern diese Nachgiebigkeit eine Rücksicht und Schonung ist, wie sie dem Schwachen gezollt wird, wie wir sie in ähnlicher Weise gegen die stürmische Jugend geübt. Auch da wo um die Greise der Kinder, der Enkel große Schaar sich rankt, fehlen ihnen bei aller Treue die Freunde, die gleichaltrigen Genossen, die gleich empfinden und streben und deren Jugenderinnerungen in denselben Zeiten wurzeln. Aber diese Vereinsamung selbst wird den bedächtigen Alten zur Quelle heiterer Freuden, wenn sie aus den Tiefen des Gedächtnisses die Perlen hinaufbringen, die lichten und frohen Erinnerungen, die wie Regenbogenleuchten die Wolken erhellen. Wie elend jedoch sind die Greise, die bei dem Rückblick auf eine Wüste schauen.

Da zeigt uns die Schrift in Isak und Rebekka ein greises Paar, das, da die Augen müde und die Glieder schwach wurden, in sich schauen konnte und dort einen Schatz reinen Empfindens, heiligen Erinnerns hegte, mit dem es stets aufs neue das matte Herz erfrischt; da sehen wir

die Gatten, wie sie sich gegenseitig ergänzen in der Waltung des Hauses, wie die kluge umsichtige Rebekka gegen den einen Sohn gut zu machen trachtet, was Isak vielleicht in leicht verzeihlicher Schwäche und Vorliebe für den Andern gefehlt hatte.

Wie rührend ist nicht Isak selbst in dieser Schwäche. Wie er selbst ohne Falsch ist, so traut er den Worten Esau's; sein Herz sagt ihm, daß Esau ihn liebe, und er kann es nicht glauben, daß er den Vater, den er liebe, kränken würde durch einen sündigen Wandel. Aber sollte es ihm entgangen sein, daß Jakob der Bessere ist? Keineswegs! aber ist es so selten, daß Eltern gerade zu dem Kinde sich besonders hingezogen fühlen, das weniger reif und tüchtig ist? Sie wollen durch ihre Liebe gleichsam ersetzen, was ihm an Kraft fehlt. Isak will den Esau segnen. Offenbart sich hier ein böser Sinn gegen Jakob? O nein, von Jakob weiß er, daß er den Segen in seinem zufriedenen Herzen trägt, daß er der segnenden Vaterhand nicht bedarf. Bei Esau jedoch will er mit dieser Hand gleichsam die Lücke schließen, die dessen Charakter bietet. Freilich, daß er durch seine Sittenlosigkeit dieser Liebe unwert geworden ist, davor verschließt er gewaltsam sein Auge. Rebekka jedoch gleicht aus, was Isak fehlt, ihr Gerechtigkeitssinn empört sich dagegen, daß Esau den Lohn seiner Heuchelei davontragen soll, und so weiß sie auf Jakob die Segensspende zu lenken, die dem Esau zudacht war.

Und welche Verehrung müssen diese Eltern genossen haben, wenn selbst Esau, der leichtsinnige und sündige, sich so eifrig bemüht zeigt um den Segen aus dem Mund des Greises; so wallen diese Gatten, durch ihre gegenseitige Neigung erfreut und beglückt, von der Verehrung ihrer Kinder begleitet, durch das Leben, und als Isak, nachdem er ein höheres Lebensalter denn Abraham vor ihm und Jakob nach ihm erreicht hatte, stirbt, heißt es von ihm: er starb alt und am Leben gesättigt. Das Schicksal hatte, da es ihnen den Bund der Jugend bis ins späte Alter erhielt und ihnen der Kinder Ehrfurcht und die Achtung der Nebenmenschen erweckte, diesem Paare die Krone des Glückes gewährt, und sie waren gesättigt vom Leben, das die Meisten in unbefriedigter Sehnsucht verlassen. Amen.

6.

Zum Abschnitt וישב.

Weisheit im Glück.

M. A.! Glück und Unglück, beide drängen auch inbezug auf unser sittliches Thun den Menschen hinaus aus dem Gleichmut des Lebens und können zuweilen die Ursache edler hochherziger Werke werden, die weit sich unterscheiden von dem gewöhnlichen Leiden, oft genug aber sind sie die Versucher, die uns hinüberlocken, die uns hinüberstoßen zu Sünde und Schuld. Salomo, dessen Weisheit sich nicht zum mindesten darin zeigte, daß er seiner Weisheit mißtraute, daß er in ihr keinen unbedingten Schutz gegen die mannigfache Verführung sah, welche auf uns lauert, betete darum zu Gott: „nicht Armut und nicht Reichtum sei mein Teil, gieb mir das Brot meines Bedarfes, daß ich nicht übersatt dich verleugne und spreche: wer ist der Ewige, und daß ich nicht verarmt auf Erwerb durch Unrecht sinne und mich vergreife am Namen des Höchsten[1]."

Es ist wahr, daß, wie des Hammers wuchtige Schläge das Metall festen, so auch die Schläge des Schicksals dem Gemüte Kraft und Festigkeit verleihen; aber wenn der Hammer allzu oft auf das Eisen niederfällt, so wird er es sprengen statt es zu härten, so wird er es zerreißen statt es zu festen; und so darf auch die Not ein gewisses Maß nicht überschreiten, sonst wird sie statt eines Spornes zur Tugend eine Gefahr für dieselbe, und der Mensch läßt entweder müd und mutlos die Hände sinken oder erhebt sie gegen die Schranken des Rechtes und der Sitte. Man nennt die Not ein Feuer der Läuterung, und das ist sie unzweifelhaft; nur müssen wir das Gleichnis ganz zu Ende führen und müssen hinzufügen, daß dieses Feuer, welches zur Läuterung bestimmt ist, einen Gegenstand vernichten kann, wenn er allzu lange in seinen Gluten gelassen wird, daß die Sorge, wenn sie niemals weicht, wenn sie unabläßig unser Herz erregt, die Kraft aufzehrt und zerstört.

Wie oft stehen wir zornig und empört vor einer entsetzlichen That, und es wäre uns eine persönliche Genugthuung, wenn der Schuldige gestraft würde; könnten wir diese Schuld auf ihre Ursprünge verfolgen, könnten wir die Ver-

---

[1]) ריש ועושר אל תתן לי הטריפני לחם חקי וג' Spr. 30, 8 f.

wirrung der Seele schauen, aus der heraus die unselige That geschehen ist, wir würden zwar den strafenden Arm der Gerechtigkeit nicht aufhalten, aber wir würden das Unrecht als ein Unglück erkennen und wir würden den Schuldigen beklagen, denn — sagt der Weise — Alles verstehen heißt Alles verzeihen.

Aber nicht nur das Unglück, auch Glück und Erfolg besitzen nur allzusehr die Macht, uns den Gleichmut der Seele zu rauben, uns zu Thorheit und Sünde zu verleiten, und in frevlem Übermut schwingen wir die Fackel, deren Flamme den Bau unseres Glückes in Asche legt. Ja die Not, deren Wirkungen auf unser sittliches und geistiges Leben so oft unheilvoll sind, hat doch noch weit häufiger wohlthätigere Wirkungen zu verzeichnen als das Glück. Die Not, sie macht schöpferisch, erfinderisch und erhebt den Menschen oft über sein natürliches Wollen und Können. Ein großer Besitz aber ist nur sehr wenigen ein Sporn, ihn zu nützen für das allgemeine Wohl. Nur ganz besonders tüchtige oder gute Menschen haben das Gefühl der Verpflichtung, die der Reichtum auferlegt; zumeist aber macht er träg und übermütig und untergräbt so die Wurzeln des Baumes, unter dessen Schatten er ruht, an dessen Früchten er sich labt. Ein witziger Mann hat den Ausspruch gethan: die Geschichte eines großen Besitzes vollzieht sich in drei Geschlechtern, der Vater erwirbt es, der Sohn genießt es, von dem Enkel wird es vernichtet. Aber nicht selten schreitet das Schicksal noch ungleich rascher, und mancher wiederum, der im Stande ist das Erworbene zu wahren, ist unfähig, sich vor Übermut zu hüten, und, wie in die reife und saftige Frucht der Wurm sich leichter einnistet, so ist es gerade ein mit allen Gütern und Freuden gesättigtes Leben, in welches der Wurm sich schleicht und die Säfte aufzehrt. Und glaube keiner, das sind nur die Einfältigen, die die Güter nicht mit Bedacht wahrzunehmen und zu genießen verstehen. O nein, oft ist einer tüchtig genug, um den Kampf mit der schwersten Not mutig aufzunehmen und erfolgreich zu Ende zu führen; aber in der Fülle der Güter, wo keine Sorge seine Stirn beschattet, verschafft er sich selbst den Feind, der ihn niederwirft.

Zeugnis dessen ist, was uns in dem heutigen Schriftwort von Jakob, unserem Erzvater, berichtet wird. Jakob weilte in friedlichem Behagen in dem Lande, wo sein Vater wohnte, im Lande Kanaan. Gott hatte ihn reich gesegnet; leer war er aus der Heimat gezogen, verfolgt von dem Haß, von dem Fluch des Bruders, und nun war er zurückgekehrt mit reicher Habe; und was ihm die Freude am Besitze erhöhte, das war das Bewußtsein, daß er ihn sich selbst erworben mit emsigem Mühen. Oft geht die Rede, es liege kein Segen in dem Gute, das irgend ein Glückslos uns in den Schoß wirft. Und wie in allen solchen Volksworten, so ist auch in diesem ein Körnlein Wahrheit. Jeder will gern sein Schicksal selbst bestimmen, er will zeigen und setzt seinen Stolz darin, daß er selbst für sich sorgt, und nun kommt ein neckischer Zufall und schafft ihm in einem Momente, was er vielleicht in jahrelanger Arbeit sich nicht hätte gewinnen können; er will die Gabe

nicht von sich weisen, denn sie ist ihm der Quell so vieler Genüsse und nimmt von seinem Haupte die Last der Sorgen; aber völlig froh wird er dieses Besitzes nicht, das Mißbehagen bleibt, daß er einer Schicksalslaune zu verdanken habe, was er ungleich lieber seinem eigenen Verdienste beimessen möchte.

Jakob hatte diese Genugthuung, welche den toten Besitz gleichsam belebt, durchleuchtet, welche ihn, da er der Erfolg unserer Arbeit ist, gleichsam zu einem Teil unseres eigenen Daseins macht. Und sein milder Sinn hatte ihm den höchsten Triumph bereitet: Esau, sein Bruder, war ihm entgegengezogen, die alte Feindschaft im Herzen, aber da sie sich gegenüberstanden nach langer Trennung, und Jakob es ganz vergessen hatte, daß der Haß des Bruders ihn in die Fremde hinausgestoßen, ihn Jahrzehnte hindurch der Heimat und dem Elternhause fern gehalten hatte, da erwachte auch in Esau der brüderliche Sinn, und sie fielen sich versöhnt in die Arme.

Es ist ein unsäglicher Schmerz, denen entfremdet zu leben, mit denen wir durch das natürlichste und heiligste Band, durch die Verwandtschaft des Blutes, verknüpft sind; Freundschaft ist etwas sehr Seltenes, und wenn sie der Bruder nicht übt, dem jeder Blutstropfen in uns entgegenschlägt, wie schwach ist da die Aussicht, sie bei dem Fremden zu finden; und es ist nur ein geringer Trost, wenn wir uns sagen können, daß wir keine Schuld haben an der Entfremdung. So lebhaft ist das Gefühl der Verwandtschaft, daß die Schuld des Bruders uns fast als unsere eigene erscheint, daß wir ihrer uns schämen und sie vor den Leuten verbergen.

Jakob hatte nicht nur Ruhe und Frieden, er hat auch das Herz des Bruders gewonnen, und er weilte, wie es in der Schrift heißt, in seiner Heimat, in dem Wohnort seines Vaters. Als er fortgezogen war aus der Heimat, da betete er zu Gott um Schutz auf dem Wege, um Brot und Kleid, und sodann, daß er in Frieden wieder heimkehre in sein Elternhaus. Das Heimatsgefühl war überhaupt in alter Zeit und sogar noch bei unseren nächsten Vorfahren lebhafter als heutzutage; aber immerhin ist es nach der Natur des Menschen jedem eine hohe Freude, denen, die unsere Kindheit beobachtet, die unsere ersten Schritte ins Leben gesehen haben, gerade diesen später zu zeigen, daß wir nicht wie die Blöden, sondern schauend und lernend durch die Welt geschritten sind und uns ebenbürtig denen anreihen können, die in der Jugend unsere Lehrer, unsere Vorbilder und Muster gewesen sind; die Heimat ist der Ort, wo sich auch der Bescheidene seines Wertes besonders freut, und vollends, wenn uns in dieser Heimat die Eltern leben. Es ist die reinste Lust für Eltern und Kinder, wenn der Sohn als selbständiger Mann zurückkehrt in das Vaterhaus und der Vater stolz auf ihn weisen kann: seht, solch ein tüchtiger Mann ist der geworden, den ihr als Kind, als Knaben gekannt habt.

Jakob lebte bei Isak und konnte ihm zeigen, daß er jetzt den Segen verdiene, den er einst sich erschlichen hatte; er durfte dem alten Vater seinen Lebensabend verschönen; welch ein Labsal für Jakobs treues Gemüt; und ihn umgab der Kinder große Schaar; es war vielleicht nicht ganz leicht, sie zu leiten, denn sie waren, wie natürlich, verschieden an Temperament und Charakter; Ruben z. B., der älteste, war im Gemüte gut, aber ein schwacher Charakter, ihm fehlte die Widerstandskraft gegen die eigene sowie gegen anderer sündhafte Neigung, Simeon und Lewi wiederum waren wild und gewaltsam und ihre Jugend selbst konnte gefährlich werden durch ihre stürmische Leidenschaft, Joseph war eitel und übermütig; so hatte wohl jeder derselben seine Fehler; aber sie alle waren gerad und ehrlich und offen, Verstellung war ihnen fremd, ihr Angesicht war der Spiegel ihrer Seele, ihr Wort der Widerhall ihrer Empfindung, und dem Jakob waren sie alle in innigster Liebe und Ehrerbietung ergeben. Jakob allein, vor allen Erzväter, sagen die Alten, hatte einen Besitz ohne Enge, ohne Schranke; denn Abraham und Isak, wie reich sie waren, sie waren abhängig von der Gunst ihrer heidnischen Landsgenossen; denn die standen fast allein, Jakob jedoch hatte in seinen mannhaften Söhnen Verteidiger seines Besitzes und war erst dadurch in Wahrheit ohne Enge und ohne Schranke Herr desselben.

Und dieses ganze Glück, sagen die Weisen, ein hübsches Gewand hat es vernichtet. Jakob konnte in allem diesem Glücke die Vorliebe nicht meistern, mit der er den einen seiner Söhne, Joseph, vor den andern auszeichnete; und diese eine Schuld verdunkelte sein Dasein, daß er Jahrzehnte der bangen Klage widmete, daß frühzeitig die Gebrechen des Alters über ihn hereinbrachen, daß er später dem Pharao seine Jahre wenig und schlecht nennen mußte. Israel, so erzählt die Schrift, liebte den Joseph mehr denn alle seine Söhne, denn er war ihm ein Sohn, der sein Alter pflegte, und er machte ihm ein Gewand aus Byssus: und da sahen seine Brüder, daß ihr Vater ihn mehr liebte als seine Brüder, und sie haßten ihn und sie ertrugen nicht seine grüßende Rede[1]). Dieser Haß aber stürzte seine Söhne in Sünde und Schuld, brachte über Joseph, seinen Liebling, dreizehn Jahre der Gefahr und der Prüfung und trug Verwirrung und Trauer über Jakob und sein Haus.

Die Alten sagen: „Niemals darf einer einen Unterschied zeigen in der Art, wie er seinen Kindern begegnet, das lehrt Jakobs Beispiel, der durch eine solche unberechtigte Unterscheidung sein und seiner Kinder Glück in Trümmer schlug.“[2]) Wer kann es ermessen, wie tief ein Kindesgemüt verletzt wird, wenn es sich liebend zum Herzen des Vaters und der Mutter drängt, und von diesen schroff und spröd zurückgewiesen wird, wenn es gegen ein anderes zurückgesetzt wird, obgleich es keinem ein größeres Maß von Liebe zu den

---

[1]) 1. M. 37_{34}. — [2]) Ber. r. 84_{8}.

Eltern zutraut als sich. Was kann denn ein Kind anderes geben als sein Herz? und wird diese Gabe verschmäht, da wendet es sich verschüchtert fort, es entfaltet sich der Trotz, der zwar in der äußeren Erscheinung dem Mute verwandt ist, aber in Wahrheit der krasse Gegensatz desselben ist. Ein ganzes Heer von unholden bösen Gedanken schläft in dem Herzen jedes Menschen und sie werden zumal in jungen Gemütern wach und lebendig durch diesen trotzigen Sinn. Aber der Haß der Brüder, den Jakob durch die unnatürliche, dem Joseph gewidmete Vorliebe hervorgerufen, hatte diese dazu verleitet, den Joseph als Sklaven zu verkaufen, und den Vater mit der Nachricht zu täuschen, er sei von einem wilden Tiere zerrissen worden. Da heißt es von Jakob: „er trauerte um den Sohn lange Zeit und alle seine Söhne und alle seine Töchter erhoben sich, ihn zu trösten, aber er weigerte sich, Trost anzunehmen.“[1])

Alle Erklärer werfen die Frage auf, warum Jakob, der fromme und demütige, sich dem Troste verschlossen, sich in die Schickung Gottes nicht gefunden habe. Die einfachste Erklärung ist wohl die: Jakob ahnte, daß Joseph ein Opfer geworden war des Hasses seiner Brüder, und da übermannte ihn das Bewußtsein der eigenen Schuld — das Schicksal ist oft grausam ironisch — und ließ das Herz des Jakob nicht zur Ruhe kommen durch den Vorwurf, daß gerade das unberechtigte Übermaß seiner Liebe seinen Liebling in's Elend gestürzt hatte.

Die Schrift sagt: Israel liebte den Joseph mehr als alle seine Brüder; warum giebt nun die Schrift dem Jakob hier, wo sie von seiner Sünde redet, den Namen, mit dem ihn einst Gott selbst zum Kämpfer Gottes gemacht hatte? nicht ohne Grund; sie will sagen: Joseph war in der That ausgezeichnet vor den Brüdern; es war keine närrische Laune, wenn der Vater von ihm Größeres erwartete: ein Fremder hätte ihn getrost und mit vollem Rechte den anderen vorziehen dürfen; aber der eigene Vater darf seine Liebe nicht abmessen nach dem Maß ihrer Leistung oder der Hoffnungen, die sie erwecken; sondern so sie nur selbst der Liebe eingedenk, haben sie alle das gleiche Anrecht an sein Herz. Da Jakob in der Fülle seines Glückes dies vergaß, wurde sein Dasein verstört und sein Alter verdrossen.

An so leichten Fäden hängt unser Glück; da dürfen wir nicht lange zerren, daß es niederstürzt und verloren geht. Wie oft stehen Eltern verzweifelt vor der Erfahrung, daß all ihre Erziehung nichts gefruchtet hat, und die Kinder dennoch von der Bahn der Tugend gewichen sind; aber wie oft ist auch diese Liebe nur Eitelkeit, die gleichsam die ersten Erfolge der Kinder in Schule und Leben wie eigene Siege betrachtet und die anderer, die weniger gelingen, zurückstößt; so sind es die Eltern selbst, die hier den Hochmut erwecken und dort das Vertrauen

[1]) 37_{35}.

scheuchen und die Saat des Bösen ausstreuen in die kindlichen Seelen. Da stellt die Schrift als Mahnung hin das Bild des Jakob, des schwergebeugten Greises, dessen Not in gewissem Sinne auch seine Schuld war; und lehrt uns, daß der Glückliche Acht haben muß auf dieses herrliche Gut, daß nur die Liebe, welche zugleich die Gerechtigkeit ist, eine Bürgschaft giebt des häuslichen Friedens. Amen.

Predigten

zum Zweiten Buche Moseh.



7.

Zum Abschnitt שמות.

Der Dornbusch.

M. A.! Wenn es wahr ist, das Wort des alten griechischen Weisen, daß der Streit der Vater aller Dinge sei, dann ist die Gegenwart für das Gedeihen der Religion hoffnungsreich und hocherfreulich. Denn wo gäbe es eine Stätte, in der in diesen Tagen um religiöse Fragen nicht gestritten und gerungen wird. Wir werfen einen Blick auf die Schriftwerke, auf die Geistesschöpfungen der letzten Jahre, und siehe da, ein sehr großer Teil hat einen theologischen Inhalt, wir treten in die Hallen, wo die Vertreter des Volkes zu ernster Beratung sich vereinigen und wie oft erwecken die Reden, die wir dort vernehmen, die wichtigsten mit der größten Spannung verfolgten Vorgänge, in uns das Gefühl, als sei da eine Gesellschaft bedeutender Gottesgelehrter zur Schlichtung ihrer Streitfragen vereinigt; im Rate der Könige wie in den flüchtigen Blättern, in denen des Tages Meinung und Neigung einen kurzlebigen Ausdruck gewinnt, überall hallt es wieder vom Glaubensstreit, und er ist es, der der Zeit seine Prägung aufdrückt; auf's Neue bestätigt sehen wir den Satz des deutschen Dichters, daß es im letzten Grunde die Religion sei, welche die Menschen bindet und spaltet, vereint und trennt, daß aller Streit und Hader, aller Zwist und Parteiung auf die eine Formel sich zurückführen läßt, auf den Kampf des Glaubens wider den Unglauben, wider den Aberglauben. Diese drei Kräfte wallen und wogen in dem Herzen des Einzelnen, in dem Leben der Gesamtheit, und nur daß sie nicht rein und klar in die Erscheinung treten, daß selbst der Geist, der stets zerstört, der stets verneint, der Wahrheit ihr Gewand und ihr Schlagwort plündert, um sich unkenntlich zu machen dem trüben Urteil der Masse, entsteht jene Mannigfaltigkeit, welche unsere Einsicht in Kern und Wesen dieser Kämpfe verwirrt.

Und wenn die religiöse Bewegung heute mächtiger braust und brandet, wenn die Wogen hoch und höher steigen und die Stürme wider einander drängen in gewaltigem Anprall, so mag wohl der und jener, der mitten in der Bewegung steht, mit Grund ängstlich sein für sich selbst und manchen

Bau mag die Flut in den Abgrund tragen, aber, gleich wie Herbstessturm und Meeresflut wohl das Haus, das ans Gestade sich lehnt, abheben und niederstürzen, aber dem Ufer selbst nur wenig anhaben und fast wirkungslos sich an ihm brechen, so bleibt fest wie der Erde Grund im Wandel der Formen der religiöse Gedanke und mindestens mit demselben Rechte, wie gesagt worden ist, daß nur mit dem letzten Menschen der letzte Dichter schwindet, kann die Behauptung gewagt werden, daß der Gottesglaube nur mit dem letzten Atemzuge des letzten Sterblichen auf Erden erlöschen wird.

Wenn heut der Streit um die Religion heißer auflodert, wenn die schwachen Funken, die in die Massen gefallen sind, sie so rasch entzündet und eine so helle, weitreichende Flamme erzeugt haben, wenn für diese Fragen auch in den Volkskreisen die Pulse heftiger schlagen, deren Herz und Ohr selbst für des Vaterlandes Ruhm und Freiheit nur schwach und stumpf ist, so beweist dies eben, daß der menschliche Geist, der einer größeren Ausbildung bedarf, um sich für Vaterland, Freiheit, Kunst und Schönheit zu erwärmen, für religiöse Ideen auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung empfänglich ist, daß Religion sozusagen die Geistesspeise des Volkes, und es ist sonach ein Zeichen der Gesundheit und der Frische, wenn die Religion die Gemüter aufregt. Mag auch die Erregung anfangs gegen den Glauben gerichtet sein, das hat nicht viel zu bedeuten. Haß kann sich gar leicht in Liebe wandeln, denn der Haß wie die Liebe, sie fassen beide ihren Gegenstand scharf in's Auge und hat er glänzende Vorzüge, sie werden dem scharf achtenden Hasse nicht entgehen und diesen gar bald kehren. Nur der kalte Gleichmut, der achtlos vorbeigeht ohne Haß und ohne Liebe, nur der ist durch keinen Vorzug umzustimmen, denn wie läßt sich auf den wirken, dessen Sinne stumpf sind?

Die Religion, ihres Sieges sicher, tritt voll Freudigkeit auf den Kampfplatz; wie scharf die Waffe, wie stark der Schild sei, mit dem in unsern Tagen der Unglaube sich rüstet und brüstet, der Wahrheit bangt nicht um den Erfolg in diesem Strauße. Wie David dem Goliat entgegentrat mit den Worten: „Du kommst mit Schwert und Lanze und Wurfspieß, ich aber bringe ein auf Dich im Namen des Gottes Zebaoth, den Du geschmäht hast,“[1]) und dies kühne Wort durch die That bewährend den Riesen zu Boden schreckte, so wird auch die Religion siegreich heraustreten aus den zahllosen Kämpfen, die der Unglaube hier, der Aberglaube dort, ihr anbietet; wie oft auch immer die Verneinung aller göttlichen Waltung, die Verleugnung aller göttlichen Triebe, jener krasse Materialismus, dem das ganze Weltall nichts anderes ist als eine große Maschine, nach deren Zweck man nicht fragen würde, wie oft er auch immer prahlend verkünde, er vertrete den Geist der Zeit, wir glauben es ihm nicht; noch ringt der Tag mit der Nacht,

---

[1]) I. Sam. 17_{45}.

aber wir hoffen zuversichtlich, der religiöse Gedanke, ob auch vielleicht unter veränderter Form und Gestaltung, wird hervorbrechen wie der lichte Morgen aus der nächtigen Dämmerung und der Geist auch dieser Zeit wird sich offenbaren als von Gott durchhaucht und gehoben. Die Religion, ob ihr in Haß oder in Liebe für sie erglüht, sie ist voll Zuversicht, daß der Haß sich in Liebe wandeln werde, nur wenn ihr gleichgültig an ihr vorübergeht, ist sie trostlos, denn wie soll sie den Gegner bezwingen, der sich nicht stellt.

Inmitten aller dieser Kämpfe steht das Judentum, lebhaft beteiligt und doch wiederum halb abseits und ausgeschlossen. Die einen meinen, es sei eine Ruine, die alt und verwittert aus längst vergangenen Zeiten in die Gegenwart unheimlich hineinrage, die andern sagen, es sei eine fremdländische Pflanze, die im Norden unseres Erdteils, dem Schauplatz der modernen Kultur, seltsam absteche gegen die übrigen Erscheinungen des Tages. Aber wenn es eine Ruine ist, zweitausend Jahre steht sie schon, preisgegeben den schlimmsten Stürmen, an keinen Bau schlug die tosende Brandung der Zeiten so heftig und nachhaltig, als an diese Ruine, hat man jemals gehört, daß morsche Trümmer so starke Widerstandskraft besitzen? Oder ihr nennt das Judentum eine exotische Pflanze?

Nun wohl, wir wollen auch diesen Vergleich prüfen. Vor zwei Jahrtausenden ist diese Pflanze, und wahrlich nicht sanft, aus dem heimischen Boden gerissen worden. Wahrlich, wenn sonst ein Gewächs, das nur unter einer warmen Sonne gedeiht, in kältere Gegend versetzt wird, bedarf es da nicht sorgsamer Pflege, muß es nicht erst in ein Treibhaus gebracht, durch künstlich erzeugte Wärme erhalten, von kaltem Hauche bewahrt werden? Verfällt es nicht oft selbst dann dem Schicksal raschen Welkens und Verwesens? Das Judentum, wohl leuchtet ihm heut in manchen Landen eine heitere Sonne; unter dem Schutze weiser und milder Fürsten, in Mitten von Völkern, die höherer Bildung teilhaftig geworden, Recht und Gesetz auch in dem Schwachen und Wehrlosen achten, lebt Israels Glaube, lebt Israels Volk sicher und wohlumfriedet; aber diesen Raum zu friedlicher Entfaltung, es hat ihn erst jüngst gefunden; seitdem jener heidnische Fürst es aus der Heimat ausgestoßen, hat es alle Ungunst der Zeiten erfahren, keiner hat sich seiner angenommen. Viele haben es verfolgt, und ein Gewächs, das solchem Wetter getrotzt hat, heißt ihr exotisch und gesteht ihm nicht vielmehr die Kraft zu heimisch zu werden aller Orten?

Doch siehe da, der Talmud selbst vergleicht Israel einem noch viel Niedrigeren, vergleicht es gar mit einem Dornbusch. Da wird erzählt:[1]) ein Heide sei einmal in die Versammlung der Gottesgelehrten gekommen und habe die Frage gethan: warum denn Gott sich dem Moseh in jenem Dornbusch offenbart

[1]) Ex. r. 2_5.

habe. Da sagte der eine; im Dornbusch erschien der Herr, um zu künden, daß es keinen Ort im Weltall giebt, auf dem nicht die Gottheit ruhe, daß auch aus dem geringsten der Geschöpfe der Geist des Höchsten strahle. Ein zweiter jedoch meinte, dieser Dornbusch ist Israel, wie ein Dorn war Israel niedrig und verachtet, aber diese niedere Staude, sie brannte und leuchtete, aber sie verbrannte und erlosch nicht, denn sie wurzelte, wie es in der Schrift heißt, auf heiligem Grunde. Dieser Erzählung vom Dornbusch und der in ihm sich offenbarenden Gottheit, welche heute in allen Gotteshäusern Israels verlesen wird, wollen wir etwas genauer ins Auge fassen und deutlich wird uns aus ihr die Erkenntnis aufleuchten: weil das Judentum auf heiligem Grunde wurzelt, weil es auf ewigen, allgemeinen, die ganze Menschheit umfassenden Ideen ruht, darum wird es trotz seines Alters niemals veralten, darum ist es zeitgemäß zu allen Zeiten, darum ist es heimisch an allen Orten.

Hören wir zuerst das Wort der Schrift. Und Moseh weidete die Schafe seines Schwiegervaters Jithro in der Wüste. Da erschien ihm der Engel des Herrn in flammendem Feuer aus dem Dornbusch, er sah nämlich den Dornbusch lohend in Feuer und der Dornbusch ward nicht verzehrt. Und Moseh sagte: ich will doch einmal hingehen und betrachten diese große Erscheinung: warum der Busch nicht verbrennt. Und da der Herr das sieht, ruft er ihm zu: Wirf ab den Schuh von deinem Fuß, denn es ist heiliger Boden, auf dem du stehst und Gott offenbart ihm den Auftrag, Israel zu befreien aus der Knechtschaft. Und Moseh sprach: Siehe, wenn ich komme zu den Israeliten und sage: Der Gott Eurer Väter schickt mich zu Euch und sie sprechen: wie ist sein Name: was soll ich dann zu ihnen reden? Und der Herr sprach zu Moseh: ich bin das ewige Wesen, künde den Israeliten, das ewige Wesen schickt mich zu Euch, und dann füge hinzu: das ewige Wesen ist der Gott Eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs; er ist's, der mich sendet; dies erste Wort, es drückt mein Wesen aus in Ewigkeit, das zweite mein Walten in den Geschlechtern der Menschen.[1])

Dieser Dornbusch, sagen die Alten, es ist Israel selbst. Moseh sah ihn glühen im Feuer ägyptischer Knechtschaft und glaubte, er müsse schier verbrennen und vergehen in diesem ungeheuren Weh, in dieser Rohheit, welche des Kindes im Mutterschoße nicht schonte, welche die Erwachsenen peinigte, sie mit harter Arbeit quälte, aber ihnen auch die kleinste und leichteste verhaßt machte, durch grausame Strenge und Willkür. Und Moseh, von Aegyptens kundigen Priestern erzogen, wollte doch hingehen und in nüchterner Betrachtung den Grund erkennen, warum dieser Dornbusch, dieser verachtete Stamm, der den Aegyptern ein Dorn war, nicht verginge in der verzehrenden Glut. Aber der Herr sprach zu ihm: Wirf ab den Schuh von Deinem Fuß, alle Weisheit, die Dich Aegyptens Weisen gelehrt haben,

---

[1]) II M. 3_{1-15}.

sie wird Dir dieses Rätsel nicht lösen. Das ist heiliger Boden, ich bin der Gott Abrahams, Jsaks und Jakobs; der Gottessame, den diese ausgestreut haben, er kann nicht aufgehen im gebeugten Gemüte der Sklaven, aber ganz verkümmern kann er auch nicht, dazu wurzelt er zu tief; hörtest Du nicht, wie Jsraels Frauen dem Befehle Pharao's trotzend und ihr eigenes Leben Preis gebend die jungen Kinder schonen, welche des Königs grause Tücke töten wollte, ehe denn sie noch lebten?

Und Moseh verbarg tief beschämt sein Antlitz; wo er allerhand physische und äußere Ursachen vermutet hatte, um das Wunder von Jsraels Erhaltung in den brennenden Fesseln der grimmen Zwingherrn zu erklären, da zeigte ihm der Herr den „heiligen Grund" der Treue, die Keuschheit, die Gottesfurcht, welche die Menschenfurcht überwindet, die reine Sitte in Jsraels Häusern. Das sind die Zwingburgen, welche kein Pharao erstürmen kann, der Engel Gottes, er weilt im brennenden Dornbusch, was Wunder, daß er nicht verbrennt?

Und unter welchem Namen offenbart sich Gott auf's neue den Jsraeliten? Es ist der allgemeinste, so zu sagen der am meisten metaphysische Ausdruck, unter dem zum ersten Mal er sich ihnen kund thut. Das ewige Wesen schickt mich zu Euch, der Gott Jsraels, er ist nicht wie die Phantasiegebilde, zu welchen die Heiden beteten, an ein bestimmtes Land, ein bestimmtes Volk gebunden, es ist das ewige Wesen, unbegrenzt in Zeit und Raum; er kommt zum Dornbusch, zur niedern Staude, weil die stattlichen hochragenden Bäume ihn verschmähen, weil die großen die Erde beherrschenden Völker zu fest in ihrem Götzendienst und ihrer Unsitte wurzeln, als daß sie zum Gottesstamm könnten erzogen werden, und sodann hatte dieser Dornbusch ja auch schon Rosen getragen, das waren Abraham, Jsak und Jakob, die treuen Männer, die Jahrhunderte lang das heilige Feuer gehütet haben am einsamen Altare.

Unsere Weisen, geneigt tiefe Wahrheit in die Form der Legende zu kleiden, sagen: als Gott seine Lehre zur Erde brachte, da habe er sie allen Völkern angeboten; sie war nicht dazu bestimmt, das Erbteil weniger zu werden, sie sollte Gemeingut des Erdballes sein Aber da kam er zu einem Volke, bei dem herrschten schwelgerische Sitten; sie lasen das Gesetz und manches gefiel ihnen; jedoch als sie die strenge Keuschheit und Reinheit der Sitte vernahmen, welche Gott fordert, da hielten sie die Last für ihre Schultern zu schwer und verzichteten. Und er ging zu einem andern, das erwarb durch Handel und Gewerbe große Schätze; auch sie fanden Gefallen an der neuen Wahrheit; jedoch da sie das Gebot vernahmen: gerechtes Maß, gerechtes Gewicht, und ähnliches, da schreckten sie zurück. Und wieder andere, die durch Raub und Krieg sich nährten, verweigerten es, sie anzunehmen, als sie die umständliche Formen der Kriegserklärung, als sie die strenge Ahndung von Mord und Raub, die ernsten Mahnungen zur Heilighaltung des

---

[1]) Mechilta zu 20_{2} u. ö.

Eigentums sogleich in den zehn Geboten vernahmen. Und er bot die Lehre einem Volke an, das von der Jagd seinen Lebensunterhalt gewann; doch die Nimrods und Esaus hatten kein Verständnis für die zarte Schonung des Tieres, welche die Thora fordert, für die mannigfachen Gesetze, mit welchen man es schützt vor unnützen Qualen, mit denen man den Gebrauch der Tiere einschränkt, deren Genuß mehr einen Gaumenreiz, denn ein ernstes Bedürfnis befriedigt. So von allen zurückgewiesen, schließt der Talmud, kam der Heer zu Israel, zu dem armen, zertretenen, verstoßenen Sklavenvolke, zu dem Dornbusch unter den Nationen, das kein Glück und keinen Genuß, keine Freude und keine Freiheit kannte, über dessen Leben selbst das Schwert drohend an einem dünnen Faden hing.

Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Erzählung. Sie will sagen: nicht Gott hat die Israeliten auserwählt vor andern Nationen, die sein begehrten, sondern unter allen Völkern war Gott allein von Israel auserwählt, da die andern ihn verschmähten.

Und das hat Israel nie vergessen, daß die Thora zu allen gesendet gewesen, daß es das ewige über das ganze Weltall waltende Wesen war, welches sich an Sinai offenbart hat.

Noch heute sagen die Weisen, wie dereinst Mose gesagt hat: ich will doch hingehen und sehen, warum der Dornbusch nicht verbrennt, woher Israel diese Lebenskraft hat, welche den Haß und die Mißgunst überwindet; und da ersinnen sie hundertfältige Deutung und übergehen die schlichte und einzig rechte: daß Israel, treu eingedenk der Liebe, die ihm Gott besonders erwiesen hat, niemals vergessen hat das Moseswort. „Das ewige Wesen schickt mich zu euch.“

Da bekämpft die Wissenschaft der Neuzeit den Glauben, der sich als blinde Hingabe an unbegriffene Worte kundgiebt, und meint, das Organ des Glaubens könne kein anderes sein als die Vernunft und die Vernunft wiederum könne nichts Unvernünftiges fassen, nichts was ihren Gesetzen widerspricht. Das Judentum, über diesen Punkt befragt; muß beschämt seine Armut bekennen, muß erklären, daß es für diesen Begriff Glauben gar nicht einmal ein hebräisches Wort giebt; das einzige Wort für Glaube ist אמונה Treue; das Judentum verlangt nur, daß seine Bekenner die religiösen Vorstellungen, die in ihrem Geiste nach genauer Prüfung sich gebildet haben, treu festhalten; den Streit der Gegenwart zwischen dem Fanatismus für den blinden Glauben an das Unbegriffene und den Anhängern der durch die Vernunft geklärten religiösen Wahrheit, — das Judentum verfolgt ihn mit Teilnahme, aber es kann nicht in ihn hineingezogen werden, denn der Gott, der sich als das ewige Wesen offenbart hat, hat ihm die Parole gegeben: Erkennet und erfasset mich, denn daran habe ich Wohlgefallen.

Oder wenn in unserer Zeit immer schärfer betont wird, daß die That und nicht der Glaube selig mache, daß die Seligkeit nicht das Erbteil einer bestimmten religiösen Gemeinschaft, sondern das aller guten Menschen ist, — nun so steht auch hierin das Judentum auf der Höhe der Zeit, und es ist nicht seine Schuld, daß

die Zeit so lange nicht auf der Höhe des Judentums gestanden hat. Da lesen wir im Talmud:[1]) Woher ist erwiesen, daß auch der Heide, der Sitte und Tugend übt, so groß ist vor Gott als Israels Hoherpriester? und die Antwort lautet: heißt es doch in der Schrift: „dies ist die Lehre, welche der Mensch üben soll, daß er lebe und selig werde.“ Ist da die Rede vom Priester, Leviten, Israeliten? O nein, nur vom Menschen überhaupt wird gesprochen; er, der sich zuerst als Ehje, als das ewige das Weltall beherrschende Wesen, offenbart, er kann nur wollen, daß Recht und Tugend geübt werde, er macht keinen Unterschied zwischen dem Heiden und Israeliten.

Und wenn in andern Bekenntnissen immer mächtiger der Wunsch rege wird, daß die Gemeinden Einfluß gewinnen auf die Gestaltung des religiösen Lebens, nun, so darf sich das Judentum dessen rühmen, daß diese Errungenschaft in seiner Mitte schon viele Jahrhunderte alt ist. Seitdem die Mauern des Tempels gefallen, ist auch die Schranke gefallen, welche Priester und Laien trennt, seitdem giebt es nur Lehrer, aber keine Priester, man ehrt das Wissen aber nicht die Würde, die Ordnung des Lebens nach der religiösen Pflicht ist dieselbe für alle, mögen sie nun auf der Werkstatt oder auf der Kanzel ihrem Beruf obliegen. Die Lehre, die uns Moseh befohlen, ist ein Erbgut der Gemeinde Jakobs; Israel wird seinem Berufe untreu, welcher ist, ein Priestervolk zu sein, wenn es den Schatz, der Allen anvertraut ist, der Obhut einer Klasse übergäbe. Ehjeh, der die Völker nicht scheidet, kann umsoweniger eine Scheidewand innerhalb eines bestimmten Volkes gelten lassen.

Und wer möchte nach alledem noch fragen, warum der Dornbusch nicht verbrennt, wer möchte noch behaupten wollen, daß das Judentum fremd sei dem modernen Geist, wer sich wundern, daß es heimisch ward in allen Landen? Sehen wir doch Fragen, welche das Leben der Gegenwart in seinen tiefsten Gründen aufregt, im Judentum längst erledigt im Geiste des Fortschritts und der Freiheit; wie sollte das Judentum nicht überall sich einwurzeln, da es in seinem innersten Kern nichts anderes ist als Gottesfurcht und Menschenliebe, wie nicht gerade in unsern Tagen besonders zeitgemäß sein, da es niemals den Geist in enge Dogmen gefesselt hat, da es die Aufklärung und die Freiheit auf seine Fahne geschrieben hat? Es wurzelt in heiligem Grunde und beschämt diejenigen, die mit irdischem Maßstabe es messen wollen. Mit erhöhter Freudigkeit betrachtet der gläubige Israelit das Ringen der Gegenwart, denn dies Ringen gilt dem höchsten Gut, der religiösen Wahrheit; und die Preise, die in diesem Kampfe winken, Israel hat viele derselben für sich längst erreicht; es war eine treffliche Gabe, die Gott seinem Diener am Horeb reichte, es erging ein herrliches Wort an Moses, zur Zeit als

---

[1]) Sanhedrin 59a.

unter den Völkern jedes Haus seine besondere Gottheit verehrte: „Sage den Israeliten: Ehje, das ewige Wesen, sendet mich zu Euch."

Israel hat als schlichter Dornbusch der Glut getrotzt, die ihn versengen sollte, und nun, da hie und da eine Rose aus dem Gezweige hervorblüht, darf sich da die Rose des Dornes schämen, aus dem sie erwachsen ist? Israel, so viele Blüten hat es der Welt geschenkt, so blühend steht es jetzt da, es könnte sich nach der Rose und nicht nach dem Dorne nennen; aber das Bild vom Dorne paßt besser zu seinen tausendjährigen Leiden. Nun wohl, wie die Glut des Hasses und der Verfolgung diesen Dornbusch nicht versengen konnte, so werden auch die Sonnenstrahlen, die Rosen aus seinen Boden lockt, ihm seinen Saft nicht rauben, denn er wurzelt in heiligem Grunde; aus ihm saugt er stets neuen Saft und ewiges Leben. Amen.

8.

Zum Abschnitt שמות.

Moseh's Lehrjahre.

M. A.: Die Knechtschaft eines ganzen Volkes und den Heldenmut eines einzigen Mannes, der ein Befreier, ein Erlöser wurde von Millionen durch die Hoheit seiner Seele und die Macht seines Willens, schildert uns das Schriftwort. Dieser Lebenslauf ist reich an merkwürdigen Erlebnissen; schon über sein Kinderdasein, über die Entfaltung seiner Jugend waltete ein glückliches Geschick; aber wunderbar und übernatürlich ist an der Rettung des Kindes, an der Erziehung des Jünglings, die doch so wichtig wurde für seinen spätern Beruf, eigentlich nichts. Es ist höchst erstaunlich, daß das den Fluten geweihte Kind des verachteten Stammes aus Todesnot plötzlich geführt wird in die Pracht und den Ueberfluß des Königspalastes. Aber ist es nicht wiederum natürlich, daß in dem Herzen der jugendlichen Tochter Pharaos das Mitleid erwacht beim Anblick des weinenden, verlassenen Kindes, unbekümmert um alle Pharaonenpolitik, die damals wie heut die Völker in den Tod jagt, hinweg über alle Kasten und Schranken, dieses elende verstoßene Wesen an ihr Herz zog und dieses Kind, dem sie das Leben gerettet, betrachtet, als hätte sie ihm das Leben gegeben, und es wie ihr eigenes erzieht?

Eine Wölfin, so geht die Sage, hat Rom's Erbauer gerettet und genährt; das ist ein Märchen, aber keine Geschichte kann wahrer sein; unersättliche Gier war die bezeichnende Eigenschaft dieses Reiches, dessen Ursprung und Mittelpunkt Rom war; aber an die gefahrumflutete Wiege dessen, der das jüdische Volkstum geschaffen, trat ein jugendlich Weib, in dem die Menschlichkeit so rein und edel und opferfreudig lebte, daß sie sogar das Machtgebot des Vaters, des Königs, übertrat, und das Kind war geborgen durch die Liebe einer edelmütigen Feindin. Es heißt in der Schrift: die Tochter Pharao's ging לרחוץ על היאור „sich zu waschen im Flusse“, und die Weisen fügen hinzu: לרחוץ מגלולי בית אביה „sich abzuwaschen von den Gräueln ihres väterlichen Hauses[1]“; alle die Gräuel Pharaos, seine Grausamkeit, der Hochmut,

---

[1]) 2. M. 2_5. Ex. r. 1_{23}.

der die niedere Kaste der Arbeiter und zumal die fremden israelitischen Einwanderer verachtete, als sei ein Unterschied wie zwischen Himmel und Erde zwischen ihm und diesen, — die Tochter des Tyrannen wusch sich rein von ihnen durch diese eine That. Ihre Dienerinnen, so erzählt der Midrasch, sprachen zu ihr: „Herrin, es ist der Brauch der Welt, so ein König ein Gesetz giebt, und würde es auch von allen Leuten betreten, seine Kinder und Hausgenossen halten es in Ehren; du aber übertrittst das Gebot deines Vaters!“ und schon schwankte die Fürstin. Da wurde ein Engel hinabgesandt, daß er das Kind zum Weinen errege, und diese Thränen erweckten ihr Mitleid. Nicht ohne Grund redete der Talmud hier von einem Engel Gottes; unsere Einbildung giebt oft den Engeln Kindesgestalt; das Kindesantlitz, in das noch keine Leidenschaft die scharfen Züge eingeschnitten hat, ist das wahrhaftige Engelsangesicht; Moseh, das unschuldige, weinende Knäblein, war der Engel Gottes, der das Herz der Königstochter rührte, das durch seine Thränen mächtiger ist als Pharao durch sein Schwert. Was von dem griechischen Helden gesagt wird, daß er schon in der Wiege Schlangen getötet hat, gilt auch von Moseh; er tötete die Schlange der Grausamkeit, des Hochmuts und es siegte die Menschlichkeit; und hätten auch nur bei dieser einen That die Aegypter Herzensgüte gegen Israel bewährt, wir würden das Gebot der Schrift verstehen לא תתעב מצרי כי גר היית בארצי. „Behandle keinen Aegypter verächtlich, denn du warst ein Fremder in seinem Lande[1])“. Keine Wölfin, sondern jene echte Humanität, die nicht Schranken des Stammes kennt, rettet den Moseh, sie ist das Sinnbild des Judentums, und wenn eine Tochter Mizraims diesen Edelmut bewährt, so ist gewissermaßen dies nur symbolisch für die jüdische Lehre, die es gern zugiebt, daß aller Orten die guten Menschen blühen, und, wie auf steinigem Grunde der Berge trotz der Lüfte kaltem Hauch die Fichte schlank und grünend aufsteigt, so erhebt sich wohl ein tüchtiger Sinn aus Rohheit und Aberglauben, der Feindschaft seines Volkes trotzend wie jene Pharaonentochter, zur Uebung echter Tugend.

Es liegt ein tiefer Plan der Vorsehung darin, daß Moseh in den Pharaonenpalast geführt wurde. Ihm wurde später die große Offenbarung am Sinai, und jeder große Meister der Wissenschaft wird es uns sagen, daß die großen Entdeckungen, mit denen er unser Wissen bereichert, plötzlich in ihm auftauchen, daß es wie ein Blitz durch seine Seele zuckt und den Schleier zerreißt, und in seinem scharfen Lichte erschaut er ein neues Land. Aber sind darum die großen Eroberungen im Gebiete der Wissenschaft wirklich nur glücklichen Zufällen zu verdanken? Zuweilen vielleicht; aber zu allermeist ist jene momentane Eingebung, welche wie eine neue Insel plötzlich aus dem Meere steigt, doch nur die Wirkung langen ernsten Bemühens in der Wissenschaft, wie die vulkanischen Gewalten lange arbeiten müssen, bevor neues Land über die Fluten hinaufstrebt, und fiele auch einmal eine Frucht vom Baume

---

[1]) 5. M. 23_8.

der Erkenntnis einem Thoren auf den Kopf, sie thäte ihm nur weh und er schleuderte sie von sich. Volksschriftsteller, welche dem im Volke wohnenden Hang nach dem Wunderbaren, dem Zwilling der Unwissenheit, schmeicheln, stellen es gern so dar, um einen romantischen Reiz zu erzielen, als sei irgend eine große Entdeckung ganz unverhofft, wie eine gar nicht erwartete Gunst, in ein Haus getreten; aber diese Gunst ist nur eine scheinbare, in Wahrheit ist sie durch die Arbeit des Denkens wie mit Zwang herbeigeholt worden: wie überall herrscht auch hier das Gesetz von Ursache und Wirkung; ohne Forschen kein Finden. Wer *neue* Weisheit entdecken will, muß zuvörderst die *alte* gründlich beherrschen, darum sollte Moseh ein Schüler werden jener Priester Aegyptens, die damals und noch später zur Zeit der Griechen als Hüter verborgener Erkenntnis angesehen wurden und die ein geordnetes wohlgefügtes Staatswesen aufgeführt hatten, wenn freilich auch Blut und Schweiß des Volkes den Kitt dieses Gebäudes bildeten und jeder höhere Stand nur gehorchte um den Preis der Lust, die unter ihm Stehenden zu knechten. *Moseh* schaute hinein in das Getriebe dieses verwickelten Mechanismus, er sah die Vorzüge einer geordneten Verwaltung, er erkannte die Schäden des Kastentums und der getrennten Stände, er bekam einen Einblick in die Geheimnisse der Priester; er merkte, daß sie wie im Traume, wie in Dunst und Nebel Richtiges ahnten. Aber warum wurde der religiöse Drang des *Volkes* gespeist mit den Brosamen vom Tische der Priester, warum *verbarg* sich die Weisheit und warum scheute das Licht der *Erkenntnis* das Licht des *Tages*? Wie oft mögen Fragen dieser Art einem ägyptischen Jüngling die Seele verstört haben, und dennoch hat er keinen Wandel geschafft, und dennoch hat er sich allgemach, ob auch mit einigem Widerstreben, in seine Kaste eingefügt und hat in seinem Alter verteidigt, was ihn in seiner Jugend belastet hat.

Aber Moseh wurde noch in andere *Schulen* gesandt, daß er Gott und die Welt erkenne. Als er erwachsen — so heißt es — ging er zu seinen Brüdern und sah ihre Mühsal. — Was weiß ein Mensch, wenn er die *Not* nicht kennt, wenn er nicht hinabsteigt in die Tiefen des *Elends*? Moseh hatte erfahren, daß er zu den Israeliten gehöre, und obgleich sie die Verachteten waren, ging er hinaus zu seinen *Brüdern*; er empfand den Schmerz der edlen Seelen, die kein Behagen finden an eigenem Glücke, wenn Völker seufzen; wohl war er zum Fürsten geboren; aber jene Fürstenart, die die Völker für einen Spielball ihrer Launen, ihrer Lust ansieht, war nicht die seine. Unsere Weisen heben es hervor, daß von einem *zweimaligen* Hinausgehen des Moseh zu seinen Brüdern geredet wird שתי יציאות יצא אותו צדיק[1]); der Midrasch will uns damit deuten, daß nicht eitle *Neugier* den Insassen des Palastes zu den Hütten der Sklaven führte; dann hätte ihm wohl ein *einmaliges* Schauen des Elends, das ja die vornehmen Herren so gern aus dem Bereiche ihrer Augen bannen möchten, mehr als genügt; aber er kam

[1]) Ex r. 1_{27}.

wieder, denn ihm bewegte die lebendigste Teilnahme den edlen Sinn, und weinend sprach er, wie es die Alten erzählen: חבל לי עליכם מי יתן מותי עליכם. „Wehe ist mir um Euch, wer wollte, ich könnte für Euch sterben[1]). Das ist eine Redeweise der Jugend, die so sehr am Leben hängt, daß ihr ein Opfer des Lebens das größte zu sein scheint. Moseh solle ruhig seine Jahre ausleben und seinem Volke Größeres leisten als einen heroischen Tod. ראה משוי גדול על קטן וג׳ „er sah ihre Lasten“, er erkannte — bemerken die Weisen[2]) — wie ein Tyrann kein Genüge hat, seine Mitmenschen wie Knechte zu seinem Vorteil arbeiten zu lassen, sondern daß es im Wesen der Unterdrückung liegt, noch Verhöhnung und unnütze Qualen hinzufügen; er sah die Last eines Starken auf einem Schwachen, und die eines Schwachen auf einem Starken, die Last eines Mannes auf einem Weibe, und die eines Weibes auf einem Manne, die eines Greises auf einem Jüngling, und die eines Jünglings auf einem Greise und er vergaß die ihm von Pharao eingeräumte Würde und versuchte die Bürde angemessen zu verteilen. Da sprach die Gottheit: Du hast deine Genüsse verlassen, du gingst zu schauen den Schmerz der Israeliten und nach Bruderart hast du dich erwiesen, so will auch ich vor allen Engeln und vor allen Menschen zu dir reden, d. i. was geschrieben steht: וירא ה׳כי סר לראות ויקרא אליו אלהים מתוך הסנה „Gott bemerkte, daß er (vom Königspalast) wich, um seine Brüder zu sehen, da sprach der Herr zu ihm „aus dem Dornbusche“, er redete zu ihm aus den Dornen der Not[3])“.

Das war die zweite Schule nach der der ägyptischen Priester; hier lernte er, daß es nur ein schöner Traum sei, ein despotisch verwaltetes Land wie eine Familie zu denken, in der ein Vater für seine Kinder sorgt; die Menschen wollten selbst ihr Glück schmieden, sie können die Unmündigkeit nicht ertragen; und ein Einzelner hat nicht Liebe und nicht Einsicht genug für ein ganzes Volk.

Indes Moseh sollte noch weiter geschult werden für seinen großen Beruf; er hatte im gerechten Zorne einen Ägypter erschlagen, der einen Israeliten gekränkt hatte; er mußte flüchten und nun begann für ihn die große Lehrzeit der eigenen Leiden; er hatte in gerechter Abwehr unverdienter Schmach den Bedränger getötet; die Rabbinen sagen הזכיר עליו את השם[4]) „er durfte den Namen Gottes erwähnen bei diesem Todschlage;“ er lieh nur der Gerechtigkeit seinen Arm; gerade deswegen warf Pharao seinen Haß auf ihn und er mußte das Land meiden. Er flieht nach Midjan, das nach den Berichten der heiligen Schrift zu schließen hervorragende, von allen Nachbarvölkern verehrte, Weise in sich barg; hier wohnte Bileam, den der Talmud neben Moseh stellte ob der Kraft seines Verstandes, von dem uns die Schrift Reden überliefert hat, die ein glänzendes Zeugnis seines Geistes sind. Hier wohnte Jethro, dessen Tochter später sich Moseh zum Weibe nahm, und dessen Rat Moseh suchte und befolgte, als er schon der verehrte Führer

---

[1]) ibid. [2]) ibid. 28. [3]) 34. [4]) ibid. 29.

seines Volkes war. Die Midjaniten waren ein freies Volk, das seine Herde in der Wüste weidete und den Warenverkehr zwischen Arabien und Ägypten vermittelte. Durch neue Anschauungen wurde da sein Verstand bereichert, und er selbst, der verzärtelte Liebling einer Fürstin, mußte nun als Schwiegersohn des Jethro dessen Herden weiden. Jethro war Priester, aber unter diesen Wüstenbewohnern verlieh auch die Priesterwürde keinen besondern Glanz.

Lange Zeit blieb Moseh in diesem Lande, er war ein achtzigjähriger Greis geworden, und noch hatte die Geschichte seinen Namen nicht in ihr Buch eingezeichnet; aber welcher Reichtum an Erfahrung hatte sich in diesem Kopfe gesammelt! die Lehren Aegyptens, die Weisheit des Morgenlandes, die alten nie ganz vergessenen Überlieferungen — mußte ihr Zusammenstoß in diesem gewaltigen Kopfe nicht ein neues Feuer, ein neues Licht entzünden? Wie wechselvoll war sein eigenes Leben und nun war er ein schlichter Hirt, er war ein Greis; nicht der Ehrgeiz, nicht die Herrschsucht konnte ihn erregen; aber mußte ihm sein Urteil nicht sagen, daß dieser gestählte Geist und Wille zu Höherem berufen sei, ja, daß sein Volk ihn fordere? Und dennoch sollte er nach der Fügung Gottes auch an diese engen Verhältnisse sich gewöhnen und in ihnen heimisch werden.

Die Weisen sagen: הרי לך שני גדולי עולם וג׳[1]) Die zwei größten Führer Israels sind aus dem Stande der Hirten hervorgegangen. Moseh und David waren beide Hirten; einstmals lief ein Lamm dem Moseh davon, und er eilte ihm nach und er erreichte es an einer Hecke; da stand das Lamm und trank aus einem Quell. Da sagte sich Moseh: wußte ich doch nicht, daß dieses Tier, vom Durste getrieben, die Herde verließ; es wird ermüdet sein. Und er nahm es auf seine Schulter; da sagte der Herr: Du hast Dich diesem Lamm lieb erwiesen, so sollst Du meine Herde weiden, das Volk Israel. Da hatte er die Erscheinung am Dornbusch. Sie war das große Ziel, zu dem sein ganzes Leben hinstrebte und sie entschied über seine Zukunft, über die Zukunft seines Volkes, ja über die Zukunft der Welt. Dieser heilige Moment am Dornbusch war nichts Zufälliges, sondern das gleichsam in eine Ziffer zusammengefaßte Resultat seines Lebens.

Der Midrasch erzählt: מסרת היא בידם שבלשון הזה אני גואלם וג׳[2]) es war eine Überlieferung bei den Israeliten von Joseph, daß der echte Erlöser die Worte brauchen müsse: פקד יפקד אתכם[3]) ich habe Euer gedacht, ich habe Euer gedacht; denn eine doppelte Erlösung war den Israeliten notwendig; die Fessel mußte von den Händen und die Hülle von dem Geiste genommen werden; ihr Befreier mußte zugleich ihr Prophet sein; beides wurde Moseh in seinen letzten Lebensabschnitte: Ein langes wechselvolles Leben, die Schule der Weisen und die Schule der Schmerzen hatte ihn vorbereitet zum Gottesmanne, zum Führer und Befreier seines Volkes. Amen.

---

[1]) ib. 2_{3}. — [2]) ibid. 3_{8}. — [3]) 2. M. 3_{16} vergl. 1. M. 50_{25}.

9.

Zum Abschnitt וארא.

Der kurze Atem und die schwere Arbeit.

M. A.! Ein kurzes Wort des heut verlesenen Schriftabschnittes zeigt uns ein ganzes Volk in den Tiefen dunkler, lichtloser Not. Da liegt es in dem Abgrunde, betäubt, verkümmert, bewußtlos — am Rande steht der rettende Mann und läßt ein Seil hernieder in den Abgrund und mit frohem Zuruf will er den Mut erwecken; aber dahinunter dringt kein fröhliches Wort, der Hilflose greift nicht nach dem Seile, denn er sieht es nicht in der ewigen Nacht, die über der Tiefe gelagert ist, kurz und schwer ist sein Atem, wie von einem, der sein Leben aushaucht.

Solch ein Felsengrund, zu dem kein Sonnenstrahl herunterdringt, war für Israel die Sklaverei Ägyptens. Moseh tritt zu ihnen hin und mahnt sie an die große Vorzeit, an den Ruhm der Ahnen, er redet von dem Gotte der Liebe als einer neuen Offenbarung, die den Vätern nicht aufgegangen war; er spricht von Kanaan, dem Lande der Verheißung, von der Strafe, welche Ägypten treffen solle, er kündet den Gott, der ihr Joch abschütteln, ihre Fesseln sprengen, der sie erlösen und sich zum Eigentum füren werde; — aber kein Strahl der Freude leuchtet in den Mienen der Gequälten, nicht einmal die Wehmut, der Schmerz des Zweifelnden, des Zürnenden, der dem Propheten nicht glaubt, aber ihm so gern glauben möchte, prägt seine Bitterkeit auf ihr Antlitz ולא שמעו אל משה מקצר רוח ומעבדה קשה sie hören gar nicht auf Moseh ob der Kürze ihres Atems und ob der schweren Arbeit[1]); in diesen stumpfen, entseelten Zügen kann die froheste Kunde keine Bewegung, kein Leben bringen, und Pharao konnte den Moseh, der um Freiheit drang, vorwerfen, er sei ein Wühler, er stifte Unfrieden, die Israeliten fühlten sich gar nicht unglücklich in ihrem Zustande, und er komme nicht um Not abzustellen, sondern um sie zu erzeugen.

O, Pharao war ein Mustertyrann und mit klaren Worten hat er schon in jener uralten Zeit das Rezept angegeben, dessen Befolgung den Drohnen der menschlichen Gesellschaft stets gar gut bekommen ist: תכבד העבדה על האנשים ויעשו

[1]) 2. M. 6_9. — [2]) 5_9.

בה ואל ישעו בדברי שקר[2]) „der Dienst soll den Menschen *schwer* sein, daß sie daran zu thun haben, und sich nicht wenden zu lügenhaften Dingen;“ müßige Zeit, so kalkulierte er, erweckt gute, erweckt böse Gedanken, die Massen sollen *gar nicht* denken, wozu wäre denn auch der Pharao, wenn nicht zu dem Zwecke, für das ganze Volk zu denken — und zu genießen; und all die Ideale, für welche ein Moseh sich begeisterte, nennt er *lügenhafte Dinge*, schilt er Phantome, ganz wie bei uns, und die ägyptischen Hofphilosophen haben gewiß mit möglichster Manier und recht laut es bewiesen: Staat und Gesellschaft müssen zu Grunde gehen, und Ägypten eine Einöde werden, wenn die drei von Moseh verlangten Feiertage bewilligt würden!

Der Schmerz, über den der Kranke an irgend einem seiner Gliedmaßen klagt, ist dem Arzte ein weit erfreulicheres Zeichen, als die Gefühllosigkeit, das völlige Erstorbensein; er betrachtet es als einen *Erfolg* seiner Kunst, wenn er in diesem Glied wieder Schmerz d. h. Leben erweckt hat. Und nicht anders ist es bei einem Volke, welches überhaupt sehr viele Vergleichspunkte mit einem lebendigen Organismus bietet; was einem Volke not thut, darüber entscheidet die *Gerechtigkeit*, das vernünftige Urteil; der Bescheidene, ja selbst der Thor hat sein Recht nicht verwirkt, weil er es nicht in Anspruch nimmt; mögen die Massen dumpf und gefühllos ihr Recht preisgeben, oder durch übermütige Reden vor Fieberhitze entflammt, überspannten Anspruch erheben, das besonnene Urteil darf darum nicht aufhören, gleichmäßig zu wägen, auch da ein Unrecht zu rügen, wo es von dem Verletzten nicht empfunden wird, und kein Redlicher darf in der Arbeit ermüden, jenes Gleichmaß des Rechtes endlich herzustellen.

Der deutsche Dichter hat in einer bekannten Stelle von dem Volke, als von den „Ewig Blinden“ geredet, aber alle, die ihn lieben, wissen, daß er hier nicht seine rechte Meinung äußert; er war der Zeuge unwürdiger Ausschreitung, da wurde er hart; aber es ist nur das Wort des Zürnenden, der gern *lieben* möchte, der Ausdruck der Verachtung, hinter dem sich die *Hingebung* verbirgt. Wer es sieht, wie der Strom über seine Ufer schreitet, der Menschen mühseliges Schaffen vernichtet und fröhliche Fluren verwüstet, der vergißt in dem Moment, daß derselbe Strom gewöhnlich mächtige Lasten auf seinem Rücken befördert, daß er ein Schmuck und ein Segen der Landschaft ist; so kann auch eine Völkerströmung ausschreiten und verderben; aber soll man wohl, um eine Überschwemmung zu verhüten, den Strom austrocknen und versanden lassen? Soll der Volksgeist öde und stumpf und gefesselt bleiben, weil er in der Freiheit auch gefährlich werden kann? Das ist *Pharaonenweisheit*, die zuerst so harten Druck ausübt, daß die Menschen mit der Freiheit auch den Sinn für Freiheit verlieren, und sodann diese durch den Druck entstandene Stumpfheit als Vorwand gebraucht, um diesen Druck weiter zu üben.

Oft und viel ist die Würde und die Ehre des *freien* Mannes besungen worden; aber die Schmach der *Knechtschaft*, die Niedertracht der Herren, die Schande und

Not der Sklaven ist vielleicht nie so scharf und eindringend geschildert als in den Kapiteln der Schrift, welche in diesen Wochen von uns gelesen werden. Denn Moseh hat sie hingeschrieben. Was uns da erzählt wird von der Qual und Verhöhnung eines geknechteten Volkes, es ist leider nicht vereinzelt in der Geschichte der Menschheit; unzählbar häufig hat sich dieses Schauspiel wiederholt und oft ist es beschrieben worden; aber wer war so freiheitsglühend als Moseh, der in seiner Jugend sich zu unbesonnenem für sein ganzes Leben verhängnisvollem Wagnis hinreißen läßt, weil er einen seiner Stammesgenossen geschlagen sieht von einem ägyptischen Dränger, und der in hohem Alter, in seinem achtzigsten Lebensjahre, Weib und Kind verläßt und so zu sagen ein neues Leben beginnt, um ein in Knechtschaft erstarrtes Volk zum Leben und zur Freiheit zu rufen.

„Sie hörten nicht auf Moseh ob der Kürze ihres Atems und der schweren Arbeit"; es scheint vielleicht, daß es hätte heißen müssen; sie hörten nicht auf Moseh ob der schweren Arbeit und der Kürze des Atems; denn dies kurze schwere Aufatmen ging ja nicht voran, sondern es war die Folge harter Arbeit und Anstrengung; indes auch hier will wohl die Schrift uns durch die sonderbare Stellung der Worte einen Fingerzeig geben, der auf richtige erbauliche Gedanken weist. Keine Arbeit, und sei sie noch so schwer, entwürdigt; wohl riet der Talmud, der Vater solle seinen Sohn ein reinliches und leichtes Handwerk lernen lassen: aber wer für sein Haus ein schweres und ungern übernommenes Werk ausführt, wir werden ihn beklagen, aber er darf sich dessen nicht schämen: die Hoffnung ist es, die solch einen Mann aufrecht erhält und der Gedanke, daß er für sein Haus schafft; naht dann der frohe Bote einer besseren Zeit, warum sollte er ihm nicht horchen, warum ihm nicht glauben? aber der Sklave — was diesem den Mut beugt und bändigt, das ist die scheue Angst vor dem Herrn, die ständige Furcht vor der Bosheit und Laune eines Andern, die Trauer, in der Gewalt eines Andern zu stehen, nicht für sich und die Seinen, sondern für einen Fremden zu schaffen und von dessen Launen abzuhängen wie von einem zweiten Schicksal. Das ist eine größere Not als die schwere Arbeit, denn sie verbittert den Augenblick der Rast, in dem des Freien Brust leicht sich hebt; diese stete Angst macht den Atem kurz und schwer, und darum heißt es in der Schrift vom geknechteten Israel in richtiger Voraussstellung des größeren Übels: sie hörten nicht auf Moseh zuerst ob des kurzen Atems sodann ob der schweren Arbeit.

Indes diese Zeit der Knechtschaft ist gewesen; Pharao war freilich nicht der letzte seiner Art; es sind im Gegenteile noch nicht viele Jahrzehnte, seitdem die zivilisierte Welt von den Sklaven das Joch und von sich die Schande genommen hat; aber jetzt lebt und wirkt ein Geschlecht von Freien, und—seltsam! – von diesem freien Geschlecht gilt gleichfalls das Wort: „sie hören nicht auf Moseh ob der Kürze ihres Atems und der schweren Arbeit"; diese Menschen der Gegenwart, sie sind emsig und unermüdlich, aber wie wenige haben Zeit für höhere echt mensch-

liche Bestrebungen. Und fragt man, woher dies kommt, so wird die schlimme Zeit angeklagt, die ihre Kinder aufzehrt, die so vieles fordert, daß das Leben kaum ausreicht, um den Bedarf des Lebens zu erschwingen, und wenn wir den Menschen wahrhaft gebildet nennen, der von Tag zu Tag bis in das späteste Greisenalter hinein sein Wissen mehrend sich bildet, so giebt es ihrer in der Gegenwart eine nicht gar große Zahl. Ist wirklich die Zeit oder das Land, in dem wir leben, so grausam, daß sie Sabbate und Feste verschlingt, und in atemloser Hast die Menschen jagt? Wer hätte den Mut zu solcher Anklage? Das Notwendige gewährt die Gottheit auch unter dem rauhen Himmelsstrich und ohne übergroße Mühe; hätten wir an diesem ein Genüge, wir könnten auf Moseh horchen und unsere Brust würde nicht eingeengt und unser Streben nicht gebeugt von der schweren Arbeit. Es ist nicht wahr, daß die Gegenwart so intelligent ist, als man gemeinhin annimmt, sie hat ja keine Zeit zur Religion. Wer wäre so aller Vernunft beraubt, daß er nicht bei ruhiger Betrachtung das Notwendige vieler religiöser Institutionen für das Gedeihen der Menschen einsehe. Aber statt eines Pharao beherrscht eine ganze Anzahl von Pharaonen in Gestalt eingebildeter Gesellschaftsvorurteile die Menschen, daß sie nicht aufatmen von der schweren Arbeit, und auf Moseh nicht hören.

Aber jenes stumpfe und erstorbene Israel ist dennoch wieder lebendig geworden; es war nicht das Werk eines Moments; es war der Erfolg einer langjährigen Erziehungsarbeit des Moseh, ihres großen Führers; und so wird auch das gegenwärtige Geschlecht das Joch von sich schütteln, das es sich auferlegt hat, und wird von der schweren Arbeit lassen, die ihm den Atem benimmt, und weiter auf Moseh hören. Amen.

10.

Zum Abschnitt כִּי תִשָּׂא

Führer des Volkes.

M. A.! Wir lasen jüngst im Gottesbuche von der Empörung Israels, da es den goldenen Götzen dem Gotte vorzog, der Ägyptens Fesseln gesprengt hatte, und von der Versöhnung und Verzeihung, die der Allgütige auch gegen diesen härtesten Frevel geübt hat. Moseh hatte sich zurückgezogen in die Einsamkeit des Horebgipfels, — aber das Volk, das in thörichter Verblendung den Auszug aus Ägypten als Menschenwerk, als das Werk des Moseh ansah, sammelte sich um Aron und sprach: קום עשה לנו אלהים וג׳ „hurtig schaff uns einen anderen Gott, da uns dieser Mann Moseh fehlt."[1]) Unverständlich ist uns dieser Abfall, wenn wir fragen: Wie? diese, die die Waltung Gottes in mächtigster Offenbarung geschaut haben, konnten sich vor einem Götzen niederwerfen? Aber dieses eine Wort: כי זה משה האיש אשר העלנו מארץ מצרים „dieser Mann Moseh, der uns aus Ägypten geführt hat,"[2]) erklärt Alles. Einen Menschen hatten sie vergöttert, und da dieser ihnen fehlte, so war der Abfall vollendet.

Sieh da, diese Sünde, die so recht altertümlich sich uns ausnahm, sie gewinnt mit einem Mal eine ganz moderne Gestalt. Wir brauchen nicht in Zeit und Raum bis zum Horeb und den welthistorischen Ereignissen, denen er seinen Ruhm verdankt, zurückzuwandern, um solche Menschenvergötterung zu entdecken. Die alten Völker erwiesen ihren Fürsten göttliche Ehren: aber das war oft eine leere Form, eine Lüge, die keiner glaubte; indeß die neue Zeit, — wohl giebt es auch unter uns eine Anzahl von Leuten, die die Spuren Gottes aufsuchen im Gange der Geschichte, die in den Ereignissen die Offenbarung und Ausprägung der sittlichen Ideen wahrnehmen; aber die Massen variieren in unzähligen Wendungen das Wort Israels: „Dieser Mann Moseh, der uns aus Ägypten geführt hat;" den Ruhm und die Schande, des Sieges Triumph, der Besiegung Schmach wälzen sie auf das Haupt weniger hervorragender Menschen; von Gott ist weiter nicht die Rede; der Fürst und der Feld-

---

[1]) 2. Mos. 32,1. — [2]) ebd.

herr und der Staatsmann, in diesem Lande haben sie Alles vollendet, in jenem haben sie Alles verschuldet. Daß der Gott im Himmel wohl auch sein Wörtlein drein geredet hat, daß die Geschichte mehr ist als der Tummelplatz einiger Fürsten, sondern daß sie die große Arena ist, wo die sittlichen Mächte, wo das Gute und Böse mit einander streiten, und Gott selbst den Siegespreis vergiebt, das wollen die Meisten nicht anerkennen, und wo einer es dennoch aus der Inbrunst seines Herzens ausspricht und Gott die Ehre giebt, — wir erleben es zuweilen: die höchste Stelle, die er einnimmt, sichert ihn nicht vor Verspottung. Und deshalb begegnen wir auch fast überall in den zivilisierten Landen, oft auch da, wo weniger bewährte Männer die Räder des Staates führen, jener unbestimmten Angst vor der Zukunft, jenem Bangen, was geschehen würde, wenn der, der jetzt den Staat leitet, die Zügel aus der Hand legen möchte. Es ist das Ebenbild der kindischen Furcht Israels, da Moseh etwas länger auf dem Berge weilte, es ist die Furcht der Völker vor der eigenen Schwäche, es ist ein bedauerliches Zeichen der Geringschätzung der nationalen Kraft, wenn sie die Bedingung ihrer Größe in einem einzelnen Manne und nicht in der Tüchtigkeit des Volkstums suchen, und sie verlangen dann irgend einen Götzen, vor dem sie sich beugen könnten; wie ohnmächtig er auch sei, es ist ihnen ein Bedürfnis, sich vor ihm niederzuwerfen aus Feigheit, aus Mangel an sittlichem Mute.

Moseh war der Lehrer seines Volkes, ihm war wenig daran gelegen, seinem Volke unentbehrlich zu sein; er wollte es im Gegenteil dazu erziehen, ihn zu entbehren, selbständig und aus freiem Willen sollte es Gott dienen und seine Aufgabe auf Erden erfüllen. Der Lehrer hat seinen Beruf nicht erfüllt, sondern verfehlt, wenn ihn der Schüler niemals zu missen vermag. Auf diesen höchst zweifelhaften Ruhm wollte Moseh gern verzichten; darum zog er sich in die Einsamkeit zurück, um zu erproben, ob das Volk, wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum, auch ohne ihn die Gottesordnung ungestört erhalten würde. Er wollte Einrichtungen treffen, die über die Spanne des eigenen Daseins hinaus die Zukunft und das Heil seines Volkes sichern sollten. Aber es giebt kein gutes Gesetz für ein unerzogenes Volk, es giebt keinen tüchtigen Lehrer für den widerwilligen Schüler: es giebt für beide nur den strengen Zuchtmeister, der mit eisernem, harten Griff den bösen Willen niederzwingt. Es ist nur die stets gegenwärtige Furcht, die solchen rohen Sinn bändigt; Moseh machte schmerzlich enttäuscht die Erfahrung, daß nur seine Persönlichkeit den Erfolg erzielen konnte, den er von seinen Gesetzen erwartete. Und als die Empörung wider Gott gleich der Feuerglut, welche den Krater sprengt, zum Ausbruch kam, da stürmen sie hin zu Aron und verlangen von ihm nichts Geringeres als einen Gott.

Wann hat eine aufgeregte Volksmasse jemals überlegt, was sie fordert? Sie fühlen, was ihnen fehlt; aber die Erwägung, daß wir zu unserem Glücke das meiste selbst thun müssen, ist das letzte, woran sie denken. Der damalige Zustand

Israels barg eine Fülle von Gefahren; ein zahlreicher Volksstamm, der in der Wüste lagerte, war er nicht eine Drohung für alle anwohnenden Völker, und mußten darum die Israeliten nicht fürchten, daß diese Stämme dem Angriff zuvorkämen und einen Überfall versuchen würden? Und nun, das erste, was sie thun, um die Gefahr abzuwenden, ist: sie begehren einen Götzen. Das scheint nun wiederum den Modernen recht widersinnig, und dieser Widersinn ist auch unbestreitbar; nur sollte man glauben, daß es sich gleich bleibe, ob ein Volk ein Götzenbild oder irgend ein hohes und vornehmes Wort, irgend eine Sammlung von Phrasen als den Talisman der Errettung, der Erlösung von allem Übel ansieht und dabei das eine vergißt, daß nur in der Arbeit die erlösende Kraft zu finden ist.

Und Aron? Sein Verhalten in diesem schweren Momente ist so recht ein Abbild, wie sich so viele recht brave aber schwache Leute benehmen, die da meinen, man könne den glutsprühenden Krater mit einem Flaschenkork schließen oder man könne das tobende Weltmeer mit einem Holzzaune absperren. Ja, so naiv sind viele zwar nicht, wo es sich um wirkliche Naturvorgänge handelt, wohl aber da, wo Erscheinungen des Volkslebens in Frage kommen, die an Heftigkeit dem stürmenden Meere, dem tobenden Vulkane nichts nachgeben. Aus Schwäche meiden sie es, dem Übel klar in's Auge zu schauen, es bei der Wurzel anzufassen, im ehrlichen Kampfe zu fallen oder zu siegen. Sie verhandeln, ziehen in die Länge und schieben die Verantwortung auf andere, und wenden hundert schlaue listige Mittel an, bis das Unheil riesengroß wächst und nur mit unsäglichen Opfern bewältigt werden kann. Es giebt Momente, wo es das schwerste Verbrechen wird, die Wahrheit nur zu verschleiern, und die Pflicht gebieterisch es fordert, sie ohne Scheu auszusprechen, und wo dies auch zugleich das Klügste und Nützlichste ist. Es giebt keinen Pakt mit der Sünde, und ihr den Finger hinreichen, heißt, ihr den ganzen Menschen opfern.

Die Weisen möchten gern die Schuld Arons mildern; sie erzählen[1]), Chur, der Schwestersohn des Moseh, der beim Volke in hohem Ansehen stand, habe anfangs sich energisch der Thorheit der Masse entgegengesetzt: „und mögt ihr mir das Herz durchbohren, ich werde nicht ablassen, Euch an die Wunder zu mahnen, die der Herr für Euch gewirkt hat;“ da wurde er ein Opfer der entfesselten Volkswut; diesen traurigen Anblick, die Verschuldung des Volkes und den in der Blüte gebrochenen Sohn der Schwester hatte Aron vor Augen, als er ihren sündhaften Wünschen sich nachgiebig erwies. Auch erwartete er die Rückkehr des Moseh und hoffte von diesem die Wiederkehr des Heils. Strenger richtet ihn der eigene Bruder, indem er ihm den Vorwurf in's Gesicht schleudert: „Was hat dir dies Volk gethan, daß du über sie diese große Sünde gebracht hast!“ Aron wird verantwortlich gemacht für die Schuld Israels, denn wohl stand zu erwarten, daß

[1]) Ex. r. 41,.

mannhafter Widerspruch von seiner Seite die erregten Massen wieder zur Besinnung gebracht hätte.

Eine Warnung für Unzählige ist das Schicksal Arons, die in öffentlichen Angelegenheiten wirken, aber nicht den Mut haben, ihre Überzeugung unbefangen und offen auszusprechen: nicht die Sorge um das eigene Wohlergehen hindert sie daran; dies war es nicht, was einem Aron die Zunge band; aber die feste, auf sich selbst gestützte Persönlichkeit fehlt, die der Brandung sich entgegenstemmt; es ist so bequem, mit dem Strome zu schwimmen und dasselbe zu sagen wie die große Zahl der anderen; es ist so hart, eine eigene Meinung zu verteidigen gegen den Widerspruch der vielen; wer ist da sicher vor Geringschätzung und Unglimpf? aber haben wir nicht diesen Mut, so sind wir vor dem Arons-Schicksal nicht bewahrt, selbst den Götzen gießen zu müssen, der uns ein Greuel ist, den Mächten zum Sieg zu verhelfen, die wir verabscheuen. Das Volk hat in alter und neuer Zeit eine heilige Scheu vor den seltenen Männern, die, ohne eine andere Rücksicht zu kennen als die auf ihr Gewissen, unbekümmert um die Gunst der Mächtigen, um den Beifall der Menge, um den augenblicklichen Erfolg, frei sagen, was ihre Seele bewegt.

Kein Volk sollte gering denken von den Männern, die mutig ihre eigene Bahn wandeln, auch wenn nur von wenigen begleitet, die ihre kräftigen Streiche gegen die Volksidole führen; der Schrifttext, der uns heute beschäftigt, giebt uns an Aron das Beispiel, wie eine Nation an den Rand des Abgrunds geführt wird durch einen Mann, der ihren Leidenschaften fröhnt und forthilft statt, unbekümmert um gute oder schlimme Folgen, streng und scharf sie zu mahnen. Aron ist recht erfinderisch an Mitteln, um den Einbruch des Unheils aufzuschieben. Aron sprach zu ihnen: „Leget ab die goldenen Ringe, welche in den Ohren eurer Frauen, eurer Söhne und Töchter sind, und bringet sie zu mir." Aron rechnete auf die menschliche Eitelkeit, auf die Lust, sich zu schmücken, auf den Schmerz, den Tand der Welt preiszugeben.; er wollte die schlechten Leidenschaften gegen die schlechteren zu Hilfe rufen; er hoffte, solch schweres Opfer würden sie dem Götzen nicht bringen. Aber wie sehr hatte sich Aron verrechnet in der Schätzung der Menschen! Wenn wir sie zur Förderung eines guten Werkes aufrufen, da sind die meisten spröde, und daß sie Schmuck und Zierrat hingeben, wie es Aron verlangte, das schiene wahrlich eine ungebührliche, fast unvernünftige Forderung. Aber gesetzt, es gilt irgend einer Modethorheit, irgend einem Götzen der Zeit zu opfern, wie opferbereit sind da so viele und geben einen guten Teil ihres Besitzes dahin, um daran Anteil zu nehmen. Wie schwer ist es sonst, eine ganze Nation zu einem Zwecke zusammenzuführen, hier aber heißt es: ויתפרקו כל העם את נזמי הזהב אשר באזניהם „Alles Volk nahm heraus das Geschmeide, das in ihren Ohren war;"[1]) ויתפרקו heißt es:

[1]) r. 3.

„aus freien Stücken legten sie es selbst ab;“ es bedurfte keines Zwanges, um ihnen diese große Entsagung aufzulegen; wie eine Raserei hatte es alle Glieder des Stammes ergriffen. Wissen wir es ja doch, daß irgend ein Wahn wie eine ansteckende Krankheit sich urplötzlich über viele Kreise verbreitet und ihre Vernunft entzündet und verzehrt. Und so brach denn das Unheil herein.

Moseh kam wieder und sah sein Werk zerstört; Hartes mußte er vollziehen, um den Rausch, die Betäubung zu scheuchen. Kein Wort sprach Moseh zum Volke; indem er den Götzen zu Staub zermalmte, brach er den Bann, und die Besinnung kehrte wieder und die Besseren scharten sich um den bewährten Führer. Endlich war die Sünde gesühnt, und wieder zog sich Moseh zurück in die Einsamkeit; aber das gebesserte Volk ehrte das Wort des Propheten, auch wenn die Person des Propheten fern war. Als er zurückkam, da leuchtete sein Antlitz, und Aron und die Israeliten empfanden eine heilige Scheu, sich ihm zu nahen.

Dies Leuchten ist nicht ganz so wunderbar als es scheint; in mattem Glanze hat es wohl schon mancher von uns im Antlitz gelehrter und gottesfürchtiger Greise wahrgenommen und Ehrfurcht empfunden vor dem Lichte, das ein Abglanz der inneren Heiligkeit war. ומשה לא ידע כי קרן ערר פניו „Moseh wußte nichts von diesem Leuchten,“[1]) sagt die Schrift, denn der Bescheidene wußte es selbst nicht, wie sehr er irdisches Sinnen überwunden hatte; es war ein Strahl des Lichtes, welches die Thora selbst ist, oder es war gerade diese Bescheidenheit, welche sein Angesicht so erhellt hat. Beide Erklärungen werden im Midrasch angedeutet; aber im Verkehr mit den Israeliten „zog er einen Schleier über das Antlitz;“ ihm war nichts gelegen an dieser ehrfurchtsvollen Scheu, welche die Menschen fern hielt; er wollte lehren, dazu bedurfte er des Vertrauens seines Volkes; darum sprach er mit ihnen schlicht und freundlich, als wäre er ihresgleichen.

Und nun unternahm auch Moseh ein Werk, das die Opferwilligkeit der Israeliten erforderte; von Aron heißt es beim goldenen Götzen: ויקהל העם על אהרן „das Volk sammelte sich um Aron“[2]); von Moseh beim Aufbau des Stiftszeltes: ויקהל משה את כל עדת בנ ישראל „Und Moses sammelte das Volk um sich“[3]); es ist stets ein übles Zeichen, wenn das Volk seinen Führer mit sich fortreißt. Wo der Führer solche Schwäche bekundet, da ist es ein Götze, ein Phantom, für welches das Volk sich preisgiebt; aber wo er, wie Moseh, das Volk um sich sammelt, wo ein Mann mit treuem Herzen und starkem Willen die Kraft eines ganzen Volkes zu einem großen Werke sammelt, da wird ein Stiftszelt errichtet, da gedeiht in üppiger Fülle das Gute, und der Frühling, der mächtige Sieger über des Winters Starrheit, erringt die Herrschaft auch auf den Gefilden des Geistes. Amen.

---

[1]) 34_{29}. — [2]) 32_{1}. — [3]) 35_{1}.

11.

Zum Abschnitt ויקהל

Das notwendige Überflüssige.

M. A.! Ein Denker, der mit scharfem Witze ein tiefes Verständnis des Lebens in sich vereinigte, hat den paradoxen Satz gewagt: Nichts ist so notwendig als das Überflüssige. Was soll das heißen? Sind überflüssig und notwendig nicht zwei schroffe Gegensätze, und nun behauptet einer, daß das Ueberflüssige gerade das Notwendigste ist? Aber gesetzt, es schreitet Jemand durch eine Landschaft, wo reiche Saaten üppig wogen, wo die Ähren sich hoch erheben und dicht nebeneinanderstehen, ein Bild der Fülle und des Segens; und doch, wenn die Landschaft weit sich ausdehnt, so wird das Auge ermüden und wird an dem einförmigen Anblick auf die Dauer kein Wohlgefallen finden und sich sehnen nach den fröhlichen Kindern der Flur, nach den lieblichen Blumen, von denen keiner satt wird, und deren schönes Gewinde zum Feste der Ernte das Haupt des Schnitters gar prächtig schmückt und ihm ein Zierrat ist, den er schmerzlich entbehren würde. Wie öde wäre das Gefilde, wenn die reifende Saat nicht zuweilen unterbrochen würde von jenen bunten Gewächsen, die der auf eine volle Scheuer bedachte Landmann Unkraut nennt, und die dennoch die Gottheit so weise wie gütig zum Schmuck und zur Zier unter die Ähren verstreut hat.

Alles, was die Welt und das Menschenherz mit poetischem Hauch verklärt, ist streng genommen nicht notwendig; aber wie arm und armselig ist ein Haushalt, der nur das Notwendigste enthält, dem all die vielen Ueberflüssigkeiten fehlen, die, von geschickten Händen geschaffen, das Haus erst heimisch und behaglich gestalten. Wir brauchen eben zu einem menschlichen Dasein mehr als das tägliche Brot; wie dürftig und oft geradezu lächerlich die Kunst sein mag, die die Hütte des Armen schmückt, — wo gute Menschen wohnen, wird man auf diesen Schmuck nie ganz verzichten. Wenn wir in einen Wohnraum kommen, der nur die notwendigsten Geräte enthält, und aller Zierrat baar ist, so offenbaren uns die kahlen und leeren Wände unwillkürlich, daß es auch in den Gemütern der Menschen kahl und unwirtlich ist, und daß, weil in diesen Räumen das Überflüssige fehlt, auch das

Notwendigste abhanden gekommen ist. Und wiederum, wenn wir in eine niedrige Hütte treten, wo wir es deutlich erkennen, daß die Armut hier die Menschen unter ihr eisernes Joch zwinge, aber über dem Tisch ist die saubere Decke gebreitet, auf dem Simse steht das blinkende Gerät, und wir haben sofort die Überzeugung: hier hat die Armut den Frieden nicht aus dem Haus getrieben. Wie ein reizloses Gericht ist ein Dasein, das nur das Notwendigste bietet. Keiner kann ganz den Zauber entbehren, den Kunst und Dichtung um das Menschenleben webt; und dieser Zauber, er entsteht aus den überflüssigen Dingen, durch die gemütliche Menschen sich ihr Haus gemütlich gestalten.

Und auch die Religion huldigt, wie wir aus dem eben vernommenen Schriftworte lernen, dem paradoxen, aber darum nicht minder wahren Satze: Nichts ist notwendiger als das Überflüssige. Moseh, so heißt es hier, versammelte das Volk, daß sie aus freien Spenden ein Heiligtum dem Herrn aufrichteten. Das Notwendige war geschehen. Israel war aus Ägyptens Fesseln erlöst; am Sinai war das Zehngebot verkündet und das Manna fiel herunter, um das Volk zu speisen. Aber jetzt sammelt Moseh das Volk und wendet sich an alle die kunstsinnigen und kunstfertigen Männer und Frauen, daß sie opferfreudig Gott ein Heiligtum errichten in Glanz und Pracht. In diesem Heiligtum sollte ein feierlicher Opferdienst stattfinden, und mit heiligem Öle sollten die Lampen leuchten und viele Wohlgerüche, die das Aroma duftiger Pflanzen zu erzeugen vermögen, sollten das Haus durchströmen. War das notwendig?

Wer weiß es nicht, daß das Herz des Menschen der schönste Gottestempel ist? Heil uns, wenn in diesen Tempeln die Leuchten der Erkenntnis strahlen, wenn die frommen Empfindungen wie Edensdüfte uns das Gemüt durchströmen; da ist das gottdurchhauchte Wort das schönste Opfer und kaum bedarf es dessen, wenn unsere Seele erfüllt ist von dem, der sie in seinem Ebenbild geschaffen hat. Ein frommer Blick nach der Höhe ist oft ein innigerer Gottesdienst, als wenn eine große Schaar einen ganzen Tag hindurch Gebete spricht. Wer weiß es nicht, daß die Himmel, daß die unendliche Welt den großen Gott nicht fassen kann, geschweige denn ein enges Haus, das Menschenhand erbaut hat? Für das Wesen der Religion notwendig war sie nicht, die emsige Arbeit, von der uns heut das Schriftwort erzählt, wo ein ganzes Volk seine Hand und seine Habe widmete dem Bau und dem Schmuck des Heiligtums. Notwendig war sie nicht, jene glänzende Feier des Opferdienstes, die durch eine Fülle von Vorschriften geregelt wurde. Das haben die alten Weisen schon vortrefflich erkannt und in mannigfachen Wendungen ausgesprochen: Und wäre die ganze Gemeinde Israels verarmt und vermöchte nicht Opfer zu bringen, so sie nur Worte bringt, so sie das Wort Gottes pflegt, ist sie von Gott nicht verstoßen; und wäre sie auch durch das Elend und die Mühen des Lebens der Kraft beraubt, sich in die Thora zu vertiefen, so sie nur Worte bringt, so sie beten kann, darf sie auf die Gnade Gottes hoffen.

Es bedarf sonach nicht jener glänzenden Veranstaltungen, um die Gnadenpforte zu öffnen. Einen tiefen Sinn hat ein Gespräch zwischen Gott und Moseh, seinem Propheten, das unsere Weisen ersonnen haben: als Moseh von der Gottheit all die Vorschriften vernahm über die Einrichtung des Heiligtums, da erschrak er anfangs und sprach: wie soll Israel, das arme Volk, diesen glänzenden Bau errichten? wie? — antwortete ihm die Gottheit — du glaubst, das ganze Volk vermöge es nicht? ich bürge dir, ein einzelner Mann aus Israel bringt es zu Stande. Das soll heißen: dieser Glanz und diese Pracht ist nicht das Wesen, sondern der reine, edle und opferfreudige Sinn, der durch sie offenbart wird, und der sich sehnt, irgendwie nach außen Zeugnis zu geben von den Empfindungen, die das Volk beseelen. Und wenn einer in Israel lebt, der seinen Gott liebt und fröhlich ist, so er ihm opfert, so hat dieser Einzige vollbracht, was ganz Israel vollbringen sollte und sein Haus zu einer Wohnstätte Gottes umgewandelt.

Und wie geschickt ist das Gleichnis, mit welchem die Alten die Leistungen erklären, die Gott für seinen Dienst von uns fordert: Ein Sehender und ein Blinder gehen beide desselben Weges; der Blinde würde ihn ganz verfehlen, da erbarmt sich sein Gefährte und sagt: stütze dich auf mich, ich will dich führen und ans Ziel bringen. Aber damit begnügt sich dieser hilfreiche Genosse nicht, er erwägt: wie hat der Blinde das quälende Bewußtsein, daß er ohne jede Gegenleistung Gutes erfahren habe, und doch möchte jeder sich gern durch die That dankbar zeigen für empfangene Wohlthat! Und auch von dieser geringen Last will er den Blinden befreien. Darum sagt er zu ihm: thu mir den Gefallen und halte mir die Fackel, obgleich der hellblickende Wanderer seinen eigenen Augen trauen darf und der Fackel gar nicht bedarf. So nimmt der Blinde alle die Wohlthaten ruhiger entgegen, da er sich einbildet, daß er sie nicht ganz ohne Entgelt empfange.

Das Gleichnis ist nicht *völlig* richtig; die Menschen sind nicht soweit blind, um zu glauben, daß sie, wenn sie Lichter entzünden zur Ehre des Höchsten, ihm, dem Quell des Lichtes, den Weg erhellen, daß sie, wenn sie einen Tempel aufrichten, *dem* eine Wohnstätte zu gründen, der das Weltall schuf durch einen Hauch seines Odems. Wir wissen, er bedarf unseres Dankes nicht und die wahre Frömmigkeit bedarf auch der Formen nicht, bedarf kaum der Worte, um sich zu offenbaren. *Überflüssig* ist also all die Herrlichkeit des Stiftzeltes, die uns im heut verlesenen Schriftworte mit so anschaulicher Deutlichkeit geschildert worden ist. Aber auch hier ist das *Überflüssige* das *Notwendigste*. Was wäre aus der Religion geworden, wenn es dem frommen Gemüte nicht wäre gestattet gewesen, in äußern Zeichen zu zeigen und zu zeugen von dem, was sein Innerstes bewegt? Gott thront in den Höhen; nicht zu ihm heran reicht das Pygmäengeschlecht der sterblichen Menschen; aber die steinernen Tafeln des Sinai mußten eine Heimstätte finden in dem von Menschen errichteten Stiftzelt, wenn das in ihnen

eingegrabene Zehnwort eine Heimstätte finden sollte in den Herzen der Menschen. Schaffet dieses scheinbar Überflüssige hinweg, diesen Schmuck der Gotteshäuser und des Gottesdienstes und stellet die Religion auf ihren eigentlichen Kern, auf die Erkenntnis von Gott und Tugend, und welcher Einsichtige wollte für ihre Dauer bürgen? Dieses Heiligtum, das die Israeliten in der Wüste aufrichteten, war die Wohnstätte der Gottheit; denn die Gottheit wäre den Israeliten verloren gegangen ohne diesen Tempel, in dem sie ihn verehrten; in diesem engen Gotteshause wurde ihnen der unendliche Gott offenbar, den die Welt nicht fassen kann.

Wer leugnet es, im Herzen muß die Gottheit wohnen, der Himmel ist ihr Thron und die Erde der Schemel ihrer Füße; und all die hochragenden Tempel, — nicht der große Gott, nicht der demütige Mensch bedarf ihrer; und doch, wie im gewöhnlichem Leben, wie in der Natur selbst all die überflüssigen Dinge oft den eigentlichen Reiz verleihen, und anmutig zieren, so sind es auch in der Religion all die Formen, die an sich nicht Frömmigkeit sind, aber in denen ein frommer Sinn gern sich äußert, Gotteshäuser und Gottesdienst, das Notwendigste, um ihr Bestand und Dauer zu verbürgen. Moseh, der Gott im Geiste erschaute, hat ihm auch das Stiftszelt errichtet, Moseh, dessen größtes Sehnen es war, Gottes Herrlichkeit zu erkennen, hat es nicht verschmäht, ihn und sein Haus mit des Menschen armseliger Herrlichkeit zu schmücken, und sonach gilt, was er in seinem Siegesliede am Schilfmeere aussprach: „Dies ist mein Gott und ich will ihn verschönen."[1]) Amen.

---

[1]) 2. M. 15_2.

12.

Zum Abschnitt ויקהל.

Die Schätzung der Kunst im Judentum.

M. A.! Dem Taucher vergleichbar, der aus dem Schlamm des Meeres mühselig die Perlen heraussucht, dem Bergmann ähnlich, der aus Sand und Gerölle die edlen Steine liest, ist der Forscher in der Geschichte der Völker, dem es eine Lust und eine Freude ist, überall die Spuren des Edlen und Schönen aufzufinden, ja aufzugraben, der es als seinen Beruf ansieht zu ergründen, ob nicht auch in den scheinbar verrotteten Völkern Sinn und Neigung für die hohen Sphären des Lebens vorhanden ist. Und es findet der Taucher die Perlen, der Bergmann den Demant, und so findet auch der Forscher in jeder Zeit, in jedem Volke, auch im Gerölle den edlen Stein, und dann läßt er Sand und Schlamm liegen und freut sich des Glanzes, in dem sein Fund leuchtet, und zeigt ihn seinen Genossen. Kein Blatt der Geschichte ist vielleicht leer von Handlungen dunkler, roher Willkür; aber auch keins, und müßte es auch von harten und wirren Dingen reden, entbehrt der Goldesader mitten in all dem wertlosen Gestein. Nur gilt es diese Goldesader aufzufinden, nur ist die Art der Forscher und Richter verschieden. Der eine sucht im Helden und Weisen die Schwäche, die ihn an das Gemeine bindet; der andere auch im Gefallenen und Verderbten die Fäden, die seine Seele, wenn auch nur schwach und lose mit der Tugend verknüpfen. Die Tadler und die Lober, sie brauchen sich nicht zu widersprechen; vor beiden liegt Sand und Edelstein, nur hat der eine Gefallen den Edelstein zu bewundern, der andere über den Sand zu grollen.

Und wenn nun das Urteil über alle geschichtlichen Erscheinungen abhängig ist von dieser subjektiven Stimmung der Forscher, warum sollte das Judentum davon ausgeschlossen sein? Es ist nicht so schwer, in ihm so manche Goldesader zu entdecken, sei es daß wir seine Lehren oder seine Gesetze oder seine Geschichte prüfen; und die begeisterten Lobredner haben diesem Volke nicht gefehlt; besonders die hochherzige Nation jenes durch Fleiß und Freiheit gesegneten Eilands, das nicht nur durch seine Erfindungen das Leben der Gegenwart gestaltet hat, das nicht

nur die größten Staatsmänner, die größten Redner besitzt, sondern trotz seiner oft bespöttelten Steifheit die größten Dichter und große Weise hervorgebracht hat, sah bis in die neueste Zeit manchen Schriftsteller und Werke erstehn, die mit inniger Teilnahme sich in das Geistes- und Gemütsleben unseres Volkes versenkt und mit merkwürdigem Verständnis, mit hinreißender Beredsamkeit es geschildert haben; ungleich spröder war in dieser Beziehung von jeher das Volk der Deutschen; der hochsinnige Dichter, der in innigem Freundschaftsbunde mit dem jüdischen Denker das Judentum besser würdigen lernte und in einer Dichtung, deren Inhalt so groß ist als ihre Tendenz, Duldung und Liebe lehrte, ist weit mehr eine Ausnahme geblieben als ein Vorbild geworden.

Und da giebt uns denn der heut verlesene Schriftabschnitt Anlaß, einen Tadel zu erwägen, der nicht ohne Berechtigung gegen das Judentum erhoben wird. Man sagt, das Judentum sei kunstfeindlich. Freilich müssen wir den Begriff Kunst sehr eng fassen, wenn wir dieses Urteil auch mit einem Schein von Berechtigung wollen gelten lassen. Denn ist nicht der Dichter ein Künstler, ist es nicht der Sänger, ist es nicht der, der der Leier liebliche Töne entlocken kann? Und Israel braucht sich nicht zu scheuen, daß es um den Preis in diesen Künsten in den Wettstreit der Völker eintritt. Unübertroffen ist des Psalmisten hoher Schwung, ist des hohen Liedes Lieblichkeit, und vielfach sind die Anzeichen, mit welcher Liebe und mit welchem Erfolg die Musik im alten Israel gepflegt wurde. So hoch stand diese Kunst in Ehren, daß sogar die Propheten den Klang feierlicher Weisen heischten, um durch sie irdischem Sinnen entrückt ihre erhabenen Gesichte und Zukunftsbilder zu schauen und zu künden. Denn so heißt es von Elisah: ועתה קחו לי מנגן והיה כנגן המנגן ותהי עליו יד ה׳ „Und nun holt mir einen Saitenspieler, und als das Spiel begann, da kam über ihn die Gewalt des Herrn“[1]), und man könnte sagen, dieses Talent und diese Liebe der Väter für die Kunst der Töne hat sich bis auf den heutigen Tag zu den Enkeln vererbt. Nicht aller Künste Feind war sonach das Judentum.

Aber freilich heißt es in der Schrift: לא תעשה לך פסל. „Du sollst dir kein Bildnis machen,“[2]) und dadurch wurde das Judentum der Feind der Bildhauerkunst; Jerusalem war nicht wie Athen eine Stadt der Statuen; der reizvolle Schmuck herrlicher Bildsäulen fehlte seinen Straßen, seinen Plätzen, seinen Hallen, seinen Häusern; kahl und leer wie das Allerheiligste, in dem der unsichtbare Gott verehrt wurde, war Stadt und Land. Streng sind die Vorschriften, welche jede Bildsäule verpönten; aber war darum unsere Religion eine Feindin der Kunst, und nicht vielmehr des Mißbrauchs, den die Völker mit ihr trieben? welchem Zwecke diente denn zuvörderst das Werk des Bildhauers, wenn nicht dem Götzendienst? Erst spät hat diese Kunst sich losgerungen von diesem Dienst der Götzen,

[1]) 2. K. 3_{15}. — [2]) 2. M. 20_{4}.

um allerdings nicht selten einer ebenso niedrigen Knechtschaft, dem Dienste der Sinnlichkeit sich preiszugeben. Als das Judentum in's Leben trat, stand es vor der Entscheidung, entweder diese Bilderkunst zu begünstigen, gelten zu lassen und damit sein eigenes Dasein zu untergraben, oder sie zu bekämpfen und dadurch seine Existenz zu schützen; nicht Feindschaft gegen die Kunst, sondern Feindschaft gegen den Götzendienst hat das Verbot hervorgerufen: „Du sollst Dir keinerlei Bildnis machen“ und nur bigotte und überspannte Menschen können dieses Verbot in seiner vollen Strenge noch für die Gegenwart aufrecht erhalten wollen; wir wissen, mit welchen Anfechtungen die Lehre von dem einen und unsichtbaren Gotte in dem ersten Jahrtausend nach ihrer Verkündigung zu bestehen gehabt hat, wie mühselig sie sich durchgerungen hat; angesichts eines so schweren Kampfes durfte auch die Kunst nicht geschont werden.

Wie hoch die Schrift einen kunstverständigen Sinn geachtet hat, das lehrt uns das eben verlesene Schriftwort. Die Israeliten sollten ein Stiftszelt errichten, in welchem die Bundeslade mit den steinernen Gesetzestafeln ruhen, in welchem der Opferdienst stattfinden sollte; das Volk war willig und opferfreudig, überreich kamen die Mittel, welcher man zu dem heiligen Werke bedurfte. Nun möchten die meisten glauben, sei das Wichtigste geleistet; denn bekanntlich herrscht auch in dieser, wie man sagt, sehr zivilisierten Zeit die Ansicht, für Geld und Gut sei alles zu schaffen, auch Werke hoher Kunst. Aber Moseh, der göttliche Mann, von der Weisheit des Höchsten beseelt und unterrichtet, mochte wohl höher denken und reden von dem Schaffen des Künstlers. Mit den feierlichen Worten, die ihm die Gottheit selbst in den Mund gelegt, führt er ihn dem Volke vor: ראו קרא ה׳ בשם בצלאל בן אורי בן חור למטה יהודה: וימלא אותו רוח אלהים בחכמה בתבונה ובדעת ובכל מלאכה: לחשב מחשבות וגו׳. „Seht Gott hat namentlich auserkoren den Bezalel den Sohn Uri, des Sohnes Churs aus dem Stamme Juda und hat ihn erfüllt mit dem Geiste Gottes, mit Weisheit, mit Überlegung, mit Erkenntnis, mit Kunstfertigkeit Gedanken zu erfinnen.“ [1])

Unsere Weisen sagen: „als Gott dem Moseh auftrug, das Stifszelt zu bauen und all die kostbaren Geräte zu verfertigen, da glaubte Moseh, unter seiner Leitung nach seinem Plane würde diese Arbeit vollzogen werden.“[2]) Es ist ja häufig die Neigung der Fürsten mit ihrem Dilettanten-Talent der Kunst die Bahnen vorschreiben zu wollen; die Gottheit aber sprach: Der König, der seine Würde versteht, giebt wohl Befehl zur Ausführung eines Kunstwerks, aber er redet dem Künstler nicht hinein in seine Arbeit, er läßt ihn in seinem Gebiete frei walten. So ernenne du den Bezalel, er soll es vollenden. Und er zeigte dem Moseh ein Buch, darin waren verzeichnet die Fürsten, die Gesetzgeber, die Propheten aller Geschlechter, und auch Bezalel's Name stand in dieser glänzenden Reihe; denn

---

[1]) 2. M. 35_{30} ff. — [2]) Ex. r. 40_{2}.

der wahre Künstler ist מלא רוח אלהים wie es in der Schrift heißt, voll des göttlichen Geistes; er ist ein Lehrer, ein Prophet seiner Zeit; sein Name glänzt in der Reihe der ersten Geister. Ferner wird im Midrasch die Frage erörtert:[1]) warum es heiße: Bezalel, der Sohn des Uri, des Sohnes des Chur, warum der Name des Großvaters hinzugefügt werde, und die Antwort lautet: Chur war den Israeliten entgegengetreten, als sie dem Götzendienst fröhnen wollten; er war nicht wie Aron scheu zurückgewichen, sondern hatte ihnen mannhaft gewehrt, und er wäre von der aufgeregten Volksmenge ermordet worden; wahrlich, sprach der Herr: ich will es dem Ahnen im Enkel lohnen, ich will ihn mit göttlichem Geist erfüllen, ich will ihn schmücken mit der Krone der Kunst. Es giebt einige Männer, so sagt der Midrasch,[2]) die gleichsam typisch sind für die Größe unseres Volkes, so Moseh als Gesetzgeber, Josua als der Eroberer Kanaans, als der Begründer eines jüdischen Staates, Eliah, als der eifernde Prophet, Mordechai, als der Erretter unseres Volkes aus der Hand der heimtückischen Feinde, Daniel und seine drei Genossen als sieghafte Märtyrer. Zu diesen gehört auch Bezalel als der Erwecker, als der Genius der Kunst.

בחכמה ובתבונה ובדעת; mit „Weisheit, mit Vernunft, mit Erkenntnis“ war er ausgestattet; בג' דברים הללו נברא העולם mit diesen drei Kräften, sagen die Weisen,[3]) ist auch die Welt erschaffen worden; denn da heißt es: mit „Weisheit hat der Ewige die Erde gegründet, mit Einsicht die Himmel gefestet; durch seine Erkenntnis spalteten sich die Abgründe.“[4]) Der Künstler schafft eine Welt im Kleinen, darum muß er einen Funken jener Kräfte besitzen, mit denen Gott die Welt in's Dasein rief. Er muß den göttlichen Geist, den רוח אלהים besitzen, er muß ein קרוי בשם ein Gotterkorener sein, wie einer der Propheten. Solche Ansichten von der Weihe der Kunst lehrt das „kunstfeindliche“ Judentum seinen Bekennern. Es machen sich auch hier die beiden Formen der Kritik geltend, von denen wir eingangs sprachen; die einen, tadelslüstern, halten sich an das Verbot der Schrift, Bildsäulen aufzurichten und reden von Kunstfeindschaft der jüdischen Lehre; die anderen begreifen, daß es für die Lehre von dem unsichtbaren Gotte ein Gebot der Selbsterhaltung war, die Kunst des Bildhauers von den Grenzen des Landes fern zu halten, aber kunstfeindlich kann die Lehre nicht sein, die den Künstler als von göttlichem Geiste erfüllt betrachtet, die ihn neben die Gesetzgeber und die Propheten stellt. — Amen.

[1]) Ex. r. 48_{3}. — [2]) ebd. 40_{4}. — [3]) ebd. 48_{4}. — [4]) Spr. 3_{19} f.

Predigten

Zum Dritten Buch Moseh.

13.

Zum Abschnitt שמיני.

Die Speisegesetze.

M. A.! Heute ist uns aus dem Gottesbuche ein Abschnitt verlesen worden, gegen den in der Gegenwart am meisten gesündigt und über den am meisten geredet wird; es ist die Stelle, wo der Genuß einer großen Anzahl von Tieren versagt, wo gewissermaßen die jüdische Küche geregelt wird. Also so tief steigt die Religion hinab, sie verläßt die Tempel und Lehrhäuser und geht an Küche und Herd und bestimmt den Leuten, was sie kochen sollen? Bewundernd und verehrend lauschten wir den erhabenen Tönen, welche aus dem Feuer des Sinai herniederdrangen zu den aus Ägypten Gezogenen; alle Rätsel, welche den Forscher über des Menschen Los und Bestimmung beschäftigen, sie waren gelöst durch die einfachen Sätze, welche die göttliche Weisheit den Moseh lehrt; alle Fragen, welche ein bedrücktes Gemüt gegen Himmel schleuderte, sie fanden eine Antwort in diesen reinen, die Seele erfrischenden Lehren. Das war wie der Frühlingstau, der sich vom Himmel zur Erde niedersenkt, und die Felder öffnen sich und lassen ihre Gefangenen frei, und die Blumen und Blüten stehen auf aus der Nacht und dem Tode. Das war die Religion des Geistes, die Kunde von dem einen, einzigen, ewigen, in Gerechtigkeit waltenden Gotte, die Kunde von der Freiheit und der Sittlichkeit, und wir verstehen es gar wohl, wenn Moseh den Israeliten meldete: החדש הזה לכם ראש חדשים.[1]) Der Monat, an welchem ihr die Rüstung und Vorbereitung unternommen habt zum Empfange eines Kleinods, durch das ihr selbst zum Kleinod geworden seid unter den Nationen, ist auch der erste aller Monde, der Beginn einer neuen Zeit; denn die Leiden Israels in Ägypten und sein Wallen nach Arabiens Wüste, das waren gewissermaßen die Geburtswehen einer neuen Schöpfung. Aber war es notwendig, daß diese gewaltige Geistesumwälzung und Erneuerung auch die Küche in Mitleidenschaft zog, mußte diese Lehre, welche den Geist klärte und das Herz erfrischte, auch dem Gaumen und dem Magen die

---

[1]) 2. M. 12,2.

Ordnung vorschreiben, mußte dieses Buch, welches die zehn Worte enthielt, dieses allerprosaischste und trivialste Thema gleichfalls in seinen Rahmen einschließen? Und zudem — welche starre Scheidewand haben diese Gebote zwischen uns und den Völkern aufgerichtet! Stärker als Chinas Mauern war dieser Wall, den jeder Israelit um sein Haus aufwarf. Und so blieben wir allezeit fremd den Bewohnern des Landes und der Haß und das Vorurteil gegen Juda verewigte sich. Wozu endlich sich mit Dingen plagen, die nicht nützen und nicht schützen, die den Genuß des Lebens stören und doch keinen Zusammenhang haben können mit den höhern Zielen der Religion, mit Erkenntnis und Sittlichkeit?

Aber vielleicht haben diese Gebote auch im Sinne der Schrift nur einen untergeordneten, vorübergehenden Wert und sonach würde die Wucht der Frage, warum Moseh die Speisegesetze in das heilige Buch aufgenommen, wenigstens geschwächt? O nein, die Schrift schließt diesen Abschnitt: אני ה׳ אלהיכם והתקדשתם והייתם קדשים כי קדוש אני. „Ich bin der Ewige, euer Gott, und heiliget euch selbst, auf daß ihr heilig seid, denn ich bin heilig."[1]) Wir sehen sonach: als eine Vorstufe zur religiösen Vollkommenheit gelten der göttlichen Vorsehung diese Gesetze, nicht aber als nebensächliches Beiwerk. Indes, wer möchte leugnen, daß die Einwürfe ernster Art sind und der Erwägung wert, wenn auch im Verfolge sich zeigen wird, daß diese Gebote eben wegen ihres tiefen Grundes von der oberflächlichen Betrachtung nicht erfaßt werden.

Aber um dies von vornherein auszusprechen, Viele, die gegen diese Anordnungen ihre Stimme erheben, folgen hierbei nur ihrer Lüsternheit und Begehrlichkeit, ihnen ist jedes Gebot eine drückende Last, ihre wilde Natur möchte überhaupt jede Schranke niederwerfen. Ja, das Schelten an sich ist ihnen eine Lust und eine Freude, und es paßt auf sie die etwas derbe Fabel vom Hund und dem Esel, welche die Alten erzählen. Sie sagen: ein Mann hatte einst zehn Brote, davon legte er acht seinem Esel und zwei seinem Hunde auf den Rücken. Aber der Hund erhob ein jämmerliches Geheul, und der Herr nahm ihm eins der Brote, und als das Bellen nicht nachließ, auch noch das andere. Jedoch auch jetzt hörte der Hund nicht auf mit seinem dumpfen Knurren und der Herr merkte bald, daß es vergebliche Mühe, ihn zu besänftigen. Nicht also mit denen möchten wir rechten, denen überhaupt nichts recht ist, denen der Kampf gegen alles Heilige und durch das Herkommen Geweihte an sich ein willkommenes Geschäft ist, sondern dem innern Zusammenhange dieser Gesetze mit dem Streben nach sittlicher Reinheit und Vollkommenheit nachzuspüren.

Unsere Weisen stellen an die Spitze ihrer Betrachtungen über diesen Abschnitt den Satz: לא נתנו המצות לישראל אלא לצרף בהן את הבריות. Die Gebote sind dazu da, um die Menschen durch sie zu läutern.[2]) Aber diese Läuterung, darf sie

---

[1]) 3. M. 11_{44}. — [2]) Lev. r. 13_{3}.

ihr Augenmerk ausschließlich auf die Seele richten, muß sie den Körper nicht hineinziehen, wenn anders die Seele nicht verkommen soll wie Wein in einem morschen Gefäße? Überhaupt gilt es, daß wir, aus einer gar wohl erklärlichen und nicht unberechtigten Angst, den unsichtbaren Geist über dem sichtbaren Körper zu vergessen, dem letzteren eine gar zu geringe Bedeutung beimessen. Wenn z. B. ein junges Kind das so außerordentlich inhalts- und beziehungsreiche Schriftwort lernt: Gott erschuf den Menschen in seinem Ebenbilde, so muß es sich sofort die Erkärung einprägen, daß dieser Satz nur von der menschlichen Seele gelten könne; in Zeiten, wo Gott ganz allgemein auch als menschliche Persönlichkeit aufgefaßt wurde, hatte ja auch die peinliche Besorgnis, man könnte aus der Lehre vom Ebenbilde des Sterblichen mit Gott Rückschlüsse auf das Wesen der Gottheit ziehen und dieser rein menschlich-körperliche Eigenschaften beimessen, einen triftigen Grund. Aber dem Schriftsinn wird offenbar Gewalt angethan, wenn die Ebenbildlichkeit mit Gott, die vom Menschen allgemein ausgesagt wird, ausschließlich auf dessen Seele bezogen wird. Wie günstig der Entfaltung der Seele ist die körperliche Gestalt, mit der Gott den Menschen begnadet hat! wäre die Seele nicht zu Grunde gegangen wie ein Saatkorn, das auf einen Felsen fällt, wie ein Keim, welchen der Frost in der Erde erstickt, wenn dem Menschen die Fähigkeit der Rede wäre versagt gewesen, und ist diese Fähigkeit nicht wesentlich bedingt durch die kunstvolle Formung unserer Organe? Hätte der menschliche Geist so hohen himmelstrebenden Aufschwung, wenn ihm nicht ein ungleich längeres Leben als den meisten Tieren wäre beschieden worden; wohl klagen wir über die Kürze unseres Daseins im Hinblick auf die mannigfaltigen Pflichten und Ziele; aber wie wäre der Mensch zur Niedrigkeit verurteilt gewesen, hätte ihm die Gottheit einen ebenso kurzen Lebensfaden wie unseren Haustieren gewoben, und woher käme uns dieser Vorzug, wenn nicht aus dem Körper? Jeder, dessen Sinn nicht rauh und stumpf ist, sondern empfänglich für die großen Gegenstände, welche Natur und Kunst uns bieten, verehrt die Schönheit, das Ebenmaß der Form und schaut begeistert auf die menschliche Erscheinung, welche mit Schönheit geschmückt ist, als sei sie von göttlichem Hauche berührt.

Nein, der rohen Materie, dem formlosen Stoffe kann keine Verwandtschaft mit dem göttlichen Urbild zugeschrieben werden, aber sie offenbart sich uns nicht nur in der Seele, sondern in dem kunstvollen Bau des Leibes, in dem edlen Gleichmaß der Formen, kurz in all den unzähligen Eigenschaften des menschlichen Körpers, durch welche die Entwicklung der Seele aufs Entschiedenste bedingt wird. Auch der Körper hat Anteil an der Verwandtschaft mit Gott, auch er ist im Ebenbilde Gottes geschaffen. Und weil die Schrift mit allen ihren Anordnungen gleichsam nur eine große Verzweigung darstellt aus der Grundwurzel der Lehre, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sei, muß sie auch den Körper in den Bereich ihrer Gesetzgebung ziehen.

Wir hören es täglich aus den verschiedensten Ländern, daß die Juden sich auszeichnen durch einen regen lebendigen Geist, daß sie fast überall einen bei weitem größeren Einfluß besitzen als ihnen der Zahl nach zukommt; wir wissen, daß dem Juden in allen zivilisierten Landen ein ungleich höheres Durchschnittsalter als den übrigen Insassen beschieden ist, daß verheerende Seuchen noch heut wie dereinst in Ägypten an Israels Häusern vorüberziehen, daß sie zum mindesten weit seltener dort einziehen; schneller als in anderen Kreisen mehrt sich die jüdische Bevölkerung, und wo sie Boden gefaßt hat, da gelingt es ihrer rastlosen Arbeitskraft und ihrer zähen Ausdauer zumeist aus geringen Anfängen zu einem gedeihlichen Dasein sich aufzuringen. Ein Mann der Naturwissenschaft, weithin bekannt durch seinen Haß gegen alle positive Religion und sonach besonders dem Judentum, als dem Ursprung derselben, über die Maßen abhold und feindlich, hat darauf hingewiesen, daß die Juden auf dem weiten Erdenrund der einzige Stamm seien, der überall gedeiht und weiterblüht. Jedes andere Volk kann wohl einige Geschlechter hindurch sich behaupten, soweit reicht gleichsam die aus der Heimat mitgebrachte Lebenskraft, dann aber geht es entweder unter in dem Urvolke des Landes oder es verschwindet ganz. Nur das winzige Völklein, das aus Palästina über die weite Erde ist zerstreut worden, trotzt dem allgemeinen Gesetze, sein Blut bleibt rein und unvermischt, wohlgemut baut es sein Haus im kalten Norden, unter der Glut des Äquators, am Meeresufer und in der Landesmitte und überwindet die tückischen Feinde, welche sonst den Einwanderer am fremden Gestade erwarten. So sind die Juden nicht nur dem Geschichtsforscher, sondern auch dem Physiologen eine eigenartige Erscheinung, und wenn wir nicht zu der kindischen Ausflucht greifen, daß so viele Phänomene dem zufälligen Zusammentreffen ihren Ursprung verdanken, so wird wohl kein anderer Ausweg bleiben, als die Gesundheit und Frische unseres Stammes zurückzuführen auf die religiösen Ordnungen, welche die wichtigsten Funktionen des körperlichen Lebens regeln und bestimmen.

Es ist wahr, keine geringe Last wird dadurch dem Einzelnen auferlegt und vielleicht ist diese Last noch wesentlich erschwert worden durch den übergroßen Eifer früherer Lehrer, welche über die Bibel und sogar über den Talmud hinausgingen und neue Satzung zu der alten fügten. Aber der Preis, daß Körper und Seele gesund blieb, daß Israel dadurch die Spannkraft erhielt, aller Orten heimisch zu werden, die Saatkeime der Wahrheit zu tragen nach Nord und Süd, auszuharren in Glut und Frost, alle Leiden zu überwinden, alle seine Dränger zu überdauern, ist wahrlich hoch genug, um auch den Druck dieser Last geduldig auf sich zu nehmen. Die anderen Völker, die solche Bürde nicht auf sich nahmen, haben es ertragen müssen, unterzugehen, weggeschwemmt zu werden vom Strome der Zeit. Der Talmud sagt: Oft tritt der Arzt zu einem Kranken hin und spricht zu ihm: iß, was dir nur immer schmeckt, dem anderen aber schreibt er eine strenge

Ordnung der Speisen vor, weil er den ersten ohnedies für dem Tode verfallen ansieht, während er den zweiten dem Tode und der Krankheit zu entreißen hofft. Darum empfing Israel das strenge Gesetz, weil es leben und dauern sollte. Bei der Erziehung der Kinder wird heute gleichmäßig auf die Ausbildung des Geistes und des Körpers Rücksicht genommen; wenigstens sagen die zu diesem Werke Berufenen, daß sie es thun, und nennen es ein veraltetes und verjährtes Vorurteil, nur einzig auf Mehrung der Kenntnisse Bedacht zu haben. Und nun sind wir verwundert, wenn die göttliche Weisheit schon vor Jahrtausenden so klug war wie wir Modernen, und auch bei der Erziehung der Völker den gleichen Grundsatz nur mit der richtigen Strenge und Schärfe verfolgte, eben, weil die schönen Worte ohne die schönen Werke nicht sonderlich viel bedeuten.

Diese Gesetze haben die körperliche Gesundheit nicht zum letzten Zwecke; die Religion entfernt sich durch sie nicht von ihrem Berufe, die Wahrheit zu lehren und die Sittlichkeit zu gründen; aber weil in dem kranken Leibe die Seele nicht gesund sein kann, so muß die Religion von den Tempeln in die Häuser schreiten, um ihre sittlichen Ziele zu erreichen. Diese Satzungen haben einen Zaun um Israel aufgerichtet, aber dieser Zaun, er trennte nicht nur, er schützte auch, er hat Teil an der Errettung Juda's, an seiner ewigen Dauer. Weil Israel das Ebenbild Gottes nicht nur in der Seele, sondern auch in dem wunderbaren Organismus des Körpers sucht, weil die Seele nicht gedeihen kann in dem siechen und zerstörten Leibe, weil die Sittlichkeit so entschieden bedingt ist durch Gesundheit und Mäßigkeit, um Wahrheit und Moral zu fördern, darum hat die Gottheit diese Vorschriften gegeben, deren Trefflichkeit eben durch die den jüdischen Stamm auszeichnende Regsamkeit und Frische deutlich sich kund giebt. Darum stellt der Talmud an die Spitze seiner Betrachtungen über diese prosaischen Sätze die Bemerkung: „Auch diese Gesetze sind am letzten Ende dazu gegeben, um Israels Seelen zu läutern.“ Darum schließt die Schrift diesen Abschnitt mit dem erhabenen Mahnen: והתקדשתם „Heiligt euch selbst, auf daß ihr heilig werdet, denn ich bin heilig.“ — Amen.

14.

Zum Abschnitt בהר.

Kränkende Rede.

M. A.! Unsere Weisen sprechen sich am Eingang der Erklärung des heut verlesenen Schriftabschnittes in mannigfachen Gleichnissen über die Macht der Rede aus, über ihren allgewaltigen Einfluß im Guten wie im Bösen. Wie der Hauch des Mundes hier die Flamme entfacht, dort sie verlöscht, so habe das Wort die Kraft, Flammen zu entzünden und zu ersticken, Streit zu erregen und zu schlichten, das Feuer gleicht der Zunge, und wie dieses trennt und verbindet, wie das Harte und Spröde unter seiner Glut schmilzt und sich vereinigt, und wie es weichen und zarten Stoff zerstört und scheidet, so könne die Zunge die Spröden verbinden und die Sanften trennen; so allgewaltig beherrscht sie das Geschlecht der Menschen. Es war einst ein Patriarch Gamaliel, gesetzeskundig und gesetzestreu; tapfer und tüchtig zur Wehr des heiligen Gutes der Väter, aber heftig und aufbrausend, und durch ein ungezügeltes Wort erregte er bedrohlichen Hader. Ihm lag es ob, die Feste zu ordnen; denn damals hatte der Patriarch das Recht und die Pflicht, nach den Aussagen der Zeugen und nach der Überlieferung zu erklären, ob der Monat zu neunundzwanzig oder zu dreißig Tagen gerechnet werden solle, und darnach richtete sich natürlich, wenn der darauffolgende Monat ein Festmonat war, die Feier der Feste. So war nun einst zwischen ihm und einem anderen Gelehrten ein Streit entstanden, an welchem von zwei aufeinanderfolgenden Tagen das Versöhnungsfest zu feiern sei. Der Patriarch Gamaliel bestimmte dies nach seiner Ansicht. Das war sein gutes Recht; aber in heftiger Sinnesart zwang er als Fürst seinen Gegner, an dem Tage, welcher ihm als Versöhnungstag galt, vor Gericht zu erscheinen. Dieser Gewissenszwang verdroß die Gelehrten und beinahe hätte ihm das heftige Wort seine Patriarchenwürde gekostet [1]). Nun hatte der Patriarch Gamaliel einen sehr verständigen Diener, namens Tobias, der bei seinem Herrn viel galt, und der nahm sich vor, bei passender Gelegenheit ihn ob dieses

---

[1]) Rosch. Hasch. 25a.

Fehlers zu rügen. Da sprach der Herr zu ihm: hole mir das beste vom Markte und der Diener brachte ihm die Zunge; ein anderesmal sprach er: bring mir aber Geringes und Wohlfeiles vom Markte, er kam heim und sagte: ich bringe das Schlechteste und zeigte eine Zunge. Wie? sprach der Herr: einmal bringst Du mir die Zunge als das Beste, und ein anderesmal als das Schlechteste! — O freilich, denn wenn sie gut ist, so giebt es nichts Besseres als sie, und wenn sie schlecht ist, nichts Schlechteres. Rabbi Gamaliel verstand die Anspielung auf sein eigenes Walten, auf die Gefährlichkeit des unbedachten Wortes, das sich und Andere verwundet. Der Enkel dieses Rabbi Gamaliel, R. Jehuda Hannaßi, belehrte in ähnlicher Weise seine Schüler über Nutzen und Schaden des Wortes; es wurde Zunge auf den Tisch gebracht, zarte und harte Stücke; aber die Schüler wußten, was ihrem Gaumen behage und suchten die zarten Stücke heraus, die harten blieben liegen. Darauf sprach der Lehrer: merket was ihr thut, ihr erwählt die zarten Zungen, die harten bleiben als ungenießbar ohne Beachtung; so sei auch Eure Zunge mild und sanft, eure Rede lieb und freundlich, auf daß ihr den Menschen genehm seid, denn die Harten, Spröden und Heftigen werden nicht geachtet[1]).

Tiefsinnig bemerkt ein Lehrer in Israel, indem er die Erörterung über den Wert des Wortes nach einer anderen Seite wendet: Jedes Gebot der heiligen Schrift gleiche einem Garten, einer Anpflanzung, die frei und offen daliegt; da kam die Tradition, die mündliche Ueberlieferung und die Satzung, und es entstand ein Zaun um die Pflanzung, der sie vor Schaden behüten sollte, also daß die Leidenschaft erst den Zaun niederreißen mußte, bevor sie den Garten je verletzen konnte; nur eine Satzung, die sei so wichtig und bedeutsam, daß die heilige Schrift selbst einen Zaun um sie aufgerichtet und nicht erst auf die mündliche Ueberlieferung oder die Arbeit der Gelehrten gewartet hat. Das ist das Verbot der Lüge; da heißt es nicht nur: Du sollst nicht lügen, sondern auch: מדבר שקר תרחק „von einer lügenhaften Rede sollst Du Dich fernhalten"[2]). So hehr und heilig gilt ihr das Gesetz der Wahrheit, daß auch die Annäherung an die Lüge für eine Sünde betrachtet wurde, deren Verbot in der Schrift selbst bezeichnet sein muß. Einen ähnlichen Gedanken bringt in einem Bilde der Talmud[3]) vor. Zu dem Verse: „Was kann sie dir geben, was kann sie dir wehren, die trügende Zunge?"[4]) sagen die Alten: Diese Frage spricht Gott selbst Zwei Mauern habe er um sie aufgerichtet, die Zähne und die Lippen, zum Zeichen, daß wir die Zunge wahren müßten; aber durch diese Mauern hindurch dringt der verderbliche Pfeil böser Rede in das Herz des Nächsten.

Und auf einen Mißbrauch der Rede, der am häufigsten vorkommt, weil er sich am besten scheinbar mit dem hellen und schönen Klang des Wortes Wahrheit

---

[1]) Lev. r. 33₁. — [2]) II M. 23₇. — [3]) Arachin 15b. — [4]) Ps. 120₃.

verteidigen kann, lenkt uns das eben verlesene Schriftwort hin. ולא תונו איש את עמיתו ויראת מאלוהך כי אנ׳ ה׳ אלהיכם „Und Ihr sollt nicht kränken einen eurer Nächsten, Du sollst Dich fürchten vor dem Ewigen, Deinem Gotte, denn ich bin der Ewige, Dein Gott"[1]). Zweimal wird in demselben Kapitel die Mahnung vorgebracht, daß wir unsere Nebenmenschen nicht kränken; das erste mal in folgendem Satz: „So ihr einem Nächsten etwas verkauft, oder von ihm etwas kauft, so kränket nicht der Eine seinen Bruder".[2]) Hier ist nun aus dem Zusammenhange klar, daß von einer Uebervorteilung die Rede ist; der Israelit soll in Kauf und Verkauf und zwar nicht nur gegen den Israeliten, sondern, nach dem ausdrücklichen Gebote der Schrift, gegen den Fremden billige Rücksicht üben und nicht nach übergroßen Gewinnen haschen. Und sodann heißt es kurz darauf noch einmal: „Ihr sollt einander nicht kränken, und du sollst dich fürchten vor deinem Gott."

Das haben die alten Erklärungen[3]) auf Verletzung und Beleidigung durch das Wort bezogen: so jemand, der einst der Sünde verfallen war, wieder reuig zu Gott zurückgekehrt ist, so dürfe keiner zu ihm sagen: Gedenke deiner früheren Thaten; so einer von den Heiden zum Glauben Juda's sich gewandt habe, so dürfe keiner sagen: gedenke des Thuns deiner Väter; wenn Schmerzen über einen Menschen kommen, wenn ihn Krankheit trifft, wenn er seine Kinder begräbt, so dürfe man nicht ebenso sich benehmen, wie sich die Genossen des Hiob benahmen, die den Leidenden höhnten. „Siehe deine Gottesfurcht, deine Zuversicht, deine Hoffnung, die Reinheit deines Wandels! — denke doch, wo ist der Schuldlose zu Grunde gegangen, wo wurden die Redlichen vernichtet?"[4])

Rabbi Jochanan sagt: härter ist die Kränkung durch Worte wie die Kränkung an unserem Gute, denn dem ersten Uebel hat die Schrift noch die Warnung hinzugefügt: Du sollst Dich fürchten vor deinem Gott; und die anderen Lehrer fügten hinzu, wie sollte eine Ehrenkränkung nicht härter zu ahnden sein, als eine Schädigung an unserem Gute, da jene unsere Seele und diese nur unser Geld trifft, der Schaden ersetzt werden kann, aber die Folgen einer Beleidigung zumeist nicht aufgehoben werden können. Darum heißt es: wer seinen Nächsten öffentlich beschämt, der ist einem Menschen gleich zu achten, der Blut vergießt, denn ein hartes Wort bewirkt, daß der blühenden Wange plötzlich die Farbe entweicht, und daß das Blut zum Herzen zurückströmt. Und anspielend auf die Erzählung von Tamar und Juda[5]) sagt R. Simon ben Jochai[6]), für die Seele eines Menschen mag es oft besser sein, daß er sich in Feuersglut stürzte, als daß er seinen Nächsten öffentlich beschäme, und daß er das Antlitz seines Nächsten erblassen lasse durch ein böses Wort, denn wer dessen fähig sei, der habe keinen Anteil an der ewigen Seligkeit, ob er auch sonst

---

[1]) III M. 25_{17}. — [2]) V. 14. — [3]) Baba mezia 58b. — [4]) Hiob 4_6 f. — [5]) I M. 38. — [6]) Baba mezia 59a.

durch Gelehrsamkeit und gute Werke sich auszeichne. Wie einer, der vom Aussatz befallen war, außerhalb des Lagers gebracht wurde, weil man das Gift der Ansteckung fürchtete, so sei die böse Rede gefährlich und zu meiden wie ein Aussatz und R. Josua b. Lewi sagte mit einem witzigen unübersetzbaren Wortspiel זאת תהיה תורת הַמְּצֹרָע־הַמּוֹצִיא שם רע[1]). Wie oft hüllt sich böser Sinn in den Mantel sittenrichtender Strenge und die Arglist, welche Gefallen hat die Blößen Anderer aufzudecken, vielleicht um von dem eigenen Selbst die Aufmerksamkeit abzulenken, schleudert Vorwurf und Schmach. Und sie wissen sich was damit, daß sie „die Wahrheit“ sagen; aber wahrlich, auch die Wahrheit kann entweiht werden durch lügnerischen Zweck; wer den scharfen Pfeil des anklagenden, verletzenden Wortes gegen seinen Nächsten schleudern will, der prüfe sich vorher, ob es in der That nur die Gerechtigkeit ist, der er dienen will, oder ob schadenfroher Sinn, ob Neid und Mißgunst sich unter der Maske der Tugend birgt, um so desto sicherer zu treffen. Wer weiß es nicht, wie geschickte Bosheit selbst das Harmlose so zu drehen und zu wenden versteht, daß es wie ein Verdacht und eine Anklage klingt, und das Wort eines wegen seiner Schlauheit berühmten Staatsmannes, daß, wenn er drei an sich unschuldige Worte von einem Menschen wüßte, er ihn durch dieselben um seinen Kopf bringen wolle, enthält trotz seiner Übertreibung einen recht bitteren Wahrheitskern. Das sind nicht immer die Reinsten, die am lautesten von der Tugend reden und sich zu Richtern der Bösen aufwerfen; und wie jene Genossen des Hiob, welche mit stolzen Reden denselben höhnten und sein Leiden ihm als eine Folge seiner Sünde vorwarfen, wie diese keineswegs besser und ehrlicher waren, als Hiob selbst, so ist bei diesen Anklägern, bei diesen hochgemuteten Tugendwächtern die Gerechtigkeit oft am schlechtesten behütet ולא תונו איש את עמיתו ויראת מאלהיך „kränket nicht Einer den Andern und fürchtet den Herrn,“ der in Euer Herz schaut, und es weiß, ob ihr aus reiner Absicht und einzig um der Gerechtigkeit willen die Zunge wie ein zweischneidiges Schwert gegen die Sünder führt, oder ob ihr Euren Nächsten nur kränken wollt.

Rabbi Tarphon klagte einst[2]): Ich möchte mich wundern, ob es in diesem Geschlecht Einen gäbe, der ein Recht hätte zur Ermahnung, sondern zu wem einer sagte, nimm doch diesen Splitter aus deinem Auge, der erhielte zur Antwort: nimm doch zuvorderst den Balken aus dem eigenen. Aber R. Eleasar b. Asarjah sagte: Wunder nähme es mich, wenn es in diesem Geschlecht Einen gäbe, der es versteht zu ermahnen, der dies leisten könnte, ohne seinen Nebenmenschen zu beschämen und trefflich erklärt der Talmud den Vers: הוכח תוכיח את עמיתך ולא תשא עליו חטא. „So mußt du deinen Nächsten ermahnen, daß du seinetwegen keine Schuld auf dich ladest,“[3]) daß du dich nicht versündigst gegen das Gebot: Ihr sollt einander nicht kränken. Das ist eine Satzung, deren Übertretung kein Strafrichter verfolgen

---

[1]) Lev. r. 16_6. — [2]) Arachin 16b. — [3]) 3. M. 19_{17}.

kann; es ist, wie es im Talmud heißt: דבר מסור ללב; da ist der Rechtspruch über sie, in's Herz des Menschen gegeben; und weil leider nach der Meinung nur der Spruch des **Richters** das Brandmal der Schande dem Schuldigen aufdrückt, so gilt das Verbrechen, durch verletzende Worte zu kränken und den Nebenmenschen öffentlich zu beschämen, in den Augen vieler für gering. Anders dachte der Talmud über diese Sünde, die er der härtesten Ahndung würdig hielt, über jene Leute, die kein Unrecht ihres Nächsten vergessen mögen, die wie aus tief verborgenem Schachte die Schande ihrer Nebenmenschen hervorholen, um sie vor den Augen der Welt zu beschämen.

Jene reinen und edlen Lehren, die uns so viel Scheu und Zartheit zur Pflicht machen, sie sind alle dem **Talmud** entnommen, jenem vielgeschmähten Buche, das, wenn man dem Gerede böswilliger Feinde auch nur irgendwie trauen dürfte, ein Abgrund von Sünde und Sittenlosigkeit ist. Es sind das Leute, die in dem Schachte, welcher das Gold birgt, absichtlich nur den Staub und die Schlacken entdecken wollen, die freilich auch in demselben zu finden sind. Wie beschämt der Talmud seine Gegner mit der einen kurzen Bemerkung unseres **Textes**: ולא תונו איש את עמיתו. Und ihr sollt nicht kränken einer seine Nächsten וגר בכלל עמיתו הוא und auch der **Fremdling** gehört in den Begriff des Nächsten. — Amen!

15.

Zum Abschnitt בחקתי

Auf der Höhe.

M. A.! Wer in die Weite schweift und die erlesenen Orte trifft, in denen die Natur, sei es ihre Pracht oder sei es ihre Hoheit besonders reich entfaltet, wo das Buch der Schöpfung gleichsam mit schärferen Zügen, mit deutlicherer Schrift uns erzählt von der Weisheit des Schöpfers, aber sein Aug ist blöde, stumpf sein Sinn und sein Gemüt verschlossen den heiligen Regungen, welche durch das geöffnete Herz der Meisten ziehen angesichts solcher geweihten Stätten, — der fragt wohl verwundert, warum denn so viele Wanderlustige Sehnsucht nach der Ferne empfinden, da die Welt im Grund überall sich fast gleiche, da die Ferne von der Heimat sich doch nur wenig unterscheide. Und dieses Urteil, so lächerlich es auch klingt, wir können es nicht einmal völlig falsch und thöricht nennen.

Das ist richtig, jede Landschaft hat der Reize genug, daß die Betrachtung der Natur erbaulich wirken kann wie Gottesdienst und Gebet; wer echtes Gefühl für ihre Schönheit besitzt, für den ist sie nirgends und niemals kalt und reizlos, überall kann er anbetend schauen den aufgehenden Sonnenball, das kämpfende, das siegende Licht, überall kann er in ehrfürchtigem Schauer das geheimnisvolle Weben im Waldesschatten auf seine Seele wirken lassen, überall wölbt sich das Himmelszelt und der Sterne zahlloses Heer, und einer Blume allmähliches Entfalten bietet dem zarten Gemüte reicheren Genuß denn der Tropen blendender Glanz dem nüchternen Auge. Da mag denn wohl ein recht inniges Naturgefühl sich dahin äußern, daß es die Wanderlust der Menschen nicht begreife, daß man nicht zu reisen brauche, um Gottes Schöpfung zu bewundern, daß die Welt im Grunde überall sich gleiche.

So sagt der stumpfe und der geöffnete Sinn dasselbe Wort, dasselbe Urteil. Aber grundverschieden ist Sinn und Inhalt. Dem einen ist die Welt überall gleich stumm und öde, dem andern gleich beredt und belebt, dem einen frommt es nicht, der andere bedarf dessen, in die Ferne zu wallen, der eine ist für den leisesten Reiz empfänglich, der andere ist regungslos gegen den

mächtigsten. Aber so sehr wir auch die Empfindung ehren, welche durch die alltäglich und allerorten sich erneuenden Naturerscheinungen erregt und erbaulich gestimmt wird, wir werden darum die Begierde nicht tadeln, die Orte aufzusuchen, wo die Natur in besonderer Größe sich darthut, wo auf hohem Bergesgipfel entlegene Landschaft vor unser Auge gerückt wird, wo vor dem vieles umspannenden Blick größere Mannigfaltigkeit, bunterer Wechsel sich ausbreitet denn in den engen Schranken des Thals, wo der Berge seltsame Gestaltung wie ein Zeugnis aus der Urzeit hineinreicht, ein Denkmal des Riesenkampfes der Elemente, wo nicht selten verfallenes Gemäuer uns daran mahnt, wie der Raub und der Hochmut dereinst diese Höhen als Warten auserſehen hat, um den friedlichen Wanderer im Thal zu erspähen und mit Geiersfängen sich auf ihn hinabzustürzen und ihn zu berauben. Es ist für viele notwendig, daß der Blick sich weide und das Herz sich erhebe an seltenen und umfassenden Naturbildern, da die alltägliche und die einzelne Erscheinung nur auf die ganz besonders zart besaiteten Seelen stets mit demselben frischen Reize wirkt.

Und die Natur ist auch hierin ein Spiegel des *Menschenlebens*; die Geschichte eines Volkes und das Leben des einzelnen Menschen, sie lehren dieselbe Wahrheit. Wer die feinen Fäden verfolgt, mit denen das Menschenschicksal gewoben ist, der erkennt es, sie führen alle zu *Gott*, und der Weise kann von allen lernen. Er schaut mit Verständnis und Teilnahme auf die Entfaltung des Kindes, ihn belehrt des Säuglings unverständliches Lallen. Nichts ist ihm gleichgültig; nicht nur von Gelehrten und Kundigen wird er unterrichtet, ihn unterrichtet auch die Thorheit und der Wahn; nicht nur die Geschichte der Völker und ihrer Führer bietet seinem Denken Stoff, er lernt auch und forscht mit Begier, wie der geringe und beschränkte Mann sein Tagewerk übt. Wie der Kenner der Natur auf jeden Grashalm teilnehmend schaut, so der Kenner der Seele auf jeden Vorgang des Lebens. Darum sagen die Alten: איזהו חכם הלומד מכל אדם. „Wer ist weise? der von jedem Menschen lernt."[1]) Den Weisen kann auch der *Thor* unterweisen. Wie in den Palästen der Fürsten oft die einfachen und unscheinbaren Pforten rascher zum Throne des Königs führen denn der prächtige und allen sichtbare Aufgang, so auch entfaltet dem scharfen und klaren Geist oft ein Blick in das Gemüt des *Kindes* mehr vom Geheimnis des Lebens als die Geschichte der *Helden und Weisen*. Aber diese auserkorenen und feinfühlenden Menschen sind gering an Zahl; wie in der Natur so im Menschenleben reizt und bewegt das Alltägliche nur die seltenen und nicht alltäglichen Seelen; die Meisten bedürfen des *Außerordentlichen*, des *Antriebes*, um aufzuschauen und zu lernen; das ist ja leider so wahr, daß die Bemerkung fast trivial ist, wie eine erhabene Natur gewöhnlich auf die nicht wirkt, die sie stets vor Augen haben und wie weltgeschichtliche

---

[1]) Pirke Abot 4,1.

Ereignisse die Menge der Zeitgenossen fast unberührt lassen. Darum ist die Geschichte die große Lehrerin, sie stellt uns auf steile Höhe, viele Geschlechter umspannt der Blick, vor uns klafft der unendliche Abgrund; und wir lernen nicht nur die Geschicke der Völker, sondern auch die Weisheit und der Trost, welcher dem Einzelnen Not thut in seinen steten Kämpfen, wird uns gespendet auf diesen Höhen.

Dorthin führt uns auch ein heut verlesenes Schriftwort:

Nachdem Moseh in grausen Bildern dem Volke die Folgen seines Ungehorsams gezeichnet hat, schließt er mit folgendem Trost: ואף גם זאת בהיותם בארץ איביהם לא מאסתים ולא געלתים לכלתם להפר בריתי אתם כי אני יהוה אלהיהם: וזכרתי להם ברית ראשנים אשר הוצאתי אתם מארץ מצרים לעיני הגוים להיות להם לאלהים אני יהוה: „Und wie schlimm sie es auch treiben, und wenn sie auch weilen im Lande ihrer Feinde, ich verachte sie nicht und ich verabscheue sie nicht, daß ich sie ganz verderbe, daß ich zerstöre meinen Bund mit ihnen, denn ich bleibe der Ewige, ihr Gott; ich gedenke ihnen den Bund der Väter, ich, der ich sie hinausgeführt habe aus dem Lande Mizrajim vor den Augen der Völker, daß ich ihnen zum Gott werde; ich bin der Ewige."[1]) Welch einen Ausblick gewährt uns dieses Schriftwort über Zeiten und Länder! Wir stehen auf hohem Gipfel, vor uns der grause Abgrund; wir werfen einen Blick in die Tiefe, da sehen wir, wie aus dem Fels ein schwaches Reis hervorsteht und Israel, schwebend zwischen Himmel und Erde die Angst vor dem jähem Sturze im durchfurchten Antlitz, haftet mit zusammengezwängter Hand an dem Zweige, seine Feinde stehen umher und lärmen und toben, und drohen und jauchzen, und wähnen, es sei vorüber mit Israel; aber nun — von unsichtbaren Händen getragen, erhebt es sich aus den Tiefen, und neue Kraft durchströmt seine Glieder und es entfaltet eine erstaunliche Lebensfülle, und es scheint wie ein Rätsel dem Forscher, für das es nur Eine Lösung giebt, welche der Prophet Jeremia, der Zeuge des Golus, der Verbannung, wie folgt ausdrückt: „Und du fürchte nicht, mein Knecht Jakob, und bange nicht, Israel, denn ich bin dein Helfer aus der Ferne und führe deinen Sproß aus dem Lande ihrer Dränger; und Jakob kehrt heim und ruht und rastet und keiner scheucht's."[2]) ואתה אל תירא עבדי יעקב ואל תחת ישראל כי הנני מושיעך מרחוק ואת זרעך מארץ שבים ושב יעקב ושקט ושאנן ואין מחריד וג׳. „Du aber fürchte nicht, mein Knecht Jakob, denn ich bin bei dir, das ist der Spruch des Herrn, ich bringe Vernichtung über alle Völker, wo ich dich hinverstoßen habe, über dich aber bringe ich niemals Vernichtung."

Es war vor ungefähr acht Jahrhunderten, da brach über Israel zur Zeit der Sephira das Unheil herein und die von religiösem Wahnsinn befallenen

---

[1]) 3. M. 26_{44} f. — [2]) Jer. 46_{27} f.

Massen fielen aller Orten über die Juden her, und sie, die zum Auszuge sich rüsteten, und ihr Leben einsetzten, um ein Grab andersgläubigen Menschen zu entreißen, übten zuvörderst ihre Kraft an den wehrlosen, einstigen Insassen des Landes, nach dem nun alle Völker wallten, um das die Erde in zwei große Lager sich spaltete. Aber Judas wahnwitzige Feinde verdarben und Juda blieb und der Rest, der heimwärts kam von diesem erfolglosen Kampf um ein Grab, er brachte in den rauhen Norden den Geist der Duldung, bessere Erkenntnis und reinere Sitte, und der erste matte Schimmer des Morgenrots brach durch, das über die Menschheit und zumal über das verstoßene Israel aufgehen sollte. In diesen Tagen der Sephira, da die Wolken sich dicht über Israels Haupt zusammenzogen und in dunkle Nacht es hüllte, wurde das Licht geboren und mit genialem Takte hat die große und dem jüdischen Geiste verwandteste deutsche Dichterseele ihr Zeugnis von der Duldung und der Humanität den Genossen jener dunklen Zeiten in den Mund gelegt. Denn dort erkannten die Besseren zuerst, daß neben so Vielem, was die Menschen trennt, dennoch ein gemeinsames Band sich um alle schlingt. Die Tage der Sephira waren damals am härtesten für die deutschen Juden. Der Wahn, welcher die Völker des Westens nach dem Osten trieb, hat im deutschen Lande am grausamsten sich gegen die Juden gewendet, und es mahnt wie ein Akt vergeltender Gerechtigkeit, daß auch an dem Lichte, welches aus diesen Kämpfen aufstieg, die deutschen Juden den reichsten Teil gewonnen haben.

Wie hat sich im Golus das Wort erfüllt: „ich gedenke meinen Bund mit Jakob, meinen Bund mit Isak und auch meinen Bund mit Abraham gedenke ich!“[1]) Schon dem Midrasch[2]) fiel es auf, daß in diesem Verse die Patriarchen in umgekehrter Reihenfolge genannt werden, und wir vernehmen da die Antwort, daß, weil sie alle von gleichem Werte seien, einmal Jakob, ein andres Mal Abraham an erster Stelle genannt werden. Aber der Talmud enthält auch das Wort: Abraham wurde aus der Hand des Nimrod gerettet um Jakobs willen; da wird Jakobs Verdienst höher gestellt. Wir werden darauf hingewiesen, die Gründe dieser veränderten Reihenfolge genauer zu prüfen.

Die drei Patriarchen sind in ihrem Charakter und in ihren Schicksalen gar sehr verschieden.

Welch ein verstörtes Dasein hatte Jakob, der zuletzt lebte und zuerst genannt wird. Jakob liebte die Stille des Zeltes und der Bruderhaß jagte ihn in die Ferne. Er war schlicht und gerade, und der Kampf und der Drang des Lebens zwang ihn zu Schlauheit und List. Seine Jugend ward ihm gestört durch die Eifersucht seines Bruders, sein Alter ward ihm getrübt durch die Wildheit, durch den Haß der Söhne wider einander. Er sah die schlimmste Not, den Hunger, in seinem Hause wüten, aber „לא ראיתי צדיק נעזב וזרעו מבקש לחם ob

[1]) 3. M. 27_{42}. — [2]) Lev. r. z. St. u. oft.

seine Kinder nach Brot verlangten, ich sah den Gerechten nicht verlassen"[1]) — verlassen von der Furcht des Herrn,[2]) das war ein fester Bund, den der Schwergeprüfte mit Gott geschlossen; freudlos war ihm das Dasein, schlecht und gering, ein ruheloses Wallen, dennoch war ein eigener Glanz über seine Seele gebreitet, dennoch war er nicht verlassen, denn da die Furcht des Herrn ihn nie verließ, blieb auch seine Liebe ständig bei ihm.

Das war der Bund Jakobs, den der Herr dessen Kindern zudachte. Ohne Habe, ohne Heimat, ruhelos gejagt von Ort zu Ort, kaum die trockene Kruste besitzend, um den Hunger zu stillen, kurz, wie in einen Rahmen zusammengefaßt alles Elend, welches den Menschen treffen kann, — so lebten die Nachkommen Jakobs, im Golus; aber לא ראיתי צדיק נעזב. „Ich sehe den Gerechten nicht verlassen," der Bund Jakobs blieb bei ihm, die Gottesfurcht, die ist kein Gebot, sondern ein Genuß, keine Leistung, sondern ein Besitztum, kein Opfer sondern ein Schatz.

Und bessere Zeiten kamen und auch der Bund mit Isak erfüllte sich an dessen Nachkommen. Isaks Leben fließt still und friedlich dahin in den Grenzen des Hauses. Die Sorgen der Jugend nimmt der Vater ab, der Bürde des Alters wehrt die verständige Gattin. Es war ein Dasein ohne Kampf, aber ohne besondere Ehre; ein Gleichnis dessen, da Israel im Großen und Ganzen nur wenig gestört von der Feindschaft und dem Haß unter den Völkern wohnte. Es lebte erfreulich, es genoß wie Isak des häuslichen Glückes, aber es griff nicht frisch ein in das Ringen und die Arbeit des Geistes.

Aber das war noch nicht das letzte Gedenken, das der Herr seinem Volke gelobte; auch der Bund mit Abraham, der wie ein Fürst und Gottgeweihter durch die Zeitgenossen schritt, auch er geht allmählich an den Kindern in Erfüllung. Jakob wallte und Abraham war ein Wanderer, aber Jakob war der Hilfesuchende, Abraham der Heilspendende, und immer stärker wurde sein Einfluß und immer mächtiger sein Anhang und immer größer seine Habe, daß er groß ward in dem Lande, in welches er als Fremdling gekommen war. Die Mißgunst tadelt an den Israeliten die allzuheftige Gier nach Geld und Gut; und jedem Einzelnen mag ja dies ein Anlaß sein, seine Seele zu prüfen, ob er nicht allzueifrig nach irdischem Besitze strebe. Aber wenn uns die Geldgier als Volksfehler vorgeworfen würde, so ist es nur die alte Geschichte von Jakob und Laban; Laban konnte es dem Jakob nicht verzeihen, daß der letztere um so vieles verständiger und deswegen erfolgreicher war denn er.

Aber ringt denn Israel ausschließlich nach dem Gelde? Wir treten in die Hörsäle der Gelehrten, und jüdische Männer von trefflichem Rufe in großer Zahl reden zu den andächtig horchenden Schaaren der Jünglinge und mehren Erkenntis und Weisheit. Wir treten an die Stätten, wo das öffentliche Leben seine mächtigen

[1]) Ps. 37 $_{25}$. — [2]) Lev. r. 35 $_{2}$ נעזב מיראתו של הקב"ה.

Wogen schlägt, und nicht selten sind die Führer im Streit, in Wort und Schrift Juda's Söhne; mit gleichem Eifer ringt Juda in den Hallen der Kunst um die geweihte Palme. Nicht nur auf dem Gebiete des Erwerbs, sondern im Wettkampf um die idealen Güter steht Israel in vorderster Reihe, gering an Zahl, aber mächtig durch sein Wissen, durch seine Arbeit, durch seinen nüchternen und dennoch idealen Sinn. Das ist der Bund mit Abraham, der letzte Ring in der glänzenden Kette.

So gewinnt, was wir täglich erleben, einen höheren Sinn, wenn wir es von einem erhabenen, wenn wir es vom geschichtlichen Standpunkt anschauen. Eine Fichte, die in den Felsen ihre Wurzel schlägt, aber schlank und immer grünend zu den Wolken hinaufragt, das ist Israel im Golus. In zwei Zeilen läßt sich Israels zweitausendjährige Geschichte in der Zerstreuung zusammenfassen; aber kein Geschichtsschreiber, sondern ein Prophet hat sie aufgezeichnet; sie heißen: „Und auch dann noch, wenn sie weilen im Lande der Feinde, ich verachte sie nicht, ich verabscheue sie nicht, daß ich sie verderbe, daß ich zerstöre meinen Bund mit ihnen, denn ich bin der Ewige, euer Gott." Und wie der Ausblick auf eine herrliche Landschaft unwillkürlich das Gemüt befreit und erhebt, so spendet solch ein geschichtlicher Ausblick, wie ihn unser Texteswort uns eröffnet, auch Weisheit und Trost für das Schicksal des Einzelnen.

Auch an jeden einzelnen ist das Wort gerichtet: auch wenn du weilst im Lande der Feinde, wenn die Feinde des menschlichen Glückes, wenn Not und Trübsal dein Leben stören, ich verachte dich nicht und ich verabscheue dich nicht, daß ich dich ganz verderbe und zerstöre meinen Bund mit dir, denn ich bin der Ewige, dein Gott. Ich sah den Gerechten nicht verlassen, so lange er nicht verlassen ist von der Gottesfurcht. Wohl lehrt auch eine sorgsame Betrachtung jedes Einzellebens diese Wahrheit, aber wie die Natur eindringlicher zu uns redet in erhabener Landschaft, so spricht auch die Volksgeschichte lebendiger zu uns als das Einzeldasein. Die Tage des Sephira mit ihren grausen und erhebenden Erinnerungen, mit ihrem Hinweis auf Todesnot und todesmutige Bewährung, sie zeigen uns die Ohnmacht der Gewalt gegenüber dem Geiste. Denn Israel ist nicht unterlegen, der Herr hat gebrochen die Fessel seines Joches und aufrecht hat er es geführt durch Sturm und Drang, durch Fluch und Frevel zu Tagen des Ruhmes und der Freude; denn ברוך הגבר אשר יבטח בה׳ והיה ה׳ מבטחו „denn gesegnet, der zum Ewigen hält, der Ewige wird sein Halt sein."[1] Amen.

[1]) Jer. 17_{7}.

20. V. 16

16.
Zum Abschnitt בחקתי

Der Blick in die Zukunft.

M. A.! Es giebt kaum eine Gabe, die so heiß ersehnt wird und so wenig dieser Sehnsucht wert ist als die in die Zukunft zu schauen, die Schranken zu durchbrechen, welche dem menschlichen Geist zumeist gesetzt sind, und von den Schicksalen kommender Zeiten eine so klare und deutliche Einsicht zu gewinnen, wie wir sie von der Gegenwart besitzen. Da genießt einer selige Stunden der Freude; so befriedigt ist sein Gemüt, daß er ein höheres Maß von Glück nicht auszusinnen vermag; wie dereinst unser Erzvater Jakob sprach: „ich habe Alles",[1] so ist auch in seiner Seele für den Wunsch kein Raum mehr. Nüchtern und kalt steht einer daneben und kann dies Hochgefühl nicht verstehen und nicht würdigen und nennt es eine Illusion, eine Täuschung. Und zweifellos hat der kalte Rechner recht, er erkennt ganz gut, daß die rauhe trübe Wirklichkeit diesem wie in einem Schein rosigen Lichtes erscheint, das ihn all das Trübe und Rauhe nicht sehen läßt. Indes, ist es im Grunde nicht gleichgültig, ob unser Glücksbewußtsein auf eingebildeten oder wirklichen Gütern ruht?

Täglich sehen wir, daß der eine unbefriedigt ist in der Fülle der Schätze, und daß der andere froh und heiter ist bei kargem Mahle. So verschaffen wir uns oft die Freude oder den Schmerz, und wenn nun einer mit gefärbtem Glas in die Welt hineinschaut und ihm Alles in rosiger Verklärung erscheint, und wenn ihn diese Täuschung beseligt, so hat er das hohe Gut des Lebens, die Freude am Dasein. Glück ist nicht wie eine Münze, die für Alle den gleichen Wert hat, sondern es ist wie ein Amulett; der eine trägts und hält sich gegen jede Gefahr gefeit und geborgen, der andere mit reiferer Erkenntnis wirft es als wertlos bei Seite, aber er zittert vor der drohenden Gefahr. Dieses Frohgefühl ist ganz persönlich, ganz subjektiv, ebenso wenig mit logischen Gründen zu stützen und zu widerlegen, wie etwa, um auf modernes Gebiet zu streifen, wie etwa der Geschmack. Jedermann sieht ein, es ist lächerlich jemandem beweisen

---

[1]) I. M. 33_{11}.

zu wollen, daß ihm diese oder jene Speise nicht schmecken dürfe, obgleich es bekanntlich Menschen von so tyrannischer Gemütsart giebt, die sich selbst dabei nicht beruhigen können, daß dem andern mundet, was ihnen nicht behagt oder umgekehrt. So giebt es Leute, die es als eine Art persönliche Beleidigung ansehen, wenn einer sich in einem Zustande wohl und zufrieden weiß, der ihm nicht zusagen möchte. Wie kann sich auch nur jemand erdreisten, Frieden und Wohlbehagen in einer anderen Weise zu suchen als in der von ihm beliebten! Wer auf die Reden der Menschen lauscht, der wird nicht leugnen, daß oft die spaßigsten, oft die herbsten Urteile dadurch hervorgerufen werden, daß die meisten sich zum Maßstab aller Dinge nehmen und sich sehr schwer zu der Ansicht entschließen, daß einem andern Freude bereitet, was ihr Herz unberührt ließe.

Indes gesetzt, es würde solch einem Menschen, der von den Wonnen der Gegenwart ganz beseligt ist, plötzlich ein Spiegel vorgehalten, durch den er die Bilder der Zukunft sieht, wer zweifelt, daß er erblassen, daß die Farbe der Freude aus seinem Antlitz weichen wird, daß er das Glück der Gegenwart als Preis dahingeben wird für das Wissen von der Zukunft? Wer darf überhaupt beim Genuß des Lebens zuviel an die Zukunft denken, ohne vor dem Medusenhaupt des Todes wie versteinert dazustehen? Ja, es ist das Kennzeichen eines umfriedeten Gemütes, nur in der Gegenwart zu leben und die Frage, was das Morgen bringen wird, zu fliehen. Das oft erwähnte Dichterwort: nur der Irrtum ist die Wahrheit und das Wissen ist der Tod, hat bekanntlich im Zusammenhang des Gedichtes nicht den Sinn, der ihm doch nicht selten fälschlich beigelegt wird, die Wahrheit und die Erkenntnis als den Tod, als die Klippe zu bezeichnen, an welcher unser Lebensschiff scheitert und wiederum den Mangel an Erkenntnis, den Wahn und die Thorheit als das Wünschenswerte hinzustellen. Zu solcher Verherrlichung blöder Gedankenlosigkeit leiht der deutsche Dichter, der zugleich ein tiefer Denker gewesen ist, nicht das Wort, sondern er lehrt uns, daß die Illusion eine Bedingung unseres Glückes, unserer Lebensfreude ist, und daß das Wissen der Zukunft den Tod, die Zerstörung derselben bedeutet.

Wir bemerken an Kindern oft eine Neugierde nach den Dingen, vor denen sie ein Grauen empfinden. Dieser gemischten Empfindung entspricht die Lust, die Zukunft zu erkennen, obgleich die besonnene Überlegung uns vor diesem Wissen warnt, denn hier gilt der Spruch: im Abgrund ist die Wahrheit. Und selbst dem, den die Glorie prophetischer Kraft umstrahlt, dem es Gott gegeben, von den Schicksalen entfernter Zeit zu melden, selbst ihm ist diese Ausschau in die Zukunft selten eine Gunst, die ihn erhellt, sondern oft genug eine Last, die ihn beugt. Wer erinnert sich nicht jenes Sanges, in dem der Dichter am herrlichsten den geschichtlichen Stoff mit dem Hauch seines Geistes beseelt hat, jenes Sanges, in dem die Seherin bange Klage erhob, daß sie allein freudlos sei in der Freuden Fülle, weil sie mit dem aufgeschlossenen Sinn in der Stadt der ewig Blinden lebe, weil sie sehen muß, was sie nicht wenden kann, weil sie allein die nahende,

sinnberaubende Gefahr schaut, weil sie den Augenblick, der Stunde fröhlich Leben, verloren, seitdem sie die Zukunft weiß. Und Moseh, den großen Gottesmann, den weit ausblickenden, zeigt uns das heut vernommene Schriftwort in ähnlicher banger Stimmung.

Die Gegenwart des damaligen Israel war eine lachende und fröhliche. Die noch vor kurzem Knechte gewesen, waren freie Männer geworden; durch göttliche Fügung erhielten sie mühelos des Leibes Nahrung; Gottes Herrlichkeit hatte sich ihnen offenbart und ihnen das Gesetz gelehrt, welches der Baum des Lebens ist; vor ihnen lag Kanaan, das Land der Verheißung, — wie damals Moseh noch glauben durfte, eine leichte Beute, denn nach den Großthaten des Schilfmeeres, da zagten die Bewohner von Kanaan, Schrecken hatte ergriffen die Insassen von Pleschet. Wie viele Gemüter in Israel mögen sich damals dem Frohgefühl dieser herrlichen Gegenwart hingegeben haben, die in Maienschöne ihnen leuchtete und in Maienschöne des Sommers reiche Frucht verhieß. Aber Moseh sieht über den Tag, sieht über die Jahre und über die Jahrtausende hinaus und schreckliche Bilder steigen vor seine Seele; er sieht den Abfall dieses Volkes und als seine unvermeidliche Folge, den Verfall desselben. Dieses mächtige Volk, vor dem seine Nachbarn zittern, wird dereinst fliehen und keiner wird es verfolgen; in diesem Lande der Verheißung, in dem nicht selten dreimal in einem Jahre die Baumfrucht reift, wird der Himmel zu Eisen und die Erde zu Erz werden; das Land wird eine Wüste sein und all die Sabbattage und Sabbatjahre nachfeiern, die vordem sind versäumt worden; Israel selbst aber — die Stimme eines rauschenden Blattes wird sie aufscheuchen, sie werden fallen und niemand jagt ihnen nach, und sie werden gestoßen werden in das Land ihrer Feinde. Das weiß Moseh, und wie tief erschüttert muß ihn diese Kunde haben! Kann ihn der Anblick dieser sechshunderttausend waffenfähigen Streiter, die vor ihm sich lagern, erfreuen, wenn er es weiß, daß dereinst ihre späten Sprossen unfähig zu Wehr und Waffen ein Opfer ihrer Dränger sein werden? Kann die Aussicht auf das reiche Land, das unweit vor der Lagerstatt wie ein wohlbereitetes Mahl sie zum Genuß ladet, seine Seele erheben, wenn er bedenkt, daß dereinst die Enkel, elend und gebrochen, den Tod im Herzen, dieses Land verlassen und in die Fremde ziehen werden, die ihnen keine Ruhe gönnt, und sie weiter stößt von Ort zu Ort und den Mut ihnen nimmt, den Hauch des Lebens.

Soll er diese entsetzliche Kunde in dem starken Herzen einschließen oder soll er sie hinaustragen zu jenen Scharen, die hoffnungsfreudig um das Stiftszelt lagern, jenes Heiligtum, das soeben kunstfertige, opferwillige Hände aufgerichtet haben? Aber er darf nicht schweigen. Sagt doch R. Eleaser:[1]) die Schrift und das Schwert sind zusammengebunden zur Erde gekommen; herrscht

---

[1]) Lev. r. 35_6.

die Schrift, so ruht das Schwert, doch findet die Schrift keine Pflege, so herrscht das Schwert. Und so muß er denn zu dem Volke reden und es mahnen, und diese Rede der heiligen Schrift einreihen, daß alle Nachkommen es lesen und Israel nicht ungewarnt seinem Schicksal in die Arme falle. Er muß mit hellen Farben malen das Bild der Zukunft, wenn das Volk seinem Gotte treu bleibt, den Wohlstand und den Frieden, die Kraft und die Ehre, und muß mit dunklen Farben schildern den Unfrieden und den Schrecken, die Not und die Schande der Abtrünnigen. Aber wer hört nicht aus dieser Schilderung heraus, daß er weiß, wie diese Warnung nicht auf die Dauer fruchten, wie endlich das Verhängnis hereinbrechen wird? Denn ein Volk, dem von allen Seiten bald die Verfolgung, bald die Verführung droht, es ist gar zu sehr gefährdet.

Aber der große Prophet steht auf einer so hohen Geisteswarte, daß er nicht nur das drohende Gewölk sieht, sondern da auch hinter den Wolken die Sterne erkennt. Israel kann nicht untergehen, das ist der Trost, welchen er den durch die Drohworte tief erschreckten Volksgenossen zuruft. Der Keim der Erkenntnis hatte zu feste Wurzeln geschlagen, als daß er je durch Abfall oder Unfall ganz könne ausgerodet werden, und ein Volk, das diese Erkenntnis besitzt, kann nicht untergehen, und darum schloß die drohende Weissagung mit den Schriftworte der Verheißung: „ich gedenke ihnen den Bund der Väter, ehe denn ich sie hinausgeführt habe aus dem Lande Mizraim, daß ich ihnen zum Gott sei; ich bin der Ewige“.

Die Alten werfen die Frage auf: זכות אבות עד מתי קיימת. Wie lange dauert der Verdienst der Väter,[1]) d. h. wie lange ist die Saat keimfähig, die dereinst Abraham, Isaak und Jakob in das israelitische Volk gelegt haben? Da sagt der eine: bis zu den Zeiten des Propheten Elias; da war soviel der Schuld aufgehäuft worden, da war Götzendienst und Sünde so üppig emporgewuchert, daß der gute Keim von den Vätern her, das religiöse Erbe, der Vorfahren ganz erstickt wurde; und ein Anderer wieder sagte: in den Tagen der Propheten habe der Abfall eine solche Ausdehnung gewonnen, daß später eine vollständige Erneuerung notwendig wurde, da jede Erinnerung an die alte Lehre damals ganz erloschen war. Und so bringen noch andere Lehrer andere Momente vor, in denen, wie sie meinen, das ursprünglich durch Abraham eingeführte und am Sinai entfaltete Gesetz ganz untergegangen war. Da heißt es am Schluß: זכות אבות לעולם קיימת. Der Verdienst der Väter besteht für alle Zeiten. Was dereinst die Erzväter in den Geist der Familien gelegt haben, was sodann durch Moseh zur frischen Blüte gebracht worden ist, das hat eine ewige Lebenskraft, das hat nie aufgehört, in Israel zu herrschen, und ob auch oft das Unkraut die gute Saat überwucherte, daß sie nicht sichtbar wurde, sie ist nie ganz erstorben, es kam die Zeit, wo das Unkraut entwurzelt wurde, und da blühte sie aufs Neue, die alte Pflanze.

---

[1]) Lev. r. 36_6.

Religion ist im wesentlichen der Bund mit den Vätern, ist die Pflege der Erinnerungen des Elternhauses. Wie dereinst Moseh, als er zum ersten Male zum Volke redete, die Worte sprach: der Gott eurer Väter schickt mich zu Euch, so findet auch bei dem pietätvollen Sinn unserer Stammesgenossen die Mahnung der Religion am ehesten Eingang, wenn sie lautet: Der Gott Eurer Väter schickt mich zu Euch. Tiefer Ernst mußte das Antlitz eines Moseh beschatten, da er hinaus in die Zukunft sah und wenig Freude brachte ihm die Kraft des Sehers, die den Blick ihm weitete, daß er ihn ins Ungemessene schweifen ließ durch Zeit und Raum. Der Vorhang, der die Zukunft verhüllt, hob sich ihm nur um den Preis persönlichen Glückes. Keinem Glücklichen, ob nun ein einzelner Mensch oder ein Volk auf diesen Höhen des Lebens weilt, wird das Maß seiner Freude dadurch gemehrt, daß ihm die kommenden Zeiten gezeigt werden. Aber dem Moseh leuchtet durch die Wolken der Stern, daß der Verdienst der Erzväter ewig dauern, daß nie die Kette völlig klar durchbrochen werde, deren erstes Glied Abraham ist vom Anfang der Zeiten, und die seitdem fort und fort die Geschichte der Menschheit durchzieht. Es giebt Gedanken, die wie sie selbst ewig leben, so auch ihren Trägern eine nie versiegende Lebensfreude einflößen. Es ist der Geist, der sich den Körper schafft. Darum durchstrahlt auch die trübsten Bilder von der Zukunft Israels, die ein Moseh sah, das Licht des Trostes. Amen.

Predigten

Zum Vierten Buch Moseh.



17.

Zum Abschnitt במדבר.

Die rechten Führer.

M. A.! Es war in einer für Israel argen Zeit — man nennt sie die Zeit der Richter, aber in Wahrheit war es vielfach ein richterloses, ein zügelloses Zeitalter — als der ungeratene Sohn des vortrefflichen Vaters, Abimelech, der Sohn des Gideon, unerhörte Greuel im Lande verübte. Von Sichem, einer seit der Urväter Zeit für Israel unheilvollen Stadt, ging das Unglück aus. Abimelech gewann die Bewohner von Sichem für seine unrechten Pläne, und er, der Sohn des Gideon, erschlug das ganze Geschlecht der Gideon, an die siebzig Mann; nur einer, namens Jotham, entkam. Abimelech herrschte von Sichem nun weithinaus in's Land. Jotham, der einzige übrig gebliebene Sproß Gideons, des Richters, der ruhmreich über Israel gewaltet hatte, hielt nun in einer sinnigen Gleichnisrede den Sichemiten ihr Unrecht vor und er sprach: Einstmals gingen die Bäume daran, sich einen König zu wählen, und sie kamen zum Oelbaum: herrsche du über uns! Und der Oelbaum sprach: wie soll ich von meinem Safte lassen, mit dem sie doch Gott und Menschen ehren, und hingehen, mich mit den Bäumen zu erregen? Und es sprachen die Bäume zum Feigenbaum: wohlauf, herrsche du über uns! aber auch dieser sagte: soll ich von meiner Süßigkeit lassen und meiner trefflichen Frucht und hingehen, mich über die Bäume zu erregen? Und nun gingen sie zum Weinstock und sagten: bitte, herrsche über uns! — Soll ich meinen Most lassen, der Gott und Menschen erfreut, und hingehen, mich mit den Bäumen zu erregen? Da gingen jetzt alle Bäume zum Dornstrauch und dringlich verlangten sie: auf, sei unser König! Und der Dornstrauch sprach: wenn ihr in Wahrheit mich salbet zum König über euch, nun denn, so kommet, berget euch unter meinem Schatten; wenn aber nicht, so gehe ein Feuer aus vom Dorne, und verzehre des Libanons Cedern [1]).

Die Anwendung der Gleichnisrede auf Sichem, auf Abimelech, auf Gideon, der einstmals die Königswürde ausgeschlagen, ergiebt sich leicht. Aber die Parabel hat auch ihre allgemeine Bedeutung für alle Zeiten.

---

[1]) Richter c. 9.

Die Frucht des Ölbaums gilt dem Orient als die edelste; wo wir das Fett der Tiere mannigfach verwenden, um den Speisen Zartheit und Wohlgeschmack zu geben, da brauchen die Völker das würzige Öl, das ihnen darum unentbehrlich ist; gleichsam zum Dank dafür brauchten es die Israeliten als Opfer im Heiligtum, zum Salben der gottgeweihten Geräte, endlich um ihre Priester und Könige zu salben und sie göttlichem Dienste zu bestimmen. So ist der Oelbaum, wie es scheint, das Sinnbild derer, die heiliges und weltliches Wissen und Können in sich vereinen, die dem Leben Würze und Zartheit gewähren, die das Irdische weihen und heiligen. Sie sind die gottberufenen Herrscher auf Erden; aber in unserem Gleichnis entzieht sich der Ölbaum dem Rufe; denn das rohe zügellose Geschlecht hat nicht Tugend genug, um von Edlen geleitet zu werden. Mit Schmeichelrede oder mit fester Gewalt muß diese Herde gelenkt werden. Der Ölbaum müßte seinen Saft aufgeben, der Treffliche müßte auf die Übung und Bekundung der höchsten Vorzüge verzichten, um an der Spitze dieser unlenksamen Menge nicht sie zu führen, sondern von ihr getrieben zu werden.

Der Feigenbaum sodann bietet eine Frucht, die im Orient den einfachen Leuten seit langer Zeit oft die einzige Nahrung ist; sie ist süß und gut und ein Gleichnis der wackeren Leute, die schlicht und treu in ihrem engen Kreise ihre Pflicht thun und manches gute Werk verrichten. Sie sind nicht gerade von vornherein dazu geeignet, die Menschen zu führen, aber sie werden, wie an jedem Orte, so auch an diesem höchsten Platze redlich streben, ihre Aufgabe zu erfüllen, und wenn diejenigen, die ihrer Botmäßigkeit unterstellt sind, nicht allzu schwierig und ungeberdig sich zeigen, so wird dies schlichte und treue Streben eine Frucht tragen. Aber Leuten wie den damaligen Bewohnern Sichems, die einen Führer brauchen zu Gewalt, zu List und Tücken, kann ein solcher Charakter nicht genügen; der müßte ja seine Süßigkeit aufgeben und seine gute Frucht, um an die Spitze der Bösen zu treten.

Der Weinstock aber ist das Symbol der Dichter, der Sänger, der Künstler, der fröhlichen Schaar, die gerade nicht unbedingt notwendig sind, und die dennoch so wertvoll sind zum Schmuck des Lebens. Was wäre ein festliches Mahl, dem der Wein fehlt? ein Frühling ohne Blüte, eine Gesellschaft ohne Geselligkeit. Er ist nicht notwendig, aber er erweckt die fröhliche Stimmung, er bannt den Trübsinn, er löst den Strom der Rede, daß sie in wechselndem Hinüberfluten all die Genossen erfrischt und belebt. Ein ähnliches Werk vollziehen Kunst und Dichtung im Walten der Menschheit; sie schmücken das Leben mit lieblichen Blumen und mildern der Wissenschaft strengen Ernst, sie geben der Freude und der Lust am Dasein edlere Form, und wie die Schönheit nach dem Wort des Dichters ein überall willkommener Gast ist, so sind es eben auch die, welche nach den Gesetzen der Schönheit künstlerisch schaffen; sie sind nicht die Tüchtigsten im Rate, aber ihr ideales Streben wird doch, wenn sie ein Führer-

amt im Volke erhalten, die Menschen begeistern. Aber sie wenden sich entsetzt von der rohen Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht. Harmonie ist das Grundgesetz der Kunst; der Künstler wird von dem Bilde der Zwietracht feindlich betroffen, wie von einem Mißton, von einer Mißform auf seinem eigensten Gebiete. Der Weinstock weigert sich die Königswürde anzunehmen.

Und so kommen denn die Bäume allesamt zum Dorne und mit höhnender Rede folgt er der Berufung: legt euch nur unter meinen Schatten. Über die Schlechten — das ist der Sinn — sollte eigentlich nur der Schlechteste herrschen; das ist ihr Wille und ihre gerechte Strafe. Über die Bewohner von Sichem, die Handlanger der Sünde, muß Abimelech wie der Dorn König sein, der schon seinen Stachel tötlich verwundend in ihr Fleisch stoßen wird.

Welch ein anderes Bild von Fürsten und Führern entwirft uns das heut vernommene Schriftwort. Die zwölf Stammeshäupter des nach Millionen zählenden israelitischen Volkes werden genannt; dann heißt es von ihnen: אלה קרואי העדה נשיאי מטות אבותם ראשי אלפי ישראל הם, das waren die Berufenen der Gemeinde; das waren die Fürsten ihrer väterlichen Stämme; darum waren sie die Häupter der Tausende Israels".[1])

Gott hatte sie dem Moseh zu Helfern bestimmt; aber sie waren auch die Berufenen der Gemeinde; hier gilt bis zu einem gewissen Grade das Wort: des Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Wer die Liebe eines Volkes nicht hat, kann es nicht führen; denn dann gelten die weisesten Verordnungen als unerträglicher Zwang, als ungebührliche Härte. Diese Männer waren von dem Vertrauen des Volkes emporgehoben. Was sie sprachen und thaten, durfte von vornherein einer freudigen Zustimmung seitens des Volkes gewiß sein. Und dies Vertrauen war wohl begründet. Sie waren, schon bevor sie zu diesem hohen Amte ausersehen wurden, die Fürsten ihrer väterlichen Familien. Im engen Kreise, wo sie von Kindheit an gekannt waren, hatten sie sich bewährt; das ist stets die sicherste Bürgschaft, daß einer eine größere Last von Pflichten und Ehren würdig tragen wird. Und sie waren die Häupter der Tausende Israels. Von den einzelnen Stämmen berufen, fühlten sie sich dennoch als Vertreter der Tausende Israels, als Vertreter der Gesamtheit. Das waren Männer wie mächtige Cedern, die dem Volke zurufen konnten: Kommt, berget euch unter unserem Schatten.

Es ist stets ein böses Zeichen, wenn, wie in den Tagen des Abimelech die Edlen sich zurückziehen vom Werke der Volksleitung, weil sie fürchten, das Volk würde das Beste, was sie besitzen, was sie ihm bieten, verschmähen, ja es würde daran noch Anstoß nehmen. Auch heute bietet sich uns leider nicht selten das Schauspiel, daß der Dorn eine große Rolle spielt, weil der Ölbaum und der Feigenbaum und der Weinstock sich zurückziehen. Sie kennen ihre Pflicht, dem Volke zu

---

[1]) 4. M. 1_{16}.

dienen, aber sie sehen allzudeutlich das Unvermögen, diese Pflicht zu erfüllen gegen eine Menge, die nur für Schmeichelworte ein Ohr hat. Kein Arzt kann heilen, wenn der Kranke die Arznei verwirft, wenn er mit ungebändigter Begier nach dem langt, was ihm schadet. Dann muß das Schicksal walten, bis der Dorn in dem Feuer, das von ihm ausgeht, sich und seine Umgebung verzehrt. Aber Heil dem Staat, der Stadt, der Gemeinde, deren Führer, den Stammeshäuptern des alten Israel vergleichbar, vom Vertrauen des Volkes getragen werden, im engern Pflichtkreis sich bewährt haben, und die keine Sonderinteressen im Auge haben, sondern denen das Wohl der Gesamtheit als das Ziel ihrer Arbeit vorschwebt! Amen.

---

30. V. 14.
27. V. 16.

18.

Zum Abschnitt במדבר.

Volkszählung.

M. A.! Wenn wir in einen von hellen Kerzen erleuchteten Raum treten, dann ereignet es sich wohl, daß wir, geblendet vom Glanze der Lichter, für den ersten Augenblick unsern nächsten Bekannten selbst nicht wiedererkennen, daß die neue und ungewohnte Umgebung einfache und uns vertraute Menschen uns in eigentümlichem Glanze zeigt. Aber es ist eben nur Schein und Täuschung; nach kurzer Weile hat sich das Auge an das Licht gewöhnt, und das Fremdartige schwindet, und wir erkennen trotz Glanz und Flimmer die alten uns bekannten Menschen, und wir fühlen uns heimisch und vertraut. Nicht anders ergeht es uns, wenn wir in das mannigfaltige und bewegte Leben der Gegenwart hineinschauen. Da tritt uns des Neuen und Seltsamen, von dem die Vorzeit nichts gewußt hat, so viel entgegen, die Buntheit der Erscheinungen überrascht uns und nimmt so sehr unseren Sinn gefangen, daß wir meinen, das gegenwärtige Geschlecht sei ganz anders geartet und himmelweit verschieden von den früheren Geschlechtern, die auf der Erde gewandelt sind; und so riesengroß und gewaltig erscheint uns die Gegenwart in ihren Fehlern und Vorzügen, daß wir schon den Vergleich mit der Vergangenheit als unberechtigt zurückweisen. Alle die bekannten Erfindungen, die der Stolz unseres Zeitalters sind, werden vorgezählt, vielleicht werden bei dieser Aufzählung die ferntreffenden Geschosse in erster Reihe genannt, um darzuthun, daß die Zeit, in welcher der Verkehr der Menschen so veränderte Formen angenommen habe, dadurch als eine ganz neue sich bewähre. Aber der ernste Denker glaubt nicht an das unbedingt Neue, er weiß, daß Menschen in einem erleuchteten Raum uns anders erscheinen als in einfacher Umgebung, aber darum doch dieselben sind, und denkt, da das menschliche Gemüt dasselbe geblieben sei in seinem Hassen und Lieben, in seinem Kämpfen und Leiden, so könnte der Unterschied nicht gar so groß geworden sein dadurch, daß die Gegenwart so manche früher ungebändigte Naturkraft in den Dienst der Menschen gestellt hat.

Größeres Recht und ein gereifteres Urteil haben schon diejenigen, die sich auf die idealen Errungenschaften der Neuzeit berufen, um ihre völlige Verschiedenheit von allem Früheren zu erweisen. Die Gefesselten sind frei, die Unwissenden sind kundig, die Völker sind mündig geworden. Das ist in der That ein gewaltiger Fortschritt! Wenn nur nicht hierbei gar so viel des Blendwerks walten möchte! Aber, wir hören nicht nur die Lober, sondern auch die Verächter der Gegenwart es beteuern, daß keine Parallele zu ziehen sei zwischen dieser Zeit und früheren Jahrhunderten. Die einen behaupten, es sei niemals auch nur annähernd so gut gewesen, die andern wieder, es sei niemals auch nur annähernd so schlimm gewesen als heut zu Tage. Wären wir weniger vom Streite erregt, wollten wir kaltblütig prüfen, so würden wir rasch erkennen, daß unter veränderten Formen sich Vorgänge wiederholen, von denen die Geschichte uns öfters berichtet.

Denken wir nur an die Kämpfe auf religiösem Gebiete; wenn heute der und jener seine Genossen bereden will, an eine Welt ohne Gott zu glauben und hierbei lauten Beifall findet, so sieht mancher Gläubige in der Häufigkeit solcher Erscheinungen einen bedrohlichen, gefährlichen, ja fast unüberwindlichen Feind der Religion, wie ihn nur die Neuzeit zu Tage gefördert hat. Der Kundige, der in den Büchern der Geschichte gelesen hat, weiß, daß die Religion niemals ohne Kampf das Feld behauptet hat, er weiß, daß es ihr garnicht einmal frommt, wenn die Gegner sich lässiger im Angriff zeigen. Er sieht, wie diese Feinde des Glaubens, welche der Tag erzeugt, eng verwandt sind mit Gegnern, über welche das Rad der Zeit längst hinweggegangen, und so gewinnt er aus der rechten Einsicht auch den rechten Mut.

Oder wenn heute erstrebt wird, das Volk religiös aufzuklären, ohne es der Religion zu entfremden, wenn nach einer Erneuerung und Wiedergeburt des Glaubens im Geiste gerungen wird, wenn wir aufhören, die Form zu vergöttern und den Kern und die Gesinnung gering zu achten, so ist dies gewiß der Anerkennung wert. Nur sollte die Gegenwart in eitler Selbstbewunderung nicht glauben, daß sie zuerst solch schönes Ziel sich gesetzt hat. Die Weisen vergangener Zeiten haben fast dasselbe verkündet, wenn freilich zuzugeben ist, daß die Thoren sich niemals danach gerichtet haben. Und wer verbürgt uns denn so sicher den Erfolg? Begegnen denn unserem Blicke, wenn er aufhört, am Einzelnen zu haften, wenn er über die Erde, und sei es auch nur den von zivilisierten Völkern bewohnten Teil derselben, schweift, nicht bedenkliche Zeichen genug der Geistesrohheit, die jeden Fortschritt in Frage stellen?

Auf dem Gebiete der staatlichen Entwicklung ferner hat sicherlich unsere Zeit Großes geleistet, und wie denn jede Zeit ihren Einrichtungen ein eigentümliches Gepräge aufdrückt, so dürfen wir nicht glauben, daß wir in der Geschichte vergangener Tage gleiche Einrichtungen entdecken werden.

Es giebt bekanntlich auf der Welt nicht zwei Dinge, die einander völlig gleichen; trotzdem sie der Zahl nach unendlich sind, sind sie dennoch auch unendlich verschieden. Da wäre es vollends seltsam, wenn gerade die Gesetze des Altertums mit denen der Neuzeit zusammenstimmten; aber lehrreich ist es, wie Gestaltungen, auf welche die Gegenwart stolz ist, die sie als ihr ureigenstes, unvergleichliches Werk ansieht, verwandt sind mit Institutionen, von denen schon die heilige Schrift des Sinai erzählt.

Da ist uns heute ein Abschnitt verlesen worden, der bei flüchtiger Betrachtung kaum ein geschichtliches Interesse in Anspruch nimmt. Moseh zählt die Israeliten nach ihren Stämmen und ordnet an, in welcher Reihenfolge sie sich um das Stiftszelt lagern sollten. Mit diesem Satze ist der Inhalt der Hauptsache nach ungefähr wiedergegeben. Was kann die Gegenwart hieraus lernen? Aber in dem heiligen Buche ist keine Stätte wüst, daß sie keine Frucht trüge. Wie aus dem Stabe Aron's die Frucht hervorbrach, so bietet auch dürre Aufzählung den Ertrag allgemeiner Gedanken. Zuvörderst möchten wir auf einen Vers hinweisen, der von den Gehilfen des Moseh bei der Zählung redet. Es waren dies die Häupter der zwölf Stämme Israels; sie werden namentlich bezeichnet und dann hinzugefügt: „das waren die Berufenen der Gemeinde, die Fürsten der väterlichen Stämme: die Häupter der Tausende Israels waren sie."[1]) Wozu diese mannigfachen Bezeichnungen, die scheinbar dasselbe in mannigfachen Wendungen sagen? Diese zwölf Männer waren mit Moseh und Aron und den Ältesten die Vertreter des Volkes; wie also setzte sich diese Vertretung zusammen? aus den Stammhäuptern: Jeder mußte sich im engern Kreise bewährt haben, mußte in diesem Vertrauen gewonnen haben, bevor ihm die Geschäfte der Gesamtheit übertragen wurden. Das ist gewiß in der Gegenwart beherzigenswert, wo so viele, die kaum ihr eigenes Hauswesen verwalten können, die in ihrer Heimat fast gar kein Vertrauen genießen, sich klug und tüchtig genug dünken, an der Staatsleitung teilzunehmen, und wo so manche dieses Schlages, denen es vielleicht nicht an Geist, aber an dem wichtigeren, an Charakter und Willenskraft, gebricht, gläubige Volksmassen finden, von denen sie auf den Schild gehoben werden.

Und diese Zählung fand statt, wie die Schrift mit besonderem Nachdruck mehreremal hervorhebt: למשפחותם לבית אבותם nach den Familien, — nach den Stämmen, — nach den Köpfen. Denn der Einzelne wurzelt in der Familie, in der heimatlichen Genossenschaft. Was wäre ein einzelner Mensch, der sich loslöst von dem Zusammenhang mit der Gesamtheit? er ist zur Ohnmacht verurteilt, und wäre er ein Held und der Stärksten einer. Die heilige Schrift hat uns ein Beispiel aufbewahrt solch einer unbändigen Natur, die sich den Gesetzen nicht unterordnen kann, die eine außerordentliche Kraft entfaltet, aber sie wird nutzlos vergeudet,

---

[1]) 4. M. 1_{16}.

sie rettet sein Volk nicht, und rettet ihn nicht von schmählichem Untergang. Das ist Simson, dessen Stärke so groß war wie sein Mut, und dessen Übermut, wenn ich so sagen darf, größer war als sein Mut. Er gab Zeugnisse seiner persönlichen Kraft und Stärke, die uns in Erstaunen setzten; indes, er schreckte die Philister, aber er brach ihre Herrschaft nicht; denn sein ungebundener Sinn duldete es nicht, daß er die Genossen um sich schare; darum verkündet auch der Engel von ihm nur והוא יחל להושיע את ישראל מיד פלשתים. „Er wird anfangen, den Israeliten zu helfen von der Hand der Philister."[1]) Es ist eine Ironie des Geschickes, daß es von ihm heißt: er habe, als er, geblendet und gefangen, durch sein Rütteln den Tempel der Philister zusammenstürzte, mehr der Feinde getötet als während seines Lebens.[2]) Wie thöricht muß der Zeit seines Lebens seine Kräfte verwendet haben, der blind und gefesselt seinen Gegnern mehr schadet als frei und sehenden Auges. Die Israeliten hätten ihm gern Heeresfolge geleistet; aber er konnte sich seinem Volke nicht anschließen. Die Schrift sagt von ihm: וישפוט את ישראל בימי פלשתים er richtete Israel in den Tagen der Philister,[3]) da die Philister Herren im Lande waren und blieben; denn allein ist auch der Starke ohne dauernde Wirkung gegenüber einem zahlreichen Feinde. Wir zählen למשפחותם לבית אבותם nach den Familien, nach den Stämmen, dadurch daß wir Glieder einer Kette sind; die Kette hat einen Wert, der einzelne Ring will wenig bedeuten, und jedes große Gemeinwesen muß sich aus kleineren, organisch gegliederten Verbänden zusammensetzen: aus den Familien und Stämmen wird das Volk. Ob diese Lehre von der modernen Staatskunst nicht oft vergessen wird?

Aber sodann wurde auch nach den einzelnen Köpfen gezählt. Denn jeder muß bemüht sein, dem Gemeinwesen etwas zu bieten, zu dem er gehört. Er schöpft aus ihm die Kraft, aber dieses hat nur Kraft, indem er und seine Genossen sie ihm spenden. Der Zweig am Baum zieht Säfte aus den Wurzeln; aber er selbst nährt Stamm und Wurzel mit der Wärme, welche er der Sonne, mit der Luft, welche er dem Äther entnimmt. Nur so gedeiht das Ganze. Wir zählen nach Familien, wir zählen nach Köpfen; denn nur, indem wir uns als Glieder eines Ganzen fühlen und demnach bestrebt sind, eine ganze geschlossene Persönlichkeit darzustellen, thun wir unsere Schuldigkeit.

Und zu welchem Zwecke wurde die Zählung veranstaltet? Diese Frage führt uns zurück auf die Betrachtung, von der wir ausgegangen sind: daß wir nicht glauben dürfen, all' die guten Einrichtungen der Gegenwart seien ohne Vorbild, ohne Gleichen in der Geschichte der Vorzeit. Zum Vorteil unterscheidet sich unsere Zeit von der ihr nächst liegenden Vergangenheit, daß an Stelle des Söldnerheeres das Volksheer getreten ist. Damals, als ein ganzer Erdteil sich gegen das Volk verschworen hatte, das die Fahne der Freiheit hochhielt, das gleiches Recht

---

[1]) Richter 13_{5}. — [2]) Richter 17_{30}. — [3]) 15_{20}.

für Alle verkündet hatte, und als von allen Seiten feindliche Heere in das Land eindrangen, da wurde im Drange der Not das Heilmittel entdeckt, welches die Gefahr wendete und den Sieg an die Fahne der Freiheitskämpfer knüpfte. Das *Volk* wurde zu den Waffen gerufen, sich selbst zu verteidigen, und der kriegsgeübte Söldner mußte weichen vor dem begeisterten Verteidiger von Haus und Herd. Seitdem haben die Menschen erkannt, es sei unwürdig und unklug, wenn ein Volk seine wichtigste Aufgabe, den Schutz seiner Grenzen, die Verteidigung seiner Ehre, für Geld Leuten überließe, die dafür kein Herz haben. So lange die Völker sich nicht selbst gehörten, sondern ihren Herrschern, so lange waren Söldnerheere möglich; seitdem die Völker Herren ihrer Geschicke, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, geworden sind, wird nur in dem außerordentlichen Falle, daß ein Land keines besonderen Schutzes gegen den äußeren Feind bedarf, das Volksheer entbehrt werden können. Aber, so edel und schön der Gedanke, wie viel fehlt, daß dieser Gedanke eine angemessene und würdige Verwirklichung erfahren hat! Durch widrige Verhältnisse ist es zumeist dahin gekommen, daß die Menschen die neue Einrichtung vielmehr als eine *Härte*, denn als ein *Glück* empfinden.

Und dieser Gedanke, gehört er denn etwa ausschließlich der Gegenwart an? Nein, schon das Altertum, schon die heilige Schrift kennt ihn. Denn die Zählung traf eigentlich gar nicht das ganze Volk; zwar heißt es am Eingang: Nehmet auf die Zahl der ganzen Gemeinde Israel; aber sogleich wird hinzugefügt: מבן עשרים שנה ומעלה כל יצא צבא. „Von zwanzig Jahren und darüber, jeder, der Kriegsdienst thut in Israel."[1]) Die Israeliten sollten ein freies Volk sein, in welchem keine Vorrechte der Geburt galten; da wurde ihnen eingeschärft: der allgemeinen Freiheit entspricht die allgemeine Pflicht, sie zu schützen. Aber diese Pflicht beginnt erst von zwanzig Jahren und darüber. Trotzdem im Orient die Menschen rascher ihr Wachstum vollenden, wurde diese Grenze festgehalten. Denn nur wer in der Volksgemeinde *stimmberechtigt* war, war *waffenfähig*. Jeder sollte wissen, wofür er streitet, nur dann sollte er eintreten in die Reihen der Kämpfer. Das war das rechte Volksheer. Da war das Volk das Heer, da war die Gemeinde dieselbe im Frieden wie im Kriege. Siehe da, weit entfernt das Altertum zu übertreffen, hat die Gegenwart noch viel zu thun, um sich zu diesem von der heiligen Schrift hingestellten Werke hinaufzuringen. Und es ziemt unsern Zeitgenossen, dies festzuhalten.

Nichts steht dem Fortschritt so sehr im Wege, als sich an errungenen Erfolgen zu berauschen; nichts hindert ihn so sehr, als die Prahlerei, wie wir es so herrlich weit gebracht haben. Diese Eitelkeit, diese Enge des Geistes entsteht, wenn wir unseren Blick einengen; wenn wir ihn nicht lenken zu vergangenen Zeiten und Völkern. Das ist nicht der rechte Held, der Zeit hat, der Herold seines Ruhmes zu sein. Es steht der Gegenwart nicht schön an, sich des Rühmens

[1]) 1_3.

nicht enthalten zu können ob dessen, was sie geleistet. **Von vielem sagt man,** es sei neu, und es war schon in alten Tagen; und so lehrt uns die Betrachtung des heut verlesenen, so spröden Schriftwortes, daß manche hochbedeutsame Einrichtung der Gegenwart ihres Gleichen hat in der Satzung des alten Israel, nur daß sie ungleich heller und reiner dasteht in dem Lichte, das sie vom Sinai empfangen hat. — Amen.

19.

Zum Abschnitt נשא:

Der Priestersegen.

M. A.! Schabuoth, das Fest der Offenbarung, dessen Nachhall sicherlich noch heute die Gemüter aller derer, die es gefeiert haben, durchzittert und zu höherer Weihe stimmt, es hat uns hingewiesen auf die Wahrheiten, welche den Geist erleuchten, auf die sittlichen Gesetze, deren Kitt die menschliche Gesellschaft zusammenhält. Die Tafeln des Sinai, sie sind der Feuer- und Wolkensäule vergleichbar, die Israel auf seinem Zuge durch die Wüste voranzogen; die eine Tafel soll wahrheitsspendend hineinstrahlen in die Nacht des Irrtums, wenn bange Zweifel sich in unsere Seele schleichen, die andere Tafel soll uns am Tage führen durch den Drang des Lebens, daß wir nie selbstsüchtiger Neigung folgend um der eigenen Wohlfahrt willen die Rechte des anderen sträflich verletzen. Schabuoth hat uns auf den Sinai hinaufgetragen, auf die hohe Warte, wo wir in den Himmel hinaufschauen können, zum Thron des wahrheitsstrahlenden Gottes, wo der Erde Wühlen und Weben klar und leicht übersehbar vor uns liegt.

Aber wie reich und voll auch der Ertrag ist, den Schabuoth unserer Seele zuführt, die ganze Seligkeit, welche die Religion ihren Bekennern spendet, liegt in ihm nicht beschlossen. Wie oft begegnen wir nicht im Leben einem Glauben, der durch keine Spalte den Zweifel einläßt, aber dieser Glaube ist kalt und tot, ohne jene Begeisterung, welche die Wahrheit nicht nur erkennt, sondern gleichsam auch empfindet; wie oft treten uns Menschen entgegen, die mit peinlicher Sorgfalt jegliche Satzung üben, und dennoch sagt uns unser Gefühl, daß dies nicht die rechte Frömmigkeit ist; denn dieser Gehorsam gegen Gott ist starr und erstorben; ihm fehlt die Freudigkeit, die gern und willig ihrem Gotte dient; ein solcher Glaube und ein solcher Wandel bringt nimmer dem Herzen die reine Ruhe und Seligkeit; denn er ist nicht durchglüht von der Liebe. Gott erkennen in den von ihm vorgezeichneten Bahnen, das sind allerdings die Keime des höchsten Seelenglücks, der reinsten Freuden, aber nur wenn die Sonne der Liebe sie erwärmt, dann reifen sie zur Frucht. Der Glaube, dem die Liebe fehlt, er unter-

scheidet sich von dem Glauben, der mit ihrem Schmelze geschmückt ist, wie die welke von der blühenden Blume. Es ist dieselbe Blume; Kelch und Blatt und Stengel, alles ist gleich; und dennoch erinnert uns die eine an Tod und Verwesung, und die andere zaubert unserer Phantasie die Bilder des Lebens und der Freude vor. Der Glaube sagt: האלהים בשמים ואתה על הארץ. „Gott ist im Himmel und du bist auf Erden."[1]) Gott ist weit und fern; aber die Liebe sagt: Gott ist dir nahe und verwandt; Gott wohnt in dir und du in ihm.

Es war ein Mann mit hellem Kopfe und einem warmen Herzen, der den tief durchgedachten und tiefempfundenen Satz ausgesprochen: Wie sollte ich Gottes Dasein beweisen wollen, da er mir doch näher ist als ich mir selbst bin? Als die Israeliten die Stiftshütte errichten sollten, da sprach Gott zu Moseh: ועשו לי מקדש ושכנתי בתוכם „sie sollen mir bauen ein Heiligtum und ich will in ihnen weilen"[2]), und ein weiser Lehrer fragt:[3]) Hätte es in diesem Verse nicht heißen müssen בתוכו, ich will in ihm, nämlich in dem Heiligtum, wohnen? O nein, beantwortete er sich selbst die Frage, wie könnte der Schöpfer des Weltalls, den Himmel und Erde nicht fassen, wie könnte er es wünschen, in einem Hause von Holz und Stein zu weilen, und sei es auch noch so zierlich und schön geformt? Aber gern steigt er hinab in die Herzen der schwachen sterblichen Menschen, er schlägt in ihnen seine Wohnung auf, so sie ihn freudig aufnehmen und in Liebe und Ehrfurcht sich um ihn schließen. So sollt ihr mir einen Tempel bauen, das will dieser Vers sagen, daß ich in euch wohnen kann, d. h. ihr sollt die Opfer, die er heischt, hingeben in Liebe und Freudigkeit. Und diese Liebe und diese Gottinnigkeit und Gottesgemeinschaft, welche gleichsam der Hauch ist, durch den die Religion Leben gewinnt, worin offenbart sie sich herrlicher und deutlicher als im Gebet? Nicht wenn der Denker dich begreift, nur wenn die Seele dankend dir entgegenfliegt oder bittend sich vor dir in Demut beugt, dann fühlen und fassen die Sterblichen dich, den ewigen, himmlischen Vater; קרוב ה' לכל קראיו, „nahe ist der Ewige nur denen, die im Gebete ihn anrufen"[4]); der Denker, und hätte er Gott noch so klar erkannt, er ist von ihm getrennt durch unermeßliche Weiten; dem Betenden aber, der es weiß, daß ein Vaterauge über jeden seiner Schritte liebend wacht, ist er nahe wie ein geliebter Freund, vor dem wir voll Vertrauen unser Herz ausschütten, von dem wir mit Absicht etwas erbitten, nur um uns noch inniger ihm verpflichtet zu fühlen. Am Betenden erfüllt sich das Wort der Schrift: „Wo du immer meinen Namen rufest, ich eile zu dir und segne dich"[5]).

Vortrefflich heißt es im Talmud: תפלה אינה דאורייתא. Das Gebet ist nicht ein biblisches Gebot[6]). Denn wie sollte die Bibel uns das befehlen, was, so es wahrhaft weihevoll und erhaben auf uns wirken soll, aus dem innersten Drange unseres Herzens entspringen muß? הכל בידי שמים חוץ מיראת שמים Alles ist durch

---

[1]) Koh. 5_1. — [2]) 2. M. 25_8. — [3]) Jalkut z. St. — [4]) Ps. 145_{18}. — [5]) 2. M. 20_{24}. — [6]) Ber. 26b 33b.

Gottes Hand geordnet; unser ganzes Dasein ist mit einem vollen Kranz von Satzung und Lehre geschmückt; nur die Ehrfurcht, die Gottes Walten uns einflößt und welche im Gebete sich offenbart, ist eine freie Gabe des menschlichen Gemütes. Aber wenngleich demnach die Thora keine Vorschrift hierüber enthält, so verfehlt sie dennoch nicht, uns einen Fingerzeig zu geben, in welcher Stimmung wir vor Gott hintreten, mit welchem Inhalt wir unsere Gebete erfüllen müssen, so sie Gott gefallen und uns erbauen sollen. Und hat uns Schabuoth, das jüngstvergangene Fest, gelehrt, was wir glauben, was wir üben sollen, so unterrichtet uns der eben verlesene Wochenabschnitt, wie wir zu Gott beten sollen.

Denn dieser Abschnitt, im allgemeinen weniger reich an Gedanken und Andeutungen, die auch für die Gegenwart fruchtbar und anregend sind, enthält eine Perle, die fast absichtlich an diese Stelle gesetzt zu sein scheint, damit sie mit ihrem milden Glanze auch ihre Umgebung erhelle und verkläre. Dieser Abschnitt, beginnend mit der Aufzählung der Geschäfte der Leviten, schließend mit der Aufzählung der Opfer der Fürsten bei der Tempelweihe, enthält in der Mitte den „Priestersegen“, (ברכת כהנים) Worte, deren tiefreligiöse Bedeutung, gerade weil wir sie so häufig im Gotteshaus vernehmen, uns vielleicht nicht in voller Klarheit vor der Seele schwebt. Denn es ist das Los des Menschen, daß er gegen die erhabenste Erscheinung allgemach stumpf wird, wenn sie ihm alltäglich vor Augen tritt. Um so eher scheint es angemessen, diesen Spruch eingehend zu besprechen. Der Priestersegen, lehrreich in seinem Inhalt, lehrreich auch in den Worten, mit welchen die Bibel ihn einführt, sei darum der Gegenstand unserer Betrachtung. Er wird uns lehren, in welcher Stimmung und um welche Güter wir zu Gott beten dürfen. Die Bibelstelle lautet: וידבר ה" אל משה לאמר: דבר אל אהרת ואל בניו לאמר כה תברכו את בני ישראל אמור להם: יברכך ה" וישמרך יאר ה" פניו אליך ויחנך ישא ה" פניו אליך וישם לך שלום ושמו את שמי על בני ישראל ואני אברכם. „Und der Herr redete zu Moseh also: Rede zu Aron und seinen Söhnen: Also sollt ihr segnen die Israeliten, daß ihr über sie sprechet: Es segne dich der Ewige und behüte dich; — der Ewige lasse sein Antlitz dir leuchten und sei dir gnädig; — der Ewige wende sein Antlitz dir zu und gebe dir den Frieden, die Seligkeit. — Und sie sollen meinen Namen legen auf die Kinder Israel und ich werde sie segnen.“ [1])

Unsere Weisen knüpfen an das eben verlesene Bibelwort folgende Legende[2]): Als Gott dem Ahron und seinen Söhnen die Pflicht übertrug, den Segen über das Volk zu sprechen, da nahte sich die Gemeinde Israel dem Herrn und sprach: Herr der Welt, du hast die Priester geheißen, daß sie uns segnen; wir aber bedürfen deines Segens, nach dir lechzt und sehnt sich unsere Seele, sollen wir nicht zu dir kommen dürfen in unsern Nöten, wie ein Kind zu seinem Vater eilt? Ein Mittler soll sich drängen zwischen uns und unsern Gott? aus Menschenhand

---

[1]) 4. Mose 6_{22-27}. — [2]) Num. r. 11_{2}.

ollen wir die Gaben empfangen, die deine Vaterhuld uns bestimmt hat? Und der Herr erwiderte der betenden Gemeinde: Ihr fleht um ein Gut zu mir, das ich niemals versagt habe; heißt es nicht ואני אברכם „ich werde euch segnen“: וכבודי לאחר לא אתן ותהלתי לפסילים „meine Ehre, ich gebe sie keinem anderen, daß nicht der Preis, der mir gebührt, den Götzen werde.“ [1]) Und dennoch werde ich die eingeführte Satzung nicht ändern: Menschen sollen über euch den Segen sprechen zum sichtbaren Zeichen, daß nur, so die Menschen sich untereinander segnen, der rechte Segen erblühen kann; welche Güter meine Gnade über den einzelnen ausschüttet, so ihm der Segen seiner Brüder fehlt, so er den Brüdern seinen Segen versagt, ist er bei allem äußerlichen Glücke elend und arm. Daran erinnere euch ברכת כהנים. Nur wenn ihr von dem Wunsche beseelt seid, euch gegenseitig zu fördern und zu heben, blüht euch das Glück und die Freude.

Und dieses Gefühl inniger Gemeinschaft unter den Genossen unseres Volkes, kann es stärker betont und gefördert werden, als in diesem Segensspruch selbst? Da heißt es stets: Gott segne dich, Gott behüte dich, dich, das Volk Israel. Die Priester sprechen niemals den Segen aus über die Gemeinde, die ihn gerade vernimmt, immer ist es die große, weithin zerstreute Genossenschaft Israels, an die sie denken sollen, wenn sie segnend ihre Hände heben. Und dieser Gedanke, er soll auch uns nicht verlassen, wenn wir betend uns unserm Gotte nahen. So du in den Tempel des Herrn trittst, laß die Selbstsucht, welche dein Leben trübt, draußen. Dieser unholde Gast darf nimmer die Schwelle des Gotteshauses entweihen. Und Selbstsucht wäre es, wenn du, ganz umfangen von dem Weh, das dein Herz belastet, vergäßest des tausendfach größeren Jammers, der rings um dich her nach Heil und Rettung dürstet; Selbstsucht wäre es, wolltest du, weil du in Gesundheit und Kraftfülle daherschreitest, nicht für die Kranken beten, die in ihren Schmerzen stöhnen, wolltest du, weil du selbst frei bist, der Gefesselten nicht gedenken, die im Drucke seufzen. Unsere täglichen Gebete enthalten z. B. auch die Formel: heile uns und wir werden geheilt sein, und mancher, der sich üppiger Gesundheit erfreut, mag wohl darüber lächeln und nicht begreifen, warum er dieses Gebet sprechen soll. Aber dann hat er nicht begriffen die jüdische Moral, welche uns dazu erziehen will, im Leide des Nächsten unser eigenes zu sehen, jeden Menschen und zumal den Leidenden als unsern Nächsten, und nicht als einen Fernen und Fremden zu betrachten. Nicht das ist Mitleid, wenn wir von unserer Fülle dem Dürftigen hinwerfen, sondern wenn wir beim Anblick des Jammers mitleiden, mitbeten mit dem siechen Nebenmenschen. ושמו את שמי על בני ישראל ואני אברכם. Nur wenn sie selbstlos meinen Namen über die Gesamtheit Israels legen, dann werde ich segnen, spricht der Herr.

Diese Betrachtung zeigt uns, in welcher Stimmung wir zu Gott beten

---

[1]) Jes. 42_8

sollen, zudem aber giebt uns der Priestersegen auch in aufsteigender Reihenfolge die **Güter** an, welche wir vom Herrn erflehen dürfen, so wir auf Erden nicht nur genießen, sondern uns bilden und veredeln wollen.

Es sind erstens **irdischer Besitz** und **Gesundheit** und zweitens **Einsicht**, die die rechten Ziele nicht verfehlt, drittens, der höchste Schatz, der **Seelenfrieden**.

יברכך ה' וישמרך. **Gott segne dich und behüte dich**; und unsere Weisen fügen erklärend hinzu, Gott segne dich an deinem **Gute**, und Gott behüte dich an deinem **Leibe**[1]). Die ersten Wünsche, die sich über jede Lippe drängen, sie gelten dem **Besitz** und der **Gesundheit**; und wenn es nur die ersten, und nicht die einzigen, und nicht die liebsten und wichtigsten sind, so mögen sie getrost im Gotteshause laut werden. Die jüdische Lehre, sie rühmt von sich, sie sei משיבת נפש משמחי לב, sie erquicke die Seele, sie erfreue das Herz[2]); sie kündet, daß sie den Lebensgenuß nicht bannen, sondern daß sie ihn im Gegenteil mit ihrer Satzung nur schmücken und veredeln will. Nur wo das Unkraut sinnlicher Neigungen und Triebe die Pflanzungen des Guten und Edlen überwuchern und ersticken will, da tritt das jüdische Gesetz mit scharfer Schneide entgegen, um es auszuroden. Aber alle Lust am Leben in sich ertöten, das ist nicht das Ziel der Lehre, die da ihren Bekennern zuruft: ובחרת בחיים. Wähle das Leben[3]). Ascetismus und stumpfes Sichlossagen von der Gemeinschaft der Menschen — aus dem Boden des **Judentums** sind solche Giftblumen nicht entsprossen. Wie widersinnig wäre es auch, zu glauben, daß der Gott, der uns ins Leben gerufen, verlange, daß wir es selbst zerstören!

Und noch eine andere Deutung geben unsere Weisen dem ersten Verse des Segensspruches, indem sie seinen Sinn folgendermaßen fassen: Gott segne dich, aber so, daß er dich **darin** behüte. Und welch ein Gewinn wäre es für uns, wenn wir täglich in diesem Sinne zum Herrn beteten! — Diese Zeiten, häufiger als frühere Tage, erfahren sie den Umsturz des Glückes in großen und kleinen Kreisen, zu keiner Zeit hat sich das Glück wankelmütiger und wechselvoller gezeigt. Sollte dies ganz zufällig sein, sollten wir nicht die Macht besitzen, das Glück bis zu einem gewissen Grade an uns zu ketten? Nun, keinem von uns ist es verborgen geblieben, daß dieser rasche stürmische Wechsel, welcher unversehens den Mächtigen, Vielgefeierten aus den Höhen der Bewunderung und Verehrung in die Tiefen der Verachtung hinabstürzt, zusammenhängt mit tiefen sittlichen Schäden, mit der Übertretung des in den Gottestafeln angegebenen Gesetzes: לא תחמוד „**Du sollst nicht gelüsten.**" Die wilden Begierden treiben heut mehr als sonst wie die Furien, von denen die Mythe meldet, den Menschen, allen Gewinn, allen Ertrag seines Lebens stets aufs Neue zu wagen in ungewissem Spiele; die Leidenschaft thut sich wie ein unersättlicher Schlund auf, der sich oft nicht früher schließt, als

[1]) Sifre z. St. — [2]) Ps. 19_{8}. f. — [3]) 5. M. 30_{19}.

bis er Glück und Leben verschlungen. Nicht also wird es denen ergehen, die zum Herrn beten: Gott segne uns, aber er behüte uns vor der unersättlich flammenden Lust, die von allen Stoffen, womit man sie zu löschen trachtet, nur immer stärker angefacht und genährt wird. An diesen bewährt sich das Wort des Sehers: לא יגעו לריק ולא ילדו לבהלה כי זרע ברוכי ה' המה וצאצאיהם אתם. „Sie mühen sich nicht umsonst und sie erzeugen nicht zu jähem Sturz; denn sie sind ein Stamm von Gottgesegneten und deshalb bleibt der Ertrag ihrer Arbeit bei ihnen." [1])

Die zweite Bitte lautet: יאר ה' פניו אליך ויחנך. Gott lasse dein Antlitz dir leuchten und sei dir gnädig, es ist die zweite in aufsteigender Linie. Es ist dem Bittenden natürlich zuerst das Geringere zu verlangen, sodann zum Höhern fortzuschreiten. So soll uns das Gebet um Erleuchtung wichtiger, dringlicher sein als das um des Lebens Notdurft. Nicht unter-, ja nicht nebenordnen dürfen wir das Streben nach Einsicht den irdischen Genüssen, welche uns das Dasein bietet, wir müssen es hoch über dieselben stellen. ואל אצילי בני ישראל לא שלח ידו ויחזו את האלהים ויאכלו וישתו. Als die israelitischen Jünglinge bei den Festen, welche der sinaitischen Offenbarung folgten, sich an Speise und Trank allzu lebhaft ergötzten, so streckte dennoch der Herr seine strafende Hand nicht wider sie aus, weil sie erst Gott geschaut, sodann irdischem Genusse sich hingegeben, weil sie die Speise der Seele vorangestellt hatten. [2]) Sinnreich entwickelt der Midrasch diesen Gedanken, indem er sagt, daß Salomo an demselben Tage, da der Tempel geweiht worden sei, auch die Tochter des ägyptischen Königs in sein Haus geführt habe. Aber der Jubel des Hochzeitsfestes war stärker als der, welcher von der Tempelweihe ertönte. Und dieser Umstand war die erste Stufe auf dem Pfade, welcher ihn in den Abgrund der Sünde führte. In der That, wer der Sterblichen möchte sich so entwürdigen, daß er nur dem Genusse fröhnte und seine Seele ganz vernachlässigte? Wer der Sterblichen wäre so ganz verworfen, daß er den Geist, den unsterblichen, den gottentstammten, ganz verwürfe und sich opferte dem Körper, der zu Staube wird? Nein, wir machen es zuerst wie Salomo, wir lassen wohl dem Geiste seine Weihe, aber wir widmen uns mit größerem Eifer den Genüssen des Lebens. Indes auf dieser abschüssigen Bahn ist dann kein Halt mehr; die kleine Lässigkeit, die wir gegen die edleren Regungen unserer Seele zeigen, sie wächst und wächst und schwillt lawinenartig, und machtlos wie Salomo stehen wir ihr dann gegenüber, wenn sie vernichtend über uns hereinstürzt. Die Bitte: Gott lasse sein Antlitz dir leuchten, sie muß uns um so viel heiliger als die erste sein, um soviel das Ewige wichtiger ist als das Vergängliche.

Aber diese Bitte um Einsicht hat noch einen Zusatz, einen Zusatz, der, indem er uns recht beten lehrt, auch die Erkenntnis dessen, was menschlich an uns ist, fordert. Gott schenke dir seine Gnade. Denn der Mensch verfehlt, wie sehr

---

[1]) Jes. 65_{23}. — [2]) 2. M. 24_{11}.

er auch von einem hohen Geiste erleuchtet ist, nicht selten doch den Weg zur Wahrheit. Ja, nicht selten wird er gerade vom Glanze der eigenen Einsicht geblendet. Je heller sie strahlt, um so stolzer wird sie; um so mehr vergißt sie, daß ihre leuchtende Kraft nur eine erborgte und keine ursprüngliche sei. Salomo, der weise König — er hat am Ende seines Lebens den Götzen Altäre errichtet; an diesem einen Beispiel könnten wir Bescheidung, könnten wir beten lernen: Gott gebe uns Einsicht, aber er führe sie in seiner Gnade zum rechten Ziele, daß wir nur in seinem Lichte das Licht der Wahrheit sehen.[1])

Der dritte Spruch enthält die Bitte um den Frieden der Seele. Damit erflehen wir von Gott ein Gut, das keine Schätze der Erde, keine Erleuchtung des Geistes uns schaffen und ersetzen können, und das dennoch allen irdischen Glückes Blüte und Krone ist, weil es ein Vorgefühl des himmlischen ist. Das hebräische Wort שלום ist vieldeutig, es bezeichnet Frieden, Seligkeit, Vollkommenheit; es bezeichnet jene höchste Wonne, wenn die Seele ganz und geschlossen, wenn jede Wunde, welche das Leben ihr geschlagen hat, geheilt ist vom Balsam der Religion, wenn jeder Zweifel an Gottes Liebe und Gottes Waltung gelöst und zerstoben, wie die Wolke schwindet vor der leuchtenden Sonne, wenn alles in uns harmonisch zusammenklingt zu einem Lobgesang des allliebenden Vaters. Jene reinen, klaren Gemüter, die Gottes Liebe widerstrahlen ohne Schwächung, ohne Trübung, jene edlen Seelen, die wie die Fremdlinge hier auf Erden weilen, weil sie bei Gott in Wahrheit heimisch, wie selten sind sie, wie wenige ringen sich zu der lichten Höhe hinauf, wo die Wolken, welche die Erde bedecken, tief unter uns liegen, wo die Seele, nur noch mit einer leichten Fessel an die Erde geheftet, sich fühlt als einen Teil des großen Geistes, von dessen Herrlichkeit die Fülle des Weltalls zeugt. Wohl keiner von uns hat den Mut zu glauben, daß er im Kampf mit den Leiden und Leidenschaften des Lebens je dieses erhabene Ziel erreichen, daß er noch hienieden siegend über Stürme und Wogen kommen werde in den Hafen der seligen Zufriedenheit. Aber keiner darf darum, weil das Ideal ihm unerreichbar dünkt, aufhören, danach zu streben, darum zu beten. Die Ideale der Tugend, sie weilen ja überhaupt nicht auf Erden; die besten Menschen, sie sind nur schwache Abbilder derselben. Aber worin besteht denn überhaupt Menschengröße, wenn nicht darin, redlich nach dem Höchsten zu streben. Denn ein anderes ist die Jagd nach den gebrechlichen Gütern der Erde, ein anderes das Ringen nach jenem Tugendkleinod, mit dem wir unser Herz unserm Gotte schmücken. Jagst du nach irdischem Schatze, so darfst du nimmer vergessen, daß du ihn kaum besitzest, wenn du mit Händen ihn greifen kannst, daß hart am Ziele irgend ein Zufall dein Mühen kreuzt und vernichtet. Aber Tugend und Seligkeit — so du nach diesen dürstest, dein Durst wird gestillt werden; so du um diese betest, dein Gebet wird

[1]) Ps. 36 [10].

erhört werden. Schon dieses Dürsten, schon dieses Bewußtsein deiner Schwäche macht dich ja stärker und vollkommener als die Masse derer, welche ihren Fehl und Mangel gar nicht ahnen. Wenn das Leid, das wir nicht aus eigener Kraft heben können, gelindert wird dadurch, daß wir ihm Worte leihen, so um wie viel mehr wird der Drang nach Tugend, Vollkommenheit gerade dadurch zum Teil befriedigt, daß wir ihn immer lebendig erhalten und ihn aussprechen vor Gott in seiner heiligen Wohnung. Niemals vielleicht völlig erhört, aber stets gottgestimmt und geweiht wird jeder von dannen gehen, der mit Inbrunst zu Gott gebetet: "ישא ה' פניו אליך וישם לך שלום Daß Gott sein Antlitz ihm zuwende und ihm verleihe den Frieden und die Seligkeit.

Und du, allgütiger Gott, lehre uns beten, daß wir Erhörung finden vor deinem Angesicht, läutere unser Herz, daß wir keine Wünsche zu deinem Throne tragen, die mit den Schlacken der Leidenschaft gemischt und geschändet sind; segne unser Thun und gieb uns in des Tages Mühen stets frische Kraft und sicheren Erfolg; erleuchte unseren Geist, daß er das Ziel deiner Wahrheit nicht verfehle, und gieb uns den Frieden und die Seligkeit, das Erbteil reiner und frommer Gemüter; erfüllen möge sich an uns der Spruch, der seit Jahrtausenden Israel gesegnet hat. — Amen.

20.

Zum Abschnitt שלח.

Die Nachgiebigkeit.

M. A.! Selbst ein mächtiger, selbst ein weiser Mann wird oft von seiner Umgebung zu Entschlüssen bestimmt und gedrängt, die ihm zuwider sind; und er muß dann mit seinem Namen Bestrebungen decken, die ihm in Wirklichkeit widerstreben; es ist ein oft zitiertes Dichterwort: *Du glaubst* zu schieben und du wirst geschoben; d. h. mancher kündet mit weithin tönendem Worte Entwürfe und Pläne an, die er als aus dem Innersten seiner Seele entsprungen ausgiebt, und er ist doch unbewußt nur der gehorsame Diener kluger Leute, die ihn geschickt zu leiten verstehen. Solch ein Mann ist sich über sich selbst im Unklaren. Aber auch dann wäre der Spruch richtig, wenn er lauten würde: du *scheinst* zu schieben und du wirst geschoben; d. h. du stehst vor der Welt als der Befehlende da und bist vor ihr verantwortlich für allerhand Maßregeln, die in deinem Namen ausgeführt werden, und du weißt es doch besser, daß du der Geschobene bist, daß du der Forderung der Menge dich beugst trotz banger Ahnungen, daß sie dich zum Unheil drängt. Da giebt es nun freilich laute Tugendwächter auf Erden, die ein solches Gebahren als unmännlich, als schwächlich verschreien; und wer kann sagen, daß sie Unrecht haben? Es ist gewiß nicht recht, sich wegschieben zu lassen von der geraden Bahn, die unsere Einsicht uns vorzeichnet, am allerwenigsten ziemt es den zur Führung Berufenen, sich führen zu lassen von den ihrer Obhut Anvertrauten. Das ist alles richtig, aber auch im Leben der Starken und Geistesmächtigen giebt es solche Momente der Schwäche. *Ein* falscher Schritt bringt uns aus der geordneten Bahn und nun kommt jene unerbittliche Konsequenz des *ersten Schrittes*, daß wir immer weiter und weiter abwärts gleiten und im Abgrund enden. Nachgiebigkeit ist doch sonst kein Zeichen eines schlechten Charakters; es ist für einen braven Menschen nicht so einfach, den Nächsten schroff abzuweisen; wenn er es vermag, möchte er ihm willfahren; so verlockt ihn seine *Herzensgüte* nachzugeben, wo er seiner *Überzeugung* nach widersprechen sollte. Wer möchte den Stein erheben wider solchen Fehl, der aus keineswegs unedlen Beweggründen entstammt. Gerade die=

jenigen, die sich selbst vergöttern und ihre Meinung, werden nie in diese Sünde verfallen; dagegen werden die guten Menschen, die auch auf die Schwächen der Nebenmenschen Rücksicht nehmen, die den andern nicht durch schroffes Ablehnen kränken wollen, die Nächstenliebe üben auch durch liebevolles Eingehen auf die Überzeugungen und Anschauungen der Gegner, am ehesten der Sünde unterliegen, daß sie aus purer Rücksicht Pläne annehmen und ausführen, die sie gar nicht billigen.

Solch eine Stunde der Schwäche im Leben des Moseh offenbart uns das Schriftwort von den Kundschaftern. Die Israeliten stehen an der Pforte des Landes der Verheißung; sollten diese Männer, die in Aegypten gelebt haben, so nahe dem Lande Kanaan nichts erfahren haben von Land und Leuten in Palästina? Das ist kaum denkbar; sie wußten zweifellos, daß diese Auen von Gott gesegnet waren; es war leicht anzunehmen, daß auf diesen üppigen Gefilden ein stattliches Volk emporwuchs, das nicht ohne Kampf vor den Israeliten weichen werde. Dennoch verlangte das Volk, daß Kundschafter ausgesandt werden sollten. Ja, wenn dies Kundschaften noch bestimmten Zwecken der Kriegsführung gedient hätte! Aber sie sollten erkunden, ob das Land gut oder schlecht sei," ob die Bewohner stark oder schwach seien und dergleichen Sachen mehr, die doch nur von geringem Belang sein konnten, da ihnen ja gar keine Wahl frei stand, sich etwa einem andern Lande zuzuwenden. Wer sieht nicht:„ diese Bitte, Kundschafter auszusenden, war nicht von der Vorsicht, sondern von der Feigheit eingegeben. Gott hatte die Israeliten wunderbar geführt. Am Schilfmeere hatte Moseh wenige Tage nach dem Auszuge aus Ägypten in seinem herrlichen Siegesliede es ahnend verkündet, daß nunmehr Furcht und Schrecken auf die Bewohner Kanaans fallen, daß die Angst der Kanaaniter der beste Verbündete Israels sein werde. Doch jetzt, wo sie am Ziele stehen, zaudern sie und kleiden ihre Feigheit in allerhand kluge Bedenken. Weil der Verständige oft zaudert, ist noch nicht jeder, der zaudert, verständig. Sie wollen nur Zeit gewinnen und möchten Kundschafter senden, die ihnen, wenn sie bei der Wahrheit blieben, doch nur sagen können, was sie schon wissen.

Erkennt Moseh die Beweggründe dieser Forderung? Es gehörte wenig Scharfblick dazu. Unsere Weisen sagen, er habe, als er den Josua, seinen Jünger, entließ, gebetet: ה' יושיעך מעצת מרגלים „Gott rette dich vom Ratschlag der Kundschafter."[1] Diese Kundschafter waren keine schlechten Menschen, sonst hätte sie Moseh nicht gesandt, aber wie wenige haben den Mut, der Menge entgegenzutreten! Das Volk hat seine Schmeichler wie die Fürsten. Der Beifall der Menge hat etwas Berauschendes; um ihn zu erringen, haben in alter und neuer Zeit viele das Opfer nicht gescheut, der Wahrheit untreu zu werden. Überdies — die Kundschafter

---

[1]) Sota 34b.

sollten über das Land und seine Bewohner ein Urteil fällen! Wie schwankend sind solche Urteile, wie viel Selbstbetrug waltet dabei ob! Gesetzt, es sollten an diesem Ort, in dem wir leben, die Bewohner ihre Meinung über seine Vorzüge und Fehler mitteilen, so werden sich viele, die es hier am besten haben, wahrscheinlich am schlechtesten über ihn äußern. Das ist nun so der Lauf der Welt. Da die Kundschafter Fehler sehen wollten, so sahen sie sie auch und sind noch nicht einmal schlechtweg als Lügner zu bezeichnen. Was hätte Moseh thun müssen, wenn er nach dem Ratschluß Gottes, nach der Eingebung seiner eigenen Seele sich gerichtet hätte? Die Gottheit selbst sprach zu ihm: שלח לך אנשים[1]. Schicke diese Männer, wenn du willst, wenn das Volk will: Die Gottheit warnt aber sie wehrt nicht dem Sterblichen, sich zu versündigen. Und Moseh, er glaubte die bösen Geister im Volke am besten zu beschwichtigen, wenn er ihm nachgab und beredete sich, daß dies Kundschaften zwecklos, aber nicht gefährlich sei.

Als nun die Kundschafter heimkehrten und nur zwei, Josua und Kaleb, der Wahrheit die Ehre gaben, die anderen durch ihre Phantasieen das Volk bethörten, da entfiel dem Moseh der Mut, da er sich schuldbewußt fühlte. Als Gott das Volk strafte und ihm meldete, daß er in der Wüste sterben werde, heißt es: „alle, die mich zehnmal versucht haben, und doch auf meine Stimme nicht gehört haben, werden das Land nicht sehen, und auch diejenigen, die mich erzürnt haben, werden es nicht sehen."[2] Mit denen, die Gott erzürnt hatten, ist offenbar Moseh und Ahron gemeint, die die Aussendung der Kundschafter zugelassen haben, obgleich sie doch die Nutzlosigkeit dieser ganzen Maßregel und die Gefahr derselben klar erkennen mußten. Dem Moseh, jedem Führer, kam es zu, das ganze Lügengebilde zu zerreißen, dem Volke zuzurufen: Ihr täuscht mich und euch, wenn ihr davon redet, daß ihr in Ungewißheit seid über das Land Kanaan und darum Kundschafter heischet; ihr wollet nur einen Aufschub, einen Vorwand, weil ihr weder Gott noch eurer Kraft vertrauet. Er gab ihnen nach, weil sein mildes, sanftes Herz dem Streite aus dem Wege ging, und wurde verantwortlich für eine That, der er aus tiefster Seele widerstrebte.

Und wenn schon einem Moseh das Schicksal nicht erspart blieb, daß ihm als sein Werk angerechnet wurde, was er nur erduldet und geduldet hat, um wie viel eher ist dies das Los geringerer Sterblichen? Wer auf einen größern Zeitraum seines Lebens mit Besonnenheit zurückblickt, der muß es sich oft bekennen, daß, was als sein Ruhm gilt, nicht sein Verdienst ist, und daß wiederum, was man seine Schande nennt, nicht seine Schuld ist. Wer hat die Kraft, ja, wer hat nur das Recht, seine Persönlichkeit zur unbedingten Geltung zu bringen! Wunderbar verschlungen ist Charakter und Schicksal der Sterblichen und eine Eigenheit, die heut unsere Tugend ist, ist morgen unser Fehler und unser Ver-

[1]) 2. M. 13_2. Sota ibid. — [2]) 14_{22} f.

hängnis. Milde und Nachgiebigkeit gereichen keinem zu Schande und unsere Sprache unterscheidet sehr wohl zwischen einem, der Recht hat, und einem, der rechthaberisch ist; und dennoch wird diese Nachgiebigkeit so manchem zum Fallstrick, daß er, wie einst Moseh in der Wüste, schafft, was er verwirft.

Wer dies alles erwägt, wird in Lob und Tadel gleich zurückhaltend sein, und wird, wenn er an irgend einem wichtigen Wendepunkt des Lebens sein eigenes Werk überschaut, es nie vergessen, daß die Umgebung, in der wir leben, mitschafft an dem Guten wie dem Bösen, das dann ausschließlich nach uns benannt wird. Eine kleine Welt hat man stolz den Menschen genannt, richtiger ist es ihn mit einer Welle im Strome zu vergleichen, die nur in beschränktem Maße ein eigenes Sein, die vor allem im Strome lebt, zu dem sie gehört. Niemals hat darum das Judentum den Personenkultus geduldet. Der Lichtgestalt des Moseh fehlt nicht der Schatten, daß keiner sich überhebe, daß keiner an seine Kraft glaube. Nur der Thor ist mit sich zufrieden; der Verständige weiß, daß Schwäche des Menschen Erbteil ist. — Amen.

21.

Zum Abschnitt שלח.

Der Gipfel in Wolken.

M. A.! Wie die mächtigen Bergriesen zumeist von Nebelschleiern umhüllt sind, wie nur selten die Wolken von ihren Firnen weichen, so sind auch die großen zum Himmel strebenden Seelen oft umwölkt, von fast ständiger Sorge getrübt; ihr Geist ist klar und in's Weite schauend, ihr Herz erglühet für alles Große und Gute, freudig begeistert für das Wohl der Gesamtheit — aber nun sehen sie auf ihre Umgebung und erkennen den dumpfen, rohen, umnachteten Sinn der Massen, sie erfahren, wie das reinste Wollen durch Verleumdung entweiht wird, wie die Menschen mit Lust ihren Götzen opfern, sie sehen den Geist gefesselt oder verkäuflich um schnöden Sold, die Wahrheit zur Ohnmacht verurteilt und den Irrtum und die Sünde sieghaft und herrschend. Wie sollte sich da nicht die Wolke um die hohen Seelen legen, wie sollte nicht der Kummer das Auge umschatten, da sie die Welt verachten müssen, denen ihre Arbeit und ihre Liebe gehört. Alles Vertrauen auf den endlichen Sieg reicht nicht hin, um den Kämpfer, der mitten im Schlachtgewühl steht, zu versöhnen mit dem Anblick der Leichen und Trümmer. Und so kann die Hoffnung, daß die reinen Strebungen, die idealen Gedanken dereinst die Herrschaft gewinnen werden, die erhabenen Seelen nicht trösten über das Elend der Gegenwart, über den augenblicklichen Triumph des Aberglaubens und der Gewalt. So genießen die schlichten, nur wenig hervorragenden Menschen im engen Kreise Glück und Gedeihen; aber die Geisteshelden, welche hoch sich erheben, sie sind groß und gewaltig — glücklich jedoch sind sie nicht. Denn sie kennen nicht das behagliche Genießen der Alltagsmenschen. Jedes Unrecht, das in der Welt geschieht, verwundet sie, jede Not erweckt ihr Mitleid, jeder Frevel ihren Zorn, darum ist ihre Stirn stets umwölkt und gefaltet. Wir mögen ihren hehren Geist und ihren reinen Willen bewundern und verehren, jedoch ihr Glück ihnen neiden, das wäre thöricht, denn sie tragen die Sünde und das Weh ihrer Zeit auf dem Herzen; sie fühlen sich vereinsamt, während ihr Gemüt die Welt in Liebe umfängt.

Von ihnen gilt das Wort der Schrift: והוא מחולל מפשעינו מדכא מעונותינו sie sind verwundet ob unserer Sünden, niedergebeugt ob unserer Schuld [1]).

So lesen wir von Moseh, wie er verzweifelt zum Herrn ruft: הרגני נא הרוג אם מצאתי חן בעיניך „Töte mich, wenn ich Gunst in deinen Augen gefunden habe“ [2]). Moseh, der Mann des klaren Geistes, der Fürst seines Volkes, er sinkt zusammen unter der Last der schweren Enttäuschungen, die er hatte erfahren müssen. Als die Israeliten vom Berge Sinai fortziehen sollten durch die Wüste in das Land der Verheißung, da trat er zu Jithro, dem Vater seines Weibes, und bat ihn, daß er sie führe und geleite auf diesen ihm so wohlbekannten Wegen. Als Jithro in das Lager Israels gekommen war, hatte ihm das Volk hohe Ehren erwiesen, alle waren ihm und seiner Tochter entgegengewallt, wie im Triumphe war er eingezogen und war dort Zeuge gewesen der Offenbarung des Sinai, der Weihe des Stiftszeltes. Und Moseh sprach zu ihm: „Verlaß uns doch nicht, du weißt unsere Lagerstatt in der Wüste und wirst uns wie ein Auge sein“ [3]). Nicht für sich brauchte er den Führer, er vertraute dem Herrn, dessen Wolken- und Feuersäule dem Heere voranzog; aber er kannte den Wankelmut der Seinen, er wußte, wie leicht ein lügenhaftes Gerücht sie aufregen konnte, und hoffte, wenn Jithro im Lager bliebe, daß der kundige Mann die Macht solch böser Anschläge brechen werde. Wäre Jithro bei den Israeliten gewesen, so hätte z. B. der Kundschafter böse Rede über Kanaan und seine Bewohner die beste Widerlegung gefunden. Aber Jithro fügte sich nicht dem Wunsche und dem Flehen des Gottesmannes; ihre Ehren hatte er bereitwillig angenommen, ihre Leiden zu teilen und ihnen zu nützen, das störte sein Behagen und er zog zurück in seine Heimat. Das war die erste Enttäuschung auf der Wanderung vom Sinai nach Kanaan.

Und bald zeigte auch das Volk seinen bösen Sinn. Manna spendete ihnen der Himmel, mühelos ward ihnen köstliche Speise. Aber die rohen Horden der Ägypter, welche den ausziehenden Israeliten sich angeschlossen, hatten daran kein Genüge. Wann hätte lüsterner Sinn jemals seiner Begierde eine Grenze gesetzt? Es ist sein Wesen und seine Strafe, vom Genuß zu erneuter Begierde gedrängt zu werden. Aber Israel selbst horchte diesen Horden mehr denn einem Moseh und meinte, seine Seele sei dürr und lechze, da es die Melonen und den Lauch und alle die anderen Kräuter Ägyptens entbehre. Also diesen war das Kleinod des Sinai anvertraut worden, deren Seele lechzt nach Lauch und Melonen!

Und Moseh verzweifelte, weil er sie liebte, er fühlte sich zu schwach zu dem großen Erziehungswerke, er bangte, daß sie ein Opfer ihrer Begierden würden und da er nicht Zeuge sein wollte ihrer Not und ihres Untergangs, so sprach er das herzzerreißende Wort: Nimm mein Leben, wenn ich Gunst gefunden in deinen Augen, daß ich ihr, daß ich mein Leid nicht schaue. Und als sollte jede Lager-

---

[1]) Jes. 53 $_{5}$. [2]) 4. M. 11 $_{15}$. [3]) 4. M. 10 $_{31}$.

stätte Israels auf dem Marsche durch die Wüste durch eine neue Enttäuschung und Gemütsnot bezeichnet werden, so traf ihn an dem nächsten Haltepunkte in Chazeroth das Geschick, daß sein Bruder und seine Schwester ihn verleumdeten, daß ihm Unfriede erwuchs im Kreise seiner Familie. Sie mißgönnten dem Weibe des Moseh die Liebe, welche der Gottesmann ihr schenkte, sie sahen sich von dieser zurückgedrängt in der Gunst des Bruders und erhoben leere Reden wider sie und Moseh und nannten sie verächtlich das aethiopische Weib. Und wie denn Verleumdung lawinenartig wächst, wie der Verleumder immer weiter hineingerissen wird von dem Strudel der Lüge, so wurde bald die ganze Persönlichkeit und prophetische Kraft des Moseh ein Gegenstand ihrer Nachrede. Von ihm, den die Schrift rühmt: der gewaltige Mann Moseh war bescheidener denn je ein Sterblicher gewesen, sprachen sie, als rühmte er sich seiner Gottesschau und er hatte doch kurz vorher, als zwei Männer im Lager begeistert weissagten und Josua darüber ungehalten war, diesem verweisend geantwortet: bist du für mich neidisch? wer wollte, daß das ganze Gottesvolk Propheten wären, daß der Herr seinen Geist über sie sendete!

Welch ein Schmerz für Moseh, mißverstanden, angefeindet, in seinen heiligsten Gefühlen beleidigt zu werden von seinen Geschwistern! Von wem konnte er noch Treue und Verständnis erwarten, wenn diese abfielen? Ahron und Mirjam waren stumpf geworden gegen die Zeugnisse des Herrn, hatten mit spitzer Zunge den Ruf des Bruders angetastet. Auch in diesen war das Feuer des Sinai erloschen, der Hauch der Begeisterung verweht. Das große Herz des Moseh sieht sich verschmäht, zurückgestoßen, vereinsamt und findet selbst diejenigen der Liebe unwert, die ihm Gott nicht nur als Geschwister, sondern auch als Genossen im heiligen Amte zur Seite gesetzt hatte. Aber solche Erfahrungen sind eben ein Prüfstein für die große Seele; diese leidet, aber sie hört nicht auf zu lieben, sie blutet und betet für den, der sie verwundet, sie kann die Hoffnung verlieren, aber nicht den heißen Drang zu nützen und zu lehren und diejenigen hinaufzuziehen, die in Niedrigkeit wohnen. Dieses Volk Israel ist ihm ans Herz gewachsen, und wenn es allzu schwer ihn kränkt, so wird er lebens- aber nicht liebesmüde.

Weiter zog das Volk von Chazeroth nach der Wüste Paran und eine neue Heimsuchung erwartete den Gottesmann. Trefflich bemerken die Alten[1]), daß Gott nur der Neigung der Israeliten entgegenkam, wenn er ihnen gestattete, Kundschafter in das gelobte Land zu senden. Es war für Moseh schon nichts Leichtes, diese Kundschafter auszuwählen; der Gott, der sie aus Ägypten geführt, der sich am Sinai offenbart hatte, zog ihrem Zuge voran in das Land der Verheißung, und nun sollte, als handle es sich um einen gewöhnlichen Kriegszug, erkundet werden, ob denn das Land des Kampfes wert sei, ob die Menschen stark oder

[1]) Sota 34 b.

schwach, ob die Städte offen oder befestigt seien, als könnte Gott nicht auch die Starken beugen und die Vesten stürmen. Moseh hatte die Zuversicht des Sieges, weil im Kriege der Ängstliche schon von vornherein fast verloren ist, und die Niederlage Ägyptens hatte Schrecken weithin verbreitet. Aber nun wurde Israel selbst ängstlich und überbedächtig und Moseh sah den Schatten, den das drohende Unheil vorauswarf. Als er den Josua, seinen Schüler und Liebling, als den Erwählten des Stammes Ephraim der Schar der Kundschafter sich anschließen sah, sprach er: Gott helfe dir, er rette dich vom Ratschlage deiner Genossen".[1])

Und was in Thorheit begonnen wurde, das wurde feige und thöricht beendet. Die Kundschafter kamen heim und redeten Schlimmes von dem Lande und flößten dem Volke Furcht ein. Wann hätte der Feigling nicht eine Ausrede zur Hand, um seine Schande zu beschönigen? Auf Widersprüche kommt es da nicht an, bald wurde das Klima des Landes als menschenverzehrend bezeichnet, bald wurde von den Riesen geredet, die Kanaan bewohnten und den Eingang wehrten. Das Volk weinte und seine Schande gipfelte in dem Worte: Wir wollen ein Haupt uns geben und nach Mizraim zurückkehren. Moseh, Gott selbst wurde verleugnet und die Rückkehr nach dem Lande beschlossen, dessen Herrscher den Israeliten ihre Kinder entrissen hatten, dessen Regierungsgrundsatz es war: „die Arbeit muß den Leuten schwer gemacht werden"[2]). Welch Fülle von Ereignissen füllte den doch nur kurzen Zeitraum aus zwischen der ägyptischen Knechtschaft und dem damaligen Zustand Israels! Aber alle Not und Schmach der Vergangenheit und alle Herrlichkeit und Gunst der Freiheit und der Gottesschau wurden zurückgedrängt von der Erinnerung an Lauch und Melonen, von der feigen Furcht, und „Moseh fiel auf sein Antlitz"[3]).

Man könnte es vielleicht tadeln, daß er nicht mit Mannesmut dem Aufruhr entgegentrat. Aber wenn das Ungeheuerliche geschieht, dann ist es wohl keine Schande, betäubt und fassungslos zur Erde zu sinken. Wir hätten fast an seiner Liebe zu Gott und seinem Volke gezweifelt, wenn er auch bei diesem grausen Abfall den Gleichmut der Seele bewahrt hätte. Aber wenn Alles aus den Fugen geht, wenn dichte Wolken wie die Firnen der hohen Berge seine Seele umschleiern, eins bleibt gleich und beständig, das ist die Liebe zu seinem Volke. Es kann ihm zürnen, aber er kann es nicht mehr lassen. Der Herr spricht zu ihm: „ich will dieses Volk vertilgen und dich will ich machen zu einem Volke, größer und mächtiger als dieses"[4]). Wie verlockend für den Ehrgeiz ist dieses Wort! aber Moseh hört von dieser Meldung nur das erste: ich will dies Volk vertilgen; das zweite findet gar keinen Eingang in sein Gemüt. Er betet für Israel, das schon nach einem andern Führer umschaut, um nach Ägypten zurückzukehren. Wie sollte das Gebet dieses edlen, selbstlosen Märtyrers nicht erhört werden? Sollte Gottes Liebe schwächer

---

[1]) ibid. [2]) 2. M. 5_9. [3]) 4. M. 14_5. [4]) v. 12.

sein denn die eines Sterblichen? Weil Moseh betete, mußte Gott vergeben; das ist der Sinn des Satzes: ich verzeihe nach deinem Worte"[1]).

So offenbart sich an Moseh vielleicht mehr als an irgend einer andern geschichtlichen Persönlichkeit, daß hohe Geisteskraft zwar eine Krone ist, aber sie ist schwer und thut dem Kopfe weh, der sie trägt. Aber er ist ein hohes Vorbild für Jeden, der dem Gesamtwohl seine Dienste weiht. Zu Boden geworfen von dem Undank der Untreue seines Stammes erhebt er sich, um für ihn zu beten. So sehr leidet er von der Niedrigkeit und Genußsucht seiner Untergebenen, daß er den Tod als eine Gunst erbittet; aber sein letzter Gedanke, sein letzter Atemzug, das fühlen wir deutlich, wird darum dennoch seinem Volke gehören. Die Firnen von Wolken umschleiert, aber diese Wolken vom Lichte der Sonne vergoldet, das erst ist das fertige Bild der wahrhaft großen Seelen, die unentwegt durch Leid und Undank die Liebe pflegen. — Amen!

---

[1]) v. 20.



Predigten

zum fünften Buche Moseh.





22.

Zum Abschnitt ראה.

Gotteswort und Menschensatzung in der Religion.

Je erhabener ein Begriff oder eine Einrichtung ist, desto leichter sind sie dem ißverständnis und dem Mißbrauch ausgesetzt. Giebt es eine Krankheit, die mehr enschenleben hinweggerafft, mehr Glück und Wohlstand zerstört hat, als die Einchtung, welche als die Stiftung des höchsten Heils und Segens gilt, als die eligion?

Nicht nur die Feinde der Religion weisen auf die Leichenpyramiden hin, die er Glaubenskampf aufgeschichtet hat, auf die unsägliche Bedrückung, die im Namen er Religion geübt worden ist; auch die Freunde und begeisterten Verehrer der eligiösen Erkenntnis müssen es schmerzerfüllt eingestehen, daß dieser Born seliger Bahrheit, die den Geist erhellt und das Herz erfrischt, oft vergiftet worden ist, aß sie Tod und Verderben weithin getragen hat und ein dumpfes Gefühl des wanges und des Druckes erzeugt hat, als sei durch die Religion eine Betäubung nd nicht vielmehr eine Befreiung und Erlösung über die Menschen gekommen.

Ja, von der Religion selbst gilt der Spruch, der an der Spitze des dieswöchentlichen Schriftabschnittes steht: „Sieh, ich lege heute vor Euch hin Segen nd Fluch“.[1]) Der Glaube, er kann das Band sein, das Euch mit dem Himmel vernüpft, und er kann zur Fessel werden, die den freien Aufschwung Eurer Seele emmt und hindert; er kann die Leuchte sein, die Euch den Einblick gewährt in orher ungeahnte Welten und er kann die Hülle werden, die Euren Geist blind acht für das Große und Schöne, an dem die Welt so reich ist; die Religion kann um Segen werden, daß Ihr Euch frei und glücklich fühlt und hoffnungsfreudig och in dem Momente, in welchem vor dem Sterbenden die Erde wie in ein Nichts ersinkt, und sie kann ein Fluch sein, daß Ihr zeitlebens Euch schleppt mit dem Buste unverstandener Formeln, beschwerlicher und lächerlicher Zeremonien und noch erbend Euch ängstet mit der Vorstellung einer Hölle und harter Strafen, die Ihr ir die harmlose Übertretung längst veralteter Gesetze werdet erdulden müssen.

---

[1]) 5. M. 11_{26}.

Wem von Jenen, die auch nur oberflächlich die Thora des Moses und die spätere Gestaltung des Judentums mit allen seinen Regeln und Formeln und Ordnungen und Bräuchen verglichen haben, ist nicht schon der Gedanke gekommen, daß Moseh, wenn er heute wieder herabstiege zu denen, die sich doch zu seiner Lehre bekennen, sich bei den Seinen gar nicht mehr zurecht finden, daß Moseh den Mosaismus nicht wiedererkennen würde.

Zur Zeit, als die Juden aus Spanien vertrieben wurden und viele, um sich vor diesem Schicksal zu schützen, sich dem Bekenntnis des Landes anschlossen, kam der Fall vor, daß nur das Lesen der heiligen Schrift einen Sprößling ehemaliger Israeliten für das Judentum begeisterte und ihn bestimmte, Spanien zu verlassen und ein Land aufzusuchen, in welchem die Juden ihrem Glauben frei leben konnten. Wie groß aber war sein Erstaunen und sein Erschrecken, als er nach der Überwindung großer Gefahren wieder ein Genosse des alten Glaubens wurde und die Thora des Moses vergleichen konnte mit dem religiösen Leben seiner Genossen, und der ursprüngliche Kern vor den vielen Schalen gar nicht wiederzuerkennen war!

Es ist zweifellos gut, einen Zaun um einen blühenden Garten zu errichten, daß die prächtigen Beete nicht zertreten werden, aber wenn die Mauern gar zu hoch sich erheben, dann kann die Sonne nicht hineinstrahlen, und der dumpfe und lichtlose Garten geht zu Grunde; ist dann der schuld, der den Rat erteilt: Errichtet einen Zaun um den Garten? Nein, der verschuldet das Übel, der den verständigen Rat unverständig ausgeführt hat.

Selbst die alten Lehrer des Talmud, die doch selbst so viel dazu gethan haben, um die Last des Gesetzes zu mehren, haben nicht in den Einzelheiten der religiösen Übung die Religion gefunden, sondern zu dem Kapitel an der Spitze des dieswöchentlichen Schriftabschnittes lesen wir die Bemerkung des Talmud:[1] „Wer zum Götzendienst sich bekennt, der hat die ganze Thora geleugnet, wer aber die Götzen leugnet, der hat sich zur ganzen Thora bekannt.“ So hat selbst der Talmud den nur nebensächlichen Wert der Satzung erkannt, die wesentlich auf ihm beruht.

Wie viele aber selbst in unserer Zeit sind talmudischer, als der Talmud und wenden die ehrwürdigste Bezeichnung: „Gotteswort“ auf Satzungen an, die ihren menschlichen und vergänglichen Charakter deutlich, man möchte sagen unverkennbar, an der Stirn tragen.

Der Prophet Hesekiel tadelt einmal die Priester und Propheten in den heftigsten Ausdrücken und macht sie vor allem verantwortlich für das Unheil, das über die Juden hereinbrach; an dieser Stelle klagt er, daß sie die Thora vergewaltigen, daß sie zwischen Heiligem und Unheiligem nicht unterscheiden, daß die

---

[1]) Kidd. 40a u. ö.

Propheten Trug übertünchen, אומרים כה אמר ה, וה לֹא דבר „sie sagen: so spricht der ewige Gott, und Gott hat gar nicht geredet".[1]) — Giebt es etwas Heiligeres, als Gotteswort, und giebt es darum etwas Heilloseres, als ein Menschenwort ein göttliches zu nennen?

Man findet in den Lehrbüchern unserer Religion einen Ausdruck: „Satzung, dem Moseh am Sinai geworden." Das soll soviel heißen, als uralte, ehrwürdige Satzung; so wurde selbst in dunklen Jahrhunderten von hellen Köpfen das Wort aufgefaßt; aber es giebt Heißsporne, die es sich und andern einreden möchten, daß wir in diesen oft ganz unwesentlichen Verordnungen göttliche Offenbarungen vor uns haben, die den Ausdruck „dem Moseh vom Sinai gewordene Satzung" kraß wörtlich nehmen, die die Thora vergewaltigen, die sagen: „so hat Gott geredet, und Gott hat gar nicht gesprochen"; um den Preis der schlimmsten Täuschung möchten sie so manche veraltete Verordnung aufrecht halten. Wer merkt nicht, daß das Judentum erliegt unter dieser Last altehrwürdigen Staubes, daß es seinen Glanz und seine Klarheit verliert, wenn der heilige Rost nicht entfernt wird!

Es giebt ein einfaches Mittel, um zu erkennen, ob eine Lehre oder ein Gebot göttlich ist oder nicht. Sind sie göttlich, so bedürfen sie gar nicht des Zeugnisses vergangener Zeiten, sondern die Stimme unserer Vernunft, unseres Herzens sagt uns: „Hier redet der Geist Gottes"; so aber Vernunft und Gewissen sich diesen Sprüchen nicht beugen, so werden noch so alte Pergamente uns nicht bereden, in dieser Satzung den Ruf Gottes zu erkennen.

Schon im Mittelalter wurde die Ansicht ausgesprochen: Die heilige Schrift habe keinen andern Zweck, als den eines Lehrmeisters, um die Vernunft auf den rechten Weg zu bringen[2]), dann aber muß diese auch in religiösen Dingen sich selbst helfen.

Ja selbst, wenn wir ein Gebot, das uns aus alter Zeit überliefert wird, als Gebot Gottes betrachten, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß es unabänderlich für alle Zeiten gelten soll. Es ist ein sonderbarer Trugschluß: weil Gott unabänderlich ist, so sind es auch seine Gebote. Wenn ein Arzt einem Kranken Fieberpulver verschreibt, so thut er dies doch nur für die Dauer der Krankheit; es wäre Wahnsinn, weil wir die Vorschrift des Arztes für gut halten, auch in gesunden Tagen die Arznei zu nehmen; und so können denn auch die an sich weisesten Vorschriften ganz wegfallen, wenn die Verhältnisse sich ändern oder ganz andere werden.

Der Prophet verkündet den Israeliten im Namen Gottes: „Ich gebe ihnen Gesetze, die nicht gut sind und Satzungen, bei denen sie nicht leben können"[3]). Ein sonderbares Wort! Man wäre versucht, es auf diejenigen zu beziehen, die die Bürde einer vermeintlichen göttlichen Satzung trugen und tragen und sich durch Beobachtung

---

[1]) 22_{28}. — [2]) Vgl. z. B. die Einleitung Saadias zu seiner arabischen Bibelübersetzung. — [3]) Ez. 20_{25}.

einer Unzahl überkommener, oft geradezu abergläubischer Bräuche das Dasein so einengen, daß es nahezu unerträglich wird. Wer unseren Ritus kennt, der wird zugeben, daß es fast unmöglich ist, das Sabbatgesetz oder das Speisegesetz oder auch nur das Gebetgesetz mit all der minutiösen Genauigkeit zu beobachten, mit der es umgeben worden ist.

Diesen Strengfrommen gleicht die Lebensbahn einem Wege, auf dem es überall einen Anstoß giebt und auf dem man bei der größten Vorsicht dennoch strauchelt. Die Gebote Gottes sind gerade, aber diese Menschensatzung, die sich als göttlich ausgiebt, ist krumm und wirr und verschnörkelt, sind „Gesetze, die nicht gut sind und Ordnungen, bei denen sich nicht leben läßt.“ Da wird der Segen Gottes durch Menschenwerk in Fluch gewandelt und die Frömmigkeit wird zu einem schweren Frohn, und es bleibt vor lauter religiösen Übungen kaum noch Platz zu weltlicher Arbeit, geschweige denn zu einem frohen Lebensgenuß. Das Gebet, die Erlösung und Erhebung der Seele, wird zu einem gedankenlosen und gefühllosen Lippenwerke und unterscheidet sich noch heute in vielen Synagogen besonders an Werktagen nicht viel von den Leistungen jener Gebetmaschinen, mit denen barbarische, des Lesens unkundige Völker ihrem Gott zu dienen meinen. Die Masse der Gebete ist da die Hauptsache; die Andacht muß von dieser Überfülle unzweifelhaft erstickt werden.

Allerdings ist es in den letzten Jahrzehnten vielfach besser geworden. Manche Israeliten sind davon zurückgekommen, einen Brauch, der im Dunkel der Unkultur entstanden ist oder auf den Einfall eines überspannten Einsiedlers zurückzuführen ist, in eine Linie zu stellen mit mosaischer Satzung und Lehre. Aber die Schar ist verschwindend klein gegenüber den Massen, die noch heute das Denken für gottlos halten und der Parole folgen: „Hören sollt ihr und sollt nicht verstehen“. את הברכה אשר תשמעו „der Segen derer, die hören, die verstehen und darum gehorchen“[1]), ist immer noch selten genug.

Der deutsche Dichter hat einmal den Kampf der Wahrheit auf Erden mit der Fahrt des Schiffes verglichen, das die Fluten des Meeres durchschneidet. Für einen Moment teilt es die Wogen des Meeres, dann aber, hinter seinem Kiel, schlagen die Wogen wieder zusammen, als sei nichts geschehen.

Man muß zugeben, daß, wer die Wahrheit heiß und innig liebt, häufig Veranlassung hat, zu verzagen. Die Fackel, die strahlen soll, sie zündet in der Hand des Blöden, der Segen wird zum Fluche. Wem Religion, Aufklärung, Menschenliebe innig verwandte Begriffe sind, den wird es tief betrüben, daß die Religion Vielen ein Werkzeug ist, Haß zu stiften und die Geister zu veröden. Aber er wird es als seine heilige Aufgabe betrachten, nicht nur still für sich nach Erkenntnis zu streben und seine religiösen Begriffe aufzuklären, sondern auch vor

---

[1]) 5. M. 11_{27}.

der Welt zu bekennen, was sein Nachdenken ihn gelehrt, er wird sich vor allem vor dem Fehler hüten, den der Prophet rügt: „Sie sprechen, so hat Gott geredet und Gott hat gar nicht gesprochen.“ Das ist die „Tünche des Truges“, wenn Satzungen als göttlich bezeichnet werden, deren rein menschlicher Ursprung dem Forscher sich leicht ergiebt. Erst dann, wenn die Religion des Rostes und Staubes ledig ist, wird sich ihr Segen völlig offenbaren, erst dann kann die Lehre Israels ihren Beruf erfüllen und zum Segen für alle Völker werden. — Amen.

23.

Zum Abschnitt ראה.

Der Weg des Kindes.

M. A.! Was einer auf Erden schafft und erfährt, das ist einmal das Produkt der Kräfte und Fähigkeiten, die er als angeborene Anlage zur Welt bringt, sodann aber ist er abhängig von den Verhältnissen, in denen er lebt und seine Persönlichkeit zur Geltung bringen kann. Alle Erfolge beruhen wesentlich darauf, daß der Mensch völlig oder auch nur ungefähr in die Verhältnisse hineinpaßt, in die ihn sein Schicksal hingestellt hat, alle Mißerfolge und mannigfaches Mißgeschick entstehen, wenn einer eine Lebensaufgabe erfüllen soll, zu der ihm die Natur keine Talente oder keine Neigung auf den Weg mitgegeben hat. Freilich ist zu erwägen, daß einem energischen Willen die Zügelung der Neigungen, der Leidenschaften und wohl auch die Schulung der Talente gelingen kann für einen uns widerstrebenden Beruf, daß Fleiß und Eifer, verbunden mit Mäßigung und Entsagung uns auch die Bahn ebnen, die mit Hindernissen wie übersäet ist. Aber diese außerordentliche Energie des Willens ist selbst eine Gottesgabe. Gar mancher, der in einem ihm gemäßen Berufe Geist und Fleiß bekundet hätte, erlahmt und ermattet in einer Thätigkeit, für die seine Kräfte nicht ausreichen, und die seiner Neigung nicht entspricht. Vollends traurig ist, wenn Lust und Fähigkeit einen Menschen nach einer Richtung ziehen, die dem von den Verhältnissen ihm aufgedrängten Berufe entgegengesetzt ist. Es ist leicht ausgesprochen: dann muß der Wille diese unnatürlichen Schranken durchbrechen. Gewiß muß er dies, aber in diesem Kampfe verbraucht er seine besten Kräfte und gelangt nicht selten matt und müde ans Ziel. Der Energische wird die Unlust überwinden und auch die Aufgaben erfüllen, gegen die sein Herz sich sträubt, oder er wird die Schranken niederwerfen und die Bahnen erreichen, zu denen seine Neigung ihn lockt. Aber wie viel Blüten des Geistes und des Gemütes werden dabei zerbrochen und zertreten; wie viel Kraft wird dabei verzehrt und aufgerieben!

Man sagt gewöhnlich: der Kampf stählt die Kraft. Aber dieser Kampf ist selbst in dem normalsten und glücklichsten Dasein nicht ausgeschlossen; denn auch die trefflichste Anlage ist ja kein Fertiges, keine Fertigkeit, ist ja nur wie das

Saatkorn im Schoß der Erde. Auch auf dem besten Boden gedeiht die beste Saat nicht ohne ausdauernde Pflege; es giebt also auch bei dem Glücklichsten, wo Talent, Neigung und Lebenslage in schönstem Einklang stehen, keine Erfolge ohne ernstes Mühen. Denn das Los eines nur genießenden Müßiggängers wird wohl kein Verständiger als ein glückliches bezeichnen wollen.

Dieser Mißklang zwischen Talent und Beruf ist freilich nicht immer wirklich vorhanden, sondern er existiert häufig nur in dem unzufriedenen Gemüte. Mancher hat den Wirkungskreis gefunden, der ihm gemäß ist. Nicht seine Einsicht, sondern seine Eitelkeit redet ihm ein, er sei zu etwas Höherem geboren, er könne Größeres schaffen, und er vergällt sich die süßen Früchte seiner Arbeit durch die eigene Bitterkeit. Das Wohlwollen des Schicksals verdirbt er durch eigenes Übelwollen.

Oft genug ist dieser Mißklang unabänderlich: der Weg ist versperrt, den einer, dem Zug seines Herzens und seines Geistes folgend, gern schreiten möchte, und wenn er seine Kräfte nicht vergeuden will in fruchtlosem Rütteln an den Mauern, die er nicht erschüttern kann, so muß er seinen Schritt anderwärts richten. Aber gar nicht selten ist dieser Widerstreit, an dem ein Lebensglück sich verzehrt, eine Folge schlechter Erziehung, wenn jemand gleichsam mit Gewalt glücklich gemacht werden soll, und gewaltsam in einen Beruf hineingedrängt werden soll, für den seine Fähigkeit nicht paßt oder nicht ausreicht.

Es ist ja so natürlich, daß Eltern, kaum daß ein Kind zur Welt gekommen ist, sich ein Ideal bilden, was ihr Kind dereinst werden soll; früge man diese hochstrebenden Eltern schlicht: soll euer Kind glücklich werden? sie würden antworten: gewiß, das vor Allem; jedoch dieses Glück soll es nun gerade auf der von den Eltern vorgezeichneten Bahn erringen. Indes, alle Erziehung kann nur Anlagen entwickeln, keine schaffen, und wie oft sehen wir Eltern mit aller Liebe und allem Eifer daran arbeiten, ihr Kind elend zu machen! Die Staude soll absolut eine Ceder werden, die einfache Pflanze soll prächtige, fremdartige Früchte tragen, weil die guten Eltern es sich so eingeredet haben, weil sie mit ihrem Kinde hoch hinauswollen, weil sie unter allen Umständen ihr Ideal in ihm verwirklicht sehen wollen. Man kann allerdings auch das Umgekehrte erleben; der nüchterne praktische Sinn der Eltern, die dem Kinde gern eine gesicherte Existenz gründen wollen, kann sich in den hohen Flug eines edlen jugendlichen Geistes nicht hineinfinden, sie wollen ihn auf breitgetretenem Geleise führen, während es ihn gelüstet, während der Geist ihn treibt, auf noch wenig betretenen gefahrvollen Pfaden vorwärts zu streben.

Aber heut zu Tage, wo der Ehrgeiz in allen Gesellschaftsklassen eine so mächtige Triebfeder geworden ist, ist das erste Übel, der Eifer, die Kinder zu etwas ganz Apartem erziehen zu wollen, ungleich häufiger. Mit einer Rücksichtslosigkeit gegen die angeborene Naturanlage, die ebenso verderblich als lächerlich ist, wird bei der Wahl des Berufes fast nur auf die Verhältnisse Bedacht

genommen, in denen dieses Kind seine Jugend verbringt. Daß der Vater reich ist oder ein hohes Staatsamt bekleidet oder dem Kriegsdienst sich widmet und ähnliche, an sich recht unwichtige oder doch nur rein äußerliche Momente sollen entscheidend sein für die Wahl des Lebenslaufes der Nachgeborenen. Es offenbart sich hier der ganze Hochmut, der auf Geld oder Adel oder Amt Stolzen, die da meinen, die Natur selbst muß sich vor ihrem Willen beugen.

Die Gottheit hat wohl keinen Sterblichen, vorausgesetzt, daß er körperlich und geistig gesund ist, so karg ausgestattet, daß er nicht auf irgend einem Gebiete sich bewähren und dadurch glücklich werden kann; und frühzeitig offenbart sich diese Fähigkeit, und es ist die Aufgabe der Erzieher, auf diese aufkeimende Kräfte Acht zu haben, diese zu pflegen. Aber der Hochmut und der Eigensinn derer, die das Kind in ihrer Hut haben, der Eltern und der Lehrer, vernichtet dieses Keimen als leere Spielerei und ein Beruf wird aufgedrängt, zu dem die Lust und die Kraft mangelt. Zuweilen wird dies unnatürliche Streben mit einem äußern Erfolg gekrönt. Es gelingt, einen Jüngling, mit unendlichen Mühen für einen bestimmten Beruf, wie wohl der Volksausdruck lautet, zu drillen. Die schlauen Zuchtmeister jubeln: wir haben es durchgesetzt! Aber es bleibt die Unzulänglichkeit. Mancher z. B., der in einfachen Verhältnissen als ein gescheiter, gelehrter, frommer Mann gegolten hätte, wird in einer höheren Stellung, die ihm nicht zukommt, eine lächerliche und fast verächtliche Erscheinung. Das ist ein zu hoher Preis für die Befriedigung eines kleinlichen Ehrgeizes.

Dies Alles drückt Salomo mit dem schlichten Worte aus: חנוך לנער על פי דרכו. „Unterweise den Knaben nach seinem Wege"[1]). — Nach seinem Wege? Ist das nicht vielmehr die Aufgabe der Erziehung, dafür zu sorgen, daß einer nicht sein Belieben zur Richtschnur nehme, daß er nicht seinen Weg einschlage? Aber Salomo mahnt den Lehrer: bevor Du unterweisest, versenke dich in die Eigenart des Schülers und dann führe ihn seinen Weg, d. h. den, auf welchen Anlage und Neigung ihn hinweisen, rede mit dem Kinde kindlich, suche die Talente zu wecken, die in ihm schlummern, die Keime auszubilden, die die Gottheit in seine Seele gelegt hat.

Es heißt im Beginn der heutigen Sidra: siehe, ich lege vor euch den Segen und den Fluch[2]), und unsere Alten bringen zu dem Verse folgendes Gleichnis: Denket euch, es säße ein wackerer Mann an einem Punkte, wo zwei Straßen sich aufthun. Ein Steg ist am Anfang eben und am Ende dornenvoll, der andere am Anfang mit Dornen besäet, und am Schluß gerade und eben; und der Weise spricht: sehet, dieser Pfad, — einige wenige Schritte führt er durch Gestrüpp, dann könnt ihr leichten und sichern Fußes weiter schreiten, auf dem zweiten werdet ihr nach einer gar kurzen bequemen Strecke allzu früh auf Hindernisse stoßen, an denen ihr ermüdet. So ist es für Eltern zuerst vielleicht ein Opfer, auf ihre Lieb-

---

[1]) Spr. 22_{6}. — [2]) 11_{26}.

lingswünsche zu verzichten, um ihr Kind seinen Weg zu führen, um leitend sich seiner Eigenart zu fügen; aber nach einigen beschwerlichen Schritten, nach kurzem Kämpfen und Entsagen ist dies der Pfad dauernden Segens, daß, wie es in der Schrift heißt, du und dein Kind Freude am Leben gewinnen.

Und wenn in der Erziehung die Religion lässig behandelt wird, waltet da nicht derselbe Grund, daß man sich mehr nach den Verhältnissen richtet, in denen wir leben, als nach dem Naturell des Kindes? Es ist eine übereilte und irrtümliche Behauptung, daß unsere Jugend nicht religiös sei. Es wäre z. B. für den Lehrer ein leichtes Werk, die religiösen Flammen zu entzünden, wenn er nicht durch die Rücksicht auf das Elternhaus eingeengt würde, ja er muß dämpfen, wo er gern schüren möchte, weil es ihm die oberste Pflicht ist, keinen Konflikt zu schaffen zwischen der Seele des Kindes und der Anschauung der Eltern. Aber die Religion in ihrer Strenge kann für das Fortkommen unbequem werden! O fraget die Kindesseele, ob sie wirklich materiell gesinnt ist, und wenn ihr erfahret, daß die junge Seele beseligt ist von den Ahnungen der Gottheit, von den Heiligtümern des Glaubens, so unterweiset sie auf seinem Wege, führet sie zur Religion, daß sie den Segen und das Leben gewinne! — Amen.

---

22. VIII. 14.
24. VIII. 16.

24.

Wunder.

Zum Abschnitt ראה.

M. A.! Das Verständnis für die Erhabenheit und für die Schönheit der Natur muß wie alles andere Wissen und Können durch Übung und Erziehung in uns entwickelt werden, damit es uns wahrhaft zu eigen werde. Dem einfachen Manne, dem alle anderen Elemente der Bildung fehlen, weiß die Natur nichts zu erzählen von ihrer Hoheit und von ihren Wundern; dem Ungebildeten ist die Natur allenfalls nur dann erhaben, wenn sie ihm furchtbar wird, wenn sie mit ihren Schrecken und Wettern auf ihn einstürmt. Wer, der die Spitzen hoher Berge erklimmt, der die einsamen Schauer der Gletscher aufsucht und ganz ergriffen ist von den hoheitsvollen Bildern, welche die Landschaft des ewigen Eises uns bietet, hat es im Gespräch mit den Bewohnern dieser Gebirgsgegenden noch nicht erfahren, daß diese schlichten Leute den fremden Wanderer für kaum so recht bei Sinnen halten und seine Verrücktheit nur deswegen harmlos beurteilen, weil er Geld in's Land bringt. Man muß nur hinhorchen, was für Bemerkungen viele meervertraute Insassen einer Küstenlandschaft machen, wenn der aus dem Binnenlande zu kurzer Rast an's Meer Gekommene begeistert hinausschaut auf die wogende Flut. Diese ganze Wanderung kommt ihm, dem das Meer gleichsam die Heimat von Kindheit an war, wie ein Wahnsinn vor, der um eine bestimmte Zeit die Bewohner des Binnenlandes erfaßt. Aber diese Menschen, die von den Wundern der Schöpfung nicht ergriffen werden, sind entzückt, wenn irgend ein Tausendkünstler ihnen seine armseligen Kunststücke vormacht und sehen in ihm einen wirklichen Wunderthäter. Mit einigem Geschick und einiger Kenntnis physikalischer Vorgänge fällt es nicht schwer, der gaffenden Menge Dinge zu zeigen, welche ihr geradezu als Wunder gelten. So wandelbar ist der Begriff des Wunders, und man kann sagen: je weniger einer gelernt hat, desto größer ist für ihn das Reich des Wunderbaren, desto leichter ist es, ihm Wunder vorzuführen und durch sie seinen Willen zu bestimmen und zu lenken.

Wenn wir uns dies vergegenwärtigen, so werden wir von vornherein nicht geneigt sein, dem Wunder eine große Überzeugungskraft beizumessen und wir werden es nicht allzusehr beklagen, daß es Wunder in dem trivialen Sinne heut zu Tage

nicht mehr giebt. Will jemand eine Lehre oder eine Erfahrung mitteilen, so ist seine Aufgabe, seine Mitteilung auf dem Wege der Logik entweder zu beweisen oder wenigstens wahrscheinlich zu machen. Irgend ein Wunder d. h. irgend ein Kunststück, das wir uns im Augenblick nicht erklären können, und wirkte es noch so verblüffend, kann die Richtigkeit einer Lehre oder einer Thatsache nicht beweisen, die mit diesem sogenannten Wunder in keinem Zusammenhang stehen. Und wenn schon erlebte Wunder nicht viel beweisen, um wie viel weniger können es erzählte Wunder; wo bei allem Vertrauen, daß der Erzähler nicht absichtlich täusche, doch allerhand Irrungen möglich sind. Wir glauben in diesem Zeitalter mit aller Innigkeit an alle die Wunder der göttlichen Schöpfung und menschlicher Erfindungskraft; überall leuchtet uns der Geist Gottes; so verehren wir den Gott, der Wunder thut. Aber so ein Mensch uns vorredet, daß er die Schranken des Naturgesetzes durchbrechen könne, daß er mit einer überirdischen Kraft ausgestattet sei, um außerordentliche Erscheinungen hervorzubringen, so werden wir ihn auslachen, und Gläubige wird er nur unter den geistig Zurückgebliebenen finden.

Indes diese ganze geringschätzige Anschauung von den Wundern, sie mag dem modernen Denken gemäß sein, aber ist sie auch schriftgemäß, bleibt der, der sich zu ihr bekennt, noch auf dem Boden der Thora?

Auf diese Frage giebt uns eine Stelle aus unserem Schriftabschnitt eine bündige Antwort. Moseh legt wenige Wochen vor seinem Tode, in Reden, in welchen Klarheit der Gedanken und Wärme der Empfindung sich harmonisch vereinen, die wichtigsten Satzungen noch einmal den Israeliten an's Herz. Da bringt er nun eine Satzung seinem Volke in Erinnerung, von der es nicht wahrscheinlich ist, daß sie oftmals zu praktischer Anwendung gelangt ist; dennoch ist diese Satzung von höchster Wichtigkeit, denn sie ist wie kaum irgend eine andere geeignet, den vernunftfreundlichen Charakter der jüdischen Lehre klarzustellen und allen Wunderglauben von uns zu weisen.

Der Inhalt dieser Satzung ist folgender: Wenn ein Prophet oder ein Träumer in Israel aufsteht, und er giebt ein Zeichen oder ein Wunder, und dieses Zeichen und Wunder trifft ein und nun sagt er: sehet, ich stehe im Bunde mit überirdischen Mächten, so folget mir denn; auf, wir wollen fremden Göttern nachwandeln, die ihr nicht kennt, und diesen fremden Göttern wollen wir dienen, — so höre nicht auf die Worte dieses Propheten oder dieses Träumers; denn als Gott es zuließ, daß dies Zeichen oder Wunder eintraf, so war dies nur eine Prüfung Gottes, ob ihr auch den Ewigen, Euern Gott, liebet mit Eurem ganzen Herzen und Eurer ganzen Seele; und dieser Prophet und dieser Träumer ist des Todes schuldig, denn er hat Abtrünnigkeit geredet wider den Ewigen, Euren Gott, der Euch aus Ägypten geführt hat, der dich erlöst hat aus dem Sklavenhause, und er wollte dich fortstoßen von dem Wege, den dein Gott dir befohlen hat, daß du auf ihm wandelst. Du sollst den Bösen tilgen aus deiner Mitte[1]).

[1]) 5 M. 13_{2-6}.

Es ist kaum möglich, mit dem Wunderglauben energischer aufzuräumen, als es in dieser Satzung geschieht. Wie haben wir uns die Situation zu denken, für welche dies Gesetz gegeben wurde? Offenbar so: eine Stadt in Israel oder ein ganzer Landesteil, waren von Feinden schwer bedroht; nirgendswo zeigt sich die Aussicht auf Rettung durch befreundete Stämme; nur *ein* Ausweg war vorhanden, sein schwächlicher und schimpflicher. Seinen Glauben abschwören und sich vor den fremden Göttern niederwerfen. Das Gefühl des Volkes sträubt sich gegen diese Schmach, gegen die Verleugnung des Heiligsten. Welche Triumphe hat unser heiliger Glaube gefeiert in solch schweren Zeiten, wo der Märtyrertod seiner Bekenner der Sieg des Glaubens war. Aber — wie nun, wenn in solcher Zeit ein kluger Mann, ein falscher Prophet, auftritt und den schwerbedrängten Genossen zuruft: weichen wir für eine Weile dem Ansturm, beugen wir uns für eine kurze Zeit den fremden Göttern, ist der Sturm vorüber, so können wir ja wieder zu dem wahren Gotte zurückkehren? Wie verständig und wie praktisch ist solche Rede! Und nun setzt Moseh den Fall, daß solch ein Prophet noch gar Zeichen und Wunder verkündet, die wirklich eintreffen, als billigte Gott selbst solch kluges Planen. — Aber was bedeuten Zeichen und Wunder, so ruft Moseh seinem Volke zu, was bedeuten sie gegenüber dem Gebot des Gewissens, gegenüber der Mahnung der Vernunft. Wer von Gott Euch abruft, zu fremden Göttern führt, der ist ein Lügenprophet, und könnte er auch nach der Meinung der urteilslosen Menge Wunder thun: er verdient den Tod. Keine Not der Zeit kann den Abfall entschuldigen; denn der Gott, der Israel aus Ägypten geführt, der es aus dem Sklavenhause erlöst, ist ewig und erneut an jedem Tage das Erlösungswerk, das er in Ägypten begonnen hat. Die Vernunft und das Gewissen rufen uns zu: אחרי ל׳ אלהיכם תלכו ואתו תיראו ואת מצותיו תשמרו ובקלו תשמעו ואתו תעבדו ובו תדבקון. „*Gott* sollt ihr nachwandeln, *ihn* sollt ihr fürchten, *sein* Gebot sollt ihr hüten, *seiner* Stimme gehorchen, *ihm* sollt ihr dienen, und zu *ihm* sollt ihr Euch halten“[1]). Gegen diese Mahnung kann kein Wunderthäter aufkommen, denn die *Vernunft* und die klar erkannte *Pflicht* allein haben das Herrenamt auf dem Gebiete unserer Religion.

Und wahrlich, es giebt kein erhabeneres Wunder zum Zeugnis für die Wahrheit einer Lehre als dies, daß ihre Bekenner das Schlimmste erdulden und dennoch in ihrer Treue nicht wankend werden. An solchen Zeichen, an solchen Zeugnissen ist auch die jüdische Gegenwart nicht arm. Es ist schmerzlich, es ist drückend, daß diese Opfer gebracht werden *müssen*, es ist erhebend, daß sie gebracht *werden*. Das sind die Wunder, die der Glaube vollbringt; aber er braucht keinen anderen Zeugen, als diejenigen, die aus Vernunft und Gewissen sich für ihn erheben. Nicht nur die Gegenwart, schon des Moseh uralte Weisheit, hat die Wunder zurückgewiesen, die gegen Vernunft und Pflicht ins Feld geführt werden. Ohne gerade Wunder thun zu können, giebt es auch unter uns Lügenpropheten genug, die uns, um dem Sturme zu

[1]) 5. M. 13.

entgehen, zum Abfall raten, und das geschieht dann unter allerhand beschönigenden Reden. Aber der mächtigste Mann hat keine Mittel und keine Macht, um einen gefesteten Willen zu zwingen und zu brechen. Das ist Menschengröße, daß es keine Gewalt auf Erden giebt, die uns zu einem Bekenntnis zwingen kann, welches wir verwerfen. Die Vernunft und das Gewissen sind die Leuchten des Lebens; so hat es uns Moseh gelehrt; und nicht das Wunder bewährt den Propheten, sondern die Wahrheit dessen, was er verkündet, und was ein Jeder mit seinem eigenen Verstand prüfen kann. Heil uns in allen Sorgen und Nöten, daß es unserer Thora nicht an Bekennern fehlt, die unter Mühsal und Entbehrung dem Mosesworte folgen. — Amen.



Predigten

zu ausgezeichneten Sabbaten.



Zum Sabbat vor Neumond.

Saul und Jonathan.

M. A.! Die Schrift lehrt: es sollen nicht sterben Väter um ihre Kinder, und nicht Kinder um ihre Eltern. Jeder soll nur seine eigene Sünde büßen[1]). Und dieser Satz entspricht den einfachsten Forderungen der Gerechtigkeit. Wie kann jemand mit Grund das Opfer werden der Schuld eines anderen, wie kann er gestraft werden, wenn er nicht gesündigt hatte, wie darf er leiden, wenn er nicht gefehlt hat? Aber diese Bestimmung, so berechtigt und leicht erfüllbar im Rahmen des gewöhnlichen Rechtsverfahrens, sie wird dennoch in der Welt tausendfach verletzt und bei Seite geworfen. Lehrt es uns nicht die Weltgeschichte auf ihren blutigsten Blättern, daß die Kinder die Schuld der Eltern gebüßt haben, daß Menschen zusammengebrochen sind unter der Wucht der Verbrechen, deren größtes Maß ihre Vorfahren aufgehäuft haben, zu denen sie selbst nur einen geringen Teil hinzugefügt haben? Jedoch wir brauchen nicht einmal auf die Stätten unseren Blick zu lenken, wo Völker und Fürsten sich gegenübertreten; wir können es aller Orten erfahren, daß der Fehl der Väter heimgesucht wird an Kindern, Enkeln und Urenkeln, daß es großer Kraft bedarf, um durch persönliche Tüchtigkeit den Makel auszulöschen, den die Schuld der Vorfahren auf einen Namen geworfen hatte.

Es ist nicht nur das öffentliche Vorurteil, der hohle Tugendstolz, die hier in den peinlichsten Formen sich geltend machen. Die alte Satzung Israels schloß Menschen, die in Sünde geboren waren, von der heiligen Gemeinschaft des Gottesvolkes aus. Unser Gefühl hat da in sich selbst einen schweren Kampf zu bestehen. Einmal fühlen wir uns abgestoßen von einem Wesen, das durch Sünde in's Dasein kam; und sodann sind wir wiederum von innigstem Mitleid bewegt und zürnen uns ob der grausamen Regung, welche die Schuldlosigkeit des Kindes wegen der Schuld seiner Erzeuger vergessen konnte. Aber auch jene erste Regung war nicht ganz falsch und unwahr. Die Schrift sagt: es ist hart, aber auf daß der Zuchtlosigkeit Einhalt ge-

[1]) 5 M. 24,16.

schehe und die Heiligkeit des Hauses unverletzt bleibe, muß die Sünde nicht nur getroffen werden in denen, die sie begehen, sondern auch in den in der Sünde Geborenen. Für viele Menschen, die ihre persönliche Würde preisgeben, ist dennoch die Erwägung von heilsamer, abschreckender Wirkung, daß sie sich sagen: durch diese böse That verdunkelst du die Ehre deiner Familie. Mancher Jüngling, der leichtsinnig genug wäre, die eigene Ehre in die Schanze zu schlagen, entsetzt sich vor dem Gedanken, daß sein Vater, seine Mutter durch ihn beschämt werden und sein Unrecht büßen müssen; und ein Mann, der frevelhaft fast alle Schranken durchbrochen hat und kein Mittel scheut sich emporzubringen, ehrt die letzte Schranke, welche die Liebe zu seinen Kindern ihm aufrichtet und meidet die Unthat um ihretwillen. So hat es bis zu einem gewissen Grade auch sein Gutes, wenn die Welt allzustrenges Gericht hält und gleichsam eine ganze Familie verantwortlich macht für das Vergehen eines ihrer Glieder, denn die natürliche Liebe zu den Ihren, die Scheu, ihren Ruf anzutasten, ist in Vielen mächtiger als die Achtung vor der eigenen Ehre.

Wie wäre es auch möglich, daß die Wirkung eines sündhaften Lebens auf sich selbst eingeschränkt bliebe? Es muß wie durch ein Naturgesetz auch die Umgebung schädigen und stören. Der Richter verurteilt den Vater und spricht: der Sohn ist schuldlos, frei von Strafe. Aber hat die Verurteilung des Vaters nicht dennoch den Sohn getroffen? Giebt es einen tieferen Schmerz, als den verächtlich zu sehen, den wir verehren möchten? Und wird die Welt es nicht den Sohn entgelten lassen, was der Vater verbrochen hat, und ihn mit scheelen, unfreundlichen Blicken aus ihren Kreisen in die Einsamkeit scheuchen? Da ist viel Härte und Heuchelei und oft genug schelten die Leute die Sünde am lautesten, die sie am häufigsten begehen. Aber wenn die ganze Familie hineingezogen wird in die Schuld des Einzelnen, so wird freilich sein Unrecht ihr Unheil. Indes, der Mensch ist nun einmal kein Wesen, das für sich allein steht und bestehen könnte. Er gehört im Guten wie im Bösen zum engen Kreise des Hauses, sodann dem weiteren von Stadt, Staat und religiöser Genossenschaft. Wenn einer willig all das Lob und all die Ehre annimmt, die ihm aus diesen Verhältnissen erwachsen, so ist es natürlich, daß nicht minder der Schaden und die Schande, die daraus wuchern, auch dem Unwilligen aufgeladen werden. Es ist die Art der Meisten, mit bedeutenden Menschen, die uns verwandt und vertraut sind, gleichsam wie mit einem Schmuck der eigenen Persönlichkeit zu paradieren; so müssen denn auch diejenigen ertragen werden, die man gern verleugnen möchte. Und zumal um den engsten Verband, um Eltern und Kind, waltet ein mystischer Zauber, der aus den verschiedenen Menschen gleichsam eine Einheit hervorbringt. Körperlich nämlich lassen sie sich leicht von einander trennen; aber in Wahrheit ist geheimnisvoll zwischen ihnen der Bund des Blutes gewoben und ihre Seelen, ihre Gemüter, ihre Freuden und Leiden fließen ineinander, und wie man den Zweig verletzt, wenn man in die Wurzel schneidet, so ist unwillkürlich das Kind im Vater erniedrigt oder erhoben, und wenn sie auch kein Richter verurteilen darf, so sterben

dennoch nach dem Laufe der Welt Eltern um ihre Kinder und Kinder um ihre Eltern.

Der Schriftabschnitt für den Sabbat vor Neumond regt solche Betrachtungen in uns an.

Saul und Jonathan, der König und sein herrlicher Sohn, treten uns entgegen und das ganze trauervolle Schicksal dieser beiden Helden entrollt sich vor unserem Auge. Saul, als das Volk sein zum Könige begehrte, da hatte er sich versteckt bei den Geräten. Er hatte das rechte Gefühl, daß er nicht die Klarheit und Gelassenheit besaß zu solch hohem Berufe. Denn sich verstecken, wo es eine Königskrone gilt, das thun nur die, die aufgesucht werden wollen, oder die es nicht verdienen, aufgesucht zu werden. Sie fragten die Gottesstimme: „Ist noch ein Mann da"? und es wurde ihnen die Antwort: „er ist versteckt bei dem Kriegsgeräte." Das war kein Mann, des Scepters würdig. Wohl ragte er um Kopfeslänge über alles Volk hervor, aber wer um Kopfesmaß alles andere übertrifft, verdient darum noch nicht, der Kopf eines Volkes zu sein.

Sein Sohn Jonathan jedoch that sich bald hervor durch Tapferkeit und Kriegslist und war der Liebling des Volkes. Einstmals hatte das Volk durch Jonathans Klugheit einen großen Sieg über die Philister errungen und der König hatte, um die Verfolgung zu beschleunigen, den Ausspruch gethan: dem Fluche verfallen sei, wer Speise zu sich nimmt, bevor der Abend hereinbricht. Jonathan hatte diesen Fluch nicht vernommen, und mit ein wenig Honig sich gelabt. Saul erhielt davon Kunde, und er meinte, nun sei es seine Pflicht, den Jonathan, den Sieger, den Schuldlosen zu töten. Aber das Volk sprach: Sollte Jonathan sterben, der dieses große Heil über Israel gebracht hat? So wahr Gott lebt, nicht ein Haar seines Hauptes soll zur Erde fallen! Wer sieht nicht ein, daß das Volk hier weiser handelte als sein König, daß es diesen vor einer Thorheit, vor einem Verbrechen behütet? Die Achtung vor einem Manneswort, vor einem Königsworte zumal, sie ist ein Schönes und Herrliches; darum sollte ein König seine Rede sorgsam erwägen, bevor er sie aus dem Gehege seiner Lippen läßt. Aber welch ein Wahn, lieber die übereilte Rede durch eine Sünde zu bewahrheiten, als seine Uebereilung einzugestehen und zu widerrufen!

Saul, gegen den das Volk den eigenen Sohn beschützen muß, konnte dem Königtume nicht den Glanz und die Würde verleihen, deren eine staatliche Neuerung bedarf, um sich beim Volke einzuleben und ihm lieb zu werden. Saul war ein Krieger, aber kein Herrscher. Jonathan jedoch, diese Seele, in der die Tapferkeit des Helden mit weiblicher Zartheit so innig sich verbanden, von dem die Schrift absolut nichts uns berichtet, was ihm zur Unehre gereicht, aber vieles was uns Bewunderung einflößt vor seinem Geiste, vor seinem Herzen, er wäre eine Zierde gewesen des Thrones von Israel. Aber da Saul den Herzen des Volkes entfremdet war, und Jonathan, der aller-

[1]) 1. Sam. 20_{18} ff.

wegs Getreue auch in trüben Tagen nicht von seinem Vater wich, da verlor auch er die Liebe der Israeliten. Seine Schuld war, der treue Sohn eines ungeliebten Königs zu sein. Wenn ein Herrschergeschlecht in einem Lande mißliebig geworden ist, wer unterscheidet da viel unter den einzelnen Gliedern? Sie haben im Glanze des Königtums gemeinsam sich gesonnt; sie werden von dem Schatten der Ungunst gemeinsam verdunkelt. Als David's Sonne aufging, sinkt der Stern Sauls in die Nacht zurück, und mit ihm muß auch Jonathans Hoffnung erbleichen und schwinden. Es ist das Bleigewicht der väterlichen Sünde, das ihn in die Tiefe zieht. Ein kurzes Blühen mußte Saul zahlen mit einem langen, langen Welken. Denn es entsprach der Treue des jüdischen Volkes, den König nicht gewaltsam zu stürzen. Samuel hatte ihn gesalbt, das Volk ihn erkoren, so war er heilig, und sündhaft schien es dem David, auch nur im Zustand der Gegenwehr das Leben des Königs anzutasten. Aber es ist der höchste Ehrgeiz derer, die durch gewaltiges Thun zur Herrschaft aufgestiegen sind, ihrem Geschlechte den Thron, die Macht zu erhalten, die sie selbst erlangt haben. Die Geschichte hat dafür mannigfache Beispiele. Indes Saul mußte es dulden, daß lange vor seinem Tode die Volksstimme den David als seinen Nachfolger bezeichnete, und er konnte es nicht wehren, er konnte es nicht hindern, ja er mußte selbst es glauben. Und ihm blühte der Sohn, der selbst mit einem David rivalisieren durfte um die höchsten Ziele. Der König fühlte es, daß sein Fehl auch seinen Sohn hinabgezogen habe; was Wunder, daß Saul's Geist sich umdüsterte, zumal nur sein Kopf und nicht sein Verstand alle anderen überragte.

So sehen wir den Konflikt in dem eben verlesenen Kapitel in seiner schärfsten Spannung, kein dramatischer Dichter kann den Knoten der Verwicklung besser schürzen, als es hier das Schicksal selbst gethan hat. Da heißt es am Eingang der Haphtara: ויאמר לו יהונתן מחר חדש ונפקדת כי יפקד מושבך. Jonathan sprach zu David „Morgen ist Neumond, und du wirst vermißt werden, denn dein Platz wird leer sein.“[1]) Da sollten sie am Neumondtage beim Mahle zusammensitzen, der König, der Thronerbe und David, der erste Diener des Staates, als sei noch alles in gewohnter Ordnung, und das Schicksal hatte doch alles gewandelt, denn Saul war ein morscher Stamm und Jonathan der frische Zweig am welken Stamme — konnte das Los der Sprossen ein anderes werden als das des Stammes? — und David stand frisch aufblühend neben ihnen. Aber Saul wollte sich nicht gutwillig fügen, noch war er König, und er wollte den David vernichten um seines Sohnes willen. Er hätte es gethan, aber da fiel dieser Sohn ihm in die Hand und rettet den Nebenbuhler. Denn Jonathan liebt den David; wie war es auch anders denkbar? Diese große und edle Seele hatte in David den Ebenbürtigen erkannt und sich ihm angeschlossen; es war ein Freundespaar seltener Art.

Freundschaft: ein oft gehörtes Wort! Aber die Sache selbst muß wohl selten sein, da die Geschichte es für wert befunden hat, die Namen echter Freundespaare uns wie ein Seltenes und Erstaunliches zu berichten; in der That, allzu oft zerreißt

der Strom des Lebens die in der Jugend geknüpften Bande, und wenn sich die Freundschaft nicht in die Blutsverwandtschaft und in die Ehe hinüberrettete, es wäre auf Erden um sie schlimm bestellt. Denn wie heiß und überschwänglich auch die jugendlichen Seelen ihre Gefühle auslodern, sie sind dennoch rasch und unversehens erkaltet. Darum ist eine reine und selbstlose Freundschaft, die sich in Prüfungen bewährt, wie die David's und Jonathans, ein seltenes Bild, und wir verstehen es, wenn David beim Tode seines Freundes in die zwar kurze — denn jedes wahre Gefühl ist in Worten kurz — in die kurze, aber inhaltsvolle Klage ausbricht: „Bang ist mir um dich, mein Bruder Jonathan, du warst mir sehr lieb; teurer war mir deine Liebe als Frauenliebe."[1]) Saul verfolgt den David aus Liebe zu seinem Sohne und Jonathan rettet ihn, den Rivalen, weil diese edle Seele keine anderen Sterne kennt als die Pflicht und die Liebe. Und Jonathan war kein Schwächling, er war tapfer und siegreich und das Lied kündet von ihm: „die Waffe Jonathans, die niemals rückwärts wich."[2]) Jonathans Schicksal ist der Klage wert: mit seinen Tugenden hat er den Thron seines Vaters erleuchtet; von der Schuld des Vaters ist sein Leben verdüstert worden. Wie recht haben doch diejenigen, die den Gang des Schicksals düster nennen.

Der Sohn büßt die Schuld des Vaters. Das ist ein freudloses Wort. Aber ist es ohne Frucht für unser sittliches Leben? O nein, es ruft uns ins Gedächtnis, daß Jeder, der sich entehrt, auch sein Geschlecht hineinzieht in seine Sünde, daß die Schuld ihre Folgen nicht einschränkt auf die eigene Persönlichkeit, sondern sie hereinpflanzt in das ganze Haus, daß sonach der gute Ruf der Eltern das köstlichste Erbe des Kindes ist. — Amen!

---

[1]) 2. Sam. 1_{26}. — [2]) V. 22 קשת יהונתן לא נשוג אחור.

26.

Zum Sabbat Schekalim.

Wahre Freiheit.

M. A.! Mit gewissem Stolze rühmt sich die Gegenwart eines Erfolges, der alles übertrifft, der alles in den Schatten stellt, was die Menschen unseres Jahrhunderts in der Bewältigung der Naturkräfte geleistet haben. Mächtig erwies sich der Geist, der die gewaltigen Kräfte seinem Dienste unterwarf, daß sie, die sonst Verderben und Zerstörung bringen, seinem Winke gehorchen; mächtiger zeigte sich das menschliche Herz, das die Bande der Sklaverei, welche soviele Millionen umfing, zerrissen hat, das uns gelehrt hat, Ehrfurcht zu haben vor dem Schriftworte: der Mensch ist ein Ebenbild Gottes. Selbst ein Mose konnte, wie wir heute im Gottesbuche lesen, dem erhabenen Gedanken, daß wir alle in jedem, der ein menschliches Antlitz trägt, das Ebenbild Gottes ehren müssen, daß es darum in einem geordneten und auf sittlicher Grundlage ruhenden Staatswesen keine Sklaven geben dürfe, keine volle Geltung verschaffen in seiner von einem göttlichen Geiste durchhauchten Gesetzgebung. Er mußte der menschlichen Schwäche, die auf die Unterdrückung des Nächsten ausgeht manches Zugeständnis machen. Glänzend unterscheidet sich das Gesetz des Moseh, das Leben und Gesundheit des Sklaven schützt, vom griechischen und römischen Rechte, das den Knecht wie eine Ware betrachtet. Aber die Lehre, der Mensch ist ein Ebenbild Gottes, ist auch in der alten Satzung Israels nicht zur vollen Wahrheit geworden. Erst unser Jahrhundert hat vollendet, was Moseh begonnen hat, es hat die Sklaverei, die Hörigkeit aus den Kulturstaaten verbannt und Gott geehrt, indem es den Menschen, sein Ebenbild, zu Ehren gebracht hat.

Aber so groß dieser Triumph der Menschheit und der Menschlichkeit ist, wir dürfen uns darin nicht berauschen, wir haben zu erwägen, ob vielleicht nur das Wort entschwunden und die Sache geblieben ist, ja ob nicht viele, die sich ihrer Freiheit rühmen, schwere, drückende Sklavenketten tragen. Der ist ein Sklave, der feil ist, der käuflich ist. Und wer kann leugnen, daß dann, wenn wir diesen strengen Maßstab anlegen, die wenigsten bestehen können, daß selbst mancher, der stolz mit

Worten großthut, doch seinen Preis hat, um den er seine Überzeugungen, seinen Charakter verkauft und preisgiebt. Die *Sklaverei* sind wir los, die *Sklaven* sind geblieben.

Ist das ein Freier, der zu ungebührlichem *Aufwand* sich verleiten läßt, der weit über seine Kräfte, ja weit über sein Verlangen sein Haus schmückt, nur weil es die *Mode* so fordert? weil er nicht gern zurückstehen möchte, weil er nicht den Mut hat, auf Putz und Zierrat zu verzichten, die nicht einmal einen Wert für ihn haben? Weil der *Nachbar*, dem ein größerer Besitz einen behaglicheren Lebensgenuß und glänzenderen Schmuck gestattet, größere Summen für diese entbehrlichen Zwecke ausgiebt, darum legt sich auch *der* diese Opfer auf, dem sie schwer werden, der sie kaum erschwingen kann, und dies alles nicht einmal um seinetwillen, sondern aus abhängiger, unterwürfiger Gesinnung gegen die allgemeine Mode. Es macht einen jämmerlichen Eindruck, wenn der Schwache über den Starken die Geißel schwingt und der Starke sich das ruhig gefallen läßt. Und diese jämmerliche Lächerlichkeit ladet der auf sich, der sich von einer eitlen *Mode* unterjochen läßt, der gegen seinen Wunsch sich an einer Thorheit beteiligt, deren Ausübung obendrein für den Begüterten gleichgültig ist, aber für den minder Begüterten eine Folter ist. Er ist ein *Sklave* geworden, denn er hat gegen das oberste Gesetz der Freiheit gesündigt, das die heilige Schrift Gott mit den Worten ankündigen läßt: כי עבדי הם sie sollen *meine* Knechte sein[1]) d. h. sie sollen wahr und offen sein vor Gott, vor den Menschen und dem eigenen Gewissen und dadurch *frei* werden.

Was für ein unbeugsamer Tyrann ist der *Geiz*! „Wer das Geld *liebt*, der wird des Geldes nicht *satt*.“[2]) Es ist ein Wahnsinn, das sieht jeder ein, über seinen Bedarf hinaus auf Vermehrung des Besitzes zu trachten, immer mehr des Goldes anzuhäufen, daß der Hügel gleißenden Metalles zum Berge wird, der über unserm Glück sich auftürmt. Der Geiz, dieser Tyrann, gönnt seinem Sklaven keine Ruhe, nicht bei Tag, nicht bei Nacht, jede Mehrung des Vermögens ist dem Geizigen eine Minderung seiner Lebensfreude. *Vermögen*, — ein treffliches Wort für Besitz, solange einer sein Geld und Gut *beherrscht*, solange es sein *Eigentum* und nicht vielmehr er das Eigentum seines *Goldes* ist. Da sitzt er vor seiner Truhe und wühlt in seinen Schätzen, und all die Strahlen, die von dem glänzenden Edelmetalle ausgehen, sind gleichsam Seile, die ihn fesseln an seinem Besitze, der ihn nicht losläßt, daß er frei sich rege, die ihn hindern, dem Gotteswort zu folgen: ihr sollt *Gottes* Knechte, und nicht des *Goldes* Knechte sein.

Noch schlimmer aber ist des *Ehrgeizes* ätzende Geißel. Und wie kindisch ist oft das Jagen nach wertlosem Spielzeug! Die Eitelkeit der Vornehmen wird genährt durch den Sklavensinn des Bürgers. Wackere Männer, die durch ihre geistige Kraft, durch ihren Fleiß und Eifer fest stehen könnten auf eigenen Füßen und sich nicht

---

[1]) 3. M. 25_{42}. [2]) Kohel. 5_{9}.

zu kümmern brauchten um Gunst oder Ungunst der Großen der Erde, geraten ins Schwanken und fallen in Sünde, weil sie den Adel, den ein Fürst verleihen kann, höher achten als den Adel der Seele, weil sie die Anerkennung, die in einem Titel liegt, dem Beifall vorziehen, den die wahrhaft Würdigen und Urteilsfähigen spenden. Irgend jemand ist, ob nun mit Recht oder Unrecht, über einen Mächtigen erzürnt und in heftigen Worten entladet sich seine erregte Seele. Da erscheint der Mächtige und hält es für gut, seinen Widersacher mit einem freundlichen Lächeln zu grüßen. Flugs ist dessen Groll entwaffnet, sein Rücken krümmt sich, er ist so ganz hingenommen von der vermeintlichen Ehre, daß er alles vergißt, daß er in alles willigt. Dieser grobe Trug gelingt alle Tage tausendfach und ist heute so wirkungsvoll wie er gestern gewesen wegen des tiefgewurzelten Sklavensinns. Um eine äußere Ehre zu erreichen, ist ihnen alles, sind sie selbst feil und verkaufen sich und verschachern sich um einen Sündenlohn; sie werden ehrlos der Ehren wegen!

Oft ist der grellste Gegensatz zwischen dem Preise, der gezahlt wird, und der scheinbaren Ehre, die erlangt wird. Ein Israelit möchte gern Verkehr pflegen mit einem Manne, der nicht etwa an sich durch seinen Umgang uns fördern kann, nein der nur durch sein Amt oder durch seine Abstammung eine höhere soziale Stellung einnimmt. Dieser Herr ist in den Vorurteilen seines Standes oder auch nur des Zeitungsblattes aufgewachsen, das in seiner Familie gelesen wird. Er ist ein Verächter der Juden und des Judentums, und läßt seiner Zunge die Zügel schießen und die albernsten Märchen über uns finden vor ihm Gnade. Der Israelit hört dies Gerede und nur um auf diesen Verkehr nicht zu verzichten, läßt er alles über sich ergehen und hört seinen Glauben und seine Glaubensgenossen schmähen und verwindet den Ärger darüber in seinem Gemüt und rührt sich nicht und thut, als ob er nicht dazu gehöre. Was ist der für ein feiler Sklave, wie geringwertig erscheint er sich selbst, daß er um seine so zweifelhafte Ehre seinen Charakter, seine Überzeugungen opfert! Es giebt ein nahezu untrügliches Kennzeichen für diese feilen Gesellen, die nur den Schein der Ehre wollen und der Ehre selbst bar sind: sie sind kriechend und knechtisch gegen die Hohen und küssen noch den Fuß, der sie tritt, dagegen sind sie hochfahrend gegen diejenigen, die von ihrem Willen abhängig sind und halten sich an diesen schadlos für die Demütigungen, die sie von Vornehmen erdulden müssen.

Gott selbst, der es fordert, daß wir ihm dienen, verlangt von uns keinen sklavischen Gehorsam. Moseh, so lesen wir im Gottesbuch, bringt das Buch des Bundes zum Volke, liest es ihnen vor und sie rufen ihm zu: alles, was Gott zu uns redet, wir wollen es thun und wollen es verstehen. D. h. die Religion ist ein Unfertiges, solange sie in der gedankenlosen Übung, in dem willenlosen Gehorsam besteht, sie erreicht erst die ihr von Gott beschiedene Höhe, wenn die Vernunft versteht und billigt, was unser Wille übt. So ist die Knechtschaft Gottes die Blüte der Freiheit; Israel kannte, wie uns der heutige Sabbat Schekalim lehrt, keine

Unterschied zwischen hoch und niedrig, sondern alle waren sie gleich vor Gott, und diese Gleichheit aller ist von der Freiheit unzertrennlich, denn wo sollte da der Tyrann erstehen!

Heute ist die Sklaverei beseitigt, damit ist gewiß ein Makel weggewischt von der Stirn der Menschheit, aber der Sklavensinn ist geblieben, man schmeichelt, man heuchelt, man verleugnet seine Meinung, um Vorteile, um Ehren, um etwas zu gelten, ohne es zu sein. Dieser Sklavensinn, der in so vielen, der in den meisten nistet, ist das wahre Übel, ist die eigentliche Sünde. Sie kann nur von denen überwunden werden, die die Knechte Gottes sind, die Gott fürchten und sonst niemand. — Amen!

27.

Zum Sabbat Schekalim.

Armut und Gleichheit.

M. A.! Ernste tiefdenkende Männer reden, wenn sie die Mittel erwähnen, welche die Menschen zu einer reineren und edleren Auffassung des Lebens führen, mit besonderer Betonung von der Schule der Leiden. Keiner wird weise werden, der nicht entsagen kann, keiner kann das Leben genießen, der nicht weise ist. So verbindet eine kurze Brücke Entsagung und Genuß, und wer nicht gelernt zu entbehren, dem bereitet das Dasein im besten Falle nur rasch verfliegende aber keine dauernden Freuden. Aber wer gewinnt wohl die Weisheit zu entsagen, zu verzichten, wenn nicht die Not, die strenge Meisterin ihn in die Schule nimmt! Wie die verzogenen Kinder von ihren Eltern oft das Unmögliche fordern, weil sie an Gewährung jedes Wunsches gewöhnt, so verlangen oft auch die verzogenen Schoßkinder des Glückes Ungebührliches von der gütigen Gottheit, die ihnen schon so viel Herrlichkeit verliehen hat, und überschreiten das Maß, bis sie plötzlich durch einen harten Schlag in grauser Weise aufgeklärt werden über die menschlichen Schranken.

Die menschliche Natur ist nun einmal so geartet, daß sie höchstens durch Schaden klug wird. So schön und verlockend sind all die Früchte, die am Baume des Lebens prangen; da ist es keinem jungen, keinem alten Herzen so sehr zu verargen, wenn es nach ihrem Besitz sich sehnt und sich des erreichten Gutes freut. Nur dem zwingenden Schicksal weicht und unterwirft sich das begehrende Herz. Und wenn die Kinder dazu erzogen werden, aus freien Stücken auf erlaubte und erreichbare Genüsse zu verzichten, so ist das nur die verständige Voraussicht der Eltern, die im Hause vorbereiten will für die Schule des Lebens, wo jedes Versehen und Vergehen so ungleich härter gerügt und bestraft wird, als unter dem schirmenden Dache der Heimat. Und dieser Unterricht, den der Schmerz uns giebt, ist allgemein und „obligatorisch." Jeder wird einmal vor die Aufgabe gestellt, den heißen Wunsch seiner Seele hinzuopfern, und diese Aufgabe muß er erfüllen und vollbringen, ob er auch sein Herzblut dabei vergösse. Jedem wird einmal eine schwere Last auf das Gemüt gelegt: wohl ihm, wenn er nicht zusammenbricht, wenn er nach dem Prophetenwort[1]) es in seiner Jugend

[1]) Klagel. 3_{27}.

gelernt hat das Joch zu tragen. Ungelenkig und ungelehrig wird Geist und Seele in den späteren Lebensjahren; auch für die Schule der Schmerzen ist es gut frühzeitig einzutreten; wir lernen leichter und rascher, was uns not thut gegen die Not des Daseins, und mit einer geläuterten Seele treten wir zurück in's Leben und wirken dort weit mehr Heil und Segen, als wir ohne diesen Unterricht vermocht hätten.

Der Gärtner entkleidet die Rebe des überreichen Schmuckes an Zweigen und Blättern, sie ist kahl geworden, auf daß sie ihre Triebkraft nicht vergeude in der Erzeugung nutzlosen Laubes, sondern auf daß sie den ganzen Saft, den sie aus der Sonne und aus dem Boden schlürft, in die Traube strömt. So strömt all die Glut und Kraft, welche die Seele, bevor sie durch die Schule der Schmerzen gegangen ist, an so viele Wünsche und Begierden verschwendet hat, in ihre herrlichsten und fruchtreichsten Zweige: in die Weisheit und Menschenliebe. Wenn wir Menschen begegnen, die mit Aufopferung und Hingebung bestrebt sind, die Not zu lindern, die mild und freundlich walten, die ein Herz haben für die Armen und Elenden, und ihrem Lebensgang nachspüren, wir werden die Stelle treffen, wo ein großer Schmerz, eine Erfahrung voll Not und Trauer verzeichnet ist. Das war der Blitz, der den Felsen spaltete, daß der Goldesgehalt in seinem Innern sichtbar wurde. An diesem Feuer verbrannte das kalte, nur dem Genuß und dem eigenen Sein hingegebene Gemüt und ein neues erhob sich, schwebend auf Engelschwingen, für das Heil des Nächsten erglüht, gut und hilfreich und verständig.

Diese Lehren künden die Weisen und Sänger in den mannigfachsten Formen; und zumal Israels heiliges Schrifttum ist voll von geistvollen Reden über diesen Gegenstand. Wie oft reden die Propheten vom Feuer der Läuterung. Der Talmud sagt: Keiner könne weise werden, der nicht durch Prüfungen durchgegangen ist; und ein herrliches Gedicht, das Buch Hiob, ist dem Gedanken gewidmet, daß Leiden eine Schule der Tugend und der Weisheit sind. Hin- und hergeirrt ist worden in der Erklärung dieser Schrift, deren dichterische Schönheit jede feinere Empfindung anzog; aber dieser Satz ist der Schlüssel, welcher uns das Verständnis erschließt. Unsere Weisen bezeichnen [1] die Armut als die größte Not, welche den Sterblichen unverschuldet treffen könne, sie sagen: alle Schmerzen der Welt werden von der Armut aufgewogen. Als Gott den Hiob prüfen wollte und ihn fragte, ob er Dürftigkeit oder jede andere Not leichter ertrüge, wollte er lieber den härtesten Schmerz erdulden als Mangel leiden. In der That, wie hart uns oft das Schicksal trifft, in seinen Schlägen offenbart sich dann wohl deutlich die Kraft, welche die Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. Aber diese gemeine Sorge um den alltäglichen Bedarf, sie hat etwas Entwürdigendes, sie nimmt uns in der Gesellschaft Rang und Würde und legt uns den Kampf mit Vorurteilen auf, dem nicht Viele gewachsen sind. Der Talmud hat sonach so Unrecht nicht, daß er dieses trivialste aller Übel, das aber in jedem

[1] Ex. r. 31 $_{12}$.

Momente uns bedroht und uns niederzwingt, auch für das gefährlichste und peinlichste hält. Dennoch sagt er, daß die Armut für Israel unentbehrlich, ja ein Schmuck sei. Und wie wir ihm beigestimmt haben, wenn er sie für ein Übel erklärt, das alle andern überwiegt, so können wir ihn nicht tadeln, wenn er diesem Unglück die Fähigkeit beimißt, verborgene Tugend und Geisteskraft zu wecken. Denn enger und inniger ist der Bund der Familien in den Stätten kargen Lebensgenusses, und zuvörderst ist die Armut der Sporn zur Arbeit, zum Denken, so daß gesagt wird: Achtet auf die Söhne der Armen, denn von ihnen kommt die Wissenschaft. Wie zum Bau des Heiligtums nach dem heut verlesenen Schekalimgesetz Reich und Arm steuern sollten, so ist auch in der Ordnung des Lebens dem Reichtum und der Armut beiden ihr Platz gewiesen zur Förderung der höchsten sittlichen, wissenschaftlichen Bestrebungen, zum Aufbau eines idealen Heiligtums in unserem Gemüte; daß sich das Gotteswort erfülle ועשו לי מקדש ושכנתי בתוכם und sie sollen mir einen Tempel errichten, damit ich in ihnen wohne[1]).

Aber diese Lehre vom Leid als der Schule des Lebens, so oft sie auch von tiefen Denkern erwogen und bestätigt worden ist, ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Ein liebenswürdiger Dichter, dem es oft gelingt, kernhafte Wahrheit in einem leicht dem Gedächtnis sich einprägenden Spruch zusammenzufassen, hat es einen Wahn genannt zu glauben, daß Unglück den Menschen besser macht. Das habe ganz den Sinn, als ob Rost das Messer schärfe, als ob Schmutz die Reinlichkeit befördere, als ob der Schlamm das Gewässer kläre. Aber diese Gleichnisse sind mehr blendend und verwirrend als aufklärend zu nennen; wenn man sonst sagt, jedes Gleichnis hinkt, dann gilt von diesen, daß sie an beiden Füßen hinken. Rost und ein scharfes Messer, Schmutz und Reinheit, Schlamm und klare Flut sind absolute Gegensätze, und behauptete jemand, daß Unglück im Moment, wo es uns trifft, glücklich macht, so hätte der Dichter recht zu sagen, das sei eben so sinnlos, als wenn einer meinte, daß Rost ein Messer schärfe. Aber wem fiele wohl solche Thorheit ein?

Bleiben wir bei den vom Dichter gewählten Gegenständen des Vergleichs. Gerade das Glück erzeugt oft den Rost, der sich auf die scharfe Schneide unseres Geistes legt und sie abstumpft; der Verstand rostet, weil er nicht genügend benutzt wird, weil Wohlleben und ein behagliches Dasein von selbst sich bietet. Da kommt die Not und zwingt das Messer zu brauchen, den Rost abzuschleifen, sie schärft die durch das Glück stumpf gewordene Waffe. Oder wie oft wird eine reine Seele vom Schmutz der Sünde entstellt, weil einer müssig und sorglos sich jedem Genusse hingeben darf, das Glück ist es, welches das reine Herz trübt, indem der Müssiggang es sündhaften Gedanken öffnet. Irgend ein Unheil bricht herein und weckt die erschlaffte Thatkraft, ernste Pflichten treten an uns heran, da wirft die Seele die Schlacken von sich und sie gewinnt ihre Reinheit wieder. Oder endlich um auch das dritte Gleichnis ins

[1]) 2. M. 25_8.

Gegenteil zu wenden, einer genießt eitel Freud und Wohlergehen, alles was er unternimmt, gelingt und Erfolg reiht sich an Erfolg, — wessen Herz würde da gefestet gegen Hochmut? und wir hören auf, dem Darbenden zu glauben, daß er bei aller Mühe nichts erreicht habe, wir vergessen den Segen Gottes, der unsere Werke krönt: das ist der Schlamm, der sich in die einstmals reine Flut unserer Gefühle mischt, daß sie erstickt, daß sie nicht Segen ausströmt aus unserer Fülle an die Elenden und Dürftigen. Da tritt der böse Gast ins Haus und sieh da, wir erkennen, wie thöricht übergroßes Selbstvertrauen ist, wiederum öffnet sich das Herz dem Mitleid, edle geläuterte Empfindungen durchwogen wieder unsere Seele, es war das Unglück, welches die Flut vom Schlamme befreit hat.

Wie wahr und tiefsinnig ist, gegen diese spielenden Worte des Dichters gestellt, das Gleichnis der Schrift: „und euch nahm der Herr und führte euch hinaus aus dem eisernen Feuerofen Ägypten, daß ihr ihm zum Volke und zum Erbe werdet.“[1]) Denn auch von den Völkern gilt das Gesetz, daß ihnen das Leiden eine Schule des Lebens sei. Der Feuerofen Ägyptens, von dessen Qualen für Israel wir in den letzten Monden so vieles aus dem zweiten Buche Mosis vernommen haben, war für Israel ein Feuer der Läuterung, daß es empfänglich wurde für das heut verlesene Gotteswort: sie sollen mir ein Heiligtum bauen, daß ich in ihnen wohne.

Dieses Heiligtum, auf welchem Grunde sollte es ruhen? Zuvörderst sagt uns der eben ausgesprochene Satz, es sollte sein Bau so vor sich gehen, so zustande kommen, daß Gott nicht nur in dem Raume der Stiftshütte wohne, sondern daß er ein Wahrzeichen würde, wie Gott auch in den Gemütern der Israeliten throne, wie er בתוכם in ihnen weile. Sodann aber lehrt uns der Sabbat Schekalim, daß er ruhn müßte auf dem Grunde der Gleichheit. Ein Beitrag wurde nächst den freiwilligen Gaben als eine Steuer erhoben. Diese Steuer aber war die gleiche für alle, und dieser Tempel war ein Wahrzeichen einer neuen Lebensordnung, von der das Heidentum nichts wußte, nach welcher die moderne Welt sich erst zu gestalten begonnen hat. Wäre Moseh zu den Ägyptern hingetreten mit dieser Lehre, sie hätten ihn verlacht. Sie thaten sich auf ihr System der Einschachtelung so sehr viel zu Gute, sie priesen die Einteilung des Volkes in allerhand Kasten als die Quintessenz aller Staatsweisheit, und da redete dieser sonderbare Schwärmer von der Gleichheit dieser rechtlosen zum Frohn geborenen Sklaven mit ihnen, den hochmögenden Herren. Sie hätten ihn am Ende gehöhnt, daß all die gute Erziehung, die er im Fürstenhause genossen, die plebejische Gesinnung, die in seinem Blute liege, nicht zu tilgen vermocht habe. Und selbst die bevorzugten Geister der Heiden, auch die Hellenen hätten diese Forderung kaum nach ihrem idealen Gehalte erfaßt; was uns das Schekalimgesetz lehrt, wäre ihnen wie ein überspannter Einfall vorgekommen. Denn die Arbeit galt dem Altertum für etwas Schändendes, den freien Bürger Entwürdigendes. Wo

---

[1]) 5. M. 4_{20}.

aber die Arbeit eine Schande ist, da muß die Sklaverei für eine natürliche, berechtigte Ordnung gehalten werden. Wie sollte dieses Vorurteil ausgerodet werden? Da wurde ein armes Sklavenvolk auserkoren zum Herold der Gleichheit. Alle Schmach der Geknechteten hatten sie erfahren, zu tierischem Sein waren sie hinabgedrückt worden, die Geißel des Peinigers hatte sie zur Arbeit gewöhnt, sollte dieses Volk ägyptische Kastenvorurteile in die neue Freiheit hinübernehmen? Das war nicht möglich, zumal ihnen Moseh eindringlich die Gleichheit aller verkündete. Der Feuerofen Ägyptens hat dieses Vorurteil geschmolzen, die Schule der Leiden hat ihnen die Menschenrechte gelehrt.

Vieles, was die Israeliten am Sinai vernommen haben, haben sie nachher vergessen. Aber die Gleichheit, für welche sie durch die Not der Knechtschaft eine harte Vorbereitung empfangen hatten, haben sie nie mehr aufgegeben. Das Kastenwesen war verbannt aus diesem Volke. Kein Krieger, kein Priester gewann ein Vorrecht in diesem Stamme, welcher durch Leid zur Liebe, durch Frohn zur Freiheit gekommen war. Darum sagen unsere Alten: כל מצות שמסרו ישראל נעשם עליהן אינן בטלות לעולם „Alle Gebote, für welche die Israeliten ihr Leben gelassen, die werden nie aufhören"[1]) Worin die Not unterrichtet, das wird nicht vergessen. Gott sprach zu Moseh das Schekalimgesetz: Willst du wissen das Haupt der Israeliten, so gebe jedermann das Lösegeld seiner Seele. Das Haupt Israels ist die Gemeinschaft aller, die gleiches Recht haben, der Arme wie der Reiche, der Vornehme wie der Geringe. So rein und lauter war diese Lehre nur aus dem Feuerofen Ägyptens hervorgegangen.

Und daß wir es nur eingestehen, so manchen Vorzug, der Israel auszeichnet, wir haben ihn unseren Feinden zu danken. Gering an Zahl, von allen Seiten beachtet, von zahllosen Gefahren umdroht, mußte Israel sorgsamer als andere Völker jeden Fehler vermeiden, jede Kraft entfalten, und manchen trefflichen Keim, der niemals zum Lichte gedrungen wäre, weckte die Not. Das Ghetto, das die Juden einengte, hat vielleicht das Judentum bewahrt Der Haß, der uns verfolgte, war vielleicht der Kitt, der uns zusammenhielt. Nicht alles Verdienst an diesen großen Erscheinungen wollen wir der Not, dem harten Zwange beimessen. Aber kein besonnener Forscher wird unsern Feinden es streitig machen, daß sie widerwillig mitgewirkt haben an der Erhaltung unserer heiligen Lehre, wie einst der Feuerofen unsern Vorfahren das Herz geläutert hatte zur Empfänglichkeit für das Gotteswort. Denn die Leiden sind für den einzelnen wie für die Völker eine Schule des Lebens. — Amen!

---

[1]) Mechilta zu 31_{17}.

28.

Para Aduma.

Die rechte Sühne.

M. A.! Vier Sabbate vor dem Passahfeste werden durch den Gottesdienst ausgezeichnet, indem besondere Schriftabschnitte an ihnen verlesen werden. Gleichsam wie Herolde ziehen sie der Freiheitsfeier voran, daß an ihnen offenbar werde, auf welchen Grundlagen die religiöse Freiheit sich aufbaut, durch welche Mittel sie auf Erden siegen könne. Was wohl von allen jüdischen Satzungen gilt, daß sie Geist und Herz zugleich anregen, daß sie wie ein Rätsel uns gegenübertreten und den Verstand zur Lösung locken, sodann aber erfreuliche und erquickende Kost dem Gemüte spenden, das gilt auch von der Auszeichnung, welche diese Sabbate im Gottesdienst erfahren. Auch von ihnen gilt das Wort des Psalmisten, daß sie das Auge erhellen, dem Thoren Weisheit lehren, und daß sie das Herz erfreuen, die Seele laben. Der Sabbat Schekalim lehrt, wie die Gleichheit der Pflichten und Rechte die Schwelle des Heiligtums ist, wie sie die Vorbedingung der Freiheit, der Grundlage aller staatlichen und religiösen Ordnungen, sein muß. Der Sabbat Sachor lehrt uns Abscheu und ewigen Kampf gegen Amalek, den Volkswürger, gegen rohen Angriffskrieg, gegen das Waffenhandwerk, wenn es nicht geübt wird zum Schutze von Haus und Herd, zur Wahrung des Rechtes gegen die Bösen. Und wer sieht es nicht deutlich ein, daß, solange Waffen zum Kriege geschmiedet werden, die Herrschaft des Rechtes auf schwankem Grunde ruht, daß jedes Kriegswerkzeug ein sichtbares Zeichen ist, wie die Freiheit bedroht wird durch die Gewalt: „darum Krieg Gottes gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht"[1]); darum Kampf des Geistes gegen die Gewalt, der Sitte gegen die Rohheit. Darum hört Israel nicht auf, vor den Augen weltkluger Leute der sonderbare Schwärmer zu sein, der der Friedensbotschaft der Propheten traut; und alljährlich mindestens einmal im Jahre läßt es sich zu heiligem Zorne aufreizen gegen Amalek, den frevlen Friedensbrecher, den wir nach dem Mosesworte wie einen Schlag ansehen gegen den Thron Gottes, und hilft das große Weltenpassah vorbereiten, das

[1]) 2. M. 17,16.

niemals eintritt, solange Amalek lebt. Der vierte Sabbat, der nach dem Anfangsworte des an ihm verlesenen Schriftabschnittes den Namen Hachodesch führt, ist gleichsam eine Einleitung zum Passah und er soll wohl auf die Pflege des Familiensinnes hinweisen, als auf ein wesentliches Moment zur Begründung der Freiheit. Das Passahlamm, so wird uns erzählt, wurde nicht in großen, zahlreichen Genossenschaften verzehrt, sondern ein kleiner Kreis der Verwandten oder Vertrauten vereinte sich zum Mahle. Denn die wahre Geselligkeit, diese liebliche Blüte am Baume des Lebens, entfaltet sich nicht, wenn viele zu großem Schmause sich vereinen. Gerade wer besondere Neigung hat zum Tausch der Gedanken und Anschauungen, wer gern sich anschließt an den gleichgesinnten Gefährten und den Trieb hat, sich mitzuteilen, sich auszusprechen, der fühlt sich da vereinsamt; sein Gefühl wird zurückgedrängt; er, der sonst Offene und Redelustige, wird wortkarg und verschlossen; das wirre Durcheinander stört die harmonischen Seelen. Darum sollte das Opfermahl der Israeliten, die jüdische Geselligkeit eine andere Form gewinnen, daß der Einklang der Seelen aus ihr hervorgehe, daß sich diejenigen, die zu einander gehören, fester zusammenschließen, daß keiner einsam bleibe, aber daß auch keiner sich verliere im Lärme der Menge. Das Opfermahl war eine Feier, wo die Familie in erweitertem Sinne um ihr Haupt sich scharte, daß die Treue dauere und gefördert werde durch den geselligen Verkehr. Als Vorwort gleichsam zum Passahfeste vernehmen wir die Lehre: der Staat gedeiht nur, wenn das Haus fest und wohlgefügt ist; die Freiheit wurzelt in der Treue. Jeder, der in der Welt sich umsieht, kann es an Beispielen, die leicht sich bieten, erkennen, wie viel Macht und Ehre, welche Bürgschaft der Freiheit darum dieser innige Zusammenhang den durch Bande des Bluts oder der Freundschaft Vereinten gewährt. Die Gegenwart, die mit Recht bemüht ist, alle von früheren Zeiten überkommenen, unnatürlichen, erzwungenen Einigungen aufzuheben und dem freien Walten der einzelnen Kräfte Raum zu schaffen, sollte die natürliche Vereinigung des Hauses um so mehr hegen, wenn anders die Freiheit selbst, dies heiße Sehnen aller Edlen, bei uns eine Stätte finden soll.

Soviel von diesen vier Sabbaten und ihrer Bedeutung.

Aber zwischen den beiden ersten und dem vierten ist ein dritter festlich ausgezeichneter Sabbat eingeschoben, von dem in Israels Gotteshäusern nicht viel geredet wird. Die Erklärer meiden mit einer gewissen Scheu dieses Thema; von jeher ist das Kapitel als eins der schwierigsten in der heiligen Schrift angesehen worden. Nicht zwar, was das Verständnis der Worte anbetrifft, diese sind leicht und einfach. Aber wenn wir nach den tiefen Gründen der Satzung spüren, die uns in diesem Kapitel aufgezeichnet ist, so zeigen sich Hindernisse, die schwer zu bewältigen sind. Der Talmud meint [1]), in Bezug auf diesen Schriftabschnitt habe Salomo gesagt: Alles dies habe ich erzielt mit meiner Weisheit, ich dachte, ich möchte verstehen lernen,

[1]) Pesikta Para 33^b u. ff.

ſiehe, es war mir verhohlen. In der überſchwänglichen Manier, in der zuweilen
ie Alten ausdrücken, ſagen ſie: als Moſeh den Berg Sinai zum Himmel auf=
hörte er, wie Gott ſelbſt ſich mit dieſem Kapitel beſchäftigte; mit dieſer Hyperbel
en ſie die Schwierigkeit des Gegenſtandes kennzeichnen. Und nun ward er noch
eſonders hervorgezogen und ihm ein eigener Sabbat geweiht, Sabbat Para!
egenwärtigen wir uns kurz das Weſentliche der Satzung.

Jeder, der einen Todten berührte, war unrein und durfte nicht ins Heiligtum
en. Dieſer Zuſtand dauerte ſieben Tage, aber er konnte auch dann nur durch
höchſt merkwürdige Zeremonie gehoben werden. Eine rote Kuh, an der kein
war und die nie ein Joch getragen, wurde verbrannt und in den Brand
nholz und Yſop und hochrotes Gewebe hineingeworfen. Von dieſer Aſche
nun ein weniges genommen und in Waſſer gemiſcht, dieſe Miſchung
auf die Unreinen geſprengt, daß ſie rein würden. Bei dieſer Ver=
ung nun iſt auch dies beſonders wunderlich, daß jeder, der an dieſem Prozeß
d welchen Anteil hatte, ſelbſt unrein wurde. Rabbi Jochanan ben Sakkai, der
Meiſter der nach dem Zuſammenſturz des Tempels das Judentum, den Geiſt und
Glauben, aus den Trümmern gerettet hat, wurde einſt von einem Heiden gefragt,
denn dies alles zu bedeuten habe. Dieſer verwies ihn darauf, daß die heidniſchen
ter ähnlich verführen, wenn irgend eine Krankheit den Menſchen befiele und
en, dieſem Zauber werde die Krankheit weichen. Der Heide war beruhigt.
als er hinausging, ſagten die Schüler: dieſen haſt du weggeſtoßen mit einem
en Schilfrohr, was aber willſt du uns ſagen? Darauf ſprach der Lehrer: bei
ı Leben, nicht der Tote verunreinigt, nicht dieſe Waſſer ſühnen, unſer Gott
nun einmal dieſen Befehl gegeben, daran läßt ſich nicht rütteln.

Aber die alten Lehrer, die uns das Nachſinnen über dieſe Satzung faſt zu
eten ſcheinen, haben ſie wiederum ganz beſonders hervorgeſucht und ihr einen
dern Sabbat beſtimmt. Längſt zerfallen iſt der Tempel, und dieſe Zeremonie
ntſühnung kann garnicht mehr ausgeführt werden. Das muß ja wohl ein Gedanke
von ewiger Dauer, der aus dieſem Geſetz leuchtet, da muß ja wohl ein er=
ıder Strahl aus ihm dringen, der uns auch über das Paſſah aufklärt, da er
ihe zum Freiheitsfeſt gerückt wird.

Erwägen wir nun, welche Völker von jeher die Freiheit in Ehren gehalten
als ihren höchſten Beſitz geſchätzt haben, welche aber leicht und willig dem Macht=
des Tyrannen ſich gefügt und ruhig ein hartes Joch auf dem gebeugten Nacken
gen haben. Stets ſind es die lebensluſtigen, ſchaffensfreudigen Nationen,
die Freiheit für ihren Lebensodem halten. Wer war thätiger, eifriger in den
äften, ſtrebſamer und mehr auf den Gewinn bedacht, als Athens ruhmreiche
er? Wer wiederum war ſo kundig des Lebensgenuſſes, wer verſtand ſo das Daſein
alle Blüten der Künſte, durch Sang und Tanz und Spiel zu verſchönen, als
Waren ſie darum feig und Verächter der Freiheit? Das Bild einer Kriegs=

aber die Arbeit eine Schande ist, da muß die Sklaverei für eine natürliche, berechtigte Ordnung gehalten werden. Wie sollte dieses Vorurteil ausgerodet werden? Da wurde ein armes Sklavenvolk auserkoren zum Herold der Gleichheit. Alle Schmach der Geknechteten hatten sie erfahren, zu tierischem Sein waren sie hinabgedrückt worden, die Geißel des Peinigers hatte sie zur Arbeit gewöhnt, sollte dieses Volk ägyptische Kastenvorurteile in die neue Freiheit hinübernehmen? Das war nicht möglich, zumal ihnen Moseh eindringlich die Gleichheit aller verkündete. Der Feuerofen Ägyptens hat dieses Vorurteil geschmolzen, die Schule der Leiden hat ihnen die Menschenrechte gelehrt.

Vieles, was die Israeliten am Sinai vernommen haben, haben sie nachher vergessen. Aber die Gleichheit, für welche sie durch die Not der Knechtschaft eine harte Vorbereitung empfangen hatten, haben sie nie mehr aufgegeben. Das Kastenwesen war verbannt aus diesem Volke. Kein Krieger, kein Priester gewann ein Vorrecht in diesem Stamme, welcher durch Leid zur Liebe, durch Frohn zur Freiheit gekommen war. Darum sagen unsere Alten: כל מצות שמסרו ישראל נעשם עליהן אינן בטלות לעולם „Alle Gebote, für welche die Israeliten ihr Leben gelassen, die werden nie aufhören“[1]) Worin die Not unterrichtet, das wird nicht vergessen. Gott sprach zu Moseh das Schekalimgesetz: Willst du wissen das Haupt der Israeliten, so gebe jedermann das Lösegeld seiner Seele. Das Haupt Israels ist die Gemeinschaft aller, die gleiches Recht haben, der Arme wie der Reiche, der Vornehme wie der Geringe. So rein und lauter war diese Lehre nur aus dem Feuerofen Ägyptens hervorgegangen.

Und daß wir es nur eingestehen, so manchen Vorzug, der Israel auszeichnet, wir haben ihn unseren Feinden zu danken. Gering an Zahl, von allen Seiten beachtet, von zahllosen Gefahren umdroht, mußte Israel sorgsamer als andere Völker jeden Fehler vermeiden, jede Kraft entfalten, und manchen trefflichen Keim, der niemals zum Lichte gedrungen wäre, weckte die Not. Das Ghetto, das die Juden einengte, hat vielleicht das Judentum bewahrt. Der Haß, der uns verfolgte, war vielleicht der Kitt, der uns zusammenhielt. Nicht alles Verdienst an diesen großen Erscheinungen wollen wir der Not, dem harten Zwange beimessen. Aber kein besonnener Forscher wird unsern Feinden es streitig machen, daß sie widerwillig mitgewirkt haben an der Erhaltung unserer heiligen Lehre, wie einst der Feuerofen unsern Vorfahren das Herz geläutert hatte zur Empfänglichkeit für das Gotteswort. Denn die Leiden sind für den einzelnen wie für die Völker eine Schule des Lebens. — Amen!

---

[1]) Mechilta zu 31 $_{17}$.

28.

Para Aduma.

Die rechte Sühne.

M. A.! Vier Sabbate vor dem Passahfeste werden durch den Gottesdienst ausgezeichnet, indem besondere Schriftabschnitte an ihnen verlesen werden. Gleichsam wie Herolde ziehen sie der Freiheitsfeier voran, daß an ihnen offenbar werde, auf welchen Grundlagen die religiöse Freiheit sich aufbaut, durch welche Mittel sie auf Erden siegen könne. Was wohl von allen jüdischen Satzungen gilt, daß sie Geist und Herz zugleich anregen, daß sie wie ein Rätsel uns gegenübertreten und den Verstand zur Lösung locken, sodann aber erfreuliche und erquickende Kost dem Gemüte spenden, das gilt auch von der Auszeichnung, welche diese Sabbate im Gottesdienst erfahren. Auch von ihnen gilt das Wort des Psalmisten, daß sie das Auge erhellen, dem Thoren Weisheit lehren, und daß sie das Herz erfreuen, die Seele laben. Der Sabbat Schekalim lehrt, wie die Gleichheit der Pflichten und Rechte die Schwelle des Heiligtums ist, wie sie die Vorbedingung der Freiheit, der Grundlage aller staatlichen und religiösen Ordnungen, sein muß. Der Sabbat Sachor lehrt uns Abscheu und ewigen Kampf gegen Amalek, den Volkswürger, gegen rohen Angriffskrieg, gegen das Waffenhandwerk, wenn es nicht geübt wird zum Schutze von Haus und Herd, zur Wahrung des Rechtes gegen die Bösen. Und wer sieht es nicht deutlich ein, daß, solange Waffen zum Kriege geschmiedet werden, die Herrschaft des Rechtes auf schwankem Grunde ruht, daß jedes Kriegswerkzeug ein sichtbares Zeichen ist, wie die Freiheit bedroht wird durch die Gewalt: „darum Krieg Gottes gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht"[1]); darum Kampf des Geistes gegen die Gewalt, der Sitte gegen die Rohheit. Darum hört Israel nicht auf, vor den Augen weltkluger Leute der sonderbare Schwärmer zu sein, der der Friedensbotschaft der Propheten traut; und alljährlich mindestens einmal im Jahre läßt es sich zu heiligem Zorne aufreizen gegen Amalek, den frevlen Friedensbrecher, den wir nach dem Mosehworte wie einen Schlag ansehen gegen den Thron Gottes, und hilft das große Weltenpassah vorbereiten, das

---

[1]) 2. M. 17 $_{16}$.

niemals eintritt, solange Amalek lebt. Der vierte Sabbat, der nach dem Anfangsworte des an ihm verlesenen Schriftabschnittes den Namen Hachodesch führt, ist gleichsam eine Einleitung zum Passah und er soll wohl auf die Pflege des Familiensinnes hinweisen, als auf ein wesentliches Moment zur Begründung der Freiheit. Das Passahlamm, so wird uns erzählt, wurde nicht in großen, zahlreichen Genossenschaften verzehrt, sondern ein kleiner Kreis der Verwandten oder Vertrauten vereinte sich zum Mahle. Denn die wahre Geselligkeit, diese liebliche Blüte am Baume des Lebens, entfaltet sich nicht, wenn viele zu großem Schmause sich vereinen. Gerade wer besondere Neigung hat zum Tausch der Gedanken und Anschauungen, wer gern sich anschließt an den gleichgesinnten Gefährten und den Trieb hat, sich mitzuteilen, sich auszusprechen, der fühlt sich da vereinsamt; sein Gefühl wird zurückgedrängt; er, der sonst Offene und Redelustige, wird wortkarg und verschlossen; das wirre Durcheinander stört die harmonischen Seelen. Darum sollte das Opfermahl der Israeliten, die jüdische Geselligkeit eine andere Form gewinnen, daß der Einklang der Seelen aus ihr hervorgehe, daß sich diejenigen, die zu einander gehören, fester zusammenschließen, daß keiner einsam bleibe, aber daß auch keiner sich verliere im Lärme der Menge. Das Opfermahl war eine Feier, wo die Familie in erweitertem Sinne um ihr Haupt sich scharte, daß die Treue dauere und gefördert werde durch den geselligen Verkehr. Als Vorwort gleichsam zum Passahfeste vernehmen wir die Lehre: der Staat gedeiht nur, wenn das Haus fest und wohlgefügt ist; die Freiheit wurzelt in der Treue. Jeder, der in der Welt sich umsieht, kann es an Beispielen, die leicht sich bieten, erkennen, wie viel Macht und Ehre, welche Bürgschaft der Freiheit darum dieser innige Zusammenhang den durch Bande des Bluts oder der Freundschaft Vereinten gewährt. Die Gegenwart, die mit Recht bemüht ist, alle von früheren Zeiten überkommenen, unnatürlichen, erzwungenen Einigungen aufzuheben und dem freien Walten der einzelnen Kräfte Raum zu schaffen, sollte die natürliche Vereinigung des Hauses um so mehr hegen, wenn anders die Freiheit selbst, dies heiße Sehnen aller Edlen, bei uns eine Stätte finden soll.

Soviel von diesen vier Sabbaten und ihrer Bedeutung.

Aber zwischen den beiden ersten und dem vierten ist ein dritter festlich ausgezeichneter Sabbat eingeschoben, von dem in Israels Gotteshäusern nicht viel geredet wird. Die Erklärer meiden mit einer gewissen Scheu dieses Thema; von jeher ist das Kapitel als eins der schwierigsten in der heiligen Schrift angesehen worden. Nicht zwar, was das Verständnis der Worte anbetrifft, diese sind leicht und einfach. Aber wenn wir nach den tiefen Gründen der Satzung spüren, die uns in diesem Kapitel aufgezeichnet ist, so zeigen sich Hindernisse, die schwer zu bewältigen sind. Der Talmud meint[1]), in Bezug auf diesen Schriftabschnitt habe Salomo gesagt: Alles dies habe ich erzielt mit meiner Weisheit, ich dachte, ich möchte verstehen lernen,

[1]) Pesikta Para 33b u. ff.

aber siehe, es war mir verhohlen. In der überschwänglichen Manier, in der zuweilen sich die Alten ausdrücken, sagen sie: als Moseh den Berg Sinai zum Himmel aufstieg, hörte er, wie Gott selbst sich mit diesem Kapitel beschäftigte; mit dieser Hyperbel wollten sie die Schwierigkeit des Gegenstandes kennzeichnen. Und nun ward er noch gar besonders hervorgezogen und ihm ein eigener Sabbat geweiht, Sabbat Para! Vergegenwärtigen wir uns kurz das Wesentliche der Satzung.

Jeder, der einen Todten berührte, war unrein und durfte nicht ins Heiligtum kommen. Dieser Zustand dauerte sieben Tage, aber er konnte auch dann nur durch eine höchst merkwürdige Zeremonie gehoben werden. Eine rote Kuh, an der kein Fehl war und die nie ein Joch getragen, wurde verbrannt und in den Brand Cedernholz und Ysop und hochrotes Gewebe hineingeworfen. Von dieser Asche wurde nun ein weniges genommen und in Wasser gemischt, diese Mischung aber auf die Unreinen gesprengt, daß sie rein würden. Bei dieser Verbrennung nun ist auch dies besonders wunderlich, daß jeder, der an diesem Prozeß irgend welchen Anteil hatte, selbst unrein wurde. Rabbi Jochanan ben Sakkai, der große Meister der nach dem Zusammensturz des Tempels das Judentum, den Geist und den Glauben, aus den Trümmern gerettet hat, wurde einst von einem Heiden gefragt, was denn dies alles zu bedeuten habe. Dieser verwies ihn darauf, daß die heidnischen Priester ähnlich verführen, wenn irgend eine Krankheit den Menschen befiele und angeben, diesem Zauber werde die Krankheit weichen. Der Heide war beruhigt. Aber als er hinausging, sagten die Schüler: diesen hast du weggestoßen mit einem leichten Schilfrohr, was aber willst du uns sagen? Darauf sprach der Lehrer: bei eurem Leben, nicht der Tote verunreinigt, nicht diese Wasser sühnen, unser Gott hat nun einmal diesen Befehl gegeben, daran läßt sich nicht rütteln.

Aber die alten Lehrer, die uns das Nachsinnen über diese Satzung fast zu verbieten scheinen, haben sie wiederum ganz besonders hervorgesucht und ihr einen besondern Sabbat bestimmt. Längst zerfallen ist der Tempel, und diese Zeremonie der Entsühnung kann garnicht mehr ausgeführt werden. Das muß ja wohl ein Gedanke sein von ewiger Dauer, der aus diesem Gesetz leuchtet, da muß ja wohl ein erhellender Strahl aus ihm dringen, der uns auch über das Passah aufklärt, da er so nahe zum Freiheitsfest gerückt wird.

Erwägen wir nun, welche Völker von jeher die Freiheit in Ehren gehalten und als ihren höchsten Besitz geschätzt haben, welche aber leicht und willig dem Machtgebot des Tyrannen sich gefügt und ruhig ein hartes Joch auf dem gebeugten Nacken getragen haben. Stets sind es die lebenslustigen, schaffensfreudigen Nationen, die die Freiheit für ihren Lebensodem halten. Wer war thätiger, eifriger in den Geschäften, strebsamer und mehr auf den Gewinn bedacht, als Athens ruhmreiche Bürger? Wer wiederum war so kundig des Lebensgenusses, wer verstand so das Dasein durch alle Blüten der Künste, durch Sang und Tanz und Spiel zu verschönen, als diese? Waren sie darum feig und Verächter der Freiheit? Das Bild einer Kriegs-

göttin, von des größten Meisters Hand gemeißelt, hatten sie hochaufgerichtet, daß sie weithin zeige, wie das strebsame und lebensfrohe Volk gewappnet sei zum Schutze der Freiheit. Sie hatten es begriffen, daß zur Entfaltung echter Menschlichkeit die Freiheit gehöre, daß der Sklave, der fremder Willkür unterthan ist, den reinsten Lebensgenuß entbehre. Freudigkeit und Schaffenstrieb und Freiheitsbegeisterung, sie gehören zu einander und der jüdische Mann mag dessen froh sein, daß Freund und Feind an ihm hervorheben die Emsigkeit im Erwerb, die Lust und das Talent zum heitern Spiel des Witzes und sodann die energische Liebe für Volksrecht und für Freiheit. Das zeugt für die Gesundheit dieses Stammes.

Lebensfreudigkeit sonach ist eine Vorbedingung der Freiheit. Es ist eine Lebensauffassung, die allen Gewalthabern vortrefflich zustatten kommt, zu glauben, diese Erde sei eine Stätte der Reue und Buße, denn dann ist es ja ganz in der Ordnung, daß zu allen andern Plagen sich noch die grausame Marter eines Tyrannen hinzugesellt. Darum lehrt die Geschichte, daß überall wo der Fatalismus di[illegible] Gemüter beugte, überall wo eine düstere religiöse Anschauung herrscht, auch di[illegible] Wucht despotischer Laune auf den Völkern lag. Dagegen haben die lebensfrohe[illegible] Völker, deren Weltanschauung eine helle und heitere war, stets frischen Mutes da[illegible] Joch menschlicher Willkür abgeworfen und den Despoten aus dem Lande gejagt.

Wie nun, wenn das Kapitel von der Entsühnung der durch die Berührun[illegible]g eines Toten Unreingewordenen mit diesen Gedanken zusammenhinge? Der Midras[illegible]ch enthält am Schluß langer in den mannigfachsten Wendungen vorgebrachter Klage[illegible]n, daß es so gar keinen Schlüssel zur Eröffnung, zum Verständnis dieses Schriftab[illegible]schnittes gebe, die kurze Bemerkung, תבוא פרה אדומה ותכפר על מעשה העגל „Es [illegible] kommt die Lehre von der roten Kuh und sühnt für das goldene Kalb". Von vorn[illegible] herein scheint es, als häufte dieses Wort ein neues Rätsel zu den alten. Da[illegible]s goldene Kalb, es bezeichnet den Rückfall Israels in den ägyptischen Götzendienst: di[illegible]ie Para Aduma die Entsühnung der durch den Tod Unreingewordenen. Wo ist d[illegible]a nun der Faden, der diese voneinander liegenden Dinge verknüpft?

Aber sehen wir uns nur den ägyptischen Götzendienst etwas genauer an. [illegible]Er war nach den Schilderungen der Schriftsteller, nach den Resten ihrer Baudenkmäle[illegible]er zu schließen, ein Kultus des Todes. Welch wunderliche Bemühung, den tote[illegible]en Körper der Verwesung zu entreißen und so den Schmerz über unwiderbringlich Ve[illegible]rlorenes über Maß und Gebühr zu verlängern, welch unsägliche Arbeit, für den T[illegible]od zu bauen und Grüfte und Grabdenkmäler zu errichten. Wenig lesen und sehen w[illegible]ir davon, daß die alten Ägypter sich das Leben behaglich gestaltet haben; aber d[illegible]em Tode haben sie einen Pomp und einen Prunk, eine Arbeit und einen Eifer gewidm[illegible]et, den wir bewundern möchten, wenn wir ihn nicht beklagen müßten. Überall ragte [illegible]er Tod gespensterhaft in ihr Leben: darum werden sie uns dargestellt als ein trüb[illegible]es, düsteres, in sich gekehrtes Volk, und darum waren sie allezeit Sklaven. Und Isr[illegible]ael war in diesen traurigsten aller Irrtümer zurückgefallen, und hatte nicht das Le[illegible]en,

sondern den Tod gewählt. Wie war diesem Irrtum zu steuern? Er hatte wie jeder Aberglaube dieser Art eine furchtbare Macht über die Gemüter geoffenbart und die Israeliten kurze Frist nach der Gottesschau am Sinai zu sich hinübergezogen.

In der Welt herrscht das Gesetz von Stoß und Gegenstoß, die Wirkung eines Giftes kann nur aufgehoben werden durch ein Gegengift, das der Arzt dem Körper in normalem Zustande nun und nimmermehr für zuträglich halten möchte. Gegenüber der tief eingenisteten ägyptischen Thorheit, welche dem Tode alle Tempel weihte und ihm das Leben zum Opfer brachte, einer Thorheit, deren Spuren auch wohl noch in den Religionen der modernen Völker anzutreffen sind, war es notwendig zu erklären: die Berührung mit dem Toten macht unrein; jeder, der dies gethan hat, muß entsühnt werden und sodann noch sieben Tage das Heiligtum meiden. Die Priester vollends wurden noch strengeren Gesetzen unterworfen, daß nur ja das Stiftszelt, welches nach der heut verlesenen Sidra am ersten Tage des Monats Nissan war aufgerichtet worden, nicht eine Stätte der Trauer und dumpfer Klage würde, sondern eine Stätte heiterer und freudiger Hingebung an den Gott der Liebe und des Lebens. Das — scheint mir — meinen die Alten mit dem Worte: „Es kommt die Lehre von der roten Kuh und sühnt für das goldene Kalb." Para Aduma ist eine Reaktion, ein Gegensatz zum Abfalle bei dem goldenen Kalbe. Schärfer konnten die Alten sich wohl kaum ausdrücken, daß dieses Gesetz seinen Ursprung einer Unsitte, einem Aberglauben, schulde, die nur in der damaligen Zeit den Israeliten besonders gefährlich werden konnte. Nur den einstigen Insassen Ägyptens mußte eine heitere Weltanschauung in so energischer Weise verkündet werden. Es war die Religion des Lebens, aber in voller Rüstung und Kampfbereitschaft gegen den Irrtum.

Doch nun bleibt noch die andere Frage: warum wurden alle diejenigen, die sich mit der Para Aduma und ihrer reinigenden sühnenden Asche beschäftigten, selbst unrein, wenn auch nur bis zum Einbruch des Abends? und wie konnte R. Jochanan b. Sakkai gegenüber diesem Gesetze, das denen, die einen Toten berühren, das Heiligtum verschließt und sie einer Sühnungsprozedur unterwirft, seinen Schülern sagen: bei eurem Leben, nicht der Tote verunreinigt, und nicht diese Wasser sühnen? Scheint es doch, als setze sich der große Lehrer in Widerspruch mit dem Schriftworte. Aber hier hebt eine Frage, wie ich glaube, die andere auf. Es ist ein Aberglaube, nach ägyptischer Art den Tod zu vergöttern, aber es ist auch ein Irrtum, zu meinen, daß der Tod entweihe. Das kann nur die Sünde; sie allein bedarf der Sühne, nicht aber der letzte heilige Dienst, den die Liebe den Toten widmet. Aber der Aberglaube Ägyptens lastete so schwer auf Israel, wie wir sahen, daß nur ein Gegengift das Volk von der verheerenden Wirkung dieses Giftes retten konnte. Um den Bann dieses Götzendienstes zu brechen, war es notwendig, jeden der sich mit dem Toten beschäftigte, vom Tempel auszuschließen; er mußte sich einer Entsühnung durch die Asche der Para Aduma unterwerfen. Aber nun wurden nach der Vorschrift des Gesetzes auch diejenigen unrein, welche die Para Aduma verbrannten.

Dieses ganze Gesetz war nicht erfreulich, war nur ein Notbehelf im Geistes-kampf gegen Ägypten, es begünstigte vielleicht einen neuen Irrtum, es verdunkelte einigermaßen den jüdischen Gedanken, daß nur die Sünde entweihe und Sühne heische. Es war notwendig in der damaligen Zeit, um den fröhlichen Charakter des Judentums scharf heraustreten zu lassen gegen die Grabesstimmung Ägyptens, aber es war nicht natürlich, daß einer für den letzten Liebesdienst gegen einen, der seinem Herzen teuer war, einer Sühne bedurfte und vom Heiligtum sich sieben Tage fern halten mußte. Diesen herben Zwang, der dem Judentum nicht natürlich war, drückt das Gesetz symbolisch so aus, daß auch diejenigen unrein würden, die sich mit der Para Aduma beschäftigten. Jetzt konnte der Irrtum nicht mehr aufkommen, daß der Tod entweihe, da ja auch die Berührung mit der Para Aduma für eine kurze Frist vom Heiligtum ausschloß. Und darum konnte R. Jochanan b. Sakkai sagen: wer aus diesem Gesetze herauslieſt, daß der Tote unrein macht, der hat den jüdischen Geist nicht begriffen.

Es war ein Protest gegen den ägyptischen Wahn, der diese frische lebendige Welt zu einer großen Gruft hätte umgestalten mögen. Was sage ich: ein Protest gegen Ägypten, da noch heute mitten in der zivilisierten Welt tote Gebeine verwahrt und als wunderkräftig gepriesen werden und den Orten an welchen sie aufbewahrt sind, in den Augen von Millionen Weihe und Heiligkeit verleihen!

Nicht jede Bestimmung des Gesetzes von der roten Kuh ist uns klar geworden: auch die Weisheit der alten Lehrer hat uns nicht überall herausgeholfen; aber der Kern des Gesetzes und seine Beziehung zum Passahfest ist uns, wie ich glaube, deutlicher geworden. Seid freudig und dem Leben zugewandt! Tretet nicht in Trauer zum Heiligtum! Entsühnt Euch vor dem Feste und gewinnet wieder ein fröhliches Gemüt und ein frisches Herz, daß ihr ein Freiheitsfest feiern, daß ihr die Freiheit haben könnt! Haben wir ihn recht verstanden den Sabbat Para und seine Stellung vor dem Passah, so lehrt er uns: Seid fröhlich, auf daß ihr frei werdet. — Amen!

29.

Zum Sabbat Hachodesch.

Vorbereitung.

M. A.! Wie das Auge durch allzu grelles Licht geblendet wird, wie es sich schließt vor dem überhellen Scheine, wie das betäubte Ohr die Töne kaum mehr unterscheiden kann, wenn sie plötzlich mit lautem Schalle auf uns eindringen, so hat auch der menschliche Geist kein Wohlgefallen an dem Grellen, dem Plötzlichen, dem Überraschenden: er läßt sich lieber leicht und langsam und stufenweise zu den Höhen führen und erträgt es ungern, wenn er jäh hinaufgestoßen wird. Zwar es giebt stumpfe Naturen, die schon eines ganz besondern Stachels bedürfen, um geweckt zu werden; mancher Gaumen kann nur noch durch starke Gewürze gereizt werden; so kann mancher Geist nur noch durch das Grelle, Absonderliche aufgeregt werden und vielleicht ist diese Stumpfheit in der Gegenwart häufiger vertreten, als wir uns denken. Wir wollen die Kunst des Sängers genießen, und wir vernehmen nicht selten an den glänzendsten Kunststücken ein zwar sehr ausdruckvolles und ergreifendes, aber nicht gerade sehr melodisches Schreien; an Stelle der lieblichen Töne, welche ein Künstler den Instrumenten entlocken sollte, dringt schmetternder Lärm an unser Ohr. Wir suchen in den Hallen der Kunst das Schöne, wie es sonst die Meister edel und ebenmäßig, farbenleuchtend oder in plastischer Klarheit darzustellen pflegten; aber von dem einfach Schönen erwartet man heut zu Tage keine Wirkung; es muß überraschen, es muß wie ein Neues und Unerhörtes heraustreten; lieber das Häßliche, das uns frappiert, als das Schöne in seiner Einfachheit. Wie der Glücksjäger nach dem Gewinne hascht, statt ihn durch ehrliche Arbeit zu verdienen, so hascht der Künstler, der seiner Kunst untreu ist, nach Effekt, nach dem Beifall auch der Stumpfen und Müden, statt sich an der reinen Wirkung zu genügen, welche das Schöne und Edle in dem empfänglichen Sinn hervorbringt. Jeder echte Künstler meidet das Grelle und Plötzliche. Es gehört nicht viel dazu, dem Auge Thränen zu entlocken, wenn es geschlagen wird. Und wie viele Redner, wie viele Dichter befolgen im Grunde diese Methode! Jedes Mittel, und sei es noch so unschön und unwürdig, ist ihnen recht, um Erfolg zu haben. Es giebt Freibeuter auf jedem Gebiete; auch auf den

Gefilden des geistigen Strebens sind Viele in den Mitteln nicht wählerisch, um ihre persönlichen Zwecke zu erreichen. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist, daß sie reizen wollen statt zu befriedigen, daß sie blenden wollen statt zu erleuchten, daß sie zünden wollen statt zu erwärmen, daß sie im besten Falle einen momentanen Rausch erzeugen und keine dauernde Begeisterung, daß sie wie starke Gewürze die Nerven reizen, daß diese sodann nur einer um so größern Abspannung und Ermüdung verfallen. Das wahre Kunstwerk soll uns erheben, soll uns befreien: dieses falsche soll uns fesseln, soll uns niederwerfen, uns gefangen nehmen, wie wohl ein Räuber unversehens aus einem Hinterhalt auf den harmlosen Wanderer sich stürzt und ihn niederwirft.

Selbst im bürgerlichen Leben spielen die meist wohlgemeinten Überraschungen, die uns erfreuen sollen, für jedes feinere Gefühl eine viel zu große Rolle. Das scheint die reinste Freude, wenn das Erwartete und Erwünschte eintrifft; das fühlen auch diejenigen heraus, die ihre Nebenmenschen überraschen wollen, denn sie möchten gern mit ihrer Leistung einem geheimen Wunsche dessen, den sie erfreuen wollen, entgegenkommen. Im allgemeinen mehren jedoch diese Überraschungen nur die Heuchelei und den falschen Schein des geselligen Lebens. Denn wie oft muß der von irgend einer Aufmerksamkeit mehr Betroffene als Beglückte entzückt scheinen, wo er gleichgültig ist, und nur diejenigen, die auch im geselligen Verkehr den Prunk, das Auffallende, den glänzenden Sinn und nicht den Austausch der Seele und die gegenseitige Anregung lieben, haben an dergleichen Wohlgefallen.

Auch in der Geschichte der Völker haben Persönlichkeiten und Ereignisse, die, wenn auch hell und glänzend, so doch unversehens in die Erscheinung treten, selten dauernde Spuren gelassen. Nur die Bewegungen, die langsam und allmählich vom Geiste der Zeiten sind vorbereitet worden, haben zu dauernden Gestaltungen geführt. Dieser Satz läßt sich in all den großen Krisen erweisen, von denen die Menschheit ist erschüttert worden. Es genügt auf das uns allen am meisten vertraute Beispiel hinzuweisen, auf die Aufrichtung und Einung des deutschen Kaisertums; sie ist in unserm Zeitalter zu Ende geführt worden: aber wie viele Fürsten, wie viele Meister des Gedankens und der Sprache haben sie seit Jahrhunderten vorbereitet.

Nicht minder wird in der Erziehung das Plötzliche und Überraschende meist vom Übel sein. Höchstens wird auf einen verstockten Sinn die Strafe ernster wirken, wenn sie unversehens ihn trifft. Aber da schon durch die Natur der Dinge dem Geiste und Gemüte des Kindes so viel Neues zugemutet wird, so sollten wir nicht ohne Not die Phantasie des Kindes reizen und aufregen. Der Lehrer führe dasselbe, wo er es vermag, vom Leichten zum Schwereren, daß es oft gar nicht merkt, wie ihm das Unbekannte geöffnet und erschlossen wird; das Neue wird dem Kinde allmählich vertraut und zu eigen, weil es sich unterstützt und begleitet von alten und eingewurzelten Vorstellungen bei ihm einführt. Das ist verständige Methode, aber sie waltet nicht immer in der Erziehung. Wenn wir ein Kind vor ein Schauspiel führen, das sein Auge allzu heftig reizt, seine Einbildung überspannt und aufregt, so mag wohl für

den Augenblick der Aufschrei seines Erstaunens uns befriedigen; aber wie in der Welt überhaupt der Gegensatz aus dem Gegensatz entsteht, so folgt dem Überreiz die Abspannung. Man hat die Beobachtung gemacht, daß im Durchschnitt die in großen Städten geborenen Kinder weniger Fähigkeit entwickeln, als diejenigen, die in engern Kreisen ihre Jugend verleben. Das ist nur für den ersten Augenblick auffällig. Denn zu viel des Neuen tritt in der Großstadt unvorbereitet vor die jugendliche Seele; Phantasie und Geist werden müde, bevor sie recht flügge geworden sind. Hierin mag auch nicht selten der Grund liegen, daß so oft armer Leute Kind eine höhere Begabung, als die in Reichtum und Überfluß Erzogenen, zeigt. Hier wird so recht aus der Not eine Tugend. Dem Armen wird eine Enthaltsamkeit auferlegt, die ihm wohlthut, weil sie ihn davor hütet, daß zu viel des Neuen und Überraschenden auf den jugendlichen Geist einstürmt; der Begüterte will sein Kind dnrch solche Überraschungen beglücken, und er schädigt es. Allenfalls erreicht er nur jene Frühreife, die nur der Eitelkeit schmeichelt. Denn bekanntlich sind es nicht die besten Fruchtarten, die am frühsten reifen.

Vielleicht ist es ein etwas weiter, aber wohl nicht ganz öder und unersprießlicher Umweg, wenn wir durch den Nachweis, daß allem Plötzlichen, Unvorhergesehenen ein Makel anhaftet, daß alles Große und Dauernde sich vorausverkündet, sich vorbereitet, wenn wir durch diesen an mannigfachen Beispielen geführten Nachweis nunmehr zur Bedeutung des **heutigen Festsabbats** gelangen.

Israel feiert in der Mitte des nächsten Monats sein großes Freiheits- und Frühlingsfest, aber Israel sollte schon mehrere Wochen vorher sich auf all die Herrlichkeit des Festes freuen, es sollte gleichsam in bräutlicher Erwartung, in freudiger Sehnsucht, in sehnender Freude dem Feste entgegenharren. Wie die Sonne langsam sich aus der Tiefe hebt und ihr Licht vorauswirft, bevor sie selbst erscheint, so kleidet der Festesglanz des Passah schon die vorangehenden Wochen in dies sanfte Morgenrot gelassener Freude. **Vorbereiten** sollen wir uns auf das Passah, daß seine Gedanken uns mächtiger erheben, daß seine Wonnen uns inniger beglücken. Schon die Schrift enthält den Vers: החדש הזה לכם ראש חדשים. Dieser Monat soll euch sein das Haupt der Monde.[1]) Der **ganze** Monat sei geweiht, obgleich erst am 15. das Fest beginnt, und die Alten haben diesen Satz erweitert, indem sie uns die beachtenswerte Lehre gegeben haben:[2]) Moseh hat es angeordnet, daß man dreißig Tage vor dem Feste anfragen und forschen solle über die Satzung des Festes.

Unsere Weisen bemerken[3]) zu dem Satze: Dieser Monat sei euch der erste der Monde; dies war eins der wenigen Dinge, die Moseh nur schwer begriffen hat. Gott mußte es ihm gleichsam mit dem Finger zeigen, da es ihm so schwer

---

[1]) II M. 12_2. [2]) Megilla 4a משה תיקן להם לישראל שיהו שואלין ודורשין בענינו של יום וג׳ und Pes. 6a שואלין ודורשין בהלכות פסח קודם לפסח שלשים יום. [3]) Menach. 29a שלש דברים היו קשים לו למשה עד שהראה לו הק׳ב׳ה באצבעו.

einleuchtete. Der Talmud rechnet sie einzeln aus. Da wird zuerst das heilige Salböl erwähnt, dessen kunstvolle Bereitung und Zusammensetzung dem Moseh nicht sogleich klar wurde. Darin liegt nichts Auffälliges, denn solcher Stoffe Mischung war dem Moseh ein fremdes Geschäft. Sodann mußte ihm das Modell des goldenen Leuchters gezeigt werden, denn er war nicht kunstverständig genug, um sich aus einer Schilderung in Worten das Bild im Geiste zusammenzufügen. Drittens gab es einige Tiere, deren Berührung nach dem Gesetze unrein machte; aber ob auch Moseh in den Schulen Ägyptens einen tiefen Blick in die Natur gewonnen hatte, diese Tiere waren ihm unbekannt, er mußte sie im Bilde sehen, um das Gesetz zu begreifen und anzuwenden. Dies alles ist leicht verständlich. Und sodann, fährt der Talmud fort, zeigte er ihm den Mond. Was konnte indes an der Entfaltung der Mondesscheibe dem Moseh unbekannt sein, daß Gott es ihm deutlich, wie mit dem Finger zeigen mußte, bevor er es begriff?

Wie es scheint, meinen die alten Lehrer folgendes: Moseh fand es ganz natürlich, daß wir Gott danken müssen für des Mondes Leuchten; aber ihm schien die passendste Zeit die, wenn der Vollmond seinen Glanz auf die Erde herabfließen läßt. Dann, wenn im Süden zumal, nach dem deutschen Dichter, die Nacht heller ist als der nordische Tag, sollten nach der Meinung des Moseh die Israeliten ihren Gott preisen, der auch die Nächte erhellt. Aber nein! wenn mit Mühe das Auge am Horizonte die schmale, matte Sichel entdeckt, so verlangte es das Gesetz, sollte er mit Gebet und Opfer begrüßt werden. החדש הזה Diese Erneuerung des Mondes soll euch der Beginn der Monate sein. Achtet am ersten des Nissan auf das sich entfaltende Licht, dann werdet ihr am 15. zur Vollmondszeit würdig das Fest feiern. Das meinen die Alten, wenn sie sagen: Gott zeigte ihm den Mond, er zeigte ihm die schmale Sichel, wenn er eben erst seinen Lauf erneut und sagte ihm: in diesem Momente stimme dein Dankeslied an. Bereite dich am ersten des Nissan vor auf die Weihe des Fünfzehnten.

Die heilige Schrift und die alten Lehrer haben überhaupt den Gedanken der Vorbereitung hoch in Ehren gehalten. Als Gott durch Moseh die Thora seinem Volke bot, hatte er schon Jahrhunderte vorher dieses große Ereignis durch die Erzväter vorbereiten lassen, damit die göttliche Wahrheit nicht gar zu neu überraschend den Erdensöhnen erscheine. Als er den Moseh zum Propheten kürte, war dieser achtzig Jahre alt; achtzig Jahre eines vielbewegten Lebens mußten ihn schulen für seine hohe Sendung. Als die Israeliten das heilige Land erobern sollten, mußten sie durch vierzig Jahre eines entbehrungsreichen Wüstenlebens zu diesem Zuge herangebildet werden. Moseh selbst hingegen war, als die ersten Versuche, die Israeliten zu befreien, nicht sogleich gelangen, ungeduldig geworden. Er vergaß, daß die Freiheit selbst für den Befreiten erst den vollen Wert gewinnt, wenn sie der Erfolg langer, ernster Kämpfe ist, daß sie vorbereitet werden muß. Darum zeigte ihm Gott die schmale Mondessichel und sagte ihm: sieh, aus so kleinen Anfängen entfaltet sich der Vollmond und es erfreut das Menschenauge, daß seine Scheibe in steter Wandlung

begriffen ist. Der Talmud aber faßt unser *ganzes* irdisches Sein als eine Vorbereitung zur Ewigkeit auf, ja, es ist ihm alle *bisherige* Entwicklung wie eine Vorstufe zur *messianischen* Zeit.

So haben es die alten Lehrer auch geordnet, daß wir aus der Öde des Winters *langsam* heransteigen zur Höhe des Festes; schon wenn der Monat Adar seinen Eintritt kündet, soll im Hinblick auf Purim und Passah eine freudigere Stimmung in Israels Häuser einkehren. Am Sabbat *Schekalim* wurden wir an die allen Israeliten gemeinsame Pflicht gemahnt *zum Heiligtum zu steuern*; denn nur aus der erfüllten Pflicht blüht der Segen der Freiheit. Am Sabbat *Sachor* vernehmen wir, daß die feindlichen Mächte nicht untergehen, daß *Amalek*, diese Verkörperung des Bösen, stets *aufs* Neue auflebt, daß wir mit ihm kämpfen müssen von Geschlecht zu Geschlecht, denn nur wer die Freiheit *hütet*, nur wer für sie *kämpfen* kann, *verdient* die Freiheit. Sodann kam zunächst der Sabbat *Para*: dieser Abschnitt erinnerte uns an die Satzung, daß keiner, der durch die Berührung mit einem Toten unrein war, das Passahopfer bringen durfte. Diese Satzung hat neben dem einfachen auch einen symbolischen Sinn: Unreinheit der *Seele* schließt vom Passah, schließt von der *Freiheit* aus. Und *heut* eröffnet uns die Schrift die Aussicht auf das Fest selbst, wir hören die Vorschriften über die Bereitung des Passahlammes. So führt uns dies Gesetz gemessenen Schrittes auf den Gipfel des festlichen Tages.

Wir aber sollten uns willig führen lassen; denn die edelsten Blüten leuchten und duften auf diesem Wege. Geschäftig sind die Frauen in diesen Wochen und schmücken die Räume und sorgen für das Fest: aber es ist eine fröhliche Arbeit, denn sie wird für den willkommensten Gast, für das *Fest*, für die *Freude* bereitet. Jeder, dem es ernst ist um den jüdischen Brauch, ist an diesen Tagen von mannigfachen Geschäften erregt und denkt sehnend: wenn nur schon *die Nacht des Seder anbräche*! Die Eltern harren ihrer in der Ferne weilenden Kinder, daß um den geweihten Tisch die ganze Familie sich eine; wie beseligend ist diese Erwartung für die Eltern, für das Kind, das sich zum Vaterhause sehnt! Wie schön ist doch auch diese das Fest *vorbereitende* Zeit. Auch hier bewährt sich, daß nicht das Plötzliche und Überraschende, sondern das *Vorbereitete* und *Erwartete* uns die meiste Freude gewährt.

Aber nicht wer mit kaltem Sinne die Bräuche ehrt, sondern wer mit inniger Herzensfreudigkeit das Fest vorbereitet, genießt dieses. Auch bei dieser Satzung wie bei jeder andern gilt das Wort des Resch Lakisch. Nur wer mit aller Kraft Amen sagt, wer mit ganzer Seele das Gesetz erfüllt, dem öffnen sich die Pforten des Paradieses, die Pforten des Heils.[1]) So wollen wir uns denn alle rüsten zum Feste, und sehnend seines Kommens harren, auf daß wir am Festesabend rufen können: פתחו שערים ויבוא גוי צדיק שומר אמונים. Öffnet euch, ihr Pforten der Freude, daß hineinziehe das gerechte Volk, der Hüter der Treue.[2]) — Amen!

[1]) Sabbat 119b כל העונה אמן בכל כחו פותחין לו שערי גן עדן. [2]) Jes. 26_2.



Predigten

Zu den ersten Tagen des Passah-Festes.



29.

Morgenrot.

M. A.! Wie das sanfte Morgenrot der Sonne leuchtenden Aufgang verkündet, wie der Frühling erst seine Vorboten sendet, bevor er selbst in seiner Herrlichkeit uns erscheint, so ist auch die Freiheit, die Gott in Ägypten über Israel brachte, nicht plötzlich und unversehens wie eine Überraschung über unsere Vorfahren gekommen, sondern langsam und wohl vorbereitet trat die ersehnte Botschaft an Israel heran, und so wirft auch das Fest, das im Frühlingsmonat gefeiert wird, seine leuchtenden Strahlen schon voraus.

Es heißt in der Schrift: Der Herr sprach zu Moseh und Ahron im Lande Ägypten wie folgt: „Dieser Monat sei euch der erste der Monde, der erste unter den Monden des Jahres“ [1]). Und die Alten fügen hinzu: Das ist, was geschrieben steht, „Wer ist sie, die aufschaut wie die Morgenröte, schön wie der Mond, leuchtend wie die Sonne, ehrwürdig wie mächtige Burgen“ [2]).

Noch war Israel nicht frei, noch lebte es im Lande der Knechtschaft, noch war die Sonne nicht aufgegangen. Aber wann ist die Landschaft am schönsten? Etwa dann, wenn der Sonnenball hoch am Himmel steht und mit seinem scharfen Lichte in jeden Busch und in jede Ecke hineinleuchtet? O nein, Gemüter von tiefer Empfindung werden dann am freudigsten von dem Reize der Natur erregt, wenn das dämmernde Zwielicht des Morgens ihre Herrlichkeit halb verhüllt und halb offenbart, wenn leichte Nebel, rosig durchhaucht, mit durchsichtigem Schleier die Gegend umkleiden; denn in diesen Stunden des erwachenden Morgens vereint sich gleichsam der geheimnisvolle Zauber, den des Mondes blasser Schimmer zur Nachtzeit verbreitet, mit der Klarheit des Tages, und von erhabenen Schauern wird die Seele ergriffen, und sie betet, ob auch kein Wort über die Lippen dringt. Ja, die Morgenröte ist nach den Worten des hohen Liedes leuchtend und schön wie Sonne und Mond und Ehrfurcht erweckend wie mächtige Burgen.

Darum wissen die Alten kein passenderes Bild für den Zustand des Hoffens auf ein nahes Glück, als die Morgenröte. Kein Gut der Welt ist dem Besitzenden so schön, wie Dem, der sich danach sehnt; das Dasein hat überall seine Engen und

[1]) 2. M. 12, f. [2]) Hohes Lied 6, .

Schranken, und zudem verliert auch zartfühlender Sinn durch die Gewöhnung die volle Empfindung für eine außerordentliche Gnade, er wird abgestumpft und weiß dann die hohe Gunst nicht nach Gebühr zu würdigen. Wie die Natur am herrlichsten sich zeigt, wenn die Sonne mit ihren erwachenden oder erlöschenden Strahlen sie durchleuchtet, so ist auch alles Glück der Erde am schönsten, wenn wir hoffend durch die halbgeöffnete Pforte einen verlegenen und verschämten Blick hineinthun, und wenn wir am Abend zurückschauen auf ein verlorenes und uns nur in der Erinnerung gebliebenes Gut.

Deshalb hatten die Israeliten, da sie die künftige, aber nahe erwartete Erlösung feierten, vielleicht die reinste Freude an dem großen Werke. Die Morgenröte der Hoffnung! Noch steht der Sterbliche unter dem harten Drucke, noch bedrängt ihn die Finsternis mit ihrem Schrecken und Grauen, noch wankt sein Fuß, der sich im Dunkeln nicht zurechtfinden kann, da sieht sein müdes Auge einen matten Schimmer am Rande auftauchen, sein banges Herz kann es anfangs nicht glauben, daß die Nacht weicht, aber das Licht steigt und wird stärker, noch weiß er nicht, was es ihm offenbaren wird, noch sieht er nur in unklaren Umrissen die Landschaft; aber mächtig wird jetzt die Kraft seiner Einbildung und verleiht ihr Reiz und Zauber über alles Maß und Ziel und verschönt und verklärt sie zu paradiesischem Prangen; für die Hoffnung hat die Zukunft keine Ecken und keine Engen, nichts Wirres und Trübes, keinen Sturm und keinen Schrecken. Alles blüht, alles leuchtet! Es ist, als ob der Mond das Licht der Sonne dämpfte, und als ob die Sonne ihre Kraft einhauchte dem matten Mondesstrahl, und unser freudegehobenes Herz will sich wiederum freudig beugen vor den höheren Mächten.

So feierte Israel sein erstes Freiheitsfest nicht nach dem Auszuge aus Ägypten, sondern in Ägypten. Darum hebt die Thora da, wo sie den Gottesbefehl zu diesem Feste meldet, ausdrücklich hervor: Gott sprach zu Moseh und Ahron im Lande Ägypten: Das Freiheitsgefühl durchbebte am wonnigsten diejenigen, die noch die Sklavenketten trugen, aber schon merkten, daß die Zeit nahe war, wo sie dieselben abwerfen würden.

Diese Gottesbotschaft begann mit dem Satze: „Dieser Monat sei euch der erste der Monde, er sei auch der erste der Monde des Jahres.“ Seltsam berührt uns diese Fülle, diese Überfülle der Worte in einem Buche, das so knapp im Ausdruck ist. Und doch ist auch hier kein Wort zu viel. Israel zog im Frühling aus Ägypten heraus. Nicht zu allen Sterblichen redet der Frühling die Sprache der Freude; wohl ist es möglich, daß ein bekümmertes und gequältes Herz hoffend aufschaut, wenn der kahle und öde Boden sich öffnet und die so lange vom Winter gefesselten Keime hinausschickt zum Lichte der Sonne, zu der Wolken erfrischendem Thau; aber manche Seele wird das eigene Weh nur um so schwerer empfinden, wenn ringsherum die Natur freudig auflebt. Der Gegensatz zwischen dem Blühen draußen und dem Welken im Gemüte wird den Schmerz nur mehren; warum, so fragt wohl in wilder Empörung die gemarterte

Seele, warum blüht alles, und ich welke dahin, warum schwinden aller Orten die Schatten, und nur die Schatten, die über mein Leben sich legen, werden breiter und dunkler, warum regt sich überall neues Leben, und nur mein Leben siecht? Jede Blüte wird ihm zum Dorn, der ihm sein armes Herz verwundet. Der Frühling allein macht noch kein frohes Herz, und wiederum vermag der Mensch den Frühling sich zu schaffen in des Winters Öde. Da sitzen im traulichen Raume gute Menschen zusammen, die sich lieben, während draußen der Sturm tobt und mit ohnmächtiger Wut gegen die Mauern des Hauses dringt; was fragen sie nach dem Wetter draußen, wenn es in ihnen klar und ruhig ist! Herrschaft übt der Mensch über die Mächte der Natur, und unabhängig ist bis zu einem gewissen Grade sein Glück von ihrem Walten. Draußen ist Winter und drinnen kann doch Frühling sein.

Aber am schönsten ist es doch, wenn die eigene Freudigkeit uns widerstrahlt aus dem blütendurchwebten Raine, wenn unser Jubel ein Echo findet in der Lerche frohem Morgenliede, wenn, wie die Seele der Freude sich öffnet, so das Land sich öffnet vor dem Nahen des Lenzes.

Deshalb lautet die Freiheitsbotschaft Gottes an Israel: Dieser Monat sei euch der erste der Monde, er sei auch der erste in den Monden des Jahres. Denn da sie im Frühlingsmonde die Freiheit feierten, lasen sie im Gottesbuche der Natur die Erklärung der frohen Kunde, die ihnen aus dem Munde der Gottesmänner geworden war.

Trefflich lehrt R. Meïr, der scharfsinnige Meister[1]): Gott sprach: mir und euch war die Erlösung, ich bin mit euch befreit worden. Ein tiefsinniges Rätselwort! Jeder Unglückliche ist gleichsam eine Anklage gegen die Gottheit, auch der Gläubige und Gottergebene wird, wenn er schweres Leid über einen Menschen verhängt sieht, die Frage nicht los, warum dies geschehe, und leise Zweifel steigen in ihm auf an der Liebe und der Gerechtigkeit Gottes, die mächtiger werden, wenn das Joch der Not allzu schwer und allzu lang, sei es auf einem Einzelnen, sei es auf einem ganzen Volke lastet. Aber jeder Glückliche, jeder Erlöste ist ein Zeugnis von der Liebe des Höchsten und lehrt uns den Glauben an den guten Gott, der fürsorgend und heilend, der beseligend und erfrischend den Thau seiner Gnade niedersendet auf die Geschlechter der Sterblichen.

So lange hatte Israel gelitten! Was es auch immer verschuldet hatte, auch für die schwerste Schuld schien die Buße fast zu groß, und seine Dränger frohlockten und durften ungehindert die größte Unbill üben! Mußte da nicht der Glaube an Gottes Treue wanken, auch da, wo er am festesten im Geiste wurzelte. Bedurfte es nicht einer großen That, um die Zweifel auszulöschen und auf der reinen Fläche niederzuschreiben die große Kunde von der Gerechtigkeit, die den Dränger strafend heimsucht, und von der Liebe, die sich des Bedrückten annimmt? Da kam die Stunde der Erlösung und nicht nur Israel, sondern, wie R. Meïr kühn sich ausdrückt,

[1]) Ex. r. 15_{12}.

Gott selbst wurde erlöst, denn er hatte wieder sich offenbart als den Hort der Beladenen und Unterdrückten.

Und wie wurde dieses Fest gefeiert, das Moseh und Ahron, der eine der Mann der erhabenen Wahrheit, der andere der Mann der aufopfernden, hingebenden Nächstenliebe, beide zugleich am ersten Nissan dem Volke meldeten? Traten sie etwa alle zu einem großen Vereine zusammen, um in lautem Jubel das Vorgefühl der Freiheit zu genießen? Scharte sich das ganze Volk um seine Führer, um von diesen begeisterte Ansprachen zu vernehmen? Wurden auf weithin sich dehnenden Räumen Altäre errichtet, um auf ihnen zu opfern dem Einzig-Einen, dem Erretter und Erlöser? Diese Formen wurden nicht erwählt, sondern es gestaltete sich zu einem Familienfest. Das Schriftwort meldet, daß ein Opfer geschlachtet wurde, ein Lamm für jede Familie, ein Lamm für jedes Haus; das Haus war der Tempel, und der Tisch war der Altar, und Mann und Frau waren die Priester, und die Kinderschar, das waren die dienenden Genossen der Priester. So saßen die heimfrohen Menschen zusammen in jener Nacht, als das Verderben durch Ägypten schritt und ein großes Sterben über das Land brachte. Mußte es nicht weichen vor den Häusern, die zu Tempeln, vor den Menschen, die zu Priestern geworden waren?

„So sollt ihr es essen“, lehrt die Thora, „eure Lenden gegürtet, eure Schuhe auf euren Füßen, euren Stab in eurer Hand!“ Jahrtausende hindurch war es Israels Schicksal, so zu leben, die Lenden gegürtet, den Stab in der Hand, zur Reise gerüstet; was sonst ein Mensch seine Heimat nennt, das Vaterland, dessen Sprache er redet, die Vaterstadt, wo er geboren ist, sie stießen den Israeliten von sich, und wider Willen wurde ihm das Gefühl der Fremdheit anerzogen.

Wo war er denn zu Haus? Israel führte kein seßhaftes Sein, die dunkle Sorge flatterte mit verderbendrohenden Schwingen ständig um ihn; gerade die Frühlingstage, denen sonst die Menschen freudig entgegensehen, erfüllten den Israeliten mit Bangen; denn es war die Zeit, wo man die verwilderten Volksmassen dazu aufreizte, um an den späten Enkeln eine in Wahrheit nie begangene Schuld der Väter heimzusuchen.

Aber die Lenden gegürtet, den Stab in der Hand, wie Kain unstät und flüchtig, daß jeder, der uns traf, straflos uns schlagen durfte, feierte Israel dennoch Feste. Denn dieses Volk war von seinem Gott belehrt mit dem ersten Gebote, das ihm am ersten Nissan verkündet wurde, seine Heimat zu suchen in seiner Familie und sein Haus zum Tempel zu gestalten. Schöner und prunkvoller als in Ägypten ist das Passah in späteren Zeiten gefeiert worden, wo der Tempel stand und Jerusalem ein Kleinod an Pracht war und die Israeliten, die Bewohner eines gesegneten Landes, mit reicher Habe zum Fest zur Hauptstadt strömten. Aber ergreifender und feierlicher war sicherlich das Fest damals in Ägypten, wo die Sklaven das Nahen der Freiheit begrüßten, in ihren Hütten sich vereinten und schon vierzehn Tage vor-

her auf das Geheiß Gottes zur Feier sich rüsteten. Zur Erinnerung daran haben die Weisen es so geordnet, daß wir dem Passah nicht nur entgegenjubeln, wenn es mit leuchtendem Sonnenglanz über unseren Häupten strahlt, sondern daß wir Wochen vorher sein Morgenrot begrüßen. Gewiß blieb vieles unerfüllt von dem, was damals die Israeliten in seligem Bangen und zagender Freude von dem Segen der Freiheit erhofft haben. Aber ein Frevel wäre es an dem eigenen Glücke, wenn die Sterblichen, sobald sie die Blüte sehen, sogleich an den Wurm denken wollten, der vielleicht sich in dieselbe schleichen könnte. Halten wir fest an der Hoffnung; sie ist das Morgenrot der Freude, die in seinen Strahlen am lieblichsten leuchtet, und auch der Trübgestimmte vergesse nie, daß nur der Feige verzweifelt. Der Gott, der Israel aus Ägypten erlöst hat, der, da es noch Sklavenketten trug, es zum Feste der Freiheit lud, er entfache in uns allen den frühlingsfrohen Mut, der hofft und glaubt und freudig in die Zukunft schaut. Amen!

30.

Ein alter Sederabend.

M. A.! Einstmals saßen fünf der hervorragendsten jüdischen Weisen jenes Zeitalters, welches den Sturz Jerusalems und des Tempels erfahren hat, in einem kleinen Städtchen zusammen und feierten das Passah und redeten vom Auszuge aus Aegypten die ganze Nacht hindurch, bis die Schüler kamen und meldeten: Das Morgenrot ist angebrochen, es ist Zeit, angesichts des aufleuchtenden Sonnenlichtes das Schemagebet zu sprechen, das, wie bekannt, in der Erinnerung an den Auszug aus Aegypten gipfelt.

Das ist eine einfache Geschichte aber in ihrem einfachen Wortsinn beachtenswert. Wo hätten die gescheiten Männer unserer Tage Lust und Zeit, sich auch nur eine Stunde, geschweige denn die ganze Nacht hindurch mit dem Auszuge aus Aegypten zu beschäftigen? Nicht, daß sie kein Verständnis hätten für die Poesie des alten Seder, jenes Festmahls, wo unsere Väter sich wie Könige fühlten und all die Schrecken und all die Erniedrigung vergaßen, die sie draußen im Leben litten, und den stammelnden Fragen der Kleinen lauschten und in Ernst und Scherz sich zum Bewußtsein der Menschenwürde und der seelischen Freude erhoben.

Thränen der Freude und der Wehmut treten so manchen ins Auge, so sie der Jugendzeit gedenken und der holden Lust jener festlichen Tafel, die damit begann, daß der Jüngste die erste Probe seiner hebräischen Kenntnisse ablegte und jene kindlich naiven Fragen vortrug. Auch der Uebermut der Jugend konnte sich regen, wenn einer die Mazzoh, die der Vater nach der Vorschrift für den Schluß der Mahlzeit weggelegt hatte, klug bei Seite brachte und dann nur gegen das Versprechen irgend eines kleinen Geschenkes wieder hergab. Dann steigen in der Erinnerung die Sangesweisen auf, mit denen der Vater, begleitet vom Chor der ganzen Tischgesellschaft, den zuweilen etwas wunderlichen Text der Hagadah vorgetragen hat.

Möglich, daß diese Melodien vor einer gediegenen Musikkritik nicht Stand halten, aber es waltet doch ein eigener Zauber in diesen Gesängen und so mancher,

der später die Schöpfungen der größten Tonmeister in sich aufgenommen, schwelgt in Wonnegefühlen, so er diese verschnörkelten Lieder vor sich hinträllert, die er am väterlichen Tische vernommen und in unbändiger Jugendlust mitgesungen hat. Er gedenkt auch manch klugen Wortes, das der behäbig sich anlehnende Hausvater, der ehrwürdige Ahn, bei Tische gesprochen, manches Geistesblitzes, der die Tafel erhellt hat.

Und nun möchte solch ein moderner Mann, der die altjüdischen Erinnerungen in seiner Seele hegt, der so viel unterrichteter, klüger und, um ein wichtiges nicht zu vergessen, so viel reicher als sein Vater ist, diese Freuden in seinem Hause erneuern. Er sagt sich, daß er es nur der Kinder wegen thun wolle, aber das ist nicht die volle Wahrheit. Allerdings möchte er in das kahle und leere Leben der jetzigen Jugend, die häufig nur üppige und kostbare aber wenig köstliche Freuden kennt, diese Blüten des Gemütes hineinpflanzen, die dem altjüdischen Hause Glanz und Duft verliehen haben. Allerdings fühlt er, wie seine Anhänglichkeit am Vaterhause, in dem für die überströmende Zärtlichkeit unserer Zeit kein Platz war, sehr wesentlich in dieser fröhlich-ernsten, häuslichen Religiösität wurzelt, und er fürchtet, daß die eigenen Kinder, trotzdem ihnen kein Genuß versagt wird, doch nicht so fest am Elternhause haften werden. Aber diese Erwägungen sind es nicht allein, wegen deren ihm die Erneuerung dieser altjüdischen Formen wünschenswert erscheint; für sich selbst ersehnt er, nach all den politischen und sozialen Kämpfen, nach all der wissenschaftlichen Arbeit, nach all den künstlerischen Genüssen diese schlichte Erquickung der Seele. „Laß mich ein Kind sein, sei es mit", sagt der deutsche Dichter an einer Stelle, wo sich sein erhabener Genius am herrlichsten offenbart. Von der Höhe einer Weisheit, die kahl und kalt ist wie der Bergesgipfel, der in die Regionen des ewigen Schnees hinaufragt, steigen wir gern hinab in das Weben eines Kindergemütes, wo uns warm und wohl wird.

Und wenn dennoch so viele sich und ihren Kindern diese Freude nicht gönnen, wenn sie vor den Pforten des Paradieses Halt machen und sich nicht hineinwagen, so haben sie wohl vor der Welt recht großspurige Gründe; aber in Wirklichkeit hält sie nur die bisherige schlechte Gewohnheit in ihren Banden. Der Mann schämt sich vor der Frau, die Frau schämt sich vor dem Manne, um einzugestehen, daß es doch im Elternhause so viel gemütlicher gewesen sei, und beide schämen sich vielleicht vor der nichtjüdischen Dienerschaft, um nicht in deren Augen gar zu jüdisch zu erscheinen.

Unser Judentum ist selbst bei denen, die es halten, heute viel zu feierlich und zu pathetisch. Unsere Väter haben es darin versäumt, daß sie gar zu wenig auf die Würde im religiösen Leben geachtet haben; wir verfallen in das andere Extrem und machen nicht selten die religiöse Uebung dadurch langweilig. Der alte Seder war erbaulich und erfreulich zugleich; hier galt die talmudische Regel[1]:

[1]) Beza 15b.

Die Hälfte Gott und die Hälfte euch. Wir haben allenfalls ein synagogales Judentum, wir bekunden Religion, indem wir Lieder singen und von Gott reden und hören; aber von dem, was wir in der Schrift lesen: Sie schauten Gott, auch als sie aßen und tranken [1]), von dem, was die alten Weisen סעודת מצוה „religiöse Festmahle" nennen, jenen fröhlichen Zechereien und Gelagen, die unsere Väter bei den ernstesten Anlässen oft im Anschluß an Gebet und Fasten zu Ehren Gottes feierten, sind wir weit abgekommen, und wir haben die Religion der fröhlichen und Fröhlichkeit heischenden Jugend dadurch entfremdet.

Jene fünf Meister, die in der kleinen Stadt sich zur Passahfeier vereinigten, waren vielleicht so klug, wie die Juden der Gegenwart, welche diese Feier ablehnen, weil ihnen Hagadah und Seder nichts Neues sagen, aber sie wollten sich den Quell des Trostes nicht verschließen, dessen sie so sehr bedurften. Ein Rabbiner alten Schlages, der noch in die Bewegungen und Strebungen dieses Zeitalters hineinragt, R. Jakob Lissa, bemerkt zu der Erzählung von dem Nachtmahle der Weisen in Bnebrak: Nicht die Vergangenheit allein und die alten Geschichten waren der Gegenstand der Unterhaltung, sondern sie erwogen, wie der Segen dieser Erlösung sich fortpflanzt durch alle Zeiten. Diese fünf Männer, R. Elieser, R. Josua, R. Eleasar ben Asarjah, R. Akiba, R. Tarphon hatten damals allen Anlaß zur Trauer für die Gegenwart, zur Sorge um die Zukunft; sie hatten die Herrlichkeit des Tempels gesehen und sahen jetzt die Trümmer der Zerstörung. Nicht nur die Einheit des Staates, sondern auch die Einigkeit des Volkes war in Trümmer gesunken.

Waren denn selbst diese fünf Männer einig, die sich um das Passahmahl in Bnebrak gesammelt hatten? O nein, fast jeder vertrat eine andere religiöse Richtung; ein größerer Gegensatz wie zwischen R. Eliefer und R. Akiba ist innerhalb des Judentums kaum denkbar; der eine ein unbedingter Verehrer der Tradition, der mit einer Cisterne verglichen wurde, die fest und wohl verschlossen auch keinen Tropfen verlor von der ihr anvertrauten Flut. R. Akiba aber ein Mann, dessen Kühnheit in der Ausdeutung, in der Umdeutung des Schriftwortes fast bis zur Verwegenheit ging. Auch die anderen drei Meister gingen vielfach ihre eigenen Wege; Rabbi Josua freilich war der Vermittler unter diesen kühnen und gedankenvollen Männern des Lehrhauses, aber es war nicht das prinziplose Vermitteln, das aus zwei Anschauungen, von denen jede möglicherweise richtig ist, die jedenfalls in sich folgerichtig sind, eine dritte bildet, die sicher falsch ist; sondern es war mehr die versöhnliche Stimmung seiner Seele, die den Gegensätzen die Schroffheit und die Schärfe nahm; denn selten sind die politischen oder religiösen Gegensätze so schroff als sie scheinen. Temperament und Eigensinn erweitern ohne Not die Kluft. Recht haben ist ein Vorzug, Rechthaberei ein Fehler. Hier kann ein Besonnener, ohne seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, nützlich eingreifen. Diese Friedensmission hatte

[1]) 2. M. 24_{11}.

Rabbi Josua. Diesen Geisteskämpfen, denen das Gift des Ehrgeizes, der Eigensucht fehlt, verheißt der Talmud sogar Dauer; denn es ist in Staat und religiöser Gemeinde gar kein Segen, wenn wie in einem Sumpfe Stille und Ruhe waltet; es ist die Ruhe des Todes und der Verwesung. Selbst für den Einzelnen ist bis zu einem gewissen Grade Unruhe noch kein Unglück, und es ist ein zum Nachdenken anregendes Dichterwort: „Zufrieden bin ich, aber mir ist nicht wohl dabei".

Alle diese Männer setzten sich, trotzdem sie sich so oft bekämpften, als Freunde zur gemeinsamen Passahfeier, und wie ernst mußte ihr Gemüt gestimmt werden, wenn sie an die Nacht dachten, die sie umhüllte, an den Sturz, den Israel erfahren, wenn sie den Glanz eines Passah in Jerusalem mit dieser ärmlichen Feier in dem kleinen Orte verglichen! Da kamen ihre Schüler und verkündeten ihnen das Morgenrot und sie begrüßten nicht in der Nacht, sondern bei der aufgehenden Sonne die Erinnerung an die Erlösung aus Aegypten. Sollten die Schüler die Lehrer während des Festmahles verlassen haben und dann wiedergekommen sein? Das ist doch kaum anzunehmen; deshalb wird es um so eher gestattet sein, in alledem einen sinnbildlichen Vorgang zu sehen. Die Schüler selbst sind das Morgenrot für die in der Nacht verzagenden Lehrer; diese Jünglinge sind die Erlösung für alle Not, die Rom über Israel gebracht hatte. Alle trüben Erinnerungen schwanden, so die Meister auf die begeisterten Jünger blickten, da wußten sie, nicht nur das alte Israel ist erlöst worden, sondern Israel wird fort und fort erlöst; die Beziehung war ihnen aufgegangen zwischen den Ereignissen Aegyptens, der Nacht und dem Morgenrot, die sie selbst erfuhren.

Wie schön wäre es, wenn das Passahmahl der alten Talmudlehrer ein Spiegelbild fände in unseren Tagen! Friedlich sind die Weisen bei Tische zusammen, die sonst sich bekämpfen, denn es ist nur ein Streit der Gedanken, nicht der Menschen. Auch uns mögen beim Passahmahl die trüben Gedanken kommen, wenn wir in den sogenannten besten Kreisen soviel Aberwitz, soviel offenbare Bosheit gegen Israel wahrnehmen, wenn unter uns geistig tüchtige und talentvolle Männer sich feig und charakterschwach zeigen; wohl uns, wenn über die Bedenken der Alten eine begeisterte Jugend hinweghilft. Das heranwachsende Geschlecht, das ist unsere Aufgabe und unsere Hoffnung. So lehrt es uns des Propheten mächtiges Wort: „Nur wenn der Jakobsgedanke in dem kommenden Geschlechte wurzelt, dann blüht und sproßt Israel [1])". Amen!

---

[1]) Jes. 27_6.

31.

Ein Bund der Demütigen.

M. A.! Es ist niemals gut, den Gegner zu unterschätzen und mancher unterliegt, nicht weil es ihm an Kräften fehlte, sondern weil er sie aus Lässigkeit nicht voll entfaltete. Schon im engen Leben der sich entwickelnden Jugend, schon in der Schule kann einer die Erfahrung machen. Nicht gerade, daß wir hier vom Lehrer reden, den doch mancher Schüler als seinen natürlichen Feind betrachtet. Aber der Jüngling ringt mit den Gegenständen des Wissens; er will sie sich unterwerfen und zu eigen machen. Wodurch mißlingt oft dies Streben? Selten aus Mangel an Verstand, weit häufiger, weil die vorhandenen Geistesgaben brach liegen, weil Viele nur mit halbem Sinne bei den Aufgaben weilen, die ihnen gestellt werden. Der Begabte, der Wissen und Wahrheit ohne große Mühe gewinnen will, wird rasch von dem Fleißigen überholt werden, weil dieser den Widerstand nicht unterschätzt, den menschliche Schwäche und die Schwierigkeit des Gegenstandes dem Lernenden leistet.

Gewiß, hin und wieder kann aller Eifer den Mangel an Begabung nicht überwältigen und die Schwäche des Körpers spielt hierbei eine oft nicht genügend beachtete Rolle. Denn die Gesundheit des Körpers ist bei keiner Arbeit so wichtig als bei der Arbeit des Geistes; ein Mendelsohn konnte dem Gedankengang Kants nicht folgen, weil der Leib des jüdischen Denkers dahinsiechte, und so kann überhaupt der Verstand nicht seine Flügel ausbreiten, wenn die Gesundheit des Körpers fehlt. Aber unter normalen Verhältnissen des Leibes und der Seele ist der Fleiß die entscheidende Macht; wer die Schwierigkeit unterschätzt, unterliegt, wir klimmen, aber wir fliegen nicht zu den Höhen der Erkenntnis.

Vollends im Leben der Reifen und Erwachsenen, das mit Recht unter dem Gleichnis des Kampfes betrachtet wird, wie wenig hält derjenige Stand, der den Gegner geringschätzt! Es ist ein untrüglicher Vorbote des Ruins, wenn einer, der ein geschäftliches Unternehmen gründet, verächtlich auf diejenigen blickt, die bisher in dieser Sphäre sich bewegt haben, oder wenn ein anderer, der lange Zeit

in seiner Berufsarbeit Vertrauen und Erfolg hatte, zu dem Glauben verleitet wird, er könne nicht herausgedrängt werden. Diese Ansicht ist das anfangs so bequeme Polster der Gedankenlosigkeit, von dem man nach einer kurzen behaglichen Rast unsanft durch den früher verachteten Nebenbuhler hinweggestoßen wird, der dann mit einer unerbittlichen Bestimmtheit die Forderung ausspricht: erhebe Dich, daß ich mich setze.

Es ist ja vielleicht ganz gut, daß das Schicksal einem Glücksrad vergleichbar ist, welches ständig gedreht wird, daß sonach diejenigen, die heute oben sind, morgen schon wieder nach unten befördert werden. Aber das Rad würde nicht so rasch sich drehen, wenn die Glücklichen nicht so achtlos wären, wenn sie etwas energischer sich den Mächten entgegenstemmen würden, die den Umschwung des Rades beschleunigen, wenn sie den Gegner nicht unterschätzten.

Und worauf beruhen die Erfolge der Staatskunst, der Kriegskunst? Die Entscheidungen in den großen Kriegen sind oft dadurch herbeigeführt worden, daß Heerführer mit Truppenmassen, die dem Feinde an Zahl überlegen waren, die Schlacht erzwangen und dadurch von vornherein im Vorteil waren. Die Siege sind darum nicht weniger ruhmreich, weil mit der Tapferkeit auch die Vorsicht und die Überlegung im Bunde waren.

Die heilige Schrift erzählt uns, daß Belsazar, der König von Babel, sorglos schmauste, während die Feinde schon im Anzuge waren gegen seine Hauptstadt, und Geisterhand habe sein Schicksal an die Wand gezeichnet. Wir lesen in der „Hagadah“, daß dies zur Zeit des Passahfestes geschehen sein soll, d. h. daß an Belsazar sich nur das Schicksal wiederholt habe, das ein Jahrtausend vorher den Pharao ereilt hatte. Jeder Herrscher, der den Widersacher verachtet und sorglos dem Genusse lebt in thörichter Selbstverblendung, daß es zum Aufraffen immer noch Zeit sei, erfährt wie durch Schicksalshand die Verkündung des Urteils: Du wardst gewogen und zu leicht gefunden.

Und am allerwenigsten darf eine kleine Minderheit wie Israel die Feinde gering achten, die uns rings umgeben, wir dürfen uns nicht in ein falsches Gefühl der Sicherheit wiegen, nicht durch Übermut den Gegner reizen, vor allem müssen unsere Waffen scharf und rein sein, müssen wir in Eintracht zusammenstehen und nicht durch Zwietracht in unserer Mitte dem Gegner die Blöße zeigen, gegen die er seinen Stoß richten könnte.

Als vor längerer Zeit in der Hauptstadt des deutschen Reiches eine Partei sich erhob, deren ganzes politisches Programm in dem einen Worte Judenfeindschaft sich zusammenfassen läßt, wurde der Feind von uns gering geachtet, wir glaubten, wie ein böser Traum würde dieser ganze Spuk verschwinden, ohne Spuren in unserm staatlichen und gesellschaftlichen Leben zurückzulassen. Verlogen und verschroben wie die Sache ist schon der Name dieser sonderbaren Gesellen. Denn das Wort Semiten, in neuerer Zeit entstanden,

bedeutet in der Wissenschaft alle Völker, welche in Vorderasien gelebt haben, also eine große Völker- und Sprachenfamilie, von der die Juden nur ein sehr winziger Bruchteil sind; ja wenn man erwägt, daß es lediglich die Aufgabe des Judentums war, Front zu machen gegen den Aberglauben dieser semitischen Völker, gegen ihre barbarischen Sitten und Gesetze und daß die heilige Schrift neben ihrem positiven Gehalte auch ein feierlicher Protest gegen die Vielgötterei, den Naturdienst und die Entartung der Semiten ist, so giebt es keine Genossenschaft, die ein größeres Recht hätte, sich „Antisemiten" zu nennen, als die jüdische. Als unsere Vorfahren noch unter den Semiten in Kanaan lebten, wurden sie von allen Seiten angefeindet und sie wurden damals keineswegs als gleichgesinnte Genossen betrachtet.

So trägt diese unserer Gegner Sippe, an der alles falsch ist, schon einen falschen Namen. Aber ist das ein Grund, einen Gegner in dieser Welt, in welcher die Lüge eine Großmacht ist, gering zu achten? Wahrlich für diese Kurzsichtigen paßt das Wort des Propheten: „O über die, die klug sind in ihren eigenen Augen und weise vor sich selbst".[1]) Moseh litt selbst keine Not, als die Israeliten in Ägypten gequält wurden; er war der Qualen ledig und lebte als Insasse des Königspalastes; aber er fühlte die Marter des Leibes und des Geistes, die seinen Brüdern zugefügt wurde, als geschähe es ihm selbst, er wollte gar nichts besseres sein, als diese Armen und Elenden.

Beim Passahlamm heißt es: „Ihr sollt nehmen einen Bund von Ysop". O, wenn Israel heute ein Bund von Ysop, ein Bund von Schlichten, Demütigen, Bescheidenen wäre, dann könnte es, wie dereinst in Ägypten, dem Verderber wehren und ihn von der Schwelle des Hauses fern halten. Wir aber sind nimmermehr solch ein Bund von Ysop. Gerade den Angriffen unserer Feinde gegenüber redet sich jeder, der auf einer höhern Stufe der Gesellschaft, des Wohlstandes, der Bildung, steht, ein: gegen ihn seien die Pfeile nicht gerichtet. Der übersieht, daß gerade das Gift jener Pfeile darin besteht, daß sie scheinbar das Allgemeine treffen sollen, in Wirklichkeit aber jeden einzelnen verwunden, und zwar steigt die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit für diese Wunden mit der Fähigkeit sich für das Allgemeine und für höhere Ideen zu begeistern.

Wer ist gemeint, wenn speziell die Juden gescholten werden? Etwa die Verbrecher? Diese sind, unabhängig vom Bekenntnis und nationaler Zugehörigkeit, überall verachtet und ausgestoßen; für diese gilt nicht der gelbe Fleck, den uns unsere Widersacher aufheften möchten, sie möchten ihn auch nicht als Schande empfinden. Auch die Armen sind nicht gemeint, sie tragen schwer genug an der schwersten Last, an der: nichts zu haben, um den Neid und den Haß zu entwaffnen. Gewiß kann sich auch unter dem verschossenen Kleide des Dürftigen ein edles Herz verbergen; aber es ist absurd zu glauben, daß diese ohnedies von Gott

[1]) Jes. 5_{21}.

Heimgesuchten noch den Haß der Menschen erfahren. Sie sind vielleicht ein Gegenstand rohen Scherzes seitens dieser Barbaren; aber das ist gerade die Lage, in die der Haß alle Juden versetzt zu sehen wünscht.

Die Feindschaft ist am heftigsten denen gegenüber, die durch Bildung und Geist oder redlichen praktischen Erfolg sich auszeichnen, die sonach einen mächtigen Rückhalt haben an der großen Masse der anständigen Bürger aller Parteien. Die sind gemeint, die sollen getroffen werden, wenn auf die Juden gescholten wird.

Und die Schar der Widersacher ist nicht schwach, da das seit Jahrtausenden genährte Vorurteil ihr zu Hilfe kommt. Vor Jahrzehnten war es in vielen Gebieten des deutschen Reiches in das Belieben der deutschen Städte gestellt, die Juden aufzunehmen oder es bei dem alten Unrecht, daß ihnen der Aufenthalt versagt wurde, zu lassen. Hat in einer Stadt die Gerechtigkeit sich stark gezeigt, das alte Unrecht aus eigenem Antrieb aufzuheben? Nein, überall hat erst das allgemeine deutsche Recht, das vom Staate ausging, Wandel geschaffen.

Wenn die Juden in Städten, in welchen sie sich aufhalten durften, vor Zeiten aus dem Ghetto hinausstrebten, hat die Bürgerschaft sie gehindert, und nur der Staat sie gefördert. So tiefe Wurzeln hat die Feindschaft gegen uns, sie ist ein Stück Mittelalter, das, wie so viele andere mittelalterlichen Reste, in die Gegenwart hineinragt und vom Neide noch besonders gepflegt wird. Es wäre Thorheit, diesen Feind zu unterschätzen, der auf alle und auf die Besten am schärfsten zielt. Was uns helfen kann, ist nächst Gott, dem Hüter Israels, der nicht schläft und nicht schlummert, אגדת אזוב „ein Bund der Demütigen", wenn wir alle zusammenhalten und wenn wir alle schlicht und harmlos unsere Schuldigkeit thun. Das wäre unser Untergang, wenn wir das Band lockerten, das uns zusammenhält.

Aber freilich, wir wollen den Feind auch nicht überschätzen. Israel, das vor dreiundeinhalb Jahrtausenden aus Ägypten gezogen ist, das so viel mächtige Reiche überlebt hat, hat keinen Grund zu banger Furcht; wohl thut Gott heute kein Wunder mehr, wie sie uns vom Auszug aus Ägypten gemeldet werden; aber schon der Prophet lehrt uns Gott erkennen als den Mächtigen, der im Verborgenen wirkt, und der auch in seinem verhüllten Walten sich als der Helfer Israels erweist.

Gott, der einst zum Meeresgrund gesprochen: versiege, und der die Ströme getrocknet hat, um seinem Volk den Weg zu bahnen, er wird auch wieder die Flut des Hasses versiegen lassen, deren Wellen noch in unsern Zeiten über Israels Haupt zusammenschlagen. Wie Gott die Saat aufleben läßt durch den Thautropfen, in dem die Sonne sich spiegelt, so läßt er Israel aufleben durch die Leuchte seiner Wahrheit, durch den Thau seines Trostes. Er hat durch den Propheten gesprochen: Dich Israel, habe ich mir zum Knechte geschaffen, und niemals wirst du von mir vergessen werden. — Amen!

32.

Frühling und Freiheit.

M. A.! Frühling und Freiheit, — ist die Verwandtschaft des Klanges der Anlaß, daß diese Worte so oft zusammengenannt werden, oder waltet hier eine Verwandtschaft des Begriffes und des Wesens? Was können diese beiden Begriffe Gemeinsames haben, da doch der Frühling auf Vorgänge in der Natur Bezug hat, in welcher die strenge Notwendigkeit herrscht, während die Freiheit einzig das Erbe der Menschen ist, des einzigen Wesens, das im Gegensatz zur übrigen Natur sittlich und bewußt und sonach frei zu handeln vermag?

Es ist wahr, die Natur trotz alles ihres Glanzes und Reichtums, sie ist wie eine Maschine, die ihr Werk verrichtet, unbekümmert, ob sie zerstört, ob sie erzeugt, ob sie aufbaut, ob sie vernichtet. Es geht den Baum nichts an, ob er blüht oder welkt, ob er mit Laub und Frucht sich deckt oder kahl und erstorben dasteht. Empfindet der Fluß es schmerzlich, wenn er in Eis erstarrt, oder ist er etwa erfreut, wenn die wärmere Sonne ihm die harte Decke abstreift, daß er frei zum Meere strömt? Nimmermehr, denn empfindungslos ist dieses unendliche Werk der Gottesschöpfung für seine eigene Größe und Schöne. Der Mensch allein empfindet, für ihn allein wirkt mannigfach anregend der Wechsel der Erscheinungen, für ihn allein ist die Natur schön.

Einstmals haben dies die Menschen so ausgedrückt, daß sie jeden Baum, jeden Bach von einer Gottheit beherrscht sich dachten; damals in diesem Kindeszeitalter gestalteten sie ihre Empfindung, und das was sie beim Anblick des Baumes fühlten, nannten sie den Gott, gleichsam die Seele des Baumes. So bevölkerte ihre Einbildung die Natur mit einer unzähligen Schar von Geistern, und wenn der Bach austrat und der Sterblichen Hütte und Aussaat vernichtete, so hieß es, der Flußgott sei erzürnt, und wenn er auf seiner spiegelklaren Fläche den Nachen sanft dahintrug, so priesen sie die Freundlichkeit des Stromgottes. Heute wissen wir es deutlicher, daß die Natur nur im Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst kommt, daß all die Herrlichkeit so zu sagen ein Schauspiel ist, dessen einzige Zuschauer die Menschen sind; es ist kein Stolz, keine Ueberhebung, sondern die einfache Wahrheit, wenn wir sagen, daß nur für uns die Welt existiert.

Es wird viel geredet von der Schwäche und Kleinheit des Sterblichen gegenüber der Dauer und der Gewalt vieler anderer Naturerscheinungen. Das Meer ist unstreitig gewaltiger als der armselige Fischer, der, ein Spielball der Wellen, mit Mühe aus ihm sich den Bedarf des Lebens holt. Dennoch ist dieser Fischer größer als der unendliche Ozean; denn dieser Ozean weiß nichts von sich und eines schwachen Wesens kluges Thun kann dem Gewaltigen Beute entreißen. Ein Bau, und trotzte er den Jahrhunderten und ragte er noch so herrlich empor, ist für den da, der ihn bewohnt, allenfalls für den, der ihn bewundert; — er ist zwecklos, wenn er einsam dasteht. So wäre die Welt das zweckloseste Ding ohne den Menschen, der von ihrem Ertrage sich erhält, an ihrer Schönheit sich ergötzt, an ihrer Größe sich erbaut. Er ist nicht nur die Krone, er ist auch der Zweck der Schöpfung.

Bekannt ist das tiefe Wort Rabbi Akiba's: חביב אדם שנברא בצלם חבה יתירה נודעת לו שנברא בצלם אלהים „Ein Liebling Gottes war der Mensch, daß er erschaffen wurde im Ebenbilde der Gottheit, und besonders groß war diese Liebe, daß es ihm kundgethan wurde, daß er ein Ebenbild der Gottheit sei".[1]) All jene Naturerscheinungen, vor denen wir staunend stehen, unsere Ohnmacht an ihrer Uebermacht messend, sind dennoch nur Werke des Höchsten, kein Hauch eines gottverwandten Geistes webt in ihnen; aber der Mensch ist nicht nur gottverwandt, er weiß es auch: denn er kann in gesundem Zustande nichts thun oder leiden, ohne daß sein Bewußtsein wie eine Fackel ihm sein Dasein beleuchtet. Gottes Ebenbild sein und dies wissen, das hängt innig zusammen, und darum bringt Rabbi Akiba, als er seinen Lehrsatz aus der heiligen Schrift erhärten will, nur eine Beweisstelle dafür, daß Gott den Menschen in seinem Ebenbilde erschaffen hatte, nicht aber für das zweite, daß dieser Vorzug ihm kund gethan wurde; denn es kann wohl einer ein Königssohn sein, ohne davon zu wissen; aber es kann keiner ein Ebenbild Gottes sein, ohne daß er mit größerer oder geringerer Deutlichkeit je nach der Klarheit, mit welcher das Göttliche in ihm sich wiederspiegelt, es ahnen müßte, daß er von der ganzen übrigen Natur sich unterscheide, daß er durch unsichtbare Fäden mit einer höheren Welt verwoben sei.

Man hat die menschliche Seele den Mikrokosmos, die „kleine Welt", genannt, und das mit gutem Grunde; denn die Welt, die wir schauen mit allen ihren Reizen und Herrlichkeiten, sie ist eine Nachschöpfung des Gotteswerkes in unserer Seele. Lebte die Harmonie nicht in unserer Seele, wir würden sie in der Welt nicht suchen und nicht finden; hätte nicht Gott ein Urbild von Schönheit in unser Gemüt eingepflanzt, niemals würden wir das selige Entzücken empfinden, welche das Ebenmaß der Formen in uns hervorruft. Einer der tiefsten Denker hat es gelehrt, die Urbilder aller Dinge, gleichsam das Modell einer vollkommenen

---

[1]) Sprüche der Väter 3,18.

Welt, lebt in unserem Geiste, nach ihm messen wir die unsichtbaren Dinge; aus uns heraus holen wir alle die Hoheit und Herrlichkeit, und auch all die Härte und Trübung, die wir in der Natur finden.

Nur dem empfindenden Sinn des Menschen ist der Frühling schön. Im großen Haushalt der Natur wechseln Welken und Blühen, Herbst und Frühling; sie weiß davon so wenig wie die Maschine, zu der materialistisches Denken freilich so gern auch den Menschen erniedrigen möchte. Uns aber ist der Frühling der liebliche Bote; wir sind entzückt, wenn die starre Decke von dem Strome genommen wird und die fessellose Flut zum Meere hineilt, nach dem sie sich zu sehnen scheint, wenn der Keim den harten Boden sprengt und zur Sonne emporstrebt, deren Strahl ihn so lange vergebens suchte, wenn die Herden wieder hinausziehen auf die grünenden Triften und frei sich regen auf weitem Gefilde. Der Frühling, den wir erleben, durch den wir aufleben, er ist uns nur verständlich im Bilde der Freiheit. Wir sehen die Natur unter dem Gleichnis eines Riesen, der so lange Fesseln getragen hatte und fast erstarrt war unter ihrem Drucke; aber plötzlich regt er seine Glieder, mit mächtigem, tosendem Andrang bricht er das Erz und schaffensfreudig erhebt er sich zu fördernder That. Nicht der Frühling als Naturvorgang, sondern der Frühling, den unsere Seele bildet und empfindet, ist der Freiheit innig verwandt.

Darum betont es die Schrift, wenn sie vom Auszug der Juden aus Aegypten redet: „Heute ziehet ihr hinaus im Frühlingsmonde", wo die Stimme der Natur sich vereint mit der Gottesstimme, die aus dem Walten der Geschichte spricht, um uns die Seligkeit der Freiheit voll empfinden zu lassen. Der Mensch entlehnt der Natur die Bilder, um die Bewegungen seiner Seele sich anschaulich zu machen, und mit dem Odem seines Gemütes durchweht er die Natur, um sie zu beleben und zu beseelen; der Frühling ist die Verkörperung der Freiheit und die Freiheit ist die Vergeistigung des Frühlings. Mit dem Worte spielend, aber im Gedanken tief, sagen die Alten, einen Vers des Hohen Liedes deutend, סמכוני באשישות, בשתי אשות באש של מעלה ובאש של מטה „Sie haben mich gestärkt mit dem doppelten Feuer",[1]) mit dem Feuer von oben, das in unserer Seele lodert, und mit dem Feuer von unten, das aus der Gottesschöpfung uns entgegenflammt; aber dieses letztere muß von uns selbst entzündet werden.

Darum hat die Betrachtung des Frühlings etwas so ungemein Tröstendes und Belebendes. Der Leidende sieht in dem Thautropfen, der von der Sonne beleuchtet und sodann von ihr aufgesogen wird, ein Gleichnis, wie seine Thräne zuerst vom Strahl der Liebe verklärt und sodann ganz von ihm getrocknet wird. Der Frühling, der nichts spendet als die Knospen, giebt allen Mut, denn die Knospe ist die Hoffnung; sie richtet auf, sie ermutigt, und angesichts der Frühlings-

---

[1]) Hohes Lied 2_5.

sonne vergißt man es eine Weile, daß so oft Hoffnungen und Knospen vorzeitig gebrochen werden. Mit einem unübersetzbaren Wortspiele sagt der Midrasch הנצנים נראו בארץ הנוצחים נראו בארץ „Die Knospen werden sichtbar auf dem Boden, d. i. die Sieger werden sichtbar";[1]) hat der zarte Keim den Winter überwunden und sich als Sieger erwiesen und sich zur Sonne aufgerungen, die aus millionenweiter Ferne ihr Licht ihm sendet, warum sollte der Mensch verzagen, warum sollte er nicht hoffen, daß der Strahl von den Höhen auch sein armes Herz finden und erwärmen werde? Furcht und Mutlosigkeit sind die schlimmste Fessel, welche die Menschen tragen. Wer fürchtet, ist fast verloren. Wer feig der Gefahr ausweicht, der wird fast immer von ihr erreicht. Da lehrt uns die Natur, daß wir auch vor Stürmen nicht bangen dürfen. Wie sollte denn die harte Kruste, die der Winter um Feld und Flut gelegt hat, weichen, wenn nicht der Sturm an ihr rüttelt, sie erschüttert, sie zerreißt? Verzaget nicht und verzweifelt nicht, wenn es stürmt, es sind die Stürme, die den Frühling bringen.

Auch unter den Völkern herrscht Bangen und Sorge; die freudige Zuversicht auf den Sieg der Freiheit ist erschüttert. Nun, auch die liedgekrönte Frühlingszeit hat nicht selten kalte Tage, die uns in die Starrheit und Oede des Winters wieder zurückzuwerfen scheinen; es sind nur vorübergehende Schauer, die vielleicht manche Knospe, die sich vorzeitig hinausgewagt hat, töten; aber „der Winter ist vorüber", er trifft wohl noch scheidend mit seiner Schleuder das Gefilde, das sich allzu früh seines Weggangs freute, aber seine Herrschaft ist gebrochen; der wärmere Strahl jagt ihn trotz alles Sträubens von der Erde. Unserm Erdteil und unserm Vaterlande sind vielleicht einige kalte Maientage beschieden; aber der Winter kommt nicht wieder.

Auch über den jüdischen Stamm sind Gefahren hinaufgezogen! Treffen sie uns unverschuldet? Zwei Gleichnisse sollen uns antworten, eins der Geschichte, eins der Natur entlehnt. Die vorletzte Plage, die über Aegypten kam, war eine Finsternis, die drei Tage dauerte; in dieser Zeit, so wird erzählt, wurden viele sündhafte Leute aus Israel hinweggerafft, die für die Freiheit unreif waren, die nicht aus Aegypten ziehen sollten: unter dem Drucke Aegyptens konnten sie leben, die Schlechten und die Gerechten; aber die Freiheit ertrug die unsaubern Gesellen nicht, welche dem israelitischen Namen zur Schande gereichten, welche ihm wie wilde Schößlinge ein frühzeitiges Welken würden bereitet haben; sie wurden abgeschnitten in den drei Tagen der Finsternis, so daß die Aegypter es nicht merkten.[2]) Und das zweite Gleichnis: unter der Erde zur Winterzeit keimt das Unkraut, die Giftpflanze, und die nahrungsspendende Saat; aber wenn der Frühling sie auf die Oberfläche ruft, so wird der vorsichtige Landmann das Unkraut ausjäten, damit die gute Saat Raum gewinne: so mochte im langen Winter, der über unser

---

[1]) Hohes Lied 2_{12}. — [2]) Ex. r. 13_{3}.

Volk verhängt war, es fast unvermeidlich gewesen sein, daß auch manch schlimmes Gewächs, manch häßliche und unwürdige Leidenschaft fortkeimte. Aber es ist Frühling geworden; wir sind Bürger mit Rechten, mit Pflichten ans Vaterland; jetzt muß das Unkraut vertilgt werden. Zuzugeben ist, wir sind gewiß nicht schlechter als die andern; aber eine Minorität, auf die aller Augen gerichtet sind, muß schärfer sichten, muß sich verpflichtet fühlen, das Böse ganz aus ihrer Mitte zu tilgen. Wir sind nicht nur die Hüter des jüdischen Rechtes in unserem Lande, wir sind die Anwälte von Millionen Genossen, die unter unzivilisierten Völkern in Unterdrückung leben, der leiseste Rückschlag nicht nur des öffentlichen Rechtes, sondern schon des öffentlichen Urteils über die Juden unter den zivilisierten Nationen würde alle Hoffnungen, daß auch die Barbaren, ob auch widerwillig, unsern Glaubensgenossen Menschenrechte einräumen, völlig zertrümmern.

Wir lesen in der Hagadah: In jedem Geschlecht ist der Israelit verpflichtet, sich selbst anzusehen als einen, der aus Aegypten gezogen ist. Keinem Geschlecht seit den Tagen Mizraims ist die Erfüllung dieser Pflicht leichter geworden als dem unsrigen. Die meisten unter uns kannten die Not der Unterdrückten, und dürfen sich laben am Hauche der Freiheit. Aber wir sollen uns nicht nur wie Freie, sondern auch als Befreite fühlen, wir sollen nicht vergessen, aus welchem Zustand uns die Gnade Gottes herausgeführt hat, wir sollen, wenn es sein muß, den Fleischtöpfen Aegyptens die einfache Kost der Freiheit vorziehen. Im Lichte des Frühlings, im Lichte der Freiheit darf das Unkraut nicht aufblühen neben den Aehren. Wir müssen uns losreißen von den Fehlern, die man dem Sklaven verzeiht, und die den Freien schänden; wir müssen unsern Feinden jede Handhabe entwinden, uns zu schaden.

Frühling und Freiheit, gegenseitig deuten und erklären sie sich, darum ist es schön, daß das gleiche Fest sie beide feiert, daß an diesem Tage שתי אשות „ein doppeltes Feuer" uns entflammt, der Strahl der Frühlingssonne und der Strahl jener Feuersäule, welche den aus Aegypten Befreiten voranzog.

Frühling und Freiheit sei auch unser Gebet in dieser festlichen Stunde! Wie mancher hat den Frühling ersehnt als den freundlichen Boten der Genesung; laß, Allgütiger, seine Hoffnung nicht zu Schanden werden; möge der wonnige Hauch neues Leben wehen durch die müden Glieder, und sie erfrischen und aufrichten. Manche Hand, die gern sich geregt hätte, um Brot zu gewinnen, mußte rasten in dem öden Winter; o, es ist die schlimmste Fessel, wenn die Hand sich nicht rühren kann aus Mangel an Arbeit; möge der Frühling ihnen das Heil verkünden, und wie in der Natur alles wirkt und webt, so möge auch nützliche Menschenkraft nicht ferner feiern. Befreit fühle sich, wer von der Trauer beengt, vom Schmerze gefesselt ist, und werde empfänglich für die Botschaft des Frühlings. Auch unserm Vaterlande erblühe Freiheit und Frühling, Hoffnung und Zuversicht ziehe ein in die Gemüter, im edlen Wettkampf erstarke der Geist der Wahrheit und der Ge-

rechtigkeit, und erwachse Heil und Gedeihen allen Genossen dieses großen Gemeinwesens. Schütze, o Gott, die jungen Saaten, daß die Felder durch reichen Ertrag dem Landmann seine Mühe lohnen; schütze die jungen Saaten im Hause, daß den Eltern Freude erblühe an ihren Kindern. Erhöre unser Gebet und träufe den Thau von den Höhen auf die Fluren und auf die Seelen! — Amen!

33.

Über die Pflicht und den Segen, sich der Gesamtheit anzuschließen.

M. A.! Wir feiern heute das Passahfest, das Fest der Überschreitung. Aber ist nicht unser ganzes Leben ein fortdauerndes Überschreiten, einem Wandeln vergleichbar aus einem Zustande in einen andern? Ein gewaltiger Denker des klassischen Altertums hat den ganzen Gehalt eines tiefsinnigen philosophischen Systems in die Worte zusammengefaßt: Alles fließt; ein geistvoller Schriftsteller der Neuzeit, der das Spielen mit Worten liebt, hat den Gedanken ausgesprochen: nichts ist dauernd als der Wechsel; Koheleth sagt: Ein Geschlecht kommt, ein Geschlecht geht.

Man hört oft die Bezeichnung, das gegenwärtige Jahrhundert ist eine Zeit des Übergangs, damit soll all das Unbehagen erklärt werden, das so viele heut empfinden; es sei ein Zustand, wie wenn wir ein Haus verlassen, und in dem andern noch nicht recht eingerichtet sind. Aber das ist offenbar eine Selbsttäuschung; im Orient freilich haben von jeher alle Verhältnisse eine erstaunliche Stabilität und an orientalische Lande wird auch gar nicht gedacht, wenn die Gegenwart eine Zeit des Übergangs genannt wird; aber in den Völkern, welche Träger der europäischen Kultur sind, ist jedes Jahrhundert als ein Übergangsstadium betrachtet worden und ist es gewesen, denn jedes Zeitalter hatte mit den Beständen und Rückständen der Vergangenheit aufzuräumen und hatte die Zukunft vorzubereiten.

Selbst im Einzelleben ist in keinem Momente ein Stillstand. Wir sind heute nicht dieselben, die wir gestern waren, nicht dem Körper nach, nicht dem Geiste nach, nicht dem Charakter nach. Die Ereignisse wirken auf uns und verwandeln uns. Diese Einflüsse vollziehen sich fast unmerklich; denn die Natur macht im allgemeinen keine Sprünge. Wir sehen das Wachstum nicht, sondern nehmen es nur wahr, wenn wir nach bestimmten Zwischenräumen eine Pflanze in Augenschein

nehmen. So geht es auch meist zu, wenn das Leben Geist und Herz bildet; nicht plötzlich, sondern langsam vollzieht sich dieser Bildungsprozeß und das Dasein ist ein ständiges Überschreiten, eine nie rastende Bewegung in der Nation, in der Geschichte, im einzelnen Menschen.

Freilich ist es nicht immer ein Hinüberschreiten in ein besseres und freundlicheres Dasein. Wie bang ist es uns, wenn wir den Tagen entgegenschreiten, wo die Sonne mit matterem Schimmer strahlt. Wie klammert sich der Greis mit dem Reste seiner Kraft an dieses schöne Leben, um wie lieblicher dünkt ihm der Frühling der Natur im eigenen Herbste. Wie ängstlich pocht das müde Herz, wenn der letzte Schritt bevorsteht, wenn wir vor der Pforte stehen, die der Mensch nur im Wahn sich selbst öffnet, die sich aber dennoch vor jedem aufthut und hinter jedem sich schließt. Für jeden einzelnen geht die Welt unter, wenn er untergeht. Der hochbetagte Mann, der viel erlebt, der viel erfahren hat, der regen Anteil genommen an allen Bewegungen der Zeit, der Leid und Freud, Hoffen und Zagen der Genossen tief mitempfindet, er ist gespannt, wie sich gar vieles, was unklar auf und niederwogt, klären und entwickeln wird, er ist für sich zur Ruhe gekommen und begehrt nichts mehr. Aber diese Menschen um ihn herum, wie wird es ihnen ergehen? Da kommt ein Stoß und setzt allen Fragen ein Ziel und zerstört eine Welt, indem es einen Menschen tödtet.

Giebt es keine Rettung vor diesen Wogen, die das Einzelleben davontragen? giebt es keinen Halt in diesem Strom der Zeit? Die Hagadah, jenes wunderliche Büchlein, das der religiös gestimmte Israelit an den Passah-Abenden seiner Familie vorträgt, das mit seinen lieblichen Worten und Weisen das festliche Mahl so schön umrahmt, lehrt uns einen kurzen Satz, der uns darauf eine tröstliche Antwort giebt: לפי שהוציא את עצמו מן הכלל כפר בעיקר „Wer von der Gesamtheit sich ausschließt, leugnet den Grund,“ der zerstört den Grund, auf welchem der Mensch dem Schicksal Trotz bieten kann, der vernichtet den Grund alles sittlichen Lebens. Nach der Hagadah ist es der Böse, der רשע, der sich von der Gesamtheit ausschließt, und damit ist in der That der Kern aller Bosheit getroffen. Der Gute sagt: Ich will so leben, daß das Allgemeine dabei bestehen, ja dadurch gefördert werden kann; der Böse sagt: Den Segen der menschlichen Gemeinschaft, den werde ich mir schon zu Nutze machen; aber ich denke nicht daran, durch eine Gegenleistung mir diese Vorteile zu verdienen. Dieser schlaue Kalkül hat nur einen Fehler; er vergißt, daß eines Tages einmal alles aufhört, und es kann unmöglich ein Wonnegefühl sein, wenn einer sich in der letzten Stunde sagen muß, das Aufhören deiner Persönlichkeit ist ein Vorteil für die Gesamtheit.

Tiefsinnig sagen die Alten: צדיקים במיתתן קרויין חיים „Die Gerechten heißen Lebende, auch wenn sie tot sind.“ Man hat von jeher die Vaterlandsliebe gefeiert, sie hat treffliche Männer zu hohen Thaten der Selbstaufopferung begeistert.

Was war der Trost des Patrioten, daß er frohgemut dem Tode entgegenschritt? der Gedanke, ich lebe fort in dem Volke, für das ich mich opfere. Für ihn ist der Tod kein Überschreiten in das Nichts, sondern ein Übergang in die Volksseele, die ihn und seine That in ihren Besitz aufgenommen hat. Jede gute That wird ein Engel, sagen die Alten, d. h. sie gewinnt ein ewiges Leben in den unendlichen Wirkungen, die von ihr ausgehen. Das ist das Dauernde in der Flucht der Erscheinungen, die Gemeinschaft, in der wir leben, für die wir leben. Der einzelne lebt siebzig, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre; ein Volk aber, eine Religionsgemeinde, vollends die Menschheit hat eine große Dauer.

Was bedeutet denn dieses Passahfest, das wir Israeliten feiern, anderes, als das Bekenntnis eines jeden einzelnen unter uns: ich lebe nicht nur mein eigenes Dasein, sondern zugleich die drei und ein halb Jahrtausende von Ägypten bis zum heutigen Tage, ja, ich hoffe eine Zukunft weit über die Grenzen meiner eng begrenzten persönlichen Existenz hinaus; ein Israelit sein, das heißt, ein Wesen darstellen, das sich anreiht an die große geschichtliche Existenz von Jahrtausenden und das in dieser Reihe viele kommende Jahrtausende erhofft. Darum ist es recht, sich anzuschließen an die Gesamtheit,[1] und es ist fast ein Selbstmord, sich von ihr loszusagen. Der Tropfen und der Strom, — der Tropfen kann in nichts zerfließen, der Strom bleibt. Was also lehrt uns dies Fest, das jeden Israeliten, der durch des Festes Sinnbild den eigenen Sinn bildet, anschließt an eine unendliche Reihe, die einstmals in Gosen begonnen hat und jetzt durch alle Lande, durch alle Zeiten sich fortzieht? „Wer sich lossagt von der Gemeinschaft, leugnet den Grund". Die erste und nächste Gemeinschaft ist die Familie. Sorge für dein Haus, erfülle die Pflicht gegen die Deinen, gegen Weib und Kind, gegen jeden, der deines Blutes ist, und wenn dein Blut erstarrt ist, so lebst du noch in deiner Familie, in den Genossen deines Hauses, die du gefördert hast. Auch die religiöse Gemeinde ist ein Bund, der länger dauert als wir. So viele unserer Vorfahren haben diesem engen Verbande Kraft verliehen, indem sie ihm von ihrem Überflusse fromm gespendet haben, so manche jüdische Gemeinde lebt zum nicht geringen Teil von den Schätzen, die die Vorzeit ihr aufgehäuft hat; soll sich die Gegenwart von der Vorzeit beschämen lassen?

Wer es sodann vermag, der wirke für den Staat, für ganz Israel, für die Menschheit. Das wäre des Festes schönste Frucht, wenn das schlichte Wort der Hagadah: der ist ein Bösewicht, der sich von der Gesamtheit ausschließt, Herrschaft gewönne. Die Hunderttausende, die aus Ägypten zogen, werden in der heiligen Schrift: צבאות ה' „Heerscharen Gottes" genannt. Warum? weil sie einmütig waren, weil sie gemeinsame Ziele hatten. Das ist der Himmelstau, den das Fest spenden soll. Wir beten um Tau für die Saaten, aber der Tau, der die Herzen

erfrischt, den müssen wir uns selbst gewähren, indem wir uns bewußt werden des hohen Segens und der ernsten Pflicht, einer Gemeinde anzugehören, die uns trägt und die wir tragen und stützen sollen, dann gehören wir, und sei unser Beruf noch so schlicht, dann gehören auch wir zu den צבאות ה׳ „zu den Heerscharen Gottes." — Amen!

34.

Feinde überall.

M. A.! Am Passahabend lesen wir ein Wort, das gleichsam als Motto für die vieltausendjährige Geschichte unserer Gemeinschaft gelten kann. „In jedem Zeitalter standen sie auf wider uns, um uns zu verderben." Das ist ein böses, aber auch wiederum ein unendlich tröstliches Wort. Ist es draußen mit der Aussaat, die wir auf die Fluren streuen, anders? Von dem Tage, da wir das Saatkorn in die Erde senken, scheinen viele Mächte der Natur wie verschworen, um es zu zerstören. Mag sich der Landmann noch so eifrig mühen, er merkt es nur zu gut, er kann die Erde nicht zwingen, den Ertrag zu spenden; wenn sein Gemüt zur Sorge geneigt ist, so wird es nie an Gründen zur Besorgnis fehlen; denn ein unzähliges Heer von Gefahren lauert wie im Hinterhalt auf die junge Saat, um sie zu verderben. Und dennoch, wenn die Zeit der Ernte kommt, da zeigt es sich wohl, daß hier und da ein Feld öde ist, ja, zuweilen ist eine große Strecke nahezu ertraglos geblieben, aber im großen und ganzen hat die Erde ihr Wort gehalten und in reichen Ähren wiedergegeben, was wir als Korn ihr anvertraut haben.

Die Natur ruft dem Menschen zu: „Du darfst nicht einen Tag ohne Sorge, aber du sollst auch nicht einen Tag ohne Hoffnung sein," und dieselbe Mahnung dringt aus der Geschichte Israels zu jedem, dem die Zukunft unseres Stammes ein Gegenstand ernster Erwägung ist. In jedem Zeitalter standen sie auf wider uns, um uns zu verderben. Es ist wie in einer Gegend, die von Erdbeben heimgesucht wird; auch wenn die Stöße schwächer sind und keine Gefahr haben, so erinnern sie dennoch an jene elementaren Mächte, die jeden Augenblick die dünne Erdkruste zerstören können, auf der die Menschen ihr vergängliches Glück aufrichten.

Die Zeit ist ernst genug, besonders wenn wir heut am Feste unserer Glaubensgemeinschaft nicht nur an uns denken, die wir im deutschen Vaterlande unter dem Schutze gerechter Gesetze leben, sondern wenn wir mit unserm Blick alle die Millionen umspannen, die auf der weiten Erde heute zu dem Gotte Israels sich

bekennen. Vielleicht war es noch nicht die schlimmste Not, als vor einigen Jahren hier und da verführte Horden sengend und mordend sich gegen die Juden erhoben. Eine akute Krankheit ist häufig nicht so gefährlich wie ein chronisches Leiden. Aber wir sehen, wie im Osten, in dem Lande, nach welchem durch die Ungunst der Zeiten der bei weitem größte Teil unserer Genossen verstoßen worden ist, jeder materielle Erwerb, jedes geistige Streben der Juden unterbunden wird, wie sie verarmen und elend werden am Geiste und am Leibe, und jeder Tag bringt uns eine neue Nachricht, was erfinderische Bosheit gegen sie ersonnen hat.

Man hat es beobachtet, daß eine geistige Erkrankung ähnlich wie eine körperliche oft epidemisch sich ausbreitet, daß plötzlich viele von derselben Thorheit erfaßt werden, daß der Wahn durch weite Länder seinen siegreichen Umzug hält. So hat sich das Gift des Judenhasses, das allerdings zuerst in der Hauptstadt des Deutschen Reiches am Ende der siebziger Jahre wieder in stärkerem Maße sich zeigte, weithin ausgebreitet; selbst in Ländern, wo diese böse Saat völlig erstickt und zerstört schien, kann es sich ereignen, daß ein Buch nur dadurch einen ungeheuren Absatz erzielt, weil es Feindschaft gegen die Juden, ja geradezu einen wilden, fanatischen Haß predigt, und auch bei uns, in dieser schönen deutschen Heimat, um wie viel mehr könnten wir uns ihrer erfreuen, wenn nicht offene und versteckte Feinde wider uns wühlten. Jeder Deutsche steht unter dem Schutz des Gesetzes, auch wir genießen ihn, niemand kann ungestraft uns verletzen. Aber unser Herz ersehnt mehr; wie wir uns als Deutsche fühlen, so möchten wir gern nicht nur trotzig unser Recht erzwingen, sondern willig und freudig aufgenommen werden von deutschen Herzen; wir können keine Liebe fordern, und wir wollen sie nicht erbetteln; aber uns ist sehr wehe, daß so viele, auch wenn sie unser Recht achten, kühl bleiben gegenüber dem Unglimpf, den wir erfahren.

Ein Gefangener kann sich, so sagen die Alten, nicht gut selbst aus dem Gefängnis befreien. Unsere Seele würde aufjubeln, wenn andere uns herausführten aus dem Gefängnis des Vorurteils; unsere ganze Begeisterung gehört denen, die, ohne zu uns zu gehören, eine Empfindung haben für unsere Not, für unsere Schmerzen, für unsere Freuden, die sanft und mild die Fessel abstreifen, die noch so oft drückt. Aber diese Edlen sind selten geworden. Und wie groß ist die Schar unserer Widersacher! „In jedem Geschlecht standen sie auf wider uns, um uns zu verderben;" es heißt in dem Spruch nicht: unsere Feinde standen auf wider uns, sondern ganz allgemein: sie standen auf, denn selbst viele, die sich unsere Freunde nennen, haben das Ziel, uns zu verderben, uns vom Judentum abzubringen, ihre Freundschaft ist nur eine Lockspeise, um uns von unsern Heiligtümern zu entfernen. Als jene läppische Blutfabel wieder hervorgeholt wurde aus dem Rüstzeug des Mittelalters, da gab es unter den Tausenden von Nichtjuden, die es wußten und die es beweisen konnten, daß es eine Lüge war, nur wenige, die ihre Schuldigkeit thaten gegenüber einer schuldlos angeklagten Minderheit,

und diese wenigen waren, wenigstens so weit das in unserem Vaterlande mächtigste Bekenntnis in Betracht kommt, meist Judenmissionare, deren Absicht jedenfalls verdächtig war.

Die einen stehen auf, um uns zu verderben, indem sie brutal erklären: die Juden können wir nur los werden, indem wir sie totschlagen oder aus dem Lande jagen; die andern sagen: wir müssen sie ausschließen, dadurch zwingen wir sie, sich uns anzuschließen und den Preis zu zahlen, den wir dafür fordern; noch andere meinen: wir müssen ihnen alle Rechte gewähren, wir müssen ihnen unsere Kreise öffnen, wir müssen sie wie die Unsrigen behandeln, dann werden sie die Unsrigen werden auch im Glauben. So ist auch die Liebe unecht, darauf berechnet, uns zu verderben, uns dem Judentum zu entfremden. Sogar diejenigen, die über Lehre und Satzung ihres eigenen Bekenntnisses längst hinaus sind, wollen von uns, daß wir den Namen annehmen, dem nach ihrer eigenen Anschauung aller Inhalt fehlt; sie mögen dem Juden als einem Menschen Freund sein, aber dem Judentum sind sie feind, und ihre Liebe ist nur eine Falle, um uns als Juden zu verderben.

Ja, vielleicht sind diese unsere humanen Feinde die gefährlichsten. Denn Israel hat einen harten Nacken, wir lassen uns eher von der rohen Gewalt zermalmen, als daß wir uns vor ihr beugen; wir fallen, aber wir weichen nicht. Jedoch unser Ohr, ungewohnt des freundlichen Zurufs, horcht nur zu willig den Reden, die, so lieblich sie klingen, viele von uns dennoch verderben. Da hören wir z. B. den trügerischen Ruf: ihr könnt ja eure jüdischen freien Gedanken innerhalb der neuen Gemeinschaft geltend machen und dadurch das religiöse Denken der Welt umwandeln. Nun, auf dieses Exempel haben wir die Probe; Unzählige sind von uns abgefallen: wo finden wir eine Spur davon, daß sie die alte jüdische Weisheit auf den neuen Boden verpflanzt haben? Die Abtrünnigen haben oft ihr jüdisches Herz, das sie anklagte, betäubt durch ein um so energischeres Betonen der neuen Glaubensformeln, oder sie haben gleichgiltig den materiellen Gewinn des Abfalls eingestrichen, ohne sich überhaupt um Religion zu kümmern. Aber die Sprossen gehören rückhaltlos dem neuen Bekenntnis; das ist ja auch der kluge Kalkül vieler, die solchem Bekehrungswerke sich widmen: haben wir die Alten auch nur dem Wort, der Form nach, die Kinder gehören uns völlig.

So ist unser Geschlecht nicht sehr verschieden von den vorangegangenen; sie stehen auf, um uns zu verderben; wahre Duldung ohne Rückhalt und ohne Hinterhalt ist nicht gar zu häufig. Wir aber schöpfen allerdings aus diesen Tausenden von Jahren jüdischer Geschichte den Trost, daß es nicht zum Schlimmsten kommen wird, daß der Plan, uns zu verderben, dessen Ausführung in jedem Geschlecht bisher unternommen und in jedem vergebens unternommen worden ist, auch in unserm Zeitalter nicht gelingen wird.

Aber wenn Gott das Schlimmste verhütet, so sollten wir, soweit wir es

vermögen, dafür sorgen, daß auch das Schlimme nicht eintritt, daß der Feindschaft gegen uns die Waffen entwunden werden. Die Aufgabe ist nicht leicht: wir sollen zusammengehen mit den Landesgenossen, und doch auch nicht aufgehen und doch nicht verschwinden in dieser Gemeinschaft; gesellig und bürgerlich sollen wir uns nicht sondern, und dennoch unsere religiöse Sonderung wahren Nicht alles, was vor Zeiten unter Juden Brauch war, ist darum jüdischer Brauch; nicht alles, was Nicht-Juden thun, ist darum unjüdisch; nichtjüdisch mag es sein, aber wenn es gut ist, so soll es jüdisch werden. Die Religion ist eine Herrscherin in unserm Leben, aber sie ist nicht Alleinherrscherin, und selbst das Machtgebiet, das das Judentum für sich in Anspruch nimmt, gehört ihm nicht ausschließlich; viele Gebiete sind den religiösen Bekenntnissen aller zivilisierten Nationen gemeinsam. Der Talmud selbst will keineswegs alles Fremde von Israel fernhalten; ein weiser Lehrer sagt: „Einmal tadelt der Prophet Hesekiel an seinen Zeitgenossen, daß sie die Sitte der Nachbarvölker einführen, ein anderes Mal wirft er ihnen vor, daß sie diese Sitten nicht nachahmen, wie ist das zu erklären?“ Und der Talmudlehrer löst den Widerspruch, wie folgt: die Zeitgenossen des Propheten ahmten nur das Schlechte und die Schlechten nach, das Gute und die Guten ahmten sie nicht nach.

Diejenigen unter uns, die jeden Vorschlag zur Hebung des religiösen Lebens nur deswegen ablehnen, weil er sich an fremde Vorbilder anlehnt, sind jedenfalls frömmer als der Talmud, als R. Josua, der nichts dagegen einzuwenden hat, daß wir von Fremden das Gute lernen. Weise ist, der von jedem lernt; der kundige Gärtner sieht es als einen Triumph seiner Kunst an, wenn er eine Pflanze des Südens in den nordischen Boden setzt und sie dort sich gedeihlich entfaltet; wie armselig wären unsere Äcker und Gärten, wenn dort nur Anpflanzungen wüchsen, die von jeher dort angebaut worden sind; und in unsern Geist und in unser Herz und in unsere Religion sollten wir nicht alles Gute und Schöne aufnehmen, wenn es unserm Boden gemäß ist? Nicht abschließen, sondern anschließen ist unsere Losung.

Werden sie darum fürder nicht mehr aufstehen, uns zu verderben? Wer kann dies verbürgen? Der Landmann thut seine Pflicht; Tau und Regen und Sonnenstrahl müssen vollenden, was er begonnen hat. So wollen wir unsere Schuldigkeit thun und hoffen, daß Gott Tau und Wärme senden wird für jede Pflanzung des Geistes in unserer Mitte. Auch in diesem Sinne beten wir am Passah um den Tau Gottes für unsere Fluren und preisen Gott, der, ob auch in jedem Zeitalter sie sich erhoben haben, uns zu verderben, sich immer wieder erwiesen hat als unser Erretter und Erlöser. — Amen.

35.

Israel und Aegypten.

M. A.! Zwei Völker treten uns am Passahfeste entgegen, die über die große Flut der seitdem vergangenen Zeiten hinweg in die Gegenwart hinein die Zeichen und Zeugen ihres Daseins getragen haben. Beiden ward es gegeben, die Spuren ihres Schaffens so fest und tief einzugraben, daß die Stürme der Jahrhunderte sie nicht zerstört haben, und die Denkmäler, welche jene Völker in alten verschollenen Tagen gegründet und aufgerichtet haben, sie stehen noch heute aufrecht da und ragen mächtig empor zur unauslöschlichen Kunde, daß diese Nationen nicht aus gewöhnlichem Stoffe geformt gewesen sind.

Aegypten und Israel, — die Gegenwart ist nicht verlegen nach einem Maßstabe, um die energische Lebenskraft dieser Völker zu beurteilen; wohl kündet auch die Geschichte von ihnen, und vieles des Aufmerkens und Festhaltens Würdige hat sie von ihnen verzeichnet; aber ungern vertraut der kritische Sinn unserer Zeit einzig und allein der Ueberlieferung; mit einem gewissen Mißtrauen tritt er heran an die Erzählungen aus der Vorzeit; lehrt ihn doch jeder Tag, wie die Ereignisse ihre Färbung erhalten durch die Brille des Beobachters.

Aber wenn wir von Israel, wenn wir von Aegypten reden, wir brauchen selbst für die ältesten Zeiten nicht einzig diesen oft trügerischen Berichten zu lauschen; wir können mit eigenen Augen sehen; die Völker selbst sprechen zu uns und melden von ihrem Wirken durch ihre Werke; unverfälschte Dokumente sind vorhanden; an der Hand dieser können wir leicht prüfen, ob die anderen Berichte mehr oder weniger treu sind. Juda und Aegypten reden unvermittelt zur Gegenwart, und wir lernen zwei Stämme kennen von seltener Art, zähe, unermüdlich, von tiefen Gedanken erfüllt, hinausstrebend über den Kreis des Alltagslebens in die höhern Sphären des Geistes. Männer, denen jeder Hauch jenes romantischen, aus Wonne und Grauen gemischten Gefühls angesichts ehrwürdiger Altertümer sonst fehlt, fühlten sich wie von den Schauern des Weltgeistes durchrieselt, wenn sie den Pyramiden gegenüberstanden; diese fremdartige Wunderwelt, welche den Tod verewigte; ihr Dasein konnte kein Schriftsteller, konnte nur sie selbst uns bezeugen. Mit wunderlichen Zeichen waren die Tempel und Säulen besäet, und ihren Sinn zu fassen, war ein Ziel vieler; aber stumm wie die düstern Mauern blieb auch

ihre Fläche; ein unentwirrtes Geheimnis, daß mancher in den seltsamen Schriftzügen nur das Spiel müßiger Hände sah, bei dem keine Deutung möglich war, weil jede Bedeutung mangelte. Aber dem Spürsinn unermüdlicher Forscher gelang es, auch den Schlüssel aufzufinden für diese Schrift, deren Unverständlichkeit zum Sprichwort geworden war, und erstaunliche Meldung thun diese Gräber und öffnen sich und zeigen ein fast frisches Bild des Alten. Da kann nicht die Rede sein von Fälschung und Trug: Aegypten selbst meldet von seinem Wesen, seiner Eigenart den entfernten Geschlechtern.

Auch Israel, es bedarf nicht des Anwalts, es fürchtet nicht die Anklage in Bezug auf seine Geschichte. Es steht selbst Rede und Antwort auf die Fragen der Wissensdurstigen nach seiner Vorzeit. Pyramiden und Obelisken zeugen noch heute überzeugender, als Dichter und Historiker es vermöchten, daß eine große und mächtige und geistesstarke Nation an den Ufern des Nils gewohnt habe. Von Juda künden uns keine Pyramiden, keine Obelisken; es hatte keinen Gefallen an den Bauten, die, wie prächtig und glänzend oder wie machtvoll und erhaben sie sich auch darthun, trotzdem nicht nur von der Pracht, sondern auch von dem Elend erzählen, von dem gewaltigen Wollen eines Einzelnen und von dem traurigen Frohn Unzähliger. Sie sollen das Andenken des Fürsten ehren, und sie verewigen in Wahrheit die Schande eines Herrschers, der seinem Ruhm die Arbeit seines Volkes dienstbar machte. Und kann man wohl größere Schmach auf das Haupt eines Königs laden, als diesen einen Satz: er betrachtete die Arbeit der Nation als sein Eigentum, statt seine Kraft und Fähigkeit in den Dienst seines Landes zu stellen? Trefflich hat die heilige Sprache für König den Ausdruck melech gebildet: melech heißt Berater, der Rat seines Landes sollte der Fürst sein, nicht der unersättliche Schlund, der Reichtum, Arbeit und Glück seines Landes verschlingt.

Israel hatte nur einmal solche Bauwerke aufschichten helfen: das war da, als es selbst unter der Geißel Aegyptens stand; aber als Gott dem Dränger die Geißel entrang, da hatten die Söhne Judas etwas Besseres zu thun, als ihren Königen Gräber aufzuschichten. Fehlte doch zu solchen Experimenten, wo die ungeheuren Mittel zu dem ungeheuerlichen und ungehörigen Zwecke in so schreiendem Widerspruche stehen, die Grundbedingung d. i. die Knechtschaft der Massen. Das Königtum, eine spätere, von Moseh nicht gewollte und von Samuel nur mühsam zugestandene Einrichtung, hat das wesentlich freiheitliche Element des Judentums nie ganz verdrängt. Als Salomo Prachtbauten aufrichten wollte, berief er fremde Arbeiter ins Land, und als er, mit Aegypten verschwägert, ägyptische Regierungsmaximen vom Nil an den Jordan tragen wollte, da empörte sich der Volkswille, und ob es auch seiner Weisheit gelang, die Wogen wieder zu glätten, den Sturm der Empörung zu scheuchen und sein System aufrecht zu erhalten, — unter seinem

Nachfolger brach es jäh zusammen und begrub den Glanz des Hauses David unter seinen Trümmern.

Juda wäre unerbittlich der Vergessenheit anheimgefallen, wenn eben nicht den großen und befreienden Ideen ein längeres Leben beschieden wäre als selbst den festesten Gebilden von Stein und Erz. Aegypten hat für den Tod gebaut; Myriaden setzten ihr Leben daran, um ein Grab aufzubauen. Sie haben ihr Ziel erreicht; noch heute melden riesige Denkmäler, daß die Könige Aegyptens gestorben sind: eine Religion des Todes, ein Volk des Todes, ganz Aegypten steht vor unserer Phantasie wie eine große Totenkammer; sie haben ihre Leichname vor Verwesung gerettet um den höchsten Preis, um den Preis des Lebens.

Der Kampf Judas und Aegyptens ist so recht ein Kampf auf Leben und Tod in des Wortes schärfster Prägung, und er hat in veränderten Formen fortgedauert bis auf den heutigen Tag. Es war kein verächtlicher Gegner, mit dem Moseh Streit begann; Wissenschaft und Kunst hat in den Thälern des Nil zuerst sorgfältige Pflege gefunden; die Rätsel des Daseins waren dort zuerst, wie es scheint, aufgeworfen worden, und wie traurig auch die Lösung klingt, Mizraim kann aus einer Geschichte der Entwickelung des religiösen Geistes nicht herausgedrängt werden. Muß doch die Gottheit selbst in diesen Geheimnissen der Priester irgend einen Keim der Wahrheit gefunden haben, da sie auf so außerordentlichen Wegen den Moseh in diese Priesterkreise geführt hat. Dort war zum mindesten das Feld der Forschung urbar gemacht worden, ob auch die Zeugungskraft mehr die rasch aufsprossende Giftpflanze des Irrtums als die bescheidene Blüte der Wahrheit mit ihrem Safte sättigte. Ueberhaupt ist es zu beachten, wie das Judentum in den Schicksalen des Moseh, bevor er am Dornbusche berufen ward, gleichsam symbolisch seine Anerkennung dem Heidentume zollt. Daß die Vorsehung den Moseh zu Pharao, zu Jethro, dem Priester Midjans, führt, daß er auf so weiten Umwegen, durch die Hallen heidnischer Tempel und ägyptischer und midjanitischer Weisheit zum Horeb gelangte, kann mit gutem Grund als Beweis gelten, daß das Judentum in den religiösen Anschauungen dieser Völker das Körnlein Wahrheit ehrt, welches sie enthalten.

Moseh sollte bei Pharao, bei Jethro lernen, um wohl vorbereitet für die Kunde am Sinai zu sein. Die Kunde vom Dornbusch mußte ganz seltsam dem Ohr eines Pharaonen klingen, und der wißbegierige und gescheite Schüler der Priester Mizraims war in diesen ungebildeten Anschauungen gar nicht wieder zu erkennen. Zuvörderst trat er als ein „Mann ohne Rednergabe" vor den Thron; ein Mann ohne glatte Zunge, ohne höfische Art, wagt so schlicht und geradezu für die Rechte der Sklaven einzutreten. Was mögen nur die Hofleute von Moseh gedacht haben, der in der Jugend so große Hoffnungen weckte und nun sich wie ein plumper Plebejer geberdete und den Hofton so ganz vergessen hatte, daß er dort von der Gerechtigkeit für die Unterdrückten redete.

Im Midrasch[1]) wird erzählt: Ein Heide habe R. Josua gefragt, warum denn Gott gerade aus einem Dornbusche mit Moseh gesprochen habe; und R. Josua sagte: Wäre es eine Palme oder Sykomore gewesen, du hättest mich mit deiner kecken Frage nicht verschont; aber sieh her, ihr Heiden meinet immer, die Gottheit weile in euren Tempeln an besonders heiligen Orten: ihr verehrt sie in Hainen von Palmen und Cedern; aber die Palmen und Cedern haben vor dem Dorn nichts voraus. Doch vielleicht, — fuhr R. Josua fort, — ist das noch keine Antwort auf die Frage, die gerade dahinging, warum der Dornbusch den Vorzug erhielt. Nun, das bezog sich auf Israel. Das war gering und verachtet, aber eben deswegen vom Herrn auserkoren, der ein Anwalt der Schwachen ist. Oder vielleicht, — so meint der Rabbi, — ist es ein Hinweis auf die Knechtschaft Aegyptens; wie der Vogel im Dornenzweig sich verstrickt und nie unverletzt ihm entgeht, so waren auch nur wenige Sprossen Israels fähig, dem Zwingherrn sich zu entziehen und Leib und Seele vor Schaden zu wahren. Und wiederum, wie der Dorn den Garten umhegt, so wird Israel die Welt, den großen Gottesgarten, hegen und ihn vor dem frechen Einbruch höhnenden Unglaubens und knechtischer, den Geist unterjochender Gläubigkeit bewahren. Diese Feinde werden verbluten an den Wunden, welche jüdische Geistesschärfe ihnen zufügt. Denn wie der Dorn gedeiht im Garten, an Flüssen und in der wasserlosen Wüste, so Israel in Gunst und Ungunst, in Haß und Liebe. Man kann sie bedrücken, aber nicht unterdrücken.

Dieses Gespräch des Rabbi mit dem spottlustigen Heiden ist wohl auch ein Bild des Gegensatzes zwischen Moseh und Pharao. Aegypten, d. h. das elegante, vornehme, stimmberechtigte Aegypten spottete über den wunderlichen Mann, der, am Hofe erzogen, zu dem verachteten Sklavenvolke herabstieg. War es nicht lächerlich und geradezu eine Verleugnung seiner guten Erziehung, daß Moseh den Dorn neben die Palmen stellte und von der Gleichheit der Bedrängten mit ihren Drängern sprach und ihrem Rechte auf Freiheit; welche Schwärmerei, welch utopisches Gebilde, welche Ketzerei in dem wohlgeordneten, gar prächtig eingekasteten Aegypten, wo der Niedrige es ganz in der Ordnung fand, von dem Höheren getreten zu werden in dem Frohgefühl, einen anderen treten zu dürfen! An diese Aermsten kam eine Gottesbotschaft, da doch Religion in Mizraim nur ein Bedürfnis bevorzugter Kasten war. Bei den Niedrigen genügte ja die Geißel, um sie im Zaum der Sitte zu halten. Aus dem Kerker und den Fesseln sollte sich ein neuer Glaube erheben, da doch in Aegypten alles Wissen von Gott, alle Bildung überhaupt als ein Vorrecht der Herrschenden galt. Aber, kündete Moseh Israel, dieser „Dorn“ wird ein Zaun für die Welt werden, und die Kastengelehrsamkeit wird sich zu Tode verwunden an seinen Spitzen. Diese Sendboten eines Glaubens, der kein Vorrecht ist, sondern ein Volkskleinod, sie gedeihen wie die Dornen überall und lassen sonach dem Vorurteil keine Zuflucht, keine Rettung.

---

[1]) Ex. r. 2_5.

Moseh spricht im Namen Gottes: Schicke mein Volk, daß sie mir dienen, — schlichtweg mein Volk, nicht die Priester, nicht die Kriegerkaste, Alle sollen sie zu mir kommen; aber Pharao versteht diese Gleichheit nicht und fragt, wer soll denn von euch zu diesem Gottesdienste gehen? Und da er hört, daß alle verlangt werden, sagt er: Das ist nicht Recht, die „Vornehmen" mögen gehen. Mehr, fügt er hinzu, könne Moseh ja gar nicht verlangen.

Nicht nur zwei Völker, zwei Weltanschauungen standen sich in diesem Streite gegenüber: hier die düstere, trübe, dem Tode zugewandte Auffassung Mizraims, welche die Natur vergötterte; wie in dieser das Schwache dem Starken unterliege, so müsse auch unter den Menschen der Schwache dem Starken dienstbar sein; wer sich verewigen wolle, der könne es nur mit den Hilfsmitteln der Natur, und da das Tote länger dauere als das Lebendige, so solle man nur das Tote verewigen. So entstand ihre Verehrung der Tiere, da jeder Stier stärker sei als der Mensch, so die Pyramiden, die großen Gräber, so die Kasteneinteilung der von Gott gleichgeordneten Menschheit. Da redet Moseh von Adonaj, dem ewigen Wesen, der nach sittlichen Gesetzen waltenden Gottheit, er meldet, daß die Erde der Gerechtigkeit gehört; im Namen dieser trat er vor Pharao und sprach für die Bedrückten und rief den Tyrannen das Schreckenswort zu, vor dem sie erblichen: es heißt Gleichheit, und Moseh siegte, und die Lehre von dem Gotte, dessen Allmacht im Dienste der Gerechtigkeit steht, begann ihren Siegeslauf durch die Welt. So recht im Gegensatz zu den ägyptischen Königsgräbern, heißt es von Moseh: „Keiner weiß, wo er begraben liegt" [1]); dazu lehren die späteren Weisen: Man errichte keine Denkmäler den Frommen, ihre Thaten seien ihr Denkmal. [2])

Die Werke beider Nationen ragen hinein in die Gegenwart, aber von Aegypten melden sie, daß es längst, längst gestorben ist, von Israel, daß es lebt und wirkt und weiter trägt das Mosehwort: daß dem Ewigen, dem Gott der Liebe und der Gerechtigkeit, die Erde gehört. — Amen.

---

[1]) 5. M. 34 ₆. [2]) jer. Schekal. 47 a.

36.

Israels Jugendmut.

M. A.! Ein deutscher Dichter hat das Gleichnis: wie der Baum im Frühling, wenn ihn die Blüte schmückt, seinen Zweig zur Höhe richtet, im Herbst aber, wenn die Frucht gereift ist, Ast und Wipfel zur Erde senkt, so schreitet auch der Mensch in jenem glückseligen Lebensalter des Werdens, der Entfaltung hochaufgerichtet einher, aber später, wenn er etwas erreicht und geleistet hat, dann ist es die Frucht selbst, die ihn zu Boden drückt. Der Mensch tritt in den Frühling des Lebens, er hat keinen Schutz gegen den Frost, der seiner Blüte droht; wie will er vor dem Sturm sich retten, der vielleicht unversehens heraufzieht und die Knospe niederreißt? aber der jugendfrohe Mensch lebt so unbekümmert, als sei seine Blüte gegen all diese Gefahren gefeit, denn ihn beseligt das Hochgefühl des Werdens, des Wachsens und Fortschreitens.

Darum erweckt der Anblick der lebensfrischen Jugend Freuden wie der Frühling selbst. In frohem Wagemut treten die Grashalme aus der mütterlichen Erde heraus in diese rauhe Welt; sie hoffen, daß die Sonne sie erwärmen, aber nicht verzehren werde, daß der Regen sie tränken, aber nicht vernichten werde, daß der Sturm sie nicht entwurzeln, sondern sie nur fester und tiefer in die Erde schlagen werde, daß der Mensch selbst sie nicht zertreten, sondern pflegen werde, und erwarten Heil und Gedeihen. So' tritt der Knabe hinaus aus der Heimat hütender Zucht und fürchtet keine Gefahr und steigt kühn zu den steilen Höhen des Daseins.

Und am Ende hat die Jugend Recht mit ihrem Hoffen, mit ihrer Begeisterung Recht, wie der Frühling selbst, und die Alten sollten von ihr lernen, sorglos ins Leben schauen, sorglos aber nicht achtlos. Denn wenn das Werden und Entfalten so beseligt, was hindert dann den Menschen, dies Glück für sein ganzes Leben sich anzueignen und so einen dauernden Frühling in sein Dasein zu pflanzen?

Was dem Antlitz der Gegenwart nicht selten einen so müden Ausdruck giebt, das ist der Umstand, daß so viele in frühem Lebensalter fertig und abgeschlossen

dastehen, als könne ihnen nichts Neues mehr entgegentreten, als gebe es für sie keine Rätsel, als seien Herz und Welt nicht unendlich. Was ist das für ein Segen, wenn wir uns die Empfänglichkeit für das Gute und Wahre bis zum späten Alter bewahren, wenn wir lernen bis zur letzten Stunde. Nur der Thor ist fertig, der Weise wird es nie; nur wer sich weiter bildet, ist gebildet. Aber wer in seiner Jugend, dem Zwange folgend, einige Kenntnisse erworben hat, jedoch diesen Schatz nicht mehrt und pflegt, der hat in der Schule das Wichtigste nicht erworben: nämlich die Lust und Liebe zum Wissen. Dem Fertigen ist nichts recht zu machen; sein Spürsinn entdeckt am Besten noch einen Mangel, und, statt sich am Gebotenen zu freuen, ärgert er sich über das Fehlende. So ist es auf dem Gebiete des Genießens die Empfänglichkeit, auf dem Gebiete des Schaffens die Strebsamkeit, welche uns im Alter vor Ermüdung schützt.

Solch ein Greis, der den Mut und die Frische der Jugend sich bewahrt hat, ist Israel selbst. Diesen Greis in Jugendkraft feiern wir am Passah. Nicht das geschichtliche Ereignis ist das wesentliche an unserer Feier; sondern wir freuen uns, daß Israel noch heute lebt und blüht. Die Bildsäule bedarf des Sockels, daß sie weithin sichtbar werde; aber das wäre ein seltsamer Kunstfreund, der, in die Betrachtung des Sockels versenkt, es vergäße, sein Auge zur Statue emporzurichten.

So ist allerdings die geschichtliche Erinnerung nicht ohne Wert, damit uns die Gegenwart Israels, dessen Seele, dessen Lebensodem die Freiheit ist, deutlich und verständlich werde. Aber wer nur in geschichtlichen Erinnerungen am Feste schwelgt, der hat eine erstaunliche und nicht beneidenswerte Ähnlichkeit mit jenem Menschen, der das Postament bewundert und für das Standbild keinen Blick hat.

Unsere Weisen, von denen gemeldet wird, daß sie die ganze Nacht vom Auszuge aus Ägypten geredet haben, haben zweifellos nur dadurch bei sich und ihren Hörern eine so lebhafte Teilnahme für diesen ihnen so wohlbekannten Gegenstand erweckt, daß sie die Fäden zogen von diesem entlegenen Ereignis durch die Jahrhunderte hindurch bis zu den Tagen, in welchen sie selbst für ihre Religion litten und stritten.

Darum bewegt uns am Feste vor allem das Israel dieses Zeitalters, und was uns in der Hagadah als Pflicht auferlegt wird, daß jeder einzelne von uns sich betrachten solle, als sei er aus Ägypten gezogen, als habe er die Not der Knechtschaft und die Freude der Erlösung an sich erfahren, dies Gefühl bietet uns erst die volle Möglichkeit, das Fest mit ganzer Seele zu feiern. Wären wir nicht verpflichtet oder vielmehr wären wir nicht berechtigt, dieses ganze Erlösungsbild aus alter Zeit auf uns zu beziehen, so wäre uns der Auszug aus Ägypten nicht viel mehr wert als alle jene Pharaonengeschichten, die der gelehrte Fleiß in unserem Zeitalter aufgestöbert hat und die naturgemäß nur einen engen Kreis beschäftigen.

Wir feiern den Jüngling und wir feiern den Greis in Jugendkraft am Passah. Israel, das aus Ägypten gezogen ist, ist der Jüngling; Israel, das heute fast allerorten freudig strebt, dessen Söhne voranstehen im Kampfe für die höchsten Güter, das eifrig sich müht, die Fesseln der Unfreiheit zu sprengen, um sich mit den Kronen der Freiheit zu schmücken, das ist das Israel der Gegenwart, der Greis unter den Nationen, aber voll Mut und Jugendfrische.

Und kein Israelit darf es vergessen, daß die Kraft des Ganzen aus der Treue und Arbeit des Einzelnen sich zusammensetzt. Einstmals hieß es: „Gott wird für euch streiten und ihr dürft ruhig sein."[1]) Heute aber heißt es: Gott ist ruhig, wenn wir nicht für uns und für ihn streiten. Wir sind die Befreiten genau so wie damals die Scharen, welche unter Moseh aus Ägypten gezogen sind. Es heißt in der heiligen Schrift: „Die Israeliten sprachen: „Gott sandte uns einen Engel und führte uns aus Ägypten."[2]) Da fragen die Alten: wo ist denn in der ganzen Geschichte des Auszuges von einem Engel die Rede? und die Antwort lautet: Moseh war der Engel, denn eine große zum Himmel ragende Persönlichkeit ist ein Himmelsbote. Was hätte die Befreiung aus Ägypten genützt, ohne diesen Himmelsboten, ohne Moseh, von dem die Alten nicht ohne Grund sagen, daß er sechshunderttausend Israeliten aufwog. So fühlen auch wir es in jedem Augenblick, daß die errungene Freiheit fort und fort verteidigt werden muß; da wir keinen Moseh haben, der für uns sinnt und sorgt, so muß jeder einzelne sich aufraffen, um der Gesamtheit Kraft zu spenden.

Es wäre eine Täuschung, wenn wir die Aufgabe Israels in der Gegenwart uns leicht denken. Es ist ein bekannter Spruch: „Du mußt hart und keck sein wie ein Leopard, leicht beschwingt wie ein Adler, rasch wie ein Hirsch und stark wie ein Löwe, willst du den Willen Gottes üben."[3]) Unsere alten Weisen haben nicht, um Worte zu häufen, gleichsam das ganze Tierreich für unsern Spruch geplündert.

Sei hart und keck wie ein Leopard. Eine kecke Stirn ist im allgemeinen kein Vorzug; aber für unsere Religion, für die Stellung des Judentums in der Öffentlichkeit dürfen wir nicht bescheiden sein, und wenn uns tausendmal Unbescheidenheit vorgeworfen wird, wir dürfen nicht eine Haaresbreite von dem aufgeben, was göttliches und menschliches Recht uns zuspricht. Freilich wird diese Schärfe, mit der wir gerechten Anspruch festhalten, uns am ehesten verziehen werden, wenn wir leichtbeschwingt wie der Adler uns über die Misere der Alltäglichkeit erheben, wenn wir nicht in niedern Genüssen untergehen, wenn uns das „karge Brot" der Freiheit besser mundet als die Leckerbissen der Knechte. Und wir müssen hurtig wie der Hirsch zu jedem guten Werke eilen, wir müssen zeigen, daß jede Not auf dem weiten Erdenrund, so wir zu helfen vermögen, uns

---

[1]) 2. M. 14_{14}. [2]) 4. M. 20_{6}. [3]) Sprüche der Väter 5_{23}.

nahe geht. Vor allem müssen wir stark sein wie der Löwe im Kampfe mit der Begehrlichkeit des eigenen Herzens, mit dem Hasse, den erlittenes Unrecht in unserer Seele weckt, mit allen den Feinden, die uns böse und bitter machen. Kein Wort in diesem alten Spruche ist überflüssig; einer Fülle von Tugend und Tüchtigkeit bedarf der Israelit, der als Befreier sich bewähren will in dieser Zeit. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit entfacht den Mut für die Zukunft, und frohgemutet wie ein Jüngling spricht das alte Israel: „Ich werde niemals wanken." [1]— Amen.

[1]) Ps. 307

37.

Frühlingsbotschaft.

M. A.! Ob das herrliche Freiheitsfest, das Israels Gemüt aller Orten freudig stimmt und uns vergessen läßt die Not unseres Stammes sowie so manches persönliche Weh, ob dieses Fest dieselbe erbauliche Wirkung üben würde, wenn wir es zu einer anderen Jahreszeit feiern möchten? Die heilige Schrift selbst scheint dies zu bezweifeln, indem sie an mehreren Stellen es den Israeliten vor die Seele führt, daß sie im Monat der Frühreife, im Frühlingsmonde aus Ägypten gezogen sind. So spielt eine ganz nüchterne Kalenderfrage in die wichtigsten Stimmungen des religiösen Lebens hinein.

Wohl ist noch heute unser religiöses Jahr, wie ehedem vor Jahrtausenden unseren Vorfahren, ein Mondjahr; aber schon Moseh ordnet an, daß dieses Mondjahr mit dem Sonnenjahr in irgend einer Weise sich ausgleiche; denn die Feste sind nicht nur an einen bestimmten Monat sondern auch an eine bestimmte Jahreszeit gebunden; und wer kann sich der Wahrnehmung entziehen, daß dies Passah sein besonderes Gepräge dadurch erhält, daß es im Frühling gefeiert wird? Wie durch die Natur ein geheimnisvolles Weben geht, wenn das Eis sich löst und mit Sturmesbrausen der Winter verjagt wird, so ergreift auch den Menschen nach all dem öden Einerlei des Winters gleichsam ein Sehnen nach festlicher Zeit.

Aber diese Strahlen, mit denen die Frühlingssonne unsere Seele erhellt, sie müssen gesammelt werden, um wahrhaft neues Leben in unseren Herzen zu schaffen; alle die Lehren, die jeder keimende Grashalm, jeder schmetternde Vogel uns predigt, sie finden nur den rechten Widerhall in unserem Inneren, wenn wir Menschen selbst für eine kurze Zeit der Arbeit entrinnen, wenn wir ein Fest feiern und uns diesen Frühlingsstimmungen völlig hingeben.

Nichts ist lieblicher, als zu beobachten, wie dieses Sehnen nach dem Feste in der ganzen Bevölkerung sich regt, wie ein Jeglicher bestrebt ist, auch sich und sein Heim zu schmücken zur Zeit, da die Natur ihr winterliches Gewand abthut und sich schmückt und verschönt.

Wer der Sterblichen bedürfte nicht der frohen Botschaft? Der Kampf des Lebens ist hart und schwer; stürmischer als sonst pocht der Mangel an die schlecht verschlossenen Thüren der Armut in den kalten Tagen; der Haushalt ist auf das Allernotwendigste beschränkt worden; Thränen im Auge, rechnet die fürsorgliche Mutter, wo vielleicht noch gespart werden könne, um die Forderung des Tages in Einklang zu bringen mit dem kargen Verdienst; vergebens sinnt der Vater, der keine Arbeit scheut, wie er reicheren Ertrag ins Haus schaffe, und seine Brust ist beklommen, wenn er Frau und Kinder darben sieht. Ihnen ist die Aussicht auf die bessere Jahreszeit auch die Hoffnung auf eine bessere Zeit. In diesen Wochen, wo die Natur sich wandelt, tritt auch ein Wandel in den Lebensverhältnissen der Menschen ein; neue Beziehungen werden geknüpft, neue Quellen des Erwerbs öffnen sich, er hört die frohe Botschaft des Festes, wie Israel einst in fröhlichen Tagen sich erinnerte des Brotes des Elends, das es vordem hatte kosten müssen, und dieses Brot des Elends dann selbst nur noch eine Erhöhung des Festes bedeutete; und draußen die Flur und drinnen das Fest erheben die gebeugte Seele. Was er auf dem Felde sieht, — daß auf die Erstarrung die Erlösung, auf den scheinbaren Tod ein Auferstehen folgt, das wird ihm, zumal wenn das Fest ihm Zeit gewährt zu innerer Sammlung, unwillkürlich zum Zeugnis, daß überall in der Welt der Geist der Liebe waltet, der das Joch hinwegnimmt von den Schultern der Gebeugten.

Wir Sterblichen sind nun einmal abhängig von der Außenwelt; der Mensch kann der Wirkung der lichteren Jahreszeit nicht widerstehen, und wenn das Fest kommt, dann ist die Erinnerung an die Erlösung Israels vor Jahrtausenden und das Bild der Erlösung der Natur, das wir vor Augen haben, zugleich eine Erlösung für das trauernde Menschenherz.

Denn es ist nicht wahr, daß die Menschen zu prosaisch sind, um diese Sprache der Natur zu verstehen. Die Poesie ist nicht das Erbgut weniger, sondern sie ist das Gemeingut aller, und wem wären nicht zumal schon edle Frauen begegnet, die eine Welt von Poesie in ihrem Herzen bargen und doch nie einen Vers gestaltet haben. Von dieser poetischen Stimmung gilt der Satz des Psalmisten: „Kein Spruch, kein Wort, kein Laut wird vernommen, und dennoch geht durch die ganze Erde ihr Weben und bis ans Ende des Weltalls ihr Ruf.“ [1])

Was wäre uns das Passah ohne den Frühling? Eine verblaßte geschichtliche Erinnerung; auch das Passah bekommt erst seine Lebenswärme, seine Frische, seine ursprüngliche Kraft durch den Frühling, durch den Kommentar, den in Licht und Blüten, in milden Lüften und duftenden Blumen die Natur zum Feste spendet.

Das Fest ruft uns zu: Wie die Natur sich verjüngt, so verjüngt sich auch Israel immer wieder nach langem, hartem Winter. Unsere Vorfahren brauchten

---

[1]) Ps. 19_4 f.

Wunder, um an den Gott zu glauben, den Erlöser Israels, den Erlöser aller Unterdrückten. Wir brauchen keine, denn wir haben das größte, das Dasein Israels.

Vor einem Jahrhundert gab es in Berlin einen Mann, der die Aufgaben Mendelssohns übernahm, ohne dessen Weisheit, Tugend und Größe zu besitzen; dieser schämte sich des Namens Jude und erbat von den Behörden, daß sie doch dieses häßliche und verächtliche Wort in öffentlichen Erlassen nicht ferner brauchen sollten; ob er auch vielleicht von gutem Willen beseelt gewesen ist, bedeutet dennoch sein Name ein Zeitalter der Schmach und des Abfalls für Israel. Mehrere Jahrzehnte später erhob sich ein edler Mann, Gabriel Rießer; ein deutscher Patriot und ein deutscher Jude von reinstem Empfinden, der gründete eine Zeitschrift, die sich die Aufgabe stellte, das Recht der Juden nicht zu erbetteln, sondern mannhaft zu fordern. Sein Verdienst war es wesentlich, wenn selbst diejenigen, die absichtlich die Ohren verschlossen, die Sprache des jüdischen Rechtes vernahmen; wie einst der Schall der Posaunen vor Jericho, so hat sein Wort die Mauern des Ghetto erschüttert, und da er sah, daß der Name Jude mit Unrecht verachtet und entwürdigt war, so nannte er seine Zeitschrift: Der Jude, denn auch der Name Jude, und mit ihm dessen glorreiche Leidensgeschichte, sollte emanzipiert und aus der alten Schande gerissen werden.

Das ist auch unsere Aufgabe in der Arbeit, Israel zu verjüngen und zu erneuern. Niemals zurück, muß unser Wahlspruch sein. Wir haben nichts zu verheimlichen, nichts zu entschuldigen; nicht den Nachkommen derer, die uns bedrängt und gequält haben, die uns entsittlichen und entwürdigen wollten und es nicht erreicht haben, ist es erlaubt, uns vorzuwerfen, daß wir in dem schweren Kampfe nicht unverwundet geblieben sind, sondern edle deutsche Männer haben sich vielmehr dazu bekannt, der Gegenwart die Pflicht aufzulegen, zu sühnen, was die Vorzeit an uns gesündigt hat. Die Erlösung, die wir erstreben, wird vergiftet, wenn unserer Religion das Joch auferlegt wird, das wir abwerfen, oder wenn wir zugeben, daß, was das Unglück unserer Väter war, für ihre Schuld gelten soll. Israel darf den harten Nacken nicht beugen, um unser Recht als Gnade von der Erde aufzulesen. Wir müssen uns den freudigen, feurigen Mut entfachen, daß wir um die Erlösung, die wir ersehnen, kämpfen wie um ein gutes Recht, daß wir nicht die idealen Güter opfern, um die Güter der Erde zu gewinnen. Das Fest und der Frühling künden uns, daß das Joch gebrochen wird; Natur und Geschichte vereinen sich, um den Mut derer zu beleben, die für Wahrheit und Freiheit ringen. — Amen.

Predigten

zu den letzten Tagen des Passah-Festes.

38.

Moseh und die Propheten.

M. A.! Vier Aussprüche, so lesen wir im Talmud, vier Aussprüche hat
oseh verkündet, da kamen vier Propheten und haben sie aufgehoben. Bevor
r noch auf diese Aussprüche im Einzelnen eingehen, — schon dieser allgemeine
edanke, daß spätere Propheten aufheben können, was ein Moseh verkündet, ver=
ent ob seiner Kühnheit unsere volle Aufmerksamkeit. Welch einen Lärm würden
ohl unsere Glaubenswächter, deren Blick stets auf die Vergangenheit gerichtet ist
nd die der Gegenwart den Rücken kehren, erheben, wenn irgend ein moderner religiöser
enker die Meinung ausspräche, daß die religiöse Erkenntnis, die Ansicht über
e Aufgaben und das Schicksal Israels, des Gottesvolkes, in manchem Punkte
er Moseh selbst hinausschreiten könnte. Verrat am Heiligsten wäre wohl das
indeste, wessen man ihn bezichtigen möchte. Nun aber sagt es kein Moderner,
dern R. Joseh bar Chanina, und es steht geschrieben im Talmud, im Traktate
kkoth. Es wäre auch gar zu seltsam, wenn, da doch alle Erkenntnis fort=
eitet, gerade die Religion stehen bliebe, da sie doch vielmehr dazu berufen
dem Strome gleich, alle die geistigen Nebenfluten, die auf den verschiedensten
bieten entspringen und wachsen, in sich aufzunehmen und zu sammeln und so=
h um so mächtiger zu werden, je mehr die Geistesarbeit überhaupt zunimmt
leistet. Glauben wir nimmermehr denen, die Feindschaft setzen zwischen dem
en Geist und der Religion. Es ist die Schlange, welche die Erkenntnis den
d des Glaubens schilt.

Soll sich darum die Vergangenheit loslösen oder gar losreißen von der
gangenheit, aus der sie emporgewachsen ist? Wir stehen auf dem Boden des
aischen Judentum, wenn wir auch unsern Sinn der Lehre der Geschichte
ht verschließen, daß die spätere Zeit uns in vielem über Moseh hinaus=
ührt, in vielem freilich auch hinter Moseh uns zurückgedrängt hat. Das junge
is, das in den Boden eingesenkt wird, und der mächtige Stamm, der aus ihm
chst und mit tiefen Wurzeln in der Erde haftet, sie sind dasselbe und nicht
asselbe. Ja, selbst wenn der Sturm dieser Pflanze Samen auf seine Flügel

nimmt und ihn in ferne Zonen trägt, wo er, bedingt durch den veränderten Boden und die Einflüsse eines andern Klimas sich ganz verschieden entwickelt, auch die eigene Art, die da entsteht, ist immer verschieden und gleich dem ursprünglichen Stamme.

Nicht anders ist es mit der Religion. Das Reis des Moseh, es gedieh, es wuchs, es ist zum Stamm geworden. Diesen Baum: Moseh selbst hätte ihn vielleicht kaum wieder erkannt; dennoch, nach wem werden wir ihn nennen, ja wem gehört er wirklich nicht nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach? Wem anders als dem Moseh, ohne den es kein Judentum gäbe? Und der Samenstaub dieser Pflanzung, er ist in alle Winde verflogen. Je nach den Bedingungen der Kultur, unter welche die Juden gerieten, wandelte sich auch ihre Religion, sie nahm an von der Art und von der Unart der Völker, unter denen wir weilten. Dennoch ist sie so gewiß dieselbe wie die Lehre des Sinai, wie alle die Gewächse, die aus einem heißen Himmelsstrich nach dem Norden verpflanzt, jetzt trotz ihrer eigenartigen Entwicklung zu derselben Familie gehören mit diesen Pflanzen des Südens. Wenn heute Moseh in unserer Mitte erschiene, er würde am Ende — wer kann dafür einstehen — in tausend Punkten uns verleugnen, in tausend andern freudig bekennen, daß wir ihn übertroffen haben. Dennoch sind wir, wie wir sind, zwar anders als Moseh, aber, geschichtlich geredet, die Sprossen seines Geistes, die Bekenner seines Glaubens. Ja, der Schmetterling darf auch die Raupe nicht verleugnen; zugegeben, daß das Judentum der Gegenwart zu dem des Mittelalters sich verhält wie der Schmetterling zur Raupe, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß wir im Grunde dieselben wie jene mittelalterliche Raupe sind. So dürfen wir unsere Vergangenheit mit allen ihren Schatten und Schäden nicht verleugnen. Wir zerreißen nicht die Kette, welche uns mit unsern ruhm- und leidensreichen Vätern verbindet, aber wir verlangen für die Gegenwart wie für jede Zeit das Recht, überkommene Wahrheit fortzubilden und die religiöse Erkenntnis, die höchste Blüte des Wissens, mit allen Säften zu nähren, die aus dem Boden der Zeit emporsteigen. Damit ist allerdings für das religiöse Wissen die Wandelbarkeit bis zu einem gewissen Grade zugegeben.

Aber, sagen die Eiferer, die göttliche Weisheit ist unwandelbar, so muß es auch die Erkenntnis sein, die ihr entspringt. Welch ein Trugschluß! Ein Lehrer bringt einem Knaben eine bedeutsame Lehre; wird er sie nicht so vortragen, daß sie leicht und rasch in das Verständnis des Knaben eingeht? Er wird sie anpassen der Geistesstufe, auf welcher der Schüler steht. Aber nun wird der Knabe reifer; sein Urteil wächst; er dringt tiefer ein in die überkommene Lehre, er gewinnt ihr neue Seiten ab; aus dem Keim, den der Lehrer eingesenkt, wird Knospe, Blüte und Frucht; die Lehre, die einst der Knabe empfangen, wird reicher und tiefer dem Jüngling, dem Manne: werden wir darum den Lehrer tadeln, daß er nicht sogleich die volle Kunde dem Kinde gebracht hat? O nein, er war weise und

sprach zu dem Ungereiften, wie es diesem ziemt, und überließ die Entfaltung der Selbständigkeit seines Schülers. So redete die göttliche Weisheit zu den Israeliten in der Wüste, wie es diesen gemäß war. Denn die Lehre ist nicht wie totes Metall, das im Laufe der Zeit unverändert bleibt oder gar noch abnimmt, sondern eine lebendige Saat, die ständig weiter sprießt.

Die Weisen des Talmud, in ihrer echten Frömmigkeit von heiligem Feuer durchglüht, waren kühn genug, der Geistesfreiheit das Wort zu reden und frei zu bekennen, daß die späteren Propheten über Moseh hinausgeschritten sind. Denn es wäre seltsam, bei einer Erkenntnis den Ursprung, den Stammbaum, höher zu achten als den Inhalt, seltsam vollends in unserer Zeit, die auch in der Schätzung des Menschen den Stammbaum, den Adel der Abstammung, weit zurücktreten läßt gegen den Adel der Persönlichkeit. Die Ängstlichkeit, mit welcher die Überfrommen sich scheuen, an dem Alten und Überkommenen in Lehre und Satzung zu rütteln und zu rühren, ist nur ein Beweis der Schwäche ihres Glaubens; man muß den Bau für morsch halten, dessen Grund und Mauer man gar nicht anzutasten wagt. Die Achtung freilich, die wir dem freien Mut des Talmud erweisen und seiner Auffassung in der religiösen Fortbildung zollen, zwingt uns noch nicht, ihm im Einzelnen beizupflichten; aber das ist klar, die vier Punkte, die er herausholt, auch wenn es nicht Irrtümer des Moseh, so waren es jedenfalls Irrtümer der frühen Zeit, so daß sie von den späteren Propheten und Weisen mit größerm Erfolg sind bekämpft worden.

Der erste Punkt: Es heißt in der heiligen Schrift: „unter diesen Völkern wirst du keine Ruhe finden.“ [1]) Da kam Jeremia und sprach: „Gott ist ausgezogen um Israel zu beruhigen.“ [2]) Es ist erstaunlich, daß derselbe Prophet, der am tiefsten die nationale Zerstörung beklagt hat, auch am klarsten den Israeliten die Aufgabe gestellt hat, heimisch zu werden auf fremdem Boden. Unter diesen Völkern wirst du keine Ruhe finden. Ist das wirklich nur ein alter Irrtum? Nun, jedenfalls hat er noch lange fortgewuchert, lange, nachdem Jeremia es verkündet hatte, daß wir uns dabei beruhigen müssen und können außerhalb des gelobten Landes zu leben, daß unser Gott und unser Glaube nicht an der Erde Palästinas haften, sondern mitgezogen sind in die Fremde. Wie der Auszug aus Ägypten eine freudige Notwendigkeit war, um dem neuen Glauben eine Stätte zu gründen, so war der Auszug aus Palästina eine traurige Notwendigkeit um Israel zu läutern. Wer im Judentum nur eine nationale Einrichtung sah, sagte: „unter diesen Völkern wirst du keine Ruhe finden;“ wer in ihm die Himmelsbotschaft erkannt, die durch Israel an alle Welt sich wendet, der sprach: Gott ist mitgezogen, dein Glaube ist deine Heimat; du kannst überall ruhig bleiben. Israel war eine nationale und wurde eine religiöse Genossenschaft. Das ist die Formel, mit

[1]) 5. M. 28_{65}. — [2]) 31_{1}.

welcher der Streit geschlichtet wird, ob wir eine Nation oder eine Religion in der Geschichte darstellen. Die uns noch heute in die Schranken einer engen Nationalität zurückweisen wollen, verwechseln das, was wir sind, mit dem, was wir waren, übersehen, daß die Geschichte uns über den Standpunkt des Moseh hinausgeführt hat.

Und zweitens sagt R. Joseh bar Chanina: es heißt in der Thora: „du wirst verloren werden unter den Völkern.“ [1]) Da kam Jesaja und sprach: „die Verlorenen und die Verstoßenen kommen wieder und beugen sich vor dem Ewigen.“ [2]) Ruhe finden unter den Heiden, das schien nur möglich, wenn Israel sich verliert, wenn es seine Besonderheit aufgiebt und allmählich aufgeht in den Nationen, unter welche die geschichtlichen Stürme es verschlagen haben. Entweder getrennt und in steter Unruhe, oder ruhig und verbunden, verloren unter den Völkern, nur diese zwei Fälle schienen möglich und bis in die neueste Zeit waltete dieser Irrtum, daß unsere Glaubensgenossen meinten, sie müßten sich gewaltsam abschließen gegen die Bildung, gegen den Verkehr der Nationen; sonst gehen wir zu Grunde, sonst schwindet Israels Name aus dem Leben der Gegenwart. Aber der Prophet tröstet: „du wirst nicht untergehen, du wirst nicht aufgehen in den Nationen, unter denen du weilst.“ Wenn wir uns ihnen anschließen in Bildung und Gesittung, wenn das Land, in dem wir wohnen, uns zur Heimat, und seine Sprache uns zur Muttersprache wird, so verlieren wir eine Eigenart, die wertlos ist, aber unser Adel bleibt uns, unser Glaube. Schließt nicht diese Einheit im Glauben ein festes Band um alle Israeliten, um die im Nord und Süd, diesseits und jenseits des Ozeans? Ist nicht gerade in der Gegenwart diese Einheit uns zu größerm Bewußtsein gekommen, obgleich wir uns fester als jemals, so fest als nur irgend ein anderer Bürger ans Vaterland anschließen? Blüht nicht der Bund, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, der geistigen und körperlichen Not unserer Glaubensgenossen in unzivilisierten Landen zu steuern, breitet er nicht seine Fäden aus über die ganze Erde, hat er nicht seinen Mittelpunkt in der Hauptstadt des Landes, in welchem selbst die Böswilligen es nicht wagen, ihre jüdischen Mitbürger des Mangels an Vaterlandsliebe zu zeihen? Haben wir aufgehört, Juden zu sein, seitdem wir Bürger geworden durch das Recht des Landes und durch den heißen Drang der eigenen Seele? So wenig hat sich erfüllt das Wort des Moseh: „du wirst weilen unter den Völkern und keine Ruhe haben“, und so sehr hat sich erfüllt: „auch die Verlorenen und Verstoßenen kommen wieder und beugen sich vor dem Herrn.“ Verloren gingen einige Satzungen, deren Übung an das heilige Land geknüpft hat. Die religiöse Entwicklung hat sie abgestreift. Aber das Judentum blieb, und diese Minderheit hat sich zäh und lebenskräftig erwiesen, weil sie aufgab,

---

[1]) 3. M. 26_{38}. — [2]) 27_{13}.

was im Wandel der Zeit und des Ortes nicht mehr zu halten war, um, was übrig blieb, um so treuer und fester zu umschlingen.

Und der dritte Punkt, den R. Joseh bar Chanina anführt, betrifft gar eine Stelle des Zehngebots! Moseh, sagte er, kündete, daß Gott die Schuld der Väter heimsuche an den Kindern und Kindeskindern.[1]) Da kam Hesekiel und hob den Ausspruch auf und lehrte: „Nur die Seele, die sündigt, stirbt."[2]) Wie schwer ist es, zwischen diesen beiden Sätzen eine Entscheidung zu treffen! Wenn die Söhne derer, die durch ihre Sünden den Sturz des jüdischen Reiches herbeigeführt hatten, in der Knechtschaft Babylons seufzten, litten sie nicht unter der Schuld ihrer Väter? Haben sie gar so Unrecht, wenn sie anklagend redeten, die Väter haben den unreifen Wein gegessen, und nun sollen die Zähne der Söhne stumpf werden? Wenn einer sein Gut vergeudet, wenn er seinen Namen schändet, leiden seine Kinder nicht unter seiner Schuld? Vollends nun gar, wenn ein Vater, statt seine Kinder zum Guten zu erziehen, statt ihnen Geist und Gemüt zu weihen durch religiöse Lehre, sie mit frevlem Sinne zur Sünde führt, wenn er mit ruchloser Hand gewaltsam die Bande zerreißt, welche die jungen Seelen an das Heilige und Sittlichgute knüpft, wenn er sie gewöhnt, das Erhabene zu verhöhnen, und Recht und Sitte zu verletzen, und nun sind die Kinder entartet und stiften Unheil und werden von der Strafe heimgesucht, wird da an ihnen nicht die Schuld der Väter geahndet? Wohl hat Moseh jene rohe Form des Strafrechts aufgehoben, welche die Kinder auch von Rechts wegen, wenn ich so sagen darf, strafte für das Verbrechen der Eltern. Aber konnte er leugnen, daß im Laufe der Welt die Folgen der Schuld noch sichtbar werden an Kindern und Kindeskindern? Dennoch, soll nicht die Achtung vor der Majestät des Rechtes untergehen, so gilt es, diesen Knoten zu zerhauen, den wir nicht entwirren können und festzuhalten an der Selbstverantwortlichkeit jedes Sterblichen für seine That. Die Einflüsse der Erziehung, des Verkehrs, des Blutes selbst, sie mögen noch so mächtig sein, das Gewissen kann gegen sie reagieren und sie aufheben. Keiner, so lehrt Hesekiel, leidet durch fremde Schuld, nur der, der selbst sündigt, nur der stirbt, denn es giebt für keinen einen Zwang zur Sünde.

Und zum vierten lehrt R. Joseh: Moseh sprach: „Sicher weilet auf Erden, wer wie Israel ein Streiter Gottes ist, aber einsam und elend, wer wie einst Jakob, listig und tückisch ist."[3]) Da kam Amos der Prophet und hob es auf. Denn so heißt es: „Der Prophet sah im Traumgesicht, wie Gott das Feuer zur Fehde rief und es verzehrend durch die Äcker schritt. Da sprach der Prophet: Ewiger Gott halt an, wie kann Jakob bestehen, da es so klein ist. Da bedachte sich der Ewige darob und sprach: Das soll nicht geschehen."[4]) Der Prophet kann die Schuld seines Volkes nicht leugnen, er erkennt die Strafe als gerecht an,

---

[1]) 2. M. 20_{5}. — [2]) 18_{4}. — [3]) 5. M. 33_{28}. — [4]) 7_{1} ff.

dennoch betet er: halt ein und schone Jakob, da es doch so klein ist. Es sündigt, aber es ist zu klein, es ist zu schwach, der Sünde zu widerstehen, die es mit tausend Lockungen an sich zieht. Sollte Gott keine Nachsicht haben mit der menschlichen Schwäche? Und Gott bedenkt sich und löscht aus Schuld und Strafe. Was also ist der Gegensatz, auf den dieser vierte Punkt hinzielt? Die alte, strenge Ansicht war: Den Guten erwartet der Lohn, den Bösen erwartet unaufhaltsam die Strafe. Aber milder war die spätere prophetische Lehre, daß für den Sünder, für den sein Verdienst nicht redet, daß für ihn seine Schwäche redet, daß er erlöst werde durch die Gnade. Der Mensch darf sich der Selbstverantwortlichkeit nicht entschlagen, indem er die Gewalt der Leidenschaft, oder verführerischen Verkehr oder schlechte Erziehung zu seiner Entschuldigung anführt, er muß sich zurufen das Wort des Hesekiel: die Seele, die sündigt, stirbt. Aber Gott, der milde Richter, sieht seine Schwäche, ist gnädig dem, der seiner Gnade nicht völlig unwert ist, erbarmt sich noch dessen, dem kein Verdienst beisteht und spricht: Das Verhängnis soll sich nicht erfüllen. Nicht die Gerechtigkeit, die unerbittlich waltet, sondern die Liebe, die sich gern erbitten läßt, ist das letzte Wort Gottes.

Welch ein Trost ist dies uns in dieser Stunde des Gedächtnisses. Unsere Lieben stehen vor dem Richter, der Grund und Kern jeder That erkennt: wie sehr wir sie auch verehren, wie hoch immer sie in unserer Achtung stehen, wir bangen, ob sie bestehen werden im Gerichte. Da richtet uns auf die Botschaft des Propheten von der verzeihenden Liebe. Unsere Teuren, sie waren gut, und wenn sie fehlten, so waren sie schwach, so konnten sie sich nicht wehren gegen den bösen Feind, darum wird Gott ihnen gnädig sein und sich ihrer erbarmen.

Wahre, o Gott, deine Gnade den Toten und den Lebenden, führe uns baldigst zu dem Passah der Zukunft, von dem die Weisen reden, wo alle Keime der Wahrheit, welche in deiner Thora liegen, zur vollen Kraft und Entfaltung gekommen sein werden. Möge im Fortschritt der Zeiten auch die religiöse Erkenntnis wachsen zu neuen Siegen. Deine Lehre leite uns in den Kämpfen des Tages und lehre uns die Liebe zum Vaterlande vereinen mit der Liebe zum heiligen Glauben, daß wir beglückt und ruhig weilen in diesem Lande, welches unsere Heimat ist, sie feste uns das Vertrauen, daß Juden und Judentum nie untergehen, nie verloren werden können; sie schärfe uns das Gefühl von Verantwortlichkeit für das, was wir thun, für das, was wir lassen; aber sie lehre auch den Sünder aufschauen zu dir, der du nicht nur die strafende Gerechtigkeit, sondern auch die verzeihende Liebe bist. Ja, du bist unser Erlöser: erlöse uns von Not und Schmach, erlöse uns von Sünde und Schuld. הנה אל ישועתי אבטח ולא אפחד „Du bist der Gott meines Heils: ich traure und bange nicht." — Amen!

39.

Der Preis Gottes im Liede.

M. A.! Drei Lieder erklingen am Passah im Hause des Herrn; das eine hat Moseh angestimmt, der Mann mit der schweren Zunge, dem die Begeisterung die Kraft der Rede löste, daß sie wie ein Strom dahinrauscht, in dem die Sonne sich spiegelt, machtvoll, leuchtend in farbigem Glanz; und da er das Lied begann, so fiel ein Chor von sechshunderttausend gewählten Männern ein in den jubelnden Sang, und das Frohgefühl des Sieges trug sie hinaus über all das Bangen ob der Zukunft, und sie schlossen die Hymne mit dem großen Rufe: „Gott wird regieren in alle Ewigkeit", und da die Frauen den gewaltigen Chor der Männer vernahmen, da scharten sie sich alle um Mirjam, die Prophetin, und noch einmal erklang die festliche Weise aus zartem Frauenmunde, und mit Spiel und Reigen erhöhten sie die Freude. Denn darin unterschied sich Israel sogleich bei seinem Eintritt in die Geschichte von den andern Nationen, daß bei ihm kein Volksfest vollendet war, wenn nicht die Frauen gesellig sich einten zum Chore der Männer.

Und ein zweites Lied, das stimmte David an, der vielgeprüfte, den der Weg zum Throne geführt hat durch glänzende Siege, aber auch durch grause Schrecken. Wer hatte Schwereres erduldet! Nachdem er in jungen Jahren zu Ruhm und Ehren aufgestiegen war, wurde er von dieser steilen Höhe jäh hinabgestürzt und lange Zeit mußte er weilen im nächtigen Abgrund. König Saul hatte ihn erhoben, er hat ihn gestürzt. In dem Herzen Davids kämpften die Dankbarkeit gegen den König und Furcht und Zorn über dessen späteres sinnloses Gebahren einen schweren Kampf. Er litt unter der Verfolgung Sauls, aber noch schwerer litt dieser König, verfolgt von den bösen Dämonen, die seinem getrübten Geiste entstiegen und ihn ruhelos jagten; in die Wüste mußte er flüchten; er sah die edelsten Männer hingeopfert, weil sie sich ihm freundlich erwiesen hatten; alle Qualen eines Geächteten mußte er ertragen; von seinem Vaterhause, von seinen Freunden sich trennen, und wenn er zum Schlafe die Augen schloß, so mußte er zagen, ob nicht der Mörder ihm auflauere; da befreite

Sauls Tod den David von diesem Alp, der auf seiner Seele lastete, und er *sang ein Lied*. Aber nicht so hell und freudig wie das des Moseh konnte es sich zum Himmel erheben. War doch Saul in der Schlacht gefallen, in der die Philister aufs Neue die Obmacht gewonnen hatten über Israel; und Jonathan selbst, dieses hohe Muster hingebender Freundschaft war unter den Erschlagenen. Wohl war Davids Leben jetzt aus dieser steten Sorge herausgerissen, und nur geringe Hindernisse standen ihm nun noch im Wege, um das Scepter über das ganze Volk zu führen. Aber konnte der Freund es vergessen, daß in dem Momente, wo sein Stern und der Stern seines Hauses zu hellem Glanze sich erhob, ihm der Freund verloren ging, wie ihn in solcher Bewährung nur wenige besessen haben, konnte der Fürst es vergessen, daß dieser Tag für alle Ewigkeit gezeichnet war als der Tag der Schmach und der Niederlage seines Volkes? Da war die Freude geteilt, und selbst der Jubel konnte nur in gedämpften Tönen zum Ausdruck kommen. Und konnten die Israeliten mitsingen, als David sein Dankeslied anstimmte? Konnten sie ihre Niederlage feiern? Allein stand er mit seiner Freude; und fehlt nicht der Freude die Weihe, wenn wir sie allein genießen? Die heilige Schrift deutet, wie es scheint, diesen Unterschied zwischen dem Gesange des Moseh und dem des David sogleich in den einleitenden Worten an. Von Moseh heißt es: dann aber *sang* Mose und die Israeliten dieses Lied dem Ewigen: אז ישיר משה ובני ישראל את השירה הזאת לה׳, von David dagegen berichtet die Schrift: וידבר דוד את דברי השירה הזאת Und David *sprach* zum Ewigen die Worte dieses Liedes: Moseh singt, David spricht, denn wem erlahmte nicht der Flug der Begeisterung, wenn er im Kreise der Niedergebeugten und Gedemütigten steht? Und David hatte nicht wie Moseh Genossen zum Sange, die das eigene Feuer anfachen und mehren.

Und der dritte Sang, er wird dem *Salomo* zugeschrieben: das Hohe Lied. Es ist viel geschmäht und viel gerühmt worden; als es Aufnahme finden sollte unter den heiligen Bücher, da sträubten sich viele der alten Lehrer es als heilig anzuerkennen, und hätte nicht R. Akiba, der große Lehrer, es in Schutz genommen, es wäre ausgeschlossen geblieben, diese Perle wäre uns verloren gegangen, und noch vor hundert Jahren, im Zeitalter der Aufklärung, hielt ein freisinniger Übersetzer der heiligen Schrift das hohe Lied für unwert, dem Volke bekannt zu werden, weil es ein Liebeslied sei. Als wäre die keusche, sittige Liebe ein Unrecht, ein Verbrechen, da sie doch vielmehr die Menschen bessert und veredelt und Duft und Blühen dem Leben verleiht. Der Frühling im Menschenherzen ists, der hier so reine, so leuchtende, so zarte Blüte treibt, und darum paßt dieses Lied so trefflich zur Festesstimmung des Passah. Die Weisen vergleichen den Sang des Moseh mit der salomonischen Dichtung. Ist das nicht eine Entweihung? Hier wird ein Weib, dort die Gottheit besungen. Aber es ist in beiden die Liebe, die Hingebung, die sich freudig weiht, die froh vertraut, und nur, wer die Gottheit *liebt*, der kann

ihr Lieder singen. Wer Gott dient in Furcht oder auch in Dankbarkeit, der wird loben, aber er wird nicht jubeln und singen, das kann nur ein Herz, das Gott in sich aufgenommen hat, das sich ihm zu eigen gegeben hat, das nicht zweifelt, wiedergeliebt zu werden und sich ihm naht wie die Freunde dem Freund.

Die Weisen[1]) sprechen diesen Gedanken sinnreich folgendermaßen aus: es heißt in den Sprüchen: „sie öffnet ihren Mund in Wahrheit, und die Lehre der Liebe ist auf ihren Lippen;“[2]) dieser Satz bezieht sich auf Moseh und die Gemeinde Israel. Von dem Tage, da Gott die Welt erschaffen hatte bis zu dem, da die Israeliten am Schilfmeere standen, finden wir wohl manchen Frommen, aber keinen, der ein Lied dem Ewigen gesungen hätte. Gott erschuf den Adam; dieser sah die Welt, so reich, so schön, so Lied erweckend, aber dieser Stammvater unseres Geschlechtes kannte wie so unzählige seiner Sprossen nicht das Hochgefühl, welches die zarten und freien Seelen beim Anblick der Natur empfinden. Ihm war der Baum wert, weil er ihm Früchte bot, weil er unter seinem Schatten sich barg, weil er von seinem Holze sich eine Hütte baute, aber wie schön und erhaben er sei, wenn er, ein Zeugnis Gottes, himmelan seine Wipfel richtet, dafür hatte er keine Empfindung. Er sah nur den Nutzen, den die Welt dem Menschen brachte; darum dankte er seinem Schöpfer, aber er sang ihm nicht. Sodann heißt es weiter: Abraham wurde aus dem feurigen Ofen gerettet, aber er sang kein Lied. Mit dieser Rettung aus dem feurigen Ofen hat es folgende Bewandtnis:

Die Sage des Midrasch erzählt nämlich, Abraham sei, weil er die Götzen seines Vaters Terach zerstört habe, vor Nimrod, den gewaltigen Herrscher, zur Verantwortung gestellt worden. Als er sich weigerte, irgend eine andere Macht anzubeten als den Einzigen, habe Nimrod ihn in einen feurigen Ofen werfen lassen. Aber Gott habe ihn durch ein Wunder daraus errettet. Haran indes, der Bruder Abrahams, der unentschieden und abwartend bei Seite stand, wurde gleichfalls in den Ofen geworfen, aber nicht gerettet.

Das ist die Erzählung des Midrasch, und wir zeihen die weisen Lehrer keiner Unwahrheit, wenn wir diesen ganzen Bericht für eine Dichtung halten; die Schrift erwähnt sorgsam die Lebensgefahr, in der Isak geschwebt hat, sie erzählt ausführlich die Schicksale Abrahams und dieses wichtigste Erlebnis sollte sie verschweigen? Nein, vielfach ist Abraham geprüft worden; aber diese Prüfung wird nicht berichtet, und wir haben keine Veranlassung, dieses Wunder seiner Lebensgeschichte einzufügen.

Aber was bedeutet es denn, wenn unsere Weisen sagen: Abraham wurde aus dem feurigen Ofen gerettet und hat kein Lied angestimmt? Nun, wer den Vorurteilen einer ganzen Welt zu trotzen wagt und einen neuen

---

[1]) Ex. r. 23_4. — [2]) Spr. 31_{26}.

Gedanken unter die wahnbefangene Menge trägt, der mag sich vorsehen, daß die Glut des Hasses ihn nicht verzehrt, daß das Feuer des Fanatismus ihn nicht vertilge. Es giebt nichts, was mehr beseligt, als einen neuen großen Gedanken zu finden, und nichts bringt mehr Unruhe in unser Leben, als ihn zu verbreiten. Wer hohen Geistes und vollen Herzens durch eine Welt des Irrtums, der Sünde, der Grausamkeit schreitet, der mag zusehen, daß er unversehrt bleibe, denn hier lauert die Gefahr, von den Netzen des Bösen umfangen und ihm unterthan zu werden, dort die andere, von ihren Pfeilen getroffen hinzusinken. Wie viele, die anfangs den Flug zu den Höhen der Wahrheit gerichtet haben, sind müde geworden und haben mit dem Irrtum einen Pakt geschlossen. Wie viele, die als Ritter der Wahrheit zum Kampfe sind ausgezogen, sind wund und elend heimgekehrt. Ein Feuerofen war die Welt für Abraham, für ihn, der den Götzen seiner Zeit den Krieg erklärt hatte. Aber soll der Prophet aus ihm geklärt und geläutert hervorgehen, soll ihm die Aussicht auf den Sieg nicht ganz entschwinden, so muß er den Glauben haben und die Begeisterung, so muß es ihm ein Leichtes sein, für sein herrlich Kleinod ins Feuer zu gehen. Wer, wie Haran, nicht der Idee um ihrer selbst willen dient, sondern wegen des Ruhmes und der Ehre, er kommt sicherlich um. Aber die echten Propheten, selbst wenn sie unterliegen, auch ihr Untergang dient der Wahrheit, aber zuweilen gelingt es ihnen auch aus dem Feuerofen unverletzt herauszutreten. Abraham besaß eine gläubige, gottesfürchtige Seele. Er war dankbar für die Rettung, aber seine Vernunft hatte an seiner Gotteserkenntnis mehr Anteil als sein Gemüt. Er hatte den allmächtigen Gott begriffen, aber nicht den allliebenden: aber nur die Liebe erwecket den Sang; darum hat er, aus dem Feuerofen erlöst, kein Lied angestimmt.

Nüchtern hatte Adam die Natur, nüchtern hatte Abraham das Schicksal der Menschen angeschaut; aber als Israel vor das Schilfmeer kam und das Meer sich spaltete, sogleich sangen sie ein Lied, denn von Moseh unterrichtet, „öffnet die Gemeinde ihren Mund in Weisheit und die Lehre der Liebe ist auf ihren Lippen.“ Es war derselbe Grundton, der auch aus dem hohen salomonischen Sange an unser Ohr klingt. Nur aus dem Herzen strömt das Lied, nur, wer Gott liebt, der weiß, daß seine Liebe unendlich ist, nur dem wird der Dank, die Verehrung, das Gebet, das er dem Herrn der Welt weiht, zum Gesange. Und der Ewige sprach: auf diese habe ich gehofft. Jetzt hatte das Herz besiegelt, was die Vernunft ersonnen, jetzt war Gott vom Himmel zur Erde in das Gemüt des Gläubigen hinabgestiegen.

Es heißt in den Psalmen[1]) נכן כסאך מאז מעולם אתה und die Weisen übersetzen: damals ist Dein Thron gefestet worden, obgleich Du von Ewigkeit her bist. Jetzt war ein ewig unauflöslicher Bund zwischen Gott und der Menschheit ge-

[1]) 93_2.

schlossen. Und die Propheten fassen die Beziehungen Gottes zu seinem Volke unter dem Gleichnis der Ehe auf, weil Gott auf Erden nicht erkannt und geehrt wird, wenn nicht vertrauende Menschenherzen in Liebe ihm entgegenschlagen.

Und wie beseligend und tröstend ist dieser Gedanke an die göttliche Liebe in dieser Stunde, da all die Lieben, die im Staube ruhen, gleichsam vor unsere Seele treten, da all die blassen Schatten uns umschweben, da wir aller derer gedenken, die wir, die uns verloren haben, um in ein unbekanntes Land hinüberzuziehen. Wir bangen für uns, wir bangen für sie; jedoch der Gott, den Moseh im Liede preist, der uns seine Liebe für die Ewigkeit versichert hat, er kann seine Geschöpfe nicht verlassen, er wird uns führen durch Not und Bangen; er wird gnädig sein den Hingeschiedenen und auch da, wo er zürnen könnte, Gnade walten lassen.

Die Schrift erzählt: Sogleich nach diesem erhabenen Sange am Schilfmeer zogen die Israeliten von dannen; sie kamen nach Marah, d. h. „Bitterkeit", und sie konnten das Wasser nicht trinken vor Bitterkeit; da zeigte ihnen Gott einen Baum, dessen Holz warfen sie hinein, und das Wasser wurde süß. Schon der Talmud faßt diese Erzählung bildlich auf. Aus der Begeisterung und der gehobenen Stimmung kamen sie an die Bitterkeiten des Lebens, in all die Sorgen und Mühen, und sie konnten das Wasser nicht trinken vor Bitterkeit, schier unerträglich wurde ihnen das Dasein. Da zeigte ihnen Moseh einen Baum. Und der Talmud erörtert die Frage, was das für ein Baum gewesen sei; der eine meint, es sei die Bachweide, das Sinnbild der Demut, die vor jedem Winde sich geduldig beugt: Geduld und Demut müssen wir in die Bitterkeit des Lebens gießen, dann wird es süß und erträglich. Der andere sagt: es war der Ölbaum. Die Frucht des Ölbaums ist an sich bitter und ungenießbar, aber wenn sie gepreßt wird, giebt sie den lieblichen, süßen Saft. Auch das ist ein Gedanke, der uns mit der Bitterkeit des Lebens versöhnt, daß die Seele selbst dem Ölbaume gleich sei, daß sie ihre reinste Tugend, ihre herrlichsten Vorzüge offenbare im Drange der Not, der Schmerzen, der Trauer. Vom Schilfmeer hatte Israel die Frucht mitgenommen, die all die Bitterkeit versüßt. Dort war ihnen Gott als ein trauter Freund erschienen. Dort gewannen sie die Zuversicht, es kann nicht schlimm, es kann nur heilsam sein, was von ihm gesandt wird.

O, daß dies Vertrauen auch uns beseele, und der Herr helfe uns über Not und Trübsal, daß wir einstimmen in das Wort des Propheten: Ich danke dir Herr, daß du mir gezürnt hast, dein Zorn wandte sich und du tröstest mich; Gott ist mein Heil, ich vertraue und bange nicht. Mein Sieg, mein Sang ist der Herr und er war mir zum Heile. — Amen!

40.

Wenn ich dein vergäße.

M. A.! Als der edle Sänger, verbannt von den Gefilden der Heimat, von den Gefilden Zions, der gottgekrönten, an den Strömen Babels saß inmitten einer Natur voll Frische und Üppigkeit, inmitten einer Landschaft, über welche die Gottheit einen fast paradiesischen Segen ausgegossen hat, da dachte er in heftiger Schmerzenswallung des zertrümmerten Zions und der verödeten Flur. Nach langer Wanderung rastete der Sänger auf einem Gebiete, wo die Gegenwart mit allen Reizen das Auge lockte; aber was sonst das Auge des Dichters erfreut und begeistert, wenn die Gottesschöpfung in besonderer Schönheit und Fülle sich vor ihm ausbreitet, das blieb wirkungslos bei diesem nach innen gekehrten Sinn des heiligen Mannes. Doch nein, es war nicht wirkungslos, denn das Gemüt des Dichters ist wie die Harfe, welcher der leiseste Hauch Töne entlockt. Aber an den Strömen Babels stiegen ganz andere Gebilde vor die Seele des Sängers als die, auf welchen sein Auge ruhte; er sah die Fülle, und empfand den Schmerz, er sah die leuchtende Landschaft, und sein Auge wurde von Thränen getrübt, er sah die liedererweckende Schönheit und legte die Harfe aus der ermatteten Hand, er sah das prangende Babel und dachte an das zertrümmerte Zion; und der Seufzer zog hinüber zu der geliebten Heimat: „Wenn ich dein vergäße, Jerusalem, meine Rechte müßte meiner vergessen, wenn ich dein nicht dächte, wenn ich dich nicht brächte, Salem, auf die Höhe meiner Freude.“[1])

Das ist kein Schwur, kein Gelübde. Was wäre das für ein armseliges Gemüt, das schwören muß, nicht zu vergessen! Es wäre kein Gedenken mit dem Herzen, es wäre ein Gedenken mit dem Kopfe, wie man sich wohl eine Jahreszahl einprägt und ein geschichtliches Ereignis; da muß die Hingebung an den Gegenstand unserer Liebe im Moment des Schwurs schon auf einen sehr geringen Grad hinabgesunken sein, wenn die Furcht vor dem Vergessen uns treibt, solche Wälle gegen dasselbe aufzurichten. Nicht so schwach und lose war das Band, welches des Sängers Seele verknüpfte mit dem heiligen Grabe von Israels einstiger Größe. Ihm war Zion kein Grab, und Jerusalem keine Öde; ihm waren sie beide lebendig

[1]) Ps. 137.

und an das Herz gewachsen, sein Gemüt war ganz beherrscht und eingenommen von dieser Erinnerung, er sprach kein Gelöbnis, er wollte sein Herz nicht zwingen, sein Herz zwang ihn und er sagte: so lange seine Hand sich noch bewege, so lange Leben durch seine Glieder ziehe, müsse er der Heimat gedenken, der verlorenen Liebe.

Wie dem Sänger die Rast den Schmerz steigerte, wie die blühende Landschaft die Trauer ihm mehrte, so ergeht es auch wohl zumeist uns mit der Erinnerung an die Heimgegangenen, wenn nach der bangen Wanderung durch die Wintermonde das Fest des Frühlings bei uns einkehrt: die Werktagsarbeit erzeugt auch eine Werktagsstimmung; da gehören wir kaum uns selbst, jeder hat seinen Beruf, seinen Platz wie in einem großen Heere, und wollte einer auch seinen Gedanken über Gebühr nachhängen, und sich scheiden von den Genossen, er kann es kaum, er wird hineingezogen. Die Arbeit erträgt auf die Dauer keine erhöhten, keine gedrückten Stimmungen, alles ordnet sie gleichmäßig durch die Forderungen, welche den Sinn zur Außenwelt lenken und von der Einschau in unser Inneres gewaltsam abziehen. Da kommt die Rast, das Fest. Die Lichter werden entzündet und die Becher gefüllt, und der Mund soll es sprechen: Wir danken dir ewiger Gott, daß du uns diese Freudenzeit hast erleben und erreichen lassen.

Heiter und fröhlich sind die Glücklichen und gern künden sie den Weihespruch des Festes; aber bei dem Geprüften drängen sich bei diesem Anlaß hervor all die trüben Gedanken, all die bangen Gefühle, welche die Arbeit in einen Winkel unseres Herzens gescheucht hat. Wie einst Israel in Ägypten, wie einst der Sänger an Babels Strömen die Rast dazu nutzte, um aufzuseufzen, so erweckt das Fest ein ungleich heftigeres Sehnen nach all den Lieben, die im Grabe ruhen, an denen unsere Seele hing und hängt, die tot sind und in unserem Herzen leben, die wir verloren haben und die uns besitzen. Irr und unstät schweift der Blick in dem erleuchteten Raum nach dem treuen Auge, das auch in unser Gemüt hineingeleuchtet hat, aber was in unserem Geiste lebt, ist der Wirklichkeit längst entschwunden; und wie es im Liede heißt: wenn ich dich nicht, Salem, brächte auf die Höhe meiner Freude, so ist es gerade das Fest und die Freude, welche uns erkennen lassen, wie sehr unser Lebenskreis sich umdüstert hat durch das Scheiden der Geliebten. Entzündet sind die Lichter, aber das Auge wird umschattet, der Becher wird erhoben, aber mit dem Weine mischt sich die Thräne, nur zögernd sprichts der Mund, wie ein Opfer und nicht wie einen Dank: „gepriesen seist du, daß du mich diesen Festestag erleben ließest.“ Und auch der Frühling, die erneute Natur, sie mehrt der bekümmerten Seele nur den Schmerz, statt ihn zu bannen. Das verödete Zion wurde dem Dichter lebendig an Babels Strom, wo wie in einem Gottesgarten die reichste Entfaltung ihm entgegentrat, wo zu den außerordentlichen Gaben der Natur der Fleiß der Menschen kam, um den Boden zu schmücken.

So erweckt die Zeit, in der die Natur das Joch des Winters brach, wo die Blumen und Blüten aus der Nacht zum Lichte steigen, in uns unwillkürlich ein

träumerisches Hoffen, daß auch die Menschenblüten, die wir in die Erde gelegt haben, sich erheben werden. Wir können es nicht fassen, daß die welk gewordene Erde aufs Neue blüht, daß der schwache Grashalm mächtig genug ist, den Boden zu spalten und aus seinem Grabe aufzusteigen; und nur die Menschengräber öffnen sich nimmer und geben die Lieben nicht wieder, die wir ihnen vertraut haben. Bitter und von schneidender Schärfe war dem Trauernden der Gegensatz zwischen der blühenden Flur und dem welken Gemüte, zwischen der erlösten Blume und den Lieben, welche, wie es uns dünkt, mit ewiger Fessel belastet sind. Es giebt eine Pein schlimmer als die Einsamkeit, sie entsteht, wenn wir Zeugen sind, wie alles singt und jubelt, und wenn durch das Licht, das uns umgiebt, nur der Schatten und das Düster unserer Seele um so stärker hervortritt. Der Frühling ist die Zeit des Sanges für die Glücklichen, daß die Herzen sich in Liebe öffnen und begegnen; schon im hohen Liede heißt es: „Laßt uns auf die Berge steigen, laßt uns sehen, ob der Weinstock grünt, ob die Knospe sich öffnet, ob die Granaten sprießen; dort will ich dir meine Liebe schenken."[1]) Aber schon die heidnische Mythe hat den beginnenden Frühling der Klage gewidmet über verlorene Liebe. Das Fest und der Frühling beide rufen: Erlösung! darum steigern sie den Schmerz und die Sehnsucht in dem Gemüte dessen, der in die Fessel einer großen Trauer geschlagen ist.

Aber diese Hingebung an den Schmerz, so sehr sie uns rührt und bewegt, so sehr menschlich sie ist, sie ist am Ende doch nur eine menschliche Schwäche. Die Zeugnisse des Herrn, das Fest und der Frühling, sie sind keineswegs Gaben ausschließlich nur für die Heitern und Glücklichen. Schwach ist die Seele, die in Trauer untergeht. Aber nach dem Glauben Israels treten die Zeugnisse Gottes als Mahnungen zur Freude an uns heran, daß wir gesunden und vom Kummer genesen. Das Judentum ruft uns zu: ביום טובה היה בטוב „Am Tage der Freude sei fröhlich",[2]) schließe dich nicht aus von der Freude deines Volkes, überwinde den Gram, werde kein Sklave deiner Trauer, mache dir nicht selbst das Dasein zum Kerker, da doch der allgütige Gott diese Welt so schön auch für dich geschmückt hat, da er auch dir geschenkt hat das Fest der Erlösung. „Schließe dich nicht aus von der Gesamtheit",[3]) dieser große Grundsatz unserer Lehre, er richtet sich auch an die bekümmerten Seelen, daß sie im Verein mit den Volksgefährten heiter das Fest begrüßen, daß sie über die Lücken, welche der Tod in ihrem engen Kreis gerissen hat, hinausschauen auf den großen Volkskreis, der heiter und frohgemutet ist. Darum sagen die Alten, daß jeder Brauch der Trauer vor dem Feste weichen muß, denn wir haben gegen uns und gegen die große Gottesgemeinde Israels die Pflicht, keinen Mißton zu bringen in den allgemeinen Jubel. Aber wie es denn die Art unserer alten Lehrer war, den Bogen nicht gar zu straff zu spannen, nicht gar zu viel dem Volke zuzumuten, so nahmen sie weise Rücksicht auf jene

[1]) 7_{13}. — [2]) Koh. 7_{14}. — [3]) Spr. d. V. 2_5.

so natürliche Regung des Herzens, daß gerade am Feste der Verlust unserer Lieben uns besonders empfindlich wird, und darum ordneten sie an, daß das Fest nicht scheide ohne ernstes Gedenken an die Heimgegangenen; und indem sie uns gestatten, unserer Empfindung einen feierlichen Ausdruck zu geben, erreichen sie auch den andern Zweck, daß wir von dem Feste gehen, gehoben, geweiht, den Blick gen Himmel gewendet.

Erfüllt von dem Gefühl der Trauer über den Sturz von Zion, sprach der fromme Sänger keineswegs es aus, daß alle Freude nunmehr für ihn erloschen sei; dazu war er zu gläubig und gottesfürchtig. Er wußte, daß das vollendete Jahr auch auf fremdem Boden ihm die Feste des Herrn bringen werde, er wußte, daß sie Freude künden, und er wollte nicht taub sein gegen die Botschaft des Herrn. Darum sagte er nur: ich werde dich, Jerusalem, bringen auf die Höhe meiner Freude, ich werde mitten in allem Jubel dir einen Laut der Klage, ein Wort wehmütigen Gedenkens zollen. Tief ergriffen und niedergebeugt gab er dennoch seinem Schmerze einen wahren und keinen überschwänglichen Ausdruck. Er sagte sich nicht los von der Freude sondern sprach es nur aus, so fest wurzele in ihm die Liebe zu der heiligen Stadt, daß er ihrer stets gedenken müsse, daß er in seine höchsten Wonnen diesen Wermutstropfen gießen werde.

Das war nun, wie wir alle wissen, kein Ausdruck eines persönlichen Fühlens, das jüdische Volkstum sprach durch den Mund dieses Sängers. Mit einer Pietät, wie sie vielleicht nur unserm Stamme eigen ist, haben wir Zions gedacht auf den Höhen unserer Freuden, bei jedem Feste, bei jedem Gebet im Gotteshause und in der Familie.

Und mit noch innigerem Gefühle erwähnen wir unsere Lieben, die zu Gott gegangen sind, auf der Höhe unserer Freude, wenn unser Gemüt durch acht Tage eines besonderen Gottesdienstes im Tempel und im Hause zu immer reinerer Freude sich erhoben hat. Auf den Höhen der Freude begegnen wir den Heimgegangenen und die Glücklichen erkennen, wie diese Höhen so steil sind, und wie nahe die Gefahr, in den Abgrund zu stürzen; die Trauernden sollen es aber erkennen: an den Schluß des Festes hat der Brauch der Väter die Feier der Seelen gesetzt, denn das Fest selbst und der Frühling, sie gehören nicht den Toten, sondern sie gehören Euch und dem Leben. Der das Klagelied sang an den Strömen Babels, er hatte sicher ein treues Gemüt und eine glühende Liebe für das zerstörte Heiligtum; wie die Rechte seinem Leibe, so war seiner Seele der Gedanke an Zion notwendig und verwachsen; aber er hat der Freude nicht abgeschworen, sondern so lebendig waren ihm — und mit ihm seinem Volke bis auf den heutigen Tag — diese heiligen Erinnerungen, daß sie dieselben in jede frohe Stunde, in jede Lust und jeden Jubel hineingetragen haben.

Horchet darum der Mahnung des Festes und des Frühlings, folget ihrem Rufe zur Freude. Wie die Natur den Winter überwand, wie Israel die Fessel des Pharao abwarf, so erlöset euch von maßloser Trauer. Aber bewahrt wie

Zions Sänger auch auf der Höhe der Freuden ein heilig Gedenken verlorener Liebe; laßt dieses Fest nicht von euch gehen, ohne den Seelenbund zu erneuern mit den treuen Menschen, die eingegangen sind zum ewigen Frieden.

Besonders aber die Erinnerung an große und edle Menschen, die uns, die die Menschheit gefördert, indem sie ein Beispiel der Tugend und Gottesfurcht gaben, soll nicht thatenlose Trauer, sondern den Eifer und die Leidenschaft wachrufen, wie diese zu streben und zu arbeiten. Wie traurig ist ein Dasein, das ohne Spur dahinschwindet, wie herrlich ein Leben, das Dauerndes gewirkt hat. Solche Gedanken soll die Erinnerung an die Toten erwecken; dann ist sie in Wahrheit eine Feier der Seele, dann ist sie ein Segen für die Tage der Arbeit, wenn wir der Heimgegangenen gedenken, wenn wir sie erheben auf die Höhe unserer Freude, unserer Feste. Amen!

41.

Hinderungen.

M. A.! Der Talmud erzählt[1]) von frommen Lehrern, welche die Gewohnheit
ten, wenn das öffentliche Gebet beendet war, in einem kurzen Spruch ihrem
sönlichen Empfinden Ausdruck zu geben. Der Talmud bringt eine ganze Reihe
ser Sprüche, die jetzt zum größten Teil in unserem Gebetbuche Aufnahme ge-
den haben. Eins dieser Gebete lautet[2]): „Es ist vor dir, o Gott, kund und
nbar, daß es unser Wille ist, deinen Willen zu thun: Und wer hinderts? der
uerteig im Teige und die Pflicht gegen die öffentliche Gewalt."

Schon das ist interessant, daß die frommen Meister sich kein Genüge thaten
dem öffentlichen Gebete und noch nach dem Schluß desselben im Gotteshause
weilten. Diese Eigentümlichkeit der alten Weisen steht jedenfalls in lebhaftem
gensatze zu Gewohnheiten, wie sie in manchen jüdischen Gotteshäusern sich zeigen,
manche, auch ohne von besonderen Berufsgeschäften gedrängt zu werden, den
hluß des Gottesdienstes nicht abwarten. Wir verehren die Frauen als die Muster
Wohlverhaltens und der guten Sitte. Der Dichter sagt: „willst du genau erfahren,
s sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an! Denn ihnen ist am meisten dran
gen, daß alles wohl sich zieme, was geschieht". Nun wird unser Gottesdienst der
bbate und Feste mit einem Gebete beendet, das einen reichen, erbaulichen Inhalt
Ist es wohl das Geziemende, wenn dies Gebet verhallt unter den Tritten,
er den lauten Gesprächen, unter den freundlichen Begrüßungen derer, die kurz
Schluß der öffentlichen Andacht das Gotteshaus verlassen? Die Ordnung ist
geringste im Hauswesen, im Geschäfte, im Staate; und dennoch hochwichtig,
n ohne Ordnung ist alles unordentlich. So ist auch bei der Andacht die
nung nur ein Nebensächliches; aber wenn sie fehlt, ist es dennoch um die
dacht geschehen. Jeder Einzelne von uns hat den Willen und die Absicht, unsern
ttesdienst vor Störungen zu wahren; jeder spricht: זה אלי ואנוהו, „dies ist
n Gott, ich will ihn verschönen",[3]) d. h. ich will ihn feiern durch eine würdige

---

[1]) Ber. 17a. — [2]) רבון העולמים גלוי וידוע לפניך שרצוננו לעשות רצונך ומי מעכב
שאור שבעיסה ושעבוד מלכי. — [3]) 2. M. 15 2.

Gestaltung von Gotteshaus und Gottesdienst. Dies Vertrauen, daß die Genossen nicht die Unordnung, sondern die Ordnung, nicht die Störung der Andacht, sondern die Hebung derselben wollen, hatte auch der fromme Rabbi gehabt, von dessen Spruch wir ausgegangen sind. Er sagt: Es ist Gott kund und offenbar, daß es unser Wille ist seinen Willen zu thun, daß des Menschen Neigung auf das Gute gerichtet ist und am Guten Wohlgefallen hat.

Dieser Glaube an das Göttliche in der Menschennatur, wir dürfen ihn uns auch durch trübe Erfahrungen nicht rauben lassen; heutzutage glaubt sich so mancher als Menschenkenner aufzuthun, der ein Menschenverächter ist. Die Großen der Erde denken klein von den Menschen und vergessen dabei nur, daß diejenigen, die sich zu den Mächtigen drängen und ihnen unterwürfig schmeicheln, nicht gerade den Adel des Menschengeschlechtes darstellen. In diesem Jahrhundert hat ein ausgezeichneter deutscher Schriftsteller alle Kunst der Darstellung dazu benutzt, um die Menschen recht schlecht zu machen, um sie, das ist buchstäblich wahr, tief unter die Hunde herabzudrücken. Was ist denn damit erreicht? Für wen schrieb denn der Mann? doch für Menschen? Und ist es nicht lächerlich, für Leute zu schreiben und an deren Aufklärung zu arbeiten, die man so tief verachtet? Auch großen Königen und Staatsmännern sagt man nach, daß sie von der Menschenwürde gering dachten, und sie mögen oft dazu Veranlassung gehabt haben; aber es muß ihnen doch mit dieser Geringschätzung nicht völliger Ernst gewesen sein. Es klingt zuweilen schön und vornehm, so von oben herab über die Genossen zu reden. Entschließen wir uns nicht dazu, dergleichen abschätzige Urteile nur halb zu glauben, so besteht ein klaffender Widerspruch zwischen dem Denken und dem Thun dieser Männer. Denn es wäre unerklärlich, warum diese Männer so viel Gefallen daran gefunden haben, über diese verächtliche Menge zu regieren, warum sie, wenn ihnen der Herrscherstab entfallen ist, sich in Sehnsucht nach der Macht verzehren. Ein geistreicher Franzose hat einmal den Ausspruch gethan: Mancher, der die Menschen für thöricht hält, vergißt, daß es immer einen Thoren mehr giebt als er glaubt. So vergißt auch mancher, der die Menschen für verächtlich hält, daß es einen Verächtlichen mehr giebt als er annimmt. Denn um sich selbst zu erheben, drückt er die Anderen herunter. Jener gallige Schriftsteller, der die Menschen tief unter die Hunde stellte, wie wäre er wohl aufgebraust, wenn man von seinem Satze auf ihn selbst eine Nutzanwendung hätte machen wollen!

Aber der fromme Rabbi, der sich zu den Übrigen stellt, glaubt an den Adel, an die ursprüngliche Reinheit des menschlichen Herzens und ruft Gott selbst dafür zum Zeugen auf, daß es unser Wille ist, Gottes Wille zu thun. Der Talmud sagt: „der Mensch sündigt nur, wenn Thorheit seinen Sinn umfängt".[1]) Alle Verbrechen sind nur Schwächen. Wie wichtig ist dies Vertrauen zu den guten Trieben der Menschen-

[1]) Sota 3a אין אדם עובר עבירה אלא אם כן נכנם בו רוח שטות

natur, wenn wir die bessernde Hand an die Schäden der Zeit legen wollen. Wer überall Beschränktheit, Bosheit, Niedertracht sieht, dem wird bald die Lust und die Kraft versagen, zu helfen und zu bessern. Wer aber der Ansicht huldigt, daß über dem guten Kern sich nur eine Kruste gebildet, und daß es gilt, sie hinwegzuräumen und zu verhindern, daß sie sich neu bildet, der wird ganz anders bestrebt sein, unermüdlich am hoffnungsfreudigen Werke der Gesittung zu schaffen. Wie kann sich die Verachtung einen mit der Liebe, und wie soll einer den Menschen wohlthun und für sie wirken, wenn er sie nicht liebt? Auch hier trifft der welt- und herzenskundige deutsche Dichter mit einem kurzen Satze das Wesen der Sache: „Wonach soll man am Ende trachten? die Menschen kennen und sie nicht verachten."

Aber der fromme Lehrer, der es von sich und seinen Genossen kündet, es ist unser Wille deinen Willen zu thun, kann die Existenz der Sünde nicht leugnen. Und wie erklärt er ihr Dasein? Zuerst, meint er, hindert uns der Sauerteig im Teige. Ein derbes aber treffendes Gleichnis für die Leidenschaft. Die Leidenschaft ist im Menschen nicht zu missen. Wird das Brot schmackhaft, wenn der Sauerteig es nicht durchgährt? Möchten wir uns das ganze Jahr mit dem לחם עני „Brot des Elends" zufrieden geben, das wir am Passah genießen? Aber wenn des säuernden Stoffes zu viel im Teige vorhanden ist, so verdirbt der Teig, und das Brot wird ungenießbar. Nun, sagt der alte Meister, sehet daran, wie schwer es ist zu verhüten, daß die Leidenschaft nicht überschäumt. Dieser Sauerteig, eben noch von nützlichster Wirkung, wird schädlich, wenn er zu lange im Teige gährt. So ist es gewiß für uns ein Segen, daß das Blut rasch und warm durch unsere Adern strömt; die nüchternen, matten, fischblütigen Leute haben noch nie etwas Besonderes geleistet. Aber wer weiß nicht, welche Gefahren, welche Sünden aus dem raschen, heißen Blute kommen? Jede Sünde ist einer Tugend eng benachbart. Ja, es giebt für diese Dinge keinen absoluten Maßstab; dasselbe Gebahren, das wir bei einem Menschen, der von der Hand in den Mund lebt, Verschwendung nennen, würden wir bei einem reich begüterten Manne vielleicht als übertriebene Sparsamkeit bezeichnen. Die Lust am Erwerb ist nichts Häßliches; wer es vermag, der thut gut daran, größern Besitz zu gewinnen, um sich und den Seinen nach menschlichem Ermessen eine sorglose Zukunft zu sichern. An welchem Punkte aber wandelt sich die Tugend der Sparsamkeit in die Sünde der Habsucht, des Geizes? Der größte Philosoph des Altertums hat darum die Tugend als den Mittelweg zwischen zwei Extremen bezeichnet. Deshalb wählt der Rabbi zur Bezeichnung der Ursache der Sünde das Gleichnis: der Sauerteig im Teige. Das Gute und das Böse sind in ihren Ursprüngen nicht scharf voneinander getrennt; oft ist es die Gelegenheit, die hier den Menschen in Verbrechen verstrickt, und die dort einen Menschen von ähnlichem Naturell zu einer schönen und edlen That führt. Demnach sollten wir uns vor übertriebenem Tugendstolze hüten und Gott danken, daß wir nicht in Versuchung kommen.

Und als zweite Veranlassung zur Sünde bezeichnet der fromme Rabbi die Pflicht gegen die Obrigkeit. Diese Pflicht war in früheren Zeiten für den Juden anders geartet als heut zu Tage. Zur Zeit des Talmud seufzten die Juden meist unter hartem Joch, nichtsdestoweniger lesen wir in den Sprüchen der Väter die Mahnung: bete für das Wohl der Obrigkeit[1]), denn selbst die schlechteste Regierung ist besser als keine. Heute stehen wir, wenigstens in diesen schönen deutschen Landen, in Reih und Glied mit den andern Bürgern. Aber weil wir nur gering an Zahl sind, weil das öffentliche Leben naturgemäß nach dem im Lande herrschenden religiösen Bekenntnis sich richtet, so sind für uns Juden Kollisionen zwischen den Forderungen des staatlichen und zwischen den Forderungen des religiösen Lebens unausbleiblich. Sie beginnen schon für das Kind, wenn es in die öffentliche Schule tritt. Der Staat, zumal der moderne Rechtsstaat mit den hohen sozialen Aufgaben, die er sich stellt, und zum Teil erfüllt, ist eine Einrichtung, die unserer Ehrfurcht würdig ist und der zu dienen eine Ehre ist. Unsere alte Religion kann aber auch nicht ohne weiteres vor dem Staate zurückweichen; wir können uns nicht in all und jedem nur nach dem Staate richten. Ein Ausgleich ist nicht leicht. Wir möchten unsere Kinder teilnehmen lassen am öffentlichen Gottesdienste. Aber wer hindert es? Die öffentliche Schule. Der Segen des Sabbats, der den Erwachsenen durch den harten Kampf des Lebens verloren geht, fehlt unsern Kleinen, weil sie in die Schulen wandern müssen! Wohl uns, wenn wir zu retten versuchen, was sich noch retten läßt, wenn Jung und Alt wenigstens zu Haus, nachdem die Pflicht des Berufs und der Schule erledigt ist, etwas von der Weihe des Sabbats und der Feste finden und empfinden.

Unsere Vorfahren, deren wir heute bei der Seelenfeier gedenken, konnten, weil sie dem Staate fremder gegenüberstanden, der Religion freier leben. Wohl uns, wenn wir, wie hart uns auch das Leben bedrängt, das Streben haben, soweit wir es vermögen, die heiligen Überlieferungen der in Gott ruhenden Väter zu wahren, wenn wir vor Gott es aussprechen können: „Du, o Gott, weißt es, dir ist es offenbar, daß es unser Wille ist, deinen Willen zu thun."

Amen!

---

[1]) 3_2.

42.

Ein volles Glas.

M. A.! Unsere alten Meister lehren: Wer beim festlichen Mahle über ein volles Glas seinen Segen spricht, dem giebt Gott ein Erbe ohne Enge; ein anderer meint, dem giebt Gott beide Welten, irdisches Glück und ewige Seligkeit. Das wäre nun freilich ein wohlfeiles Rezept, um so hohe Güter zu gewinnen; nicht zu kargen beim Weine, über den wir den Segen sprechen, bei diesem Anlaß das Glas bis an den Rand zu füllen, das scheint doch eine erstaunlich geringe Leistung, als daß so hoher Lohn für sie gewährt werden sollte.

Wollten wir den Satz der Weisen so mißverstehen, wir glichen einer Klasse von Leuten, die unter den Gegnern von Thora und Talmud nicht selten sind. Zuerst werden die Worte der heiligen Schriften verrenkt, verzerrt, mißdeutet, entstellt, bis etwas recht Thörichtes und Abscheuliches zu Stande gebracht ist, dann aber heißt es mit lautem Hohn: Sehet, das steht in euren heiligen Büchern. Unsere alten Meister haben ein Recht darauf, daß wir mit einem günstigen Vorurteil an ihre Aussprüche herangehen, und nur, wenn diese vorgefaßte Meinung nach längerem Prüfen bei einem bestimmten Satze sich nicht bestätigt, haben wir die Freiheit, diesen Satz preiszugeben.

Wem also verheißt der Talmud ein Erbe ohne Enge, wem beide Welten, das Jenseits und das Diesseits? Demjenigen, der den Segen beim vollen Glase spricht, d. h. dem, der beim guten Werke nicht knappt und nicht kargt, der mit vollen Händen und mit freudigem Herzen spendet. Das gilt zuerst von der Wohlthätigkeit. Da giebt es freilich eine kleine Schar, die das Prinzip haben, mit geschlossenen Händen dazustehen bei der Not des Nächsten, bei denen der Geiz so mächtig ist, daß ihnen sogar die Verachtung der Menschen gleichgiltig ist, wenn nur ihr Blick sich am Golde sättigt. Von diesen wollen wir nicht weiter reden. Aber bei weitem die meisten fühlen die Pflicht, wenn Gott ihnen den Segen spendet, von dieser reichen Fülle etwas an die Darbenden zu geben. Nur können sie sich von dem Besitze so schwer trennen, sie verschieben die Wohlthat

von Tag zu Tag, sie warten auch, bis sie gerufen werden, und zuletzt versuchen sie es noch, an den Armen etwas zu profitieren und die Gabe um eine Kleinigkeit zu verringern. Um wie viel glücklicher sind diejenigen, die beim Segen das Glas bis zum Rande füllen, deren Hand nicht halb sich öffnet und halb sich schließt, sondern freudig darreicht.

In der Höhe der Gabe ist der Unterschied gewöhnlich nicht gar groß. Wer ängstlich mit den Händen zittert, daß er nur ja nicht zu viel des Weins in den Becher gießt, wird nicht viel ersparen gegenüber dem, der mit fester Hand das Glas füllt. Aber der Unterschied ist doch ein ganz gewaltiger. Die Gabe wird verbittert, verliert ihren Duft nicht selten für den Geber wie für den Empfänger. Der Karge kann den Schmerz nicht verwinden, daß seine Habe kleiner geworden ist, der Freigebige wird in solchen Stunden des Segens, mit dem ihn Gott begnadet, erst recht froh und genießt beide Welten, weil er das Glas bis zum Rande füllt, weil er sich und den Dürftigen ganz anders beglückt durch die Gabe eines frohen Gemütes.

Nicht anders ist es, um noch ein Beispiel herauszugreifen, bei dem Unterricht in der Religion, den die Eltern die Kinder genießen lassen. Hier, wo ein rein Geistiges in Frage kommt, offenbart sich erst recht der Segen der Freudigkeit. Nicht viele Eltern giebt es, welche glauben, ein Kind könne die Religion entbehren, könne gedeihen, wenn diese Keime des Göttlichen nicht in der jungen Seele gepflegt werden. Die meisten Eltern führen ihre Kinder zu diesem Quell lebendigen Wassers; aber die Einen thun es lässig und widerwillig wie ein Erzwungenes, das nun einmal nicht zu umgehen ist. In dem Dünkel, mit dem so oft Erwachsene das Gefühls- und Geistesleben der Unmündigen beurteilen, meinen sie, daß die Kinder davon gar nichts merken. Aber die Jugend ist oft scharfsichtiger wie die Alten; sie merkt, welcher Unterrichtsgegenstand den Eltern am Herzen liegt und welcher ihnen gleichgiltig ist, und sie richtet sich danach.

Andere wiederum achten ernst und eifrig darauf, daß ihre Sprossen während der ganzen Schulzeit auch an den Früchten sich laben, die am Baume religiöser Kenntnis prangen. Der Unterschied an Zeit, den die einen und die anderen an diesen Unterricht wenden, ist gering, aber der Unterschied im Erfolge ist erstaunlich. Weil die Schüler, durch die Ermahnungen des Hauses angefeuert, mit Eifer sich dem jüdischen Wissen zuwenden, finden sie Freude am Lernen und Befriedigung, indem ihr Wissen sich mehrt; die anderen empfinden das Lernen als eine Last, und da bekanntlich bei jeder Aneignung von Wissen der Wille ungleich wichtiger ist als der Verstand, bleibt der Erfolg auch bei sonst begabten Kindern geringfügig. Der Becher zum Segen war da, aber er war nicht bis zum Rande gefüllt, er war mit kargem Widerstreben kredenzt; wer ihn übervoll seinem Gotte weiht, der genießt den vollen Lohn an der Freude seiner Kinder, an dem Erfolge ihres Fleißes.

Es ist kaum wegzustreiten, daß die Religion nicht mehr so mit vollem Strahl die Häuser Israels erwärmt und erleuchtet, als es vordem der Fall war. Vordem gab man ihr mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzer Kraft; man wog nicht so sorgfältig ab, ob sie auch so viel zu verlangen habe. Wer dies zugiebt, braucht darum noch kein Lobredner der vergangenen Zeiten zu sein, braucht darum vergangene Tage noch nicht zurückzuwünschen. In einem Jahrhundert wie dem unsrigen, das so durchgreifende Umwälzungen zu verzeichnen hat. werden auch die Bauten ein wenig erschüttert, die auf den festesten Säulen ruhen; darum wanken sie noch nicht, darum fallen sie noch nicht. Es ist vielleicht gut, den Forderungen des Zeitgeistes in weniger wichtigen Dingen ein Zugeständnis zu machen, um ihn zu versöhnen, um ihn zum Verbündeten zu haben. Es giebt einen Satz in den Psalmen: „Zeit ist es, für Gott zu wirken, deine Lehre haben sie zerstört."[1]) Den Vers haben unsere Alten mit großer Kühnheit wie folgt umgedeutet: Wenn es Zeit ist, für Gott zu wirken, haben sie sogar deine Lehre zerstört.[2]) Wie wohl ein Feldherr ein Bollwerk preisgiebt, um die Feste dann desto besser zu verteidigen, so müssen diejenigen, die die Religion in besonderer Obhut haben, zuweilen selbst Wichtiges aufgeben, um das Ganze zu halten. Wer so denkt und thut, tritt damit aus dem Rahmen des Talmud noch nicht heraus. Aber immerhin sind es keine normalen Zeiten, für die der Talmud solche Maßregeln empfiehlt. Der Frühling, der den Schnee und das Eis wegfegt, bringt auch mannigfache Gefahr; so hat auch der Frühling, der über Israel in diesem Jahrhundert gekommen ist, manchen Schaden zugefügt; darum wird trotzdem keiner den Winter zurückwünschen. Aber unsere Väter waren Gott in trüben Zeiten inniger vertraut, als wir es in helleren und freieren Zeiten sind. Ja, man kann sagen, unsere Vorfahren sind häufig für Gott freudiger in den Tod gegangen, als wir für ihn ins Leben gehen.

Der Talmud sagt[3]): R. Akiba lehrt: Du sollst lieben deinen Gott mit deiner ganzen Seele, auch dann, wenn es dir deine Seele nimmt. Und was R. Akiba lehrte, das hat er auch geübt. Einstmals verbot der Römer den Israeliten, sich mit der Lehre zu beschäftigen. R. Akiba, eine revolutionäre Natur in der Religion wie im Staate, kümmerte sich um dies Gebot nicht, sondern versammelte das Volk um sich und sprach von der Thora. Da mahnte ein Ängstlicher, namens Papus: Fürchtest du dich nicht vor der Gewalt? R. Akiba erwiderte mit einem Gleichnis: Einstmals stand der Fuchs am Ufer und sah, wie die Fische sich ängstlich zusammendrängten; da fragte der Fuchs, warum seid ihr so bang und verzagt? Die Fische antworteten: Wir fürchten die Netze, die die Menschen uns ausgebreitet haben. Nun riet der Fuchs: Wie wäre es, wenn ihr ans Land kämet, dann wäret ihr den Netzen entronnen. Aber die Fische erwiderten:

---

[1]) 119_{126}. — [2]) Ber. 54a. — [3]) Ber. 61a.

Wenn wir schon im Wasser, unserem naturgemäßen Aufenthalte, gefährdet sin
um wie viel gefährlicher müßte das Land uns sein, das unserer Natur nic
gemäß ist. So, sprach R. Akiba, ist die Thora mein Lebenselement und da
meiner Jünger; sind wir auf ihrem Boden von Gefahr umdroht, um wie vi
schlimmer müßte es uns ergehen, wenn wir diesen Boden verließen. Kurz dara
wurde R. Akiba ins Gefängnis geworfen, aber siehe da, die Schergen schleppte
auch den Papus, den ängstlichen Warner, in die dunklen Mauern. Papus konn
bei aller Klugheit und Vorsicht das Verhängnis so wenig abwehren, als R. Aki
mit seinem kühnen Wagemut. R. Akiba schritt ruhig zum Tode, freudig, daß
Gott dienen konnte mit seiner ganzen Seele, mit seinem Leben. Zur Erinneru
an den Tod R. Akibas und seiner Jünger ist bekanntlich in den Tagen zwisch
Passah und Schabuoth jede laute Freude in Israel durch das Herkomm
verboten.

Hat solch ein Märtyrer, dem der Kelch des Leides bis zum Rande gefüllt
war, nicht im Grunde mehr Freude als einer, der es in Trägheit zu hohen
Jahren bringt? Er schritt als ein Sieger in den Tod, den Feind überwindend,
den Triumph seines Glaubens mit seinem Blute besiegelnd, der Wermutkelch des
Todes verwandelte sich ihm in den süßen Kelch des ewigen Lebens. R. Akiba
wußte, daß ein Glaube lebt, für den seine Bekenner ihr Leben lassen, daß eine
Religion nicht stirbt, so lange ihre Gläubigen für sie sterben.

Unser menschlicheres Zeitalter verlangt von uns nicht solche Opfer; aber
Opfer müssen auch wir bringen auf dem Altar der Religion. Das Leben wird
uns vergällt, wenn wir sie widerwillig bringen, wenn wir unser Herz zu der
Spende zwingen müssen, die zu leisten uns obliegt, wenn wir gleichsam mit der
Religion feilschen über das Maß, das sie unbedingt von uns zu fordern hat.
Nicht nur die Pflicht, sondern auch die Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt heischt
es, keine halben Juden zu sein, das Banner unseres Glaubens hoch zu halten,
sich mit ganzer Seele zu ihm zu bekennen, gleichsam ein volles Glas unserem
Gotte zu weihen.

Dann haben wir nach dem Worte des Talmud beide Welten, das Gebot
ist uns keine Last, sondern eine Lust und eine Freude. Dem Engherzigen ist auch
das eigene Leben eng, und der wird seines Daseins erst froh, der wenig für sich
begehrt und für fremdes Wohl freudig schafft. — Amen!

* * *

* * *

43.

Märtyrer.

M. A.! Es erfüllt uns stets mit Ehrfurcht, wenn wir vernehmen, daß Menschen für ihre Überzeugung, für das, was sie als richtig und wahr erkannt, ihr Leben eingesetzt haben, daß sie mit hocherhobenem Haupte den Scheiterhaufen bestiegen haben, den die Unduldsamkeit ihnen aufgeschichtet hat. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß auch der Irrtum seine Märtyrer gefunden hat, daß Menschen für Wahnvorstellungen so freudig in den Tod gegangen sind, daß die Wahrheit selbst kein reineres Opfer fordern und erreichen kann. Aber selbst dann noch bleiben diese Opfer Zeugnis einer hohen und heiligen Gesinnung. Vor Irrtum ist kein Sterblicher geschützt; wem frühzeitig der Geist in eine bestimmte Bahn gelenkt worden ist, wessen Denken und Fühlen durch die Eindrücke der Jugend eine feste Prägung bekommen hat, der kann oft, und wenn er sich noch so anstrengt, diese Bahnen nicht verlassen. Aber gegenüber den Unzähligen, denen die Wahrheit ein leerer Schall ist, die jeder Meinung dienen, wenn nur ihr Vorteil dabei blüht, gegenüber der ungeheuren Masse der Lauen, die gerade so lange ihrer Überzeugung treu bleiben, als keine Gefahr dabei ist, als sie dadurch nicht angetastet werden an ihrer Habe, an ihrem Behagen, an ihren Genüssen oder gar an ihrer Freiheit und an ihrem Leben, gegenüber all diesen Feilen und Feigen, die die Menschenwürde in den Staub treten, ist es stets erhebend zu erfahren, daß Menschen irdisches Glück und Gut, ja sich selbst gelassen auf den Altar der Wahrheit gelegt haben. Wir denken von uns selbst besser und größer, wenn wir von den Beispielen der Niedrigkeit, die das tägliche Leben uns bietet, abgezogen und darauf hingewiesen werden, daß Menschen wie wir für ihre Ideale ihr Leben gelassen haben. Um unsern Glauben an Menschenadel zu festigen, ist es nicht nötig, daß wir gerade diejenigen uns vor die Seele führen, die für unsere Religion, die für unser Vaterland aus freiem Antrieb geblutet haben. Nein, mögen auch immerhin die Grundsätze und die Anschauungen dieser Märtyrer nicht die unsern sein, ja, mögen sie sogar mit den unsrigen in schroffem Widerspruch stehn, so sie nur

standhaft und mannhaft, ohne zu wanken und zu weichen, für ihre Heiligtümer gekämpft und gelitten haben, so sind sie uns erhabene Vorbilder und erhebende Zeugen menschlicher Größe, eines Felsencharakters, den das Schicksal nicht niederwerfen kann, der sterbend Sieger bleibt über eine Welt von Widersachern. Das sind die heiligen Schauer, die wir empfinden, wenn wir von Märtyrern lesen. Sie sind selten die Klügsten, die Wissensreichsten; dennoch sagt uns unser Gefühl: sie sind die Blüte der Menschheit, es ist der Adelsbrief unseres Geschlechtes, daß es solche Charaktere hervorgebracht und fort und fort hervorbringt, daß es neben so vielem niedrigen Gestrüpp so mächtige Eichen zeugt.

Im höchsten Sinne gilt von diesen, die nach irdischem Maßstab das schwerste Leiden erduldet haben, das Prophetenwort: „Gesegnet ist der Mann, der auf den Ewigen vertraut, und Gott ist seine Zuversicht; er ist wie ein Baum gepflanzt am Wasser, er zagt nicht, wenn die Glut kommt; sein Blatt bleibt grün; in Jahren des Mangels bangt er nicht; er hört nie auf, Frucht zu tragen".[1]) Ist ein Mann nicht gesegnet, der in der Sterbestunde beseligt wird durch das Bewußtsein, Gott ein Opfer zu bringen und mit dem Tode, dem doch keiner entrinnen kann, ein seinem Schöpfer wohlgefälliges Werk zu vollbringen? Freilich diese Seligkeit ist nur für außerordentliche Seelen; die meisten klammern sich ans Leben und bangen vor dem Tode; auch diejenigen, die redlich wandeln, haben ein Grauen vor dem unbekannten Reich, das in der Sterbestunde sich uns öffnet; selbst bei denen, die auf Gott vertrauen, die tugendhaft durchs Leben schreiten und die Versuchungen überwinden, ist die Zuversicht auf Gott nicht die ganze Wurzel ihres Daseins. Sie möchten gern mit dem Schicksal einen Pakt schließen, daß sie die Freuden der Erde und sodann die Wonnen des Himmels genießen.

Wie vorsichtig, wenn auch scheinbar weitschweifig ist doch das Wort des Propheten: Gesegnet ist, wer auf den Ewigen vertraut, so daß der Ewige sein ganzes Vertrauen ist. Es giebt Menschen, die ihr Vertrauen teilen zwischen Gott und den irdischen Mächten; das sind bei weitem noch nicht die Schlechten; wenn keine allzu schwere Prüfung an sie herantritt, so leben und sterben sie vor Gott und vor den Menschen gerecht. Aber Märtyrer, Blutzeugen für Gott und Religion müssen aus festem Holze sein, sie müssen ganz in Gott wurzeln, ihre ganze Zuversicht muß Gott sein.

Und der Segen, den sie erfahren, ist ein doppelter. Sie genießen ihn und sie spenden ihn. Wir alle schauen besorgt in die Zeiten, besonders wir Israeliten, die wir eine schwache Minderheit bilden, zittern, wenn nur am Rande des Horizontes ein Zeichen sich zeigt, daß ein Unwetter heraufziehen könnte; wenn böse Menschen den Haß gegen Israel schüren, wenn mächtige Männer sich in Ungunst gegen uns wenden, so zagen wir ob des drohenden Unheils. Jedoch die seltenen Seelen,

---

[1]) Jer. 17, f.

die den hohen Mut haben, ihr Leben zu opfern für ihre Überzeugung, sind wenigstens für ihr persönliches Schicksal von diesen Sorgen ausgeschlossen. Das Schlimmste, was sie treffen kann, ist ihnen nicht schlimm, denn sie sind gewappnet, auch das Äußerste, was Menschen Menschen zufügen können, mit gelassenem Mute zu ertragen, ja ihr Herz wird gehoben durch das Gefühl, daß Gott sie würdigt, dies Opfer von ihnen anzunehmen. Darum gleichen sie einem Baume, gepflanzt am Wasser, ihnen strömt ein stets erfrischender Quell aus der eigenen Lebens- und Todesfreudigkeit; es kommt eine verzehrende Glut der Verfolgung, des Hasses, sie empfinden sie nicht. Wer vor nichts zittert, ist allezeit fröhlich. Und er hört nicht auf, Früchte zu tragen. Denn sind diese Edlen nicht ein Segen für alle Zeit, hören sie jemals auf, die Frucht zu tragen, daß die Spätgeborenen sich an ihrem Beispiel erbauen und Vertrauen schöpfen, wenn niedrige Gesinnung vorübergehend Triumphe feiert, wenn allerorten Gewinnsucht, Neid und knechtischer Sinn sich verbreitet? So ist die Geschichte Israels nicht minder eine Offenbarung als jene frohe Kunde, die uns vom Sinai aus geworden ist. Wenn wir dem kleingläubigen Geschlechte der Gegenwart reden wollten von den Opfern, die die Religion zu verlangen ein Recht hat, wir möchten kein Gehör hierfür finden, ohne den Hinweis, wie dereinst unsere Vorfahren ihren Glauben bewährt haben.

Es war vor nahezu achthundert Jahren, als in den Tagen zwischen Passah und Schabuoth zuerst in Speier, sodann in Worms, hierauf in Mainz und in Cöln unsere Väter hingemordet wurden von wahnsinnigen Horden, die durch das Wüten gegen Wehrlose sich vorbereiten wollten zu einem heiligen Kriege. Es galt ein Wort, eine Lüge — und unsere Väter hätten sich retten können. Die Erinnerung ist für die Völker unseres Erdteils, welche damals nach dem Orient gezogen sind, keine durchweg erfreuliche; als sie Jerusalem eroberten, haben sie durch ein sinnloses Morden und Plündern diese Waffenthat befleckt und geschändet. Einzelne zeichneten sich aus, aber Völker und Fürsten haben wenig der Ehren aus diesen Kämpfen gewonnen, und noch geringer war der wirkliche Erfolg. Auch für Israel waren es düstere Zeiten der Verfolgung. Vordem erklangen in den Sephirawochen, an den Sabbaten die düstern Klagen, Anklagen und Verwünschungen gegen die rohen Verfolger. Wir haben diese Gebete aus unserm Gottesdienst gebannt, weil diese Ausbrüche wilden Ingrimms nicht ins Gotteshaus gehören, weil wir selbst nicht gern erinnert werden wollen an das, was Israel gelitten hat. Aber vielleicht ist von allen Erinnerungen an diese Zeit die jüdische noch am erfreulichsten. Wir sehen im Leide das Licht, unser Herz zittert vor Weh, wenn wir von den unschuldigen Opfern roher Verfolgung lesen, aber unser Herz jauchzt vor Wonne, wenn wir hören, wie Greise und Jünglinge, Männer und Frauen lieber alles erduldeten, als daß sie ihrem Glauben untreu geworden wären, wie sie, die der Tod nicht schreckte, vor der Lüge zurückschrecken, auch nur für eine kleine Weile, bis der Sturm vorüber war, ihren Glauben zu verleugnen.

Das ist das Volk, dem unsere Feinde Feigheit vorwerfen, weil wir alle
dings nicht in keckem Übermute mit dem Leben spielen, das wir als eine Gotte
gabe betrachten, und das nur Gott von uns fordern kann, weil wir den Eh
begriff nicht verstehen, nach welchem ein gesitteter und religiöser Mensch oft u
ein Nichts einen andern zu töten sich verpflichtet fühlt. Wir können getrost u
auf das Urteil der Geschichtskundigen berufen, daß kein Stamm sich tapferer e
wiesen hat als Israel. Selbst heut trotz mancher Spuren des Verfalls haben d
Gegner keinen Grund zu triumphieren. Es giebt in unseren Reihen nicht me
Leute, die vor der Macht im Staube liegen, die für Gold ihre Überzeugung
verkaufen als anderwärts, neben vielen, die um ein Amt, um ein Stück Br
ihren Glauben verschachert haben, giebt es viele, die allen Lockungen widersteh
die lieber Zurücksetzung ertragen, als daß sie durch dies Joch der Ehrlosigk
hindurchschreiten und, wenn es auch keine Ehre für unser Jahrhundert ist, so i
es doch eine Ehre für uns. Selbst an Blutzeugen fehlt es dem Judentum nicht i
dieser Zeit. Wir behaupten nicht, daß diejenigen unter uns, die durch das Aner-
bieten von Ämtern und Ehren sich nicht aus der Bahn bringen lassen, etwas
mehr thun als ihre Pflicht; aber es gehört immerhin ein hohes Maß von sitt-
licher Kraft dazu, um die Versuchung, die nicht immer in ihrer wahren Gestalt
sich zeigt, sondern oft unter der heuchlerischen Maske der Vaterlandsliebe, der
Zivilisation sich zeigt, energisch zurückzuweisen. Diese Kraft wird gestählt, wenn
wir an die Väter denken, die dereinst in den Sephirawochen freudig für ihren
Gott in den Tod gegangen sind, an denen sich noch im Tode bewährt hat das
vernommene Prophetenwort: Gesegnet ist, der auf Gott vertraut, dessen ganzes
Vertrauen Gott ist. — Amen.!

Predigten

zum Schabuothfeste.



44.

Die Offenbarung.

M. A.! Wir feiern in den nächsten Tagen das Fest der religiösen Wahrheit. Wie ist sie uns zu teil geworden? Ist sie vom Himmel zu uns niedergestiegen? Ist sie aus den Tiefen der Menschenseele hervorgebrochen? Oder sind sich vielleicht gar diese beiden Flammen von der Höhe und von der Tiefe begegnet, um vereint in um so stärkerer Lohe zu strahlen? Die Heiden haben die Sage von einem gewaltigen Manne, der hinaufgestrebt hat zum Lichte der Sonne und dort die Fackel angezündet, die er dann zu den Menschen gebracht hat, daß sie im Gebrauch des Feuers eine höhere Kultur entfalteten und Herren der Erde wurden. Darob wurde über diesen Heros eine grausame Qual und Strafe verhängt. Die heilige Schrift bringt die Kunde von einem Manne, der zu Gott hinaufstieg, von einem Gott, der zu ihm hinabkam, und der Mann hat gleichfalls eine Fackel entzündet, die die Menschen erleuchtet, und erwärmt, und zu einer höheren Kultur geleitet hat, aber der Gott, den die heilige Schrift verkündet, hat den Edlen nicht gestraft, weil er das Himmelslicht zur Erde getragen hat, sondern ihn dafür gesegnet.

Aber ist dieser Bericht der Schrift nur ein Gleichnis oder ein wirkliches Ereignis? Manchem könnte diese ganze Frage eine überflüssige erscheinen. Wenn wir ein köstliches Gut besitzen, so freuen wir uns, daß wir es haben; können wir ergründen, wie wir zu diesem Besitze gekommen sind, so ist es uns recht, gelingt uns dies nicht, so lassen wir uns in dem Genusse nicht weiter stören. Wie viele hochwichtige Lehren lernen wir in allen Wissenschaften, und wir kennen die Namen und die Schicksale derer nicht, die diese Weisheit gefunden oder erfunden haben. Was liegt soviel daran? Wir haben die Perlen, die Edelsteine, wir freuen uns ihres milden, reinen Lichtes, mögen sie nun im Osten oder im Westen an die Oberfläche befördert worden sein. So bietet uns die Religion erquickende, beseligende Wahrheit, jene hohe Lehre von dem einzig-einen Gotte, die dem Denker Antwort giebt auf seine Fragen, die uns einen Halt und Trost gewährt in schweren Stunden, die uns hinausführt aus dem Labyrinth des Irrtums, der Sünde, der

Not; wir erfahren in kernigen, allgemein verständlichen Worten die Grundsätze des sittlichen Lebens, deren Erfüllung sofort die Erde zu einem Paradiese verwandeln würde, wir empfangen die erhebende Kunde, daß der Mensch Geist ist vom Geiste Gottes, unsterblich wie Gott, frei wie Gott: — ist nun der Streit nicht eigentlich müßig, ob wir diese Kenntnis auf natürlichem oder übernatürlichem Wege empfangen haben? Genug, wir haben sie, diese Kenntnis, sie löst unsere Zweifel, sie verklärt unsern Schmerz, sie erhöht unsere Freuden, sie führt uns durch Dornen und Hecken, an steilem Abhang vorüber zu lieblichen Triften, sie bereitet den Himmel auf Erden, sie ist uns lieb und heilig, ob sie nun durch ein Wunder uns geworden ist oder ob wir sie wie jedes andere Wissen uns erworben haben.

Aber wenn wir auch keinem seinen Wunderglauben streitig machen wollen, besser ist es doch, wenn wir an dem uralten Spruche festhalten נר ה׳ נשמת אדם. „Das Licht Gottes ist die Seele des Menschen."[1]) Es giebt keinen andern Weg, durch den Gott sich den Menschen offenbaren konnte, als den der Vernunft; er braucht kein anderes Licht, um uns zum Hort der Wahrheit zu leuchten, als die Seele, die ein Hauch, die ein Strahl Gottes ist. Diese Lehre ist den Wundersüchtigen zuwider, aber sie ist keineswegs schriftwidrig, sie findet einen Halt in manchem talmudischen Ausspruch. Wir können Gott nicht sehen, wir können Gott nicht hören; nur ein Körper kann gesehen, kann gehört werden; die Wirkung des Schalles geht nur vom Körper aus. Sie ist feiner, zarter, jene Wellenbewegung, die den Ton fortpflanzt und ihn zu unserm Ohre trägt, aber die Luft ist so gut ein Körper wie irgend ein fester Gegenstand. Sagen wir nun: Gott ist unkörperlich, so folgt daraus nicht nur seine Unsichtbarkeit, sondern auch seine Unhörbarkeit. Nach irdischer Weise hat Gott am Sinai sich nicht offenbart, denn sich offenbaren heißt sichtbar werden, und nur ein Körper kann in die Erscheinung treten, nicht Gott.

Aber wenn wir den Ausdruck in seinem herkömmlichen Sinne nehmen, so hat Gott auch am Sinai nicht gesprochen, denn der reine Geist kann nicht sprechen. Was also ist am Sinai vorgegangen, da Gott weder mit dem Auge wahrgenommen, noch mit dem Ohre vernommen werden kann? Der Vorgang war natürlich, und dennoch erhaben, würdig, der Beginn einer neuen Weltära zu werden. In den Raum von fünfzig Tagen hatten sich gewaltige Ereignisse für die Israeliten zusammengedrängt. Soweit ihre Erinnerung reichte, waren sie und ihre Ahnen Sklaven gewesen; jetzt waren sie Freie; sie hatten die Ägypter am Boden gesehen; sie waren umgeben von den Schauern der Wüste, und nun sahen sie am Sinai den gewaltigen Aufruhr der Elemente; alle diese Ereignisse waren wie eine Pflugschar durch ihre Seele gegangen und hatten sie aufgewühlt und sie empfänglich gemacht für die Aussaat, die ein Moseh in die Furchen streute. Und sie erkannten den Gott, der sie erlöst hatte, der, selbst bildlos, Alles gebildet hatte, der ein Gott

[1]) Spr. 20_{27}.

der Wahrheit, ein Feind der Lüge ist, der die Menschen liebt und Rast ihnen gönnt nach arbeitsvollen Tagen, der durch Gesetz und Regel die Menschen zu sittlichen Wesen erzieht. Wie groß steht Moseh da, der die Sprache der Natur und der Erfahrung zu deuten verstand, daß die Israeliten aus Blitz und Donner des Sinai die Zehn Worte vernahmen. Wie nahe rückt uns durch diese schlichte Erwägung die Offenbarung des Sinai. Wäre sie ein Wunder, so könnten viele sagen: unsere Väter haben an Gott geglaubt, denn vor ihren Augen hat sich ein Wunder vollzogen. Wir würden gleichfalls glauben, wenn wir eines Wunders gewürdigt würden. Jetzt aber lehrt uns Moseh und Israel: Blicket nur wie wir mit seelisch erleuchteten Augen hinaus in die Natur, in das Leben der Menschen, zumal in die Geschichte der Völker, und auch euch wird der große Gott offenbar werden, der seine Hand hält über die Nationen und über jeden einzelnen Menschen.

„Ein Licht Gottes ist die Seele des Menschen". Die Seele aber bekundet sich nicht nur in der Vernunft, sondern auch im Gemüt; darum sind die Frauen, deren eigentliche Kraft im Gemüte ruht, so unendlich wichtig für die Fassung und Vertiefung der Religion, für die Veredlung des Daseins überhaupt. Es wird neuerdings viel gerechnet, welcher Volksstamm, welches religiöse Bekenntnis, welcher Beruf mehr Anteil am Verbrechen habe als die anderen. Diese Rechnungen sind meistens falsch und die Zahlen sprechen, was der ihnen in den Mund legt, der sie gruppiert. Aber die Thatsache ist unbestreitbar: in allen Landen, in allen Verhältnissen ist das weibliche Geschlecht in ungleich geringerer Zahl als das männliche dem verbrecherischen Triebe unterworfen. Wenn das durch die Schwäche bedingt ist, so ist die körperliche Schwäche ein Vorzug. Es läßt sich nicht so leicht durch Zahlen beweisen, daß die Frauen auch für alles Gute und Edle lebhafter entflammt sind; aber die Erfahrung aller Unbefangenen spricht dafür, und vielleicht wäre unser politisches Leben reiner, würdiger, nicht durch so viele häßliche Auswüchse entstellt, wenn die Frauen nicht von diesem Gebiete zurückgedrängt würden. Die Heiligtümer der Religion sind in den Herzen der Frauen am besten behütet. Moseh selbst hat am Sinai zuerst sich an die Frauen gewandt. Der Midrasch[1]) führt Gott selbst in folgender Weise redend an: Gott habe zu Moseh gesprochen: als ich die Welt erschuf, gab ich dem Menschen ein einziges Gebot, ich richtete es nur an Adam, da kam Eva und übertrat es und zog in ihre Sünde den Adam hinein. Darum wende dich, daß die Thora besser geborgen sei, zuerst an die Frauen, damit sie nicht wie Eva zerstören, sondern Fürsprecherinnen der Thora, der Religion und der Tugend würden. Wenn Moseh zum gegenwärtigen Geschlechte spräche, so müßte er sich nicht anders als am Sinai zuerst an die Frauen wenden. Die Hände, die Herzen der Frauen sind nicht zu schwach, wenn sie das Gute wollen.

---

[1]) Ex. r. 28_2 zu 19_3.

Im Gemüte jeder edlen Frau, im Kopfe jedes verständigen Mannes offenbart sich Gott ständig aufs neue. Das Judentum lehrt nichts, was der Vernunft widerspricht, oder wogegen unser Gemüt sich auflehnt; Moseh lehrt uns klar und deutlich, was dunkel jede Menschenseele durchwogt. Wenn ein Lehrer vor seinem Schüler einen Gedanken ausspricht, so sagt wohl der Schüler zuweilen: ja, das oder etwas ähnliches habe ich mir gedacht, ich konnte es nur nicht so klar aussprechen. So ergeht es uns häufig gegenüber den Lehren des Moseh. So mögen denn diese klaren erbaulichen Worte, die Moseh am Sinai gesprochen, fort und fort einen Wiederhall finden in der Seele Israels. — Amen!

45.

Offenbarung.

R. A! Wohl nur wenig Begriffe, welche uns die Sprache bietet, sind so
als der der Offenbarung. Das Wort zwar ist ein vielgebrauchtes, und schon
ndes Mundes spricht es aus mit ehrfürchtiger Scheu als etwas Hohes und
tsames, und sein schlichter Sinn faßt es wie eine Brücke auf zwischen Himmel
rde gleich dem Regenbogen, der, aus der Erde Thau und der Sonne Strahl
en, der Kindheit des Menschengeschlechts der Steg schien, auf dem des
els Boten auf und nieder steigen. Aber wie die Münze nicht gerade an
Gepräge gewinnt, wenn sie durch viele Hände geht, so gewinnt auch ein
nicht an Deutlichkeit durch häufigen Gebrauch. Glückselig sind die meisten,
sie ein Schlagwort haben von schönem und hellem Klang. Das nützen sie
wie ein Schild, das sie vor der ihnen verhaßtesten Sache, vor dem Nach-
, schützt; und schon der geistesmächtige Sänger hat es höhnend ausgesprochen,
h mit Worten trefflich streiten, wie an sie sich trefflich glauben ließe, und
on einem Worte kein Jota rauben könne. Darum haben die Denker trotz
Wärme und Innigkeit ihres religiösen Gefühls meist so empfindlich den
n gezogen, wenn sie vor das Gericht und Urteil der bestallten Glaubens-
r gestellt wurden. Dem Denkenden ist das bloße Wort keine verdauliche
, er muß es durchtränken mit dem Safte des eigenen Gedankens, daß sein
s aufnehme. Er kann nicht die alte unverstandene Formel glauben, sondern er
e umformen und bilden, daß sie Geist von seinem Geiste werde, daß er sie
he. Solches Thun findet aber vor den Verehrern des Wortes keine Gnade.
will er an Stelle des toten Schalles, der zum Ohre dringt, das Lebendige
lberzeugende setzen, das zum Geiste und zum Herzen redet; aber er will
n Worte deuten und rütteln; darum ist er verdammt und verurteilt.

So ist auch Offenbarung ein Schlagwort, nach welchem sich die Menschen
t. Nicht danach trennen sie sich, ob sie die Wahrheit, welche wir die sinaitische
, für heilig halten, sondern ob sie an eine Offenbarung glauben oder nicht.

Und dennoch möchte so leicht keiner der Gläubigen und Ungläubigen das Wesen und den Umfang dieses Begriffes genau bestimmen können. Heißt es doch in der Schrift einmal: פנים אל פנים דבר ה' עמכם. „Angesicht zu Angesicht hat der Herr zu Euch geredet"[1]), und ein andres Mal: כי לא ראיתם כל תמונה ביום דבר ה' אליכם. „Denn ihr habt keinerlei Gestalt wahrgenommen an dem Tage, da der Herr zu euch am Horeb gesprochen hat aus dem Feuer"[2]); und diese von einander widersprechenden Aussprüche stehen etwa nicht weit getrennt, sondern in derselben Sidra folgte der erste dem zweiten.

Aber widerspricht sich die Schrift wirklich? Keineswegs. Sondern wir haben daran zu denken, daß wir überhaupt keinen geistigen Vorgang rein geistig darstellen, sondern daß wir nur in Bildern und Gleichnissen ihn wiedergeben können. Nehmen wir zum Beispiel das deutsche Wort Begreifen, so bezeichnet das für uns einen Denkprozeß. Aber liegt dies im Worte? Nimmermehr, sondern dieses kann nur heißen: einen Körper mit unsern Händen so vollständig umfassen, daß er ganz in unserer Gewalt ist. Aber auch in der Welt der Gedanken ereignet es sich; es gelingt unserer Mühe, irgend einer Idee Herr zu werden; und wir sagen dann im Bilde, weil wir es nicht anders vermögen, weil sich die Sprache an der körperlichen Erscheinung geformt hat: wir haben es erfaßt, wir haben es begriffen.

Wir haben eben das Schriftwort ausgesprochen: „ihr sahet keine Gestalt am Tage, da der Herr am Horeb aus dem Feuer sprach". Aber wir können dies mit eben so großem Rechte wie von der Gottheit auch von uns selbst aussagen; keiner hat je sich selbst gesehen. Keiner hat irgend einen Vorgang, bei welchem das Gemüt oder die Vernunft beteiligt — und bei welchem wären diese seelischen Kräfte nicht beteiligt? — je sinnlich beobachtet. Unser Ich ist ebensosehr ein unlösbares Rätsel als die Gottheit; und wer nicht gerade Leib und Glieder als den vollen Inhalt seiner Persönlichkeit ansieht, sondern vielmehr die Kraft, welche diesen Körper belebt, welche unsere Thaten erzeugt, leitet und uns das Bewußtsein derselben giebt, der muß sich sagen: das Wesen dieser Kraft, deren Wirkung er jeden Moment verspürt, sei ihm vollständig verhohlen. Jeder Lebende fühlt sich heut als derselbe, der er gestern war. Der Körper ist freilich auch derselbe geblieben; aber der hat kein Gedächtnis, der fühlt nur das Augenblickliche, er weiß nichts davon, daß er derselbe ist. Zu diesem Wissen verhilft uns nur die denkende Kraft, welche die Handlungen verknüpft, das ist die Persönlichkeit, die Seele, diese aber liegt hinter aller Erscheinung und ist noch keinem sichtbar geworden, aus dem einfachen Grunde, weil nur Körper sichtbar werden können.

Ein berühmter Astronom hat einst in einer Anwandlung, eine geistreiche, blendende Redensart hervorzubringen, den seitdem von Leuten, die einen Witz für einen Gedanken halten, oft wiederholten Satz ausgesprochen: er habe mit der Lupe

---

[1]) 5. M. 5_4 — [2]) ebd. 4_{16}.

eltall durchsucht und nirgends einen Gott gefunden. Da wir wissen, daß
rrlichkeit Gottes die ganze Welt erfüllt, so hat freilich der gelehrte Mann
rechende Ähnlichkeit mit demjenigen, der den Wald vor lauter Bäumen
esehen hat. Aber wir möchten auch diese Frage uns gestatten, ob diese
die so vieles enthüllt hat, ihm auch sein eigenes Selbst entdeckt hat?
war unzweifelhaft nicht der Fall, dennoch hat er sich sicherlich nicht den
herausgenommen, sein eigenes Dasein zu leugnen, und hätte es wohl auch
gar sehr verargt, wenn sie ihn als nicht vorhanden betrachtet hätten.
Die Gottheit wie die eigene Persönlichkeit ist dem Bereich unserer Vorstellung
n. Indes das Wirken beider ist uns in jedem Moment gegenwärtig. Wir
die Wirksamkeit unserer Seele und wollen mit der Sprache, dem Werkzeug
s Geistes, von den Vorgängen in dieser Werkstätte Zeugnis geben. Aber
prache hat nur Bezeichnungen für die Dinge und die Ereignisse der Sinnen-
Alle Ausdrücke, die von den geistigen Prozessen reden, werden deshalb von
rein an einer bedenklichen Unklarheit leiden, die nun aber von dem menschlichen
ermögen nicht beseitigt werden kann. Ihr habt keine Gestalt gesehen
Geiste und seinem Thun, und dennoch reden wir, um beim Deutschen stehen
ben, von begreifen, erfassen, unterscheiden, vernehmen u. a. m.
So ist auch das Wort Offenbarung nur ein Bild, nur ein Gleichnis.
heißt es: „Angesicht zu Angesicht hat der Ewige mit Euch geredet“.
schon das Targum des Onkelos, des maßgebenden alten Übersetzers, hat hier
ortliche Übertragung gemieden und diese Stelle so wiedergegeben, daß
e vollkommene Deutlichkeit der Erkenntnis damit hervorgehoben werde.
wie wäre sonst zu verstehen der Satz: Ihr habt keine Gestalt des Herrn
oreb wahrgenommen?
Offenbarung ist sonach nur ein inneres geistiges Schauen. Unsere Ver-
ist einzig und allein die Kraft, mit der wir neue Erkenntnis gewinnen
, und wir möchten es nicht nur unrichtig, sondern unreligiös nennen,
Vernunft und Offenbarungserkenntnis als Gegensätze hingestellt werden.
nicht der weise König:[1]) „ein Gotteslicht ist die Menschenseele“? Wer sie
und geringachtet, der verleugnet den Strahl, den die Gottheit selbst in uns
t hat. Die Lehre von Gott und der Gerechtigkeit, wir brauchen sie nicht weit
hen, ein Blick ins Weltall lehrt uns den mächtigen und weisen Schöpfer,
lick in das eigene Herz lehrt uns die Gerechtigkeit und die Liebe. Nicht
n Sinai wurde sie zur Erde gebracht; dunkel dämmert dieser Gedanke in jeder
Adam schon hatte ihn erkannt. Er ist nie ganz erstorben. Abraham hat ihn
. Seitdem hat er teils hell, teils trübe, oft nur wie die Glut unter der Asche, in
fortgelebt. Als Moseh zu ihnen hintrat, zu den am Geiste und Leibe geknechteten

[1]) Spr. 20_{27}.

Sklaven, da sagte er, er sei der Sendbote des väterlichen Gottes, er knüpfte wie jeder besonnene Lehrer an bekannte Vorstellungen an[1]). Nicht neu und außerordentlich war ihnen die Botschaft am Sinai, sondern es war derselbe Gott, der schon in Ägypten sich ihnen kund gethan, der ihnen, wie die Schrift erzählt, schon vorher Gesetze gegeben hatte. Sie waren wohl vorbereitet für die Lehre des Sinai. Da wurden sie, die den Auszug aus Ägypten und den Sturz Pharaos und seines mächtigen Heeres erlebt hatten, Zeugen eines gewaltigen Aufruhrs der Elemente, daß der Berg, an dessen Fuße sie lagerten, fast eine Beute des Blitzes und des Donners zu werden schien. Und wie wohl in jedem, der eine außerordentliche Umwandlung der Natur schaut, erhabene Gefühle vor dem machtvollen Schöpfer entstehen, so verdichtete sich gleichsam der Eindruck alles dessen, was sie vorher Heilsames und Erhabenes erfahren hatten, in dieser großen Stunde zu der unwandelbaren und über jeden Zweifel hinausgehobenen Überzeugung von dem Dasein Gottes, eines gerechten Gottes, der in Sturm und Wetter seine Getreuen schirmt, der nicht ungeahndet läßt der Bösen Frevel, nicht unbelohnt der Getreuen Liebe und Tugend.

Wem enthüllt die Natur ihre Rätsel, wem öffnet sie ihr Geheimnis? Dem, der jahrelang sinnend ihrem Walten lauscht, der mit rastloser Sorgfalt, mit selbstloser Liebe zur Wahrheit ihre Äußerungen beachtet. Plötzlich öffnet ihm irgend eine merkwürdige Erscheinung den Blick, und er entdeckt ein neues bisher nicht gekanntes Gesetz der Erde. Plötzlich wie der Blitz durchzuckt den Forscher eine neue Idee. Wir haben es alle in der Schule gelernt, welche einfachen Vorgänge die großen Meister und Begründer der neuern Naturkunde zur denkwürdigen Auffindung der ewigen Gesetze angeregt haben. Aber war es Zufall, daß sie darauf kamen? O nein, es war nur die reife Frucht ihres der Wissenschaft geweihten Daseins. Der Vorgang, der den Geist eines Newton wunderbar aufregte, hatte den Sinn der Meisten unberührt gelassen; wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein.

Gleich der Pflanze, die aus der Sonne Strahl, aus dem reinen Äther, aber auch aus der eigenen Wurzel die Säfte schöpft, daß sie die Frucht erzeugt, muß auch das Gemüt wie aus den Höhen des Himmels, so auch aus eigenen Tiefen die Säfte holen, daß der Wahrheit köstliche Frucht aus ihm sprosse. Die Wahrheit kann nur der Erfolg unserer Arbeit, unserer Erfahrung sein. Dem Empfänglichen ist oft ein Geringes eine Offenbarung des Herrn. Narren und Sinnlosen bleibt nicht selten das gewaltigste Ereignis ohne Wirkung. Was der Sinai unseren Vorfahren lehrte, jene zehn Sätze, welche wie die Säulen der sittlichen Welt dastehen, ein jeder Ort, ein jedes Herz kann sie uns lehren, es hört sie jeder Geborene unter jedem Himmel, dem des „Lebens Quell durch seinen Busen rein und ungehindert fließt".

---

[1]) 2. M. 13_{15}.

Aber was mit diesem schönen Wort der Dichter fordert, daß des Lebens Quell rein und ungehindert durch den Busen strömt, das trifft nur selten zu. Durch den empfänglichen Sinn Israels wurde der Sinai die Stätte der Offenbarung. „Die Wahrheit mußte aus der Erde sprießen“[1]), so lautet das Psalmenwort. Die Pflanze gedeiht nicht unter heiterm Himmel, sobald der Boden dürr ist, und nicht aus ihm die Dünste aufsteigen, welche sich als Thau und Regen erquickend auf die Pflanze niederlassen. Was wir als Thau des Himmels bezeichnen, das ist im Grunde nur der mütterlichen Erde eigenes Geschenk, das sie ihren Kindern spendet, und dieses Bild von der Pflanze wendet der Psalmist auf die Wahrheit an. Auch was der bescheidene Sinn des Propheten wie eine höhere Eingebung ansieht, das ist im Grunde der Ertrag seines redlichen Eifers, wie Thau und Regen in Wahrheit von der Erde stammen. Das ist der Sinn der talmudischen Legende, daß Gott seine Thora allen Völkern angeboten habe, aber nur Israel hat sie angenommen d. h. was Israel erlebt, das haben viele Völker erfahren, aber nur den Israeliten, ihrem aufmerkenden Sinne, ward dieses Erlebnis zu einer Offenbarung des Höchsten.

Nur wenn wir den Begriff so auffassen, wird diese große sinaitische Erscheinung ein Verdienst, ein Vorzug unserer Stammväter. Gott offenbart sich aller Orten, d. h. überall können wir aus seinem Wirken auf sein Dasein schließen. Heil denen, die wie Israel in der Wüste ihn sehen, ob sie auch keine Gestalt von ihm wahrnehmen, denen die Natur nicht das Walten wilder Kräfte, sondern wie unseren Vorfahren am Sinai, den weisen und gerechten Gott kündet. Wie kühn ist doch der Talmud, wenn es gilt unpassende und rohe Vorstellungen zu beseitigen und welche Buchstabenknechte sind oft die, die sich auf ihn berufen! Sogleich am Eingang des heut verlesenen Schriftabschnittes heißt es:[2]) ומשה עלה אל האלהים „Moseh stieg hinauf zu Gott“. Das haben wir zu verstehen, wie es in den Psalmen heißt:[3]) „Du hast dich hoch erhoben und Gefangene heimgeführt“. Moseh stieg so hoch wie kein Sterblicher, und mit den Engeln teilte er den Besitz der Wahrheit. Das ist der Sinn des Wortes: Moseh stieg hinauf zu Gott. So verstanden die Alten, den bildlichen Ausdruck in das Bereich des Geistes hinaufzuheben.

So haben wir es aufzufassen: פנים אל פנים דבר ה׳ עמכם. Von Angesicht zu Angesicht hat Gott mit Euch geredet. Offenbarung ist nichts anderes und nichts geringeres als die durch unserer Vorfahren aufmerkende Betrachtung der Natur, des Wunderwerkes Gottes, herbeigeführte, unwandelbare, unbedingte, unzweifelhafte Erkenntnis des Höchsten. Möge diese an dem heutigen Tage, wo wir die Großthat Gottes und die Großthat unserer Väter feiern, sich auch uns erneuern! — Amen!

---

[1]) Ps. 82_5, — [2]) 2. M. 19_3. — [3]) Ps. 68_{19}.

46.

Die Offenbarung in siebzig Sprachen.

M. A.! Unsere Alten erzählen:[1]) an dem Tage, an welchem Gott sich am Sinai offenbarte, da erdröhnte es wie Donnerlaut aus den Himmelshöhen, und in siebzig Sprachen kam die hohe Kunde zur Erde nieder, daß alle Welt sie vernähme. Aber diese Töne sie drangen dennoch nur zu den Ohren und Herzen Israels. Dort aber redeten sie zu den einzelnen die Sprache, die seinem Geiste und Gemüte gemäß war, zu den Männern machtvoll und kräftig, zu den Frauen sanft und zart, zu den Kindern schlicht und einfach, zu den Weisen den Geist belebend und die Erkenntnis mehrend, zum Volke das Herz erhebend und den Willen stärkend. Dasselbe Wort erzeugte die mannigfachste Wirkung je nach der Verschiedenheit derer, die es vernahmen.

So lautet die Legende des talmudischen Berichtes. Aus dieser Dichtung leuchtet der Wahrheitskern deutlich hervor. Unsere Alten, aufklärend und aufgeklärt, wollen der Meinung entgegentreten, als habe Gott sich nur den Israeliten offenbart. An jedem Tage geht ein Donnerlaut durch die unendliche Schöpfung und jedem Sterblichen, der hören will, kündet er von dem Gott, der Himmel und Erde ins Dasein gerufen und den Menschen mit dem ewigen Geiste durchweht hat, daß er lerne und weise werde, daß er dulde und siege, daß er die Welt und sich bezwinge und beherrsche, daß er ein Knecht Gottes und ein Herrscher auf Erden werde. Der Unglaube fragt: wie offenbart sich Gott? Zeige mir ihn, daß ich an ihn glaube. Und der Gläubige erwidert: Wo offenbart sich Gott nicht? Zeige mir einen Ort in diesem unendlichen Raume, der nicht von ihm kündet, und ich will meinen Glauben aufgeben. Die Eiche und der Grashalm, das wogende Meer und der rieselnde Bergquell, das Geheimnis des Urwaldes und das dünne Moos, das die Felsen deckt, sie reden alle dieselbe Sprache von einem Schöpfer voll Weisheit, und Ohnmacht und Obmacht werden dem Sterblichen offenbar, so er sie betrachtet: seine Ohnmacht, etwas Ähnliches zu schaffen mit allen seinen Sinnen und Klügeln und seine Obmacht, den Gesetzen der Natur nachzuspüren

---

[1]) Mech. zu 20_2.

und den Geist Gottes in seinen Werken zu erkennen. Wem Herz und Auge offen sind, der bedarf kaum des Zeugnisses vom Sinai, um von Gott zu wissen. Wenn wir am Morgen gekräftigt erwachen, wenn die Augenlider sich heben, haben wir da nicht ein Gefühl, als würde die ganze Welt aufs neue für uns geschaffen, als stiege sie zugleich mit unserm erwachenden Bewußtsein aus Nebeln hervor?

Gott ist überall und überall sehen wir seine Spuren, so lautet Erkenntnis und Bekenntnis der religiös gestimmten Seele. Dagegen wird den stumpfen Sinn auch das Außerordentliche nicht erregen, daß er im Donner den Donnerer hört, daß er aus den Werken den Meister erkennt. Wir haben in diesem Jahrhundert gewaltige Naturereignisse erlebt, wo der Aufruhr der Elemente weithin die Völker erschreckte. Wenn der biblische Dichter die Erregung der Erde als die Israeliten am Sinai standen, mit den Worten schildert: „Das Meer floh, die Ströme wandten sich rückwärts, die Berge hüpften wie Widder, die Hügel wie junge Lämmer"[1]), so erscheint dies manchem als dichterische Übertreibung. Aber buchstäblich wie es hier geschildert wird, zeigte sich oft die erregte Erde auch diesem Zeitalter, als die unterirdischen Gewalten ihre Stürme entfesselten. Aber haben wir viel davon gehört, daß dieser Aufruhr der Elemente, dieser erhabene Schauer der Zerstörung, als eine Offenbarung Gottes von der erschütterten Menschheit betrachtet worden ist? Die Natur ist tot, wenn sie der Mensch nicht belebt, ja auch die Schicksale der Sterblichen sind nur ein wirres Durcheinander, wenn nicht der Geist Ordnung und Regel in ihnen sucht und in sie hineinträgt.

Nur dem, der hören will, kündet Natur und Menschenschicksal das Dasein Gottes und seine Gebote. Da war einer geknechtet und ist frei geworden, da war einer krank und ist gesund geworden. Dies alles ist dem einen ein Spiel des Zufalls, das uns nicht belehrt, das uns nicht fördert; dem andern aber ist der Schmerz eine Prüfung und Läuterung der Seele, daß wir reiner und besser werden, und die Genesung ist ihm ein Aufleuchten der göttlichen Gnade, ein sichtbares Zeugnis, daß Gott sein Gebet erhört und mit väterlicher Huld sich zu seinem gebeugten Kinde gewandt hat. Das meinen die Alten mit dem Satze, daß die Kunde, welche den Israeliten am Sinai geworden ist, mit dröhnendem Laute dazumal durch die ganze Welt gegangen, aber nur von den Israeliten vernommen worden sei. Gott offenbart sich zu jeder Stunde, aber doch nur denen, die ihn suchen, doch nur denen, die ihn sehen wollen.

Die Wunder, sie vollziehen sich vor allem im menschlichen Gemüte. Was uns die Schrift erzählt vom Aufruhr der Erde, von Donner und Blitz und dem rauchenden Sinai war bei weitem nicht so erstaunlich als das geeinte Israel, das in alledem den Gott erkannte, der sie aus Ägypten geführt hatte, dem Hause der Knechte. Es heißt in der Schrift[2]): „sie zogen von Rephidim und sie kamen

---

[1]) Ps. 114_3 — [2]) 2. M. 19_2.

nach der Wüste Sinai und sie lagerten in der Wüste; und es lagerte dort Israel dem Berge gegenüber“. Erst heißt es ויחנו sie lagerten, sodann ויחן und er lagerte. Und die Alten sagen[1]), das war das Wunder, daß diese vielen Köpfe von Einem Sinne beseelt waren, und daß das ganze Volk wie Ein Mann sich erhob, daß Ein Empfinden ihre Herzen durchströmte, daß das Feuer des Moseh alle in heiliger Begeisterung entzündet hatte. Nicht so ist das Verhältnis, daß Gott sich dem einen offenbart und dem andern sich verschließt, sondern so, daß er sich allen kund thut, und daß die meisten sich vor ihm verschließen. Das war die außerordentliche That des Moseh, daß er ein ganzes Volk für einen so erhabenen Gedanken erwecken und erwärmen konnte.

Abraham hat Gott erkannt, Moseh hat Gott erkannt, und beide haben diese Lehre von dem einen Gott eingeprägt in ihr Leben; ihr Dasein war ein Wandel vor Gott. Abraham, nach dem wir uns nennen, ist uns das große Vorbild eines Mannes, der Gerechtigkeit, der Nächstenliebe übt ohne Rücksicht auf Stamm und Bekenntnis, der für den Sünder betet, der den einen Gott liebte in jedem seiner Ebenbilder. So hat Moseh nur erneut, was schon Abraham erkannt und geübt hatte, und unsere Alten sind auf der richtigen Fährte, wenn sie sagen[2]): Abraham hat schon die ganze Thora gehalten. Aber wie? dann wäre es ja passender, unsere Thora die Thora Abrahams zu nennen, da er doch der erste war, der sie beobachtete, während wir sie doch in Wirklichkeit die Lehre des Moseh nennen? O nein — denn Abraham hat nur im engen Kreise Gott gelehrt, Moseh aber wußte seine Begeisterung einem ganzen Volke einzuhauchen, das Leben eines ganzen Volkes hat er in göttlichem Geiste gestaltet. Erst wer dieses thut, hat der Religion eine Stätte auf Erden gegründet. Nur hohe Weisheit und hohe Liebe konnte es zu Stande bringen, daß Millionen Menschen sich abwandten von dem Götzendienst der Heiden rings umher, daß sie in dem Unsichtbaren den Urheber alles Sichtbaren verehrten.

Und in das innerste Mark des Verständnisses für religiöses Leben dringen unsere Weisen, wenn sie sagen: Diese Kunde von Gott, aller Welt offen, aber nur von Israel aufgenommen, habe in diesem Volke zu jedem einzelnen die Sprache geredet, die ihm gemäß war, zu den Männern anders wie zu den Frauen, zu den Reiferen anders als zur Jugend, zu den Weisen anders wie zur großen Masse des Volkes. Das ist das Hohe und Herrliche an unserer heiligen Schrift, daß sie jedem die Kost bietet, nach der er sich sehnt. Das Kind ergötzt sich noch heut wie in den Tagen der Vorzeit an diesen schlichten Erzählungen, aus denen doch wiederum der tiefere Geist die reife Lebenserfahrung schöpft. Der reife Mann ist entzückt von den kurzen im Gedächtnis unwillkürlich haftenden Lebensregeln, die wie Wegweiser dastehen im Labyrinth der Welt. Die zarten Ge-

[1]) Mech. z. St. — [2]) Joma 28b.

müter werden hingerissen von der poetischen Schönheit, welche den kernhaften Gehalt verklärt. Für jede Lebenslage ist in der Schrift ein Gleichnis, der Freudige wie der Betrübte findet in ihr, so er anders mit ihrem Inhalt vertraut ist, was seiner Stimmung entspricht, und was seine Seele von den Schlacken befreit. Und wenn es im Midrasch heißt, daß die Thora zu jedem Alter, daß sie zu Weisen und einfachen Leuten die jedem angemessene Sprache redet, so gilt dieser Satz auch in der Erweiterung, daß sie auch für jedes Zeitalter die Gedanken enthält, die gerade ihm besonders entsprechen, und die es darum ganz besonders ansprechen.

Unsere alten Weisen haben es richtig herauserkannt, daß im Wandel der Zeiten gewisse Satzungen des Judentums besonders betont und in den Vordergrund gerückt werden müssen, die unter andern Verhältnissen für nicht so wichtig galten, und daß hinwieder manches Gebot in die zweite Linie zurücktreten muß, das einst besonders peinlich beobachtet wurde. Es lehren die Alten mit freier Anwendung eines Bibelwortes[1]): „Wenn es Zeit ist, für Gott zu wirken, dann muß man selbst Einzelnes der Thora zerstören oder mindestens bei Seite stellen". Greifen wir als Beispiel einen der wichtigsten Punkte heraus. In Bezug auf den Verkehr mit den Völkern der Erde finden wir mannigfache Satzung in der heiligen Schrift. Sollen wir uns anschließen? Sollen wir uns abschließen? Diese Fragen drängen sich uns mächtig auf, und wie immer wir diese Fragen beantworten wollen, es wird nicht schwer sein, für die Antwort Belege aus der heiligen Schrift zu holen. Aber mochte es in früheren Zeiten Weisheit sein, sich fern zu halten von der nichtjüdischen Welt, die in Lieblosigkeit und Aberglauben erstarrt war; heute gilt es, auf die Lehren der Schrift zu horchen, die uns mahnen uns anzuschließen. Mögen unsere Feinde Schranken aufrichten, wir dürfen ihnen nicht helfen, sondern als die Priester des Gottes, dem die ganze Erde eignet, haben wir die Aufgabe, niederzureißen jede Scheidewand, unser Herz zu erziehen zu gleicher Liebe für alles, was ein menschlich Antlitz trägt, was das Gepräge des Ebenbildes Gottes hat. Diese Lehren müssen wir in den Vordergrund stellen, so spricht die Thora besonders zu unserem Zeitalter, in dem der Gedanke der Humanität eine Macht geworden ist, und wo die Religion, wenn sie nicht die Herrschaft über die Menschen verlieren soll, das Banner der Humanität vorantragen muß. Israel soll ein heiliges Volk sein, so hörten wir heute aus der Schrift; wäre es heilig, wenn es Haß mit Haß vergölte? — —

Du hast dich, allmächtiger, allgütiger Gott, dereinst unsern Vätern am Sinai offenbart; aber du offenbarst dich noch heute zu jeder Stunde, einem jeglichen, der Herz und Sinn hat für die Kunde aus den Höhen. Uns ist die Natur das große Buch, das von deiner Macht und Weisheit redet. Uns ist das Menschenschicksal ein erhabenes Loblied deiner Gerechtigkeit und deiner Güte. Wir

---

[1]) Berachot 54a.

lauschen deiner Lehre, die uns kündet, daß du den Menschen in deinem Ebenbilde gestaltet hast, daß alle Sterblichen deine Kinder sind, und schöpfen uns daraus die Mahnung, sich anzuschließen den Völkern der Erde, Nächstenliebe zu künden und zu üben, auf daß die Zeit komme, wo von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dein Name gepriesen wird. — Amen!

15. 5. 15

47.

Der Weise und das Volk.

M. A.! Aus dem griechischen Altertum wird uns berichtet, daß einst ein griechischer Denker, nach langer Abwesenheit von seiner Heimat, in Athen wieder eine Vorlesung ankündigte. Alle Welt drängte sich, von dem Ruhme des Philosophen angelockt, in die Hallen, um seinen Worten zu lauschen, — unter ihnen des erhabenen Meisters größter Schüler. Der Vortrag behandelte einen ernsten Gegenstand, und da die meisten nur aus Neugierde, um den berühmten Mann zu sehen, gekommen waren, so waren sie gar bald enttäuscht und gingen von dannen. Immer lichter wurden, immer öder wurden die Hallen; endlich war nur noch der eine Schüler übrig geblieben, der gerade, je mehr die Rede des Meisters die Höhen der Gedanken erklomm, um so eifriger aufhorchte. Der Weise fuhr unbekümmert darum, daß die Masse sich verlaufen hatte und nur einer ihm geblieben war, fort zu sprechen, bis der Schüler ihn unterbrach und ihn verwundert fragte, warum er zu ihm allein weiter rede. Da antwortete ihm der Lehrer: du allein bist mir ein ganzes Volk.

Es liegt etwas Ehrwürdiges in dieser Verachtung des Volksbeifalls. Wenn wir sehen, wie vielen der Beifall der Götze ist, dem sie alles, alles zum Opfer bringen, so hegen wir ein Gefühl der Ehrfurcht denen gegenüber, die gelassen auf diesen Erfolg bei der Menge verzichten und unbeirrt dem Stern der Wahrheit folgen. Dem Ausdruck ähnlicher Empfindungen begegnen wir sogar bei Dichtern, die doch, wie es scheint, vor allem zum Gefühle reden. Bekannt ist der Satz des Römers: ich hasse die unheilige Menge und weise sie ab. Unfreundlich genug sagt der deutsche Sänger, der besonders als der Herold des Volkes und der Freiheit gepriesen wird: Verstand ist stets bei wenigen gewesen; ja geradezu entsetzlich ist das Urteil, das er über die Mehrzahl fällt, wenn er von dem ewig Blinden redet. Sein großer Genosse spricht u. a. von der bunten Menge, bei deren Anblick uns der Geist entflieht, die wider Willen uns zum Strudel zieht. Schier unerschöpflich erwiese sich der Born der Weltweisheit und der Dichtung, wollten wir Sprüche heraufholen, die die Verachtung des öffentlichen Urteils seitens dieses hervorragenden Geistes ausdrücken.

Und doch, so anerkennenswert die Selbständigkeit des Urteils ist, das sich auf sich selbst verläßt, das nicht vom Hauch der öffentlichen Meinung sich hierhin und dorthin treiben läßt, so sehr wir die Charaktertreue schätzen, die um den Beifall nicht buhlt, sondern vielmehr vor ihm bangt, so wenig wir jenem Haschen nach Popularität das Wort reden möchten, bei dem die Wahrheit selbst zum Opfer fällt, so gern wir zugeben, daß die Wissenschaft ihre Fortschritte vor allem jenen einsamen Geistern verdankt, die nur an die Wahrheit und gar nicht an Ehre und Ruhm und den Beifall der Menge und der Mächtigen dachten, so wird doch der Menschenfreund durch den abstoßenden und fast feindlichen Ton dieser Aussprüche peinlich berührt.

Es ist wahr, die Menschen lesen diese pfeilscharfen Epigramme der Verachtung und sind entzückt über die schönen Sentenzen und merken gar nicht, daß die Spitze sich wohl auch gegen den Leser richtet. Aber bei einigem Nachdenken erhebt sich die Frage: gilt denn das Gebot der Nächstenliebe nicht auch auf dem Gebiete des Geistes, haben die Begnadeten, die eine höhere Erkenntnis gewonnen, nicht eine ähnliche Pflicht gegen die Armen am Geiste, wie die Reichen gegen die Armen an Geld und Gut? Es giebt eine wohlfeile Volkstümlichkeit, die dem Edlen eine Versündigung gegen die Wahrheit wie gegen seine Nebenmenschen zu sein scheint. Denn wer platte Dinge vorträgt, hat es bequem, allgemein verständlich zu sein, und wer den Neigungen der Menschen schmeichelt, dem wird ihr Beifall nicht fehlen, aber der Beifall des eigenen Gemütes wird ihm versagt bleiben. Aber soll der Denker nie von seinen Höhen herabsteigen, soll er seine Weisheit wie in einem wohlverwahrten Schrein bewahren, den er nur einem engen Kreise Erwählter öffnet, soll er seine Gedanken nur in der Sprache der gelehrten Zunft vortragen, die nur wenigen verständlich ist, oder ist es nicht seine Pflicht, auch das Volk zu laden an die wohlbesetzte Tafel? Wo gäbe es ein Menschenherz, das nicht nach Erkenntnis lechzt, das nicht bestrebt ist, die Rätsel des Lebens sich irgendwie zurechtzulegen, und die Masse wird vielleicht eine Beute derer, die sie täuschen wollen, die ihr Steine statt Brot reichen, weil die Besten sich stolz zurückziehen, weil nach dem bekannten Worte sie der Meinung sind, daß man das Beste, was man weiß, der Menge doch nicht sagen dürfe.

Da tritt uns Moseh's erhabene Gestalt heut am Feste entgegen und zeigt uns, daß der Weiseste es nicht verschmähen dürfe, zum Geringsten hinabzusteigen. Er vernimmt, wie wir im Gottesbuche lesen, die göttliche Stimme, die ihm zuruft: So künde dem Hause Jakob, so melde den Kindern Israels, rede zu Männern und zu Frauen, rede zu Jung und Alt, rede zu Weisen und Thoren. Sie alle fragen: wer sind wir, wer hat uns geschaffen, was haben wir zu thun, was wird aus uns? O gieb ihnen Antwort, steige herab zum Volke und erzähle ihnen, was du auf einsamen Höhen erfahren, was gesammeltes, stilles Denken dich gelehrt hat. Moseh ist hinaus über das Trachten nach Beifall, über das Verachten des

Beifalls, aber so groß wie sein Wissen ist seine Liebe; er würde alle seine Habe opfern um der Not zu steuern, und er sollte seine Geistesgabe für sich behalten, er sollte ihnen nicht die Lehren spenden, die den Armen beglücken, die den Trauernden trösten, die den Leidenden aufrichten, die dem Thoren die Augen öffnen? Es war ein schweres Ringen mit der Roheit, mit den Vorurteilen, mit der Beschränktheit eines ungebildeten Volkes; oftmals ermüdete Moseh bei dem Bestreben, aus dem Felsen Wasser hervorzulocken, oft verlor er die Geduld, aber immer wieder siegte seine Liebe, sein treues Herz und er kämpfte ihn bis an sein Lebensende den ehrlichen Kampf, daß sein Volk weiser und besser werde. Das unterscheidet den Philosophen von dem religiösen Reformator. So sehr liebte Moseh die Wahrheit, daß er es für ein schweres Unrecht hielt, der Würde des Gedankens etwas zu vergeben, so sehr liebte Moseh sein Volk, daß er nicht glaubte ihm irgend einen Dienst erwiesen zu haben, wenn er ihm nicht die Wahrheit brachte. Ihm ist das Volk nicht das ewigblinde, sondern nur das durch den Druck blödgewordene. Darum trägt er ihm getrost des Lichtes Himmelsfackel zu und erzieht es, daß es sich allmählich an den Glanz gewöhne. Wie dürften wir auch vom Volke gar so gering denken, da wir ja im Volkslied und im Sprüchwort, in der Volksweisheit zwei Denkmäler besitzen von der gesunden Kraft, die in der Menge lebt. An diese glaubte ein Moseh, an diese wandte er sich, und der unermüdlichen Sorgfalt wurde der herrliche Erfolg, daß ein ganzes Volk die erhabene Lehre von dem einen unsichtbaren Gott erfaßte, die sonst nur einzelnen bevorzugten Geistern aufgegangen war, daß keine Priesterkaste in Israel sich ausbildete, sondern ein Reich von Priestern und ein heilig Volk.

Um wie viel größer als all die anderen Weisen und Sänger steht Moseh da. Er, der den Satz ausgesprochen, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, konnte nicht einstimmen in den Chorus der Volksverächter, die nur für ein paar Eingeweihte lehren und leben; sondern je größer er wurde, desto mehr fühlte er sich zum Volke hingezogen, desto mehr erkannte er seine Pflicht und seinen Beruf, alle zu belehren. Und wahrlich, ist die Religion nicht allen notwendig, webt sich nicht um einen jeden das Geheimnis des Lebens und des Todes, soll der schlichte Mensch allem Aberglauben preisgegeben sein, oder soll der Glaube an einen guten Gott ihm tröstend nahe sein in den schweren Stunden, wenn er selbst von dem süßen Lichte sich trennen muß, oder wenn ihm liebe Menschen von dannen ziehen oder in einer Stunde wehmütiger Erinnerung, wie wir sie jetzt begehen.

Moseh hatte durch seine Tugend ein größeres Recht von der unheiligen Menge zu reden, als so mancher andere, aber gerade weil er so gut war, scheute er solch verdammende und darum verdammliche Worte und sprach fast bis zu seinem letzten Atemzuge zum ganzen Volke. Alle standen, alle stehen am Sinai und hören das Wort der Liebe auch aus Blitz und Donner: ich bin der Ewige, dein Gott; ich bin die Vorsehung voll Güte, auch wenn Blitze niederfahren auf

dich und dein Haus, und schütze dich und führe dich im Leben wie im Tode. Ein unsichtbarer Gott, welch beinahe unfaßlicher Begriff für ein Volk, das unter Götzendienern lebte! Israel hat ihn dennoch begriffen und daraus den Trost gezogen, den Glauben an eine unsichtbare Welt des Geistes, in der das Menschendasein sich weiterspinnt. Das war das Werk des Moseh, der größer war als alle Weisen, weil er nicht nur einen großen Geist, sondern auch ein großes Herz besessen hat. Er brachte allen die Lehre, die die Rätsel löst, die den Tod überwindet, die das Leben verklärt, die die Brücke schlägt aus dieser vergänglichen Welt zum ewigen Leben. -- Amen!

48.

Israel, der begeisterte, der besonnene, der entsagende Träger der Thora.

M. A.! Es giebt Erscheinungen in der Natur wie in der Geschichte, die
en empfindenden Sinn stets aufs neue anregen, die wie aus einem schier un-
rschöpflichen Borne unser Gemüt erfrischen und erfreuen. Ein vertrautes Schau-
piel ist uns der aufgehenden, der niedersteigenden Sonne hoheitsvolles Bild, aber
ver sein Gemüt dazu erzogen hat, daß es von dem Erhabenen gerührt und be-
vegt werde, der wird nie vergebens seinen Blick wenden auf die Landschaft, die
vie in ein Meer von rosigem Lichte getaucht ist. Ihm wird der Morgensonne be-
ebender Strahl ein Aufruf zur Arbeit sein, daß er der Sonne gleich zur Höhe
trebt, daß er fort und fort mutig und beharrlich zu den Höhen des Lebens sich
inaufringt. Wie sie den Vogel weckt, daß er zum Äther sich aufschwingt, so weckt
ie auch die empfindende Seele aus der Nacht dunkler Gedanken zur hellen
Fröhlichkeit der That, zum befreienden Aufschwung segensreicher Arbeit.

Und stets aufs neue rührt ihn ihr sanftes Leuchten zur Abendzeit und
lättet der Seele wogende Flut und dämpfet hier der Freude übermütiges
Jauchzen und löst dort die Trauer zur Wehmut und wie ein stilles Gebet zieht
s durch unsere Seelen. Welch' innige zum Herzen dringende Sprache redet des
Mondes blasses Antlitz. Wer könnte, wer möchte sich dem Zauber ganz entziehen,
nit dem er uns lockt, und wir verstehen, wenn zarter Dichtersinn wie zu einem
Freunde, zu einem Genossen und Tröster der Schmerzen zu ihm aufschaut.

Es giebt kalte Seelen, die von alledem nichts wissen und keck behaupten,
vas in ihrer Empfindung nicht lebe, das existiere überhaupt nicht. Ja, es kommt
vor, daß solche Leute umfangreiche Bücher schreiben, den Mangel an sanften
Seelenregungen vor aller Welt bloßstellen und so thun, als sei ihre Stumpfheit
in Vorzug, als plagten sich die Anderen mit Werken der Einbildung. Wer kann
nit ihnen rechten, wer kann mit den Blinden von den Farben reden? Wir müssen
bwarten, bis die Hülle von ihren Augen genommen wird, wir aber werden da-
um nicht aufhören, unser Naturgefühl zu erziehen und zu pflegen und wie die
Blume ihren Kelch öffnet, daß des Windes belebender Hauch, daß der Sonne

Strahl in ihre Tiefe tauche, so werden auch wir unsere Seelen erschließen, daß die Natur ihr göttliches Siegel auf die Tafeln unseres Herzens präge.

Aber der Mensch ist nicht daran gebunden, daß er nur an den gegenwärtigen Bildern der Natur sich erbaue. Noch gewaltiger erregt ihn das Schicksal des eigenen Geschlechts in Freud und Leid; ihm ist es gegeben, die entfernten Zeiten zu verknüpfen mit dem gegenwärtigen Moment und was die Vergangenheit Großes geboren, das umfaßt noch heut wie ein Lebendiges unsere empfängliche Seele. Die großen Männer, die ihre Völker zur Erkenntnis, zum Recht, zum Ruhm und zur Ehre geführt haben, wir geleiten sie im Geiste auf ihren oft so steilen Wegen, wir zittern für sie, wenn sie auf jähen Abhängen, wenn sie durch dunkle Schluchten wandeln, wir jauchzen, wenn sie nach überwundener Gefahr auf ebener Bahn dahinschreiten; unser Herz wallt auf in Lust und Zorn, in Schmerz und Wonne bei allen ihren mannigfachen Schicksalen; wir vergessen dabei fast, daß sie längst tot sind, daß ihr Geschick längst beschlossen ist. Spottet nicht des leidenschaftlichen Gefühls, das in Bewunderung oder Abscheu aufflammt über längst hingegangene geschichtliche Gestalten. Die begeisterte Jugend, die das Vergangene wie ein Gegenwärtiges ansieht, versteht die Geschichte besser, als ihr, die ihr nur am Lebenden haftet, denn alle Geschlechter der Erde seit Urbeginn, sie hängen organisch zusammen, und wie der Stein, an der Quelle in den Strom geworfen, eine Bewegung erzeugt, die bis zum Meere sich fortpflanzt, so wirkt das, was im Anfang der Zeiten die Gemüter bewegt hat, unerkannt weiter fort in der Flut der Jahrhunderte.

Und wie in der Natur das Schöne und Erhabene, wenn es auch oft unseren Blicken sich darthut, zu stets erneuter Betrachtung reizt, zu stets erneuter Bewunderung hinreißt, so sind auch die großen geschichtlichen Gestalten, und hätten wir uns noch so eingehend mit ihnen beschäftigt, mit Recht fort und fort ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, unseres eifrigen Nachdenkens. Wenn wir an einer Ruine vorbeigehen, die von einem alten, einst mächtigen Bauwerk übrig geblieben ist, so wandelt unsere Phantasie diese Trümmer zu dem einst wohlgefügten und stattlichen Bau und belebt ihn mit den Personen, welche in demselben gewohnt haben, und sieht, durch diesen Anlaß geweckt, die Bilder des Altertums wieder auferstehen. Geschweige denn, wenn ein großer nicht zu übersehender lebendiger Zeuge aus der Vergangenheit durch das Geschlecht der Lebenden schreitet, daß er den Geist, sobald dieser nur das Nachdenken nicht ganz verlernt hat, fast zwingt zur Rückschau in entfernte Zeiten.

Solch ein Zeuge ist Israel. Wie der Regenbogen die lichtgeformte Brücke ist, welche die Enden des Horizontes mit einander verknüpft, so ist die Geschichte Israels, dieses Volkes der Erkenntnis und des Geistes, die Brücke, welche aus der Vorzeit, an dunklem Gewölk vorüber, zu unseren Tagen führt. Heute feiern Jakobs Söhne auf dem ganzen Erdball ein Fest, daß die Wahrheit herabgestiegen

ist zu den Menschenkindern, ihren Geist erleuchtend, ihr Herz erwärmend, ihr Thun leitend, und in welche Zeit führt uns die Erinnerung zurück? In Tage, vor denen außer dieser großen Kunde nur noch wenig zu uns herübergedrungen. „Siehe, Dunkel bedeckte die Erde und Nebel hüllte die Völker; aber über dir strahlte ein Gott, und seine Herrlichkeit schien zu deinen Häupten"[1]). Im Schoß der Zeiten lagen noch die großen Kulturvölker des Altertums, eine Wildnis war Hellas, und Roms Name war noch ungenannt, da war schon Juda hervorgetreten, die Fackel in der Hand, von dem geschrieben steht: „Und Völker werden wandeln zu deinem Lichte und Fürsten zu deines Glanzes Schimmer."

Weit ab wie die Zeit liegt auch das Land, zu dem Schabuoth unsere Seelen lenkt. In der Wüste war er gepflanzt worden, der Baum des Lebens, fern ab vom Verkehr der Menschen; wer dächte dieser Einöden, der Stätten von Disteln und Dornen, wenn nicht in ihnen der Dornbusch gestanden hätte, der, vom Hauche Gottes entflammt, nie verglüht, nie erlöscht, wenn dort nicht Israel, der arme Sklavenstamm, der Dorn unter den Völkern, wäre entzündet worden zum Lichte der Erde.

Damals glaubten die Israeliten, weil sie die Wunder und Zeichen sahen, den Blitz, den Donner, den rauchenden Berg, den Aufruhr der Erde. Aber die Menschen von heute sind stumpf gegen Zeichen und Wunder. Denn ein größeres hat die Welt nicht gesehen als Israel, den Streiter des Herrn, der vom Sinai sich hinüber gerettet hat in diese Zeit, das in Sturm und Wetter die Fackel getragen hat, und kein Sturm hat sie verweht, und kein Regen hat sie verlöscht.

Jedoch nein, das Wort Wunder ist meist nur eine Ausflucht der Denkträgen, und wir haben ein Recht, wir haben eine Pflicht zu fragen, wodurch hat dies Volk eine solche Widerstandskraft bewährt?

Die Alten sagen: „Die Thora ist gegeben im Feuer, im Wasser, in der Wüste"[2]), und wir glauben, in diesem kurzen Satz ist angedeutet, warum Juden und Judentum die Stürme der Zeiten überdauert und überwunden haben.

Israel ist ein Volk, das mit Feuer, mit Leidenschaft die Wahrheit umfaßt hat, das die Fackel des Sinai mit jeder Faser seiner Kraft fest gehalten hat. Wir wollen nicht gering denken von der Leidenschaft und sie nicht tadeln; wie die Maschine des Dampfes bedarf, der ihre Räder treibt, so braucht der Mensch ein glühendes Herz, das seinen Arm in Bewegung setzt; die Maschine geht zu Grunde, wenn sie von allzu heftiger Glut getrieben wird, und so wird ein Übermaß von Leidenschaft der Seele verderblich; nur wird keiner das Feuer deswegen auslöschen, weil es gesteigert den Kessel sprengen kann, sondern er wird es dämpfen.

Der Zorn z. B. ist zumeist eine häßliche und verderbliche Erregung der

[1]) Jesaias 60, $_2$. — [2]) Num. r. 1, $_8$ התורה נתנה באש במים במדבר.

Seele, aber wenn einer fort und fort in seinem Rechte gekränkt wird, wenn er von seinem Dränger gehöhnt wird, wenn ihm sein Unglück als ein Verbrechen vorgeführt wird, o, wie schön steht da die Zornesader der Stirn des Gequälten, wenn er die heißen Worte dem Bösen ins Antlitz schleudert, wenn wie ein Lavastrom die Anklage über die Lippen flutet, den Feind versengend und verzehrend!

Es giebt ein reines Feuer, vom *Himmel* stammend, das auf dem Altar Gottes die Opfer entzündet, die dem Herrn gefallen; es giebt ein *irdisches* Flammen, das die Seele vertrocknet und aufzehrt. Die Fackel des Sinai hat das Feuer in Israel entfacht; es besaßen seine Führer die reine Leidenschaft für das Gute, die Begeisterung, die aufjauchzt, indem sie sich opfert. Wenn wir in das Antlitz der Greise schauen, die von einem edlen Streben erfüllt sind, die Frische der Jugend strahlt aus ihren Augen; dagegen ist nichts erbarmenswerter als ein Alter, der ganz von der Sorge für die eigene gebrechliche Existenz in Anspruch genommen wird. Nein, auch ein Volk bleibt jugendfrisch, wenn es von einem hohen Gedanken getragen wird, wenn es einen erhabeneren Beruf kennt als den, die Güter der Erde zu erwerben und zu genießen. Und welchen Opfers waren die Israeliten fähig, um das Banner zu schützen, dem sie Treue geschworen hatten! Die im *Feuer* gegebene, in *feurigen* Seelen bewahrte Lehre, sie ging nicht unter, sondern sie wurde geläutert im Feuer der Leiden; Scheiterhaufen wurden entzündet für die treuen Hüter des himmlischen Schatzes, das Bekenntnis des Einzig-Einen auf den Lippen hauchten sie ihr Leben aus. Die Machthaber glaubten die Lehre zu vernichten, wenn sie Israels todesmutige Söhne opferten; aber wenn irgendwo, so gilt hier die Sage von dem Wundervogel, der in jugendlicher Schöne aus dem Feuer emporsteigt, in dem er verbrennen sollte. Jeder Gedanke wird eine Macht, der Märtyrer gefunden hat.

Und die Thora, so sagen die Alten weiter, ist im *Wasser* gegeben worden; das Wasser ist ein Sinnbild der *Nüchternheit*, der *Ausdauer*, wie ja der Tropfen, indem er immer wieder niederträuft, endlich die Felsen höhlt. Begeisterung und Opferfreudigkeit für ein gutes Werk, sie führen nicht zum Ziele, wenn nicht ein nüchterner, ein ausdauernder Sinn ihnen hilft. Der Irrtum ist eine gar gewaltige Feste mit unzähligen Bollwerken und Schanzen, und wird oft von geschickten Leuten verteidigt.

Oft reicht die Begeisterung eines Braven gerade soweit, tollkühn mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen und sich dabei den Schädel zu spalten; welcher Dienst ist damit der guten Sache geleistet? die Thora, durch die rege Geistesarbeit, die sie veranlaßt, hat den Israeliten die Augen geöffnet, und wir gelten mit Recht für einen *nüchternen* Volksstamm, der klug erwägt, der vorsichtig prüft. Gilt es, unsern Stamm zu zeigen in seinen edelsten Geistern, so hat der *deutsche* Dichter das Rechte getroffen, indem er den edlen freisinnigen Denker und den berechnenden Kaufmann in eine Persönlichkeit verschmolzen hat. Ein Märtyrervolk, das nur

mit gutem Grunde die Meinung hegt, es sei sinnlos, ohne Not ein Märtyrer zu werden. Das ist es, was unsere Feinde nie an uns verstehen werden, daß ein kühler Kopf und ein warmes Herz nicht selten in den Tüchtigen unter uns einträchtig zusammenwirken; das haben wir unserm Lebensquell zu danken, der uns das Feuer und das Wasser spendet, der Thora, die uns nicht zu Schwärmern, sondern zum Einklang von Denken und Fühlen erziehen will. Und nur der Nüchterne besitzt die Ausdauer, ohne die kein großes Werk entsteht.

Im Fluge gelingt selten eine große That, und wenn auch der Gedanke plötzlich wie ein Blitz durch die Seele fährt, es bedarf der Arbeit, daß er reife und ins Leben trete. Schon unsere alten Lehrer warnen uns davor, dem zu glauben, der prahlt: ich habe mich nicht gemüht und dennoch gefunden. Das Gotteswort am Sinai, das war der Blitz, der in die Herzen schlug und das Feuer entfachte; aber nun wurde er unermüdlich gepflegt und weiter getragen; da wurde sorgsam nach jeder Stelle geforscht, an der man Bresche legen könnte in den gewaltigen Wall des Irrtums. Jahrhunderte, Jahrtausende lagerte Israel vor diesem Wall; durch diese Ausdauer erlangt es Erfolge, von ihr erhofft es neue Wege.

Die Thora, so fahren die Alten fort, ist uns gegeben worden in der Wüste. Die Wüste ist das Sinnbild der Armut, der Entsagung; schmucklos steht sie da, von den Menschen gemieden; aber in der Wüste wurde die Thora gegeben, zum sichtbaren Zeichen: כל מי שאינו עושה את עצמי כמדבר הפקר אינו קונה התורה והחכמה, daß „wer sich nicht selbst zur Wüste machen, d. h. wer nicht entsagen kann, daß der nicht Thora und Weisheit erwerben werde".[1]) Verlockend liegt der Weisheit liebliches Gefilde auf der Höhe eines Berges, aber durch die Wüste führt der Weg; da gilt es Hunger und Durst zu ertragen, da gilt es die Beschwerden des Weges auf sich zu nehmen, der Fuß muß schreiten auf steinigem Pfade, nirgends ist Schatten, und die Hitze am Tage und der Frost bei Nacht finden ungehindert den Weg zum Wanderer; nur wer entsagen kann, ist der Thora wert.

Unsere Väter haben diese Kraft geübt in der Wüste, als sie dem Moseh folgten in saatenloses Land und wie oft hat seitdem Israel diese Tugend bewährt, zu welcher die Schrift uns freilich durch mannigfache Satzung anleitet. Was hatte Israel von allen Genüssen der Welt, da es durch Mauern und Thore abgesperrt in dunklen, ungesunden Gassen lebte, da es sich nicht hervorwagen durfte, ohne den Übermut des Pöbels zu wecken; ihm war das Dasein zur Wüste; aber durch die Wüste hat es den Weg gefunden zum Gefilde der Weisheit; es durfte sagen: „wäre deine Lehre nicht mein Ergötzen, ich wäre untergegangen in meinem Leide".[2]) Die Thora heischte die Entbehrung, aber sie machte sie demjenigen leicht, der sich Gott und seiner Lehre weihte.

---

[1]) ib. — [2]) Ps. 119 $_{92}$.

Eine eigentümliche Wechselwirkung besteht zwischen diesem Volke und dieser Lehre; die Thora ist die Fackel in der Hand Israels; aber sie leuchtet nicht nur seinen Pfaden, sie spendet ihm, solange es sie in Händen hält, die Lust und den Mut, daß es sie nur um so fester umfaßt; Israel wird ohnmächtig, wenn es sie sinken läßt. Im Feuer, im Wasser in der Wüste ist die Thora gegeben worden; durch ihre Lehren weckt sie die Begeisterung und klärt sie das Urteil, und dämpft die Begierden, daß Israel in der Liebe zu ihr Ersatz fand für die Freuden der Welt; feurig begeistert und dennoch nüchtern, ausdauernd und entsagend, das waren die Tugenden der Helden, welche Israel geführt und dies Volk vor dem Untergange bewahrt haben.

Der Forscher, der die Nationen nur nach äußeren Merkmalen beurteilt, wird das Wunder nicht erklären, daß Juda, von aller Welt befehdet, fortbesteht bis auf den heutigen Tag. Wir müssen fragen, wofür lebt Israel, um Aufschluß zu gewinnen, warum es lebt. Dieser Stamm hat die Thora gehalten, aber die Thora hat auch ihn gehalten, und wie ins Feuer sich keiner wagen darf, ohne daß er verbrenne, und wie das Wasser den verschlingt, der sich in seine aufgeregten Wellen stürzt, und wie die Wüste so oft in ihrem Sande die Scharen begräbt, die sich zu ihr wagen, so sind, vom Hauche Gottes getroffen, die Feinde Judas vernichtet worden. Es liegt in der Natur, daß der Einzelne sterben muß; aber ein Volk lebt durch seine Tüchtigkeit, es geht nur unter durch seine Schuld. Die Wurzeln unserer Kraft, sie ruhen in der Lehre, die vom Sinai zu uns niederstieg. Und ob auch der Einzelne wanke und weiche und verloren gehe, wer hätte den Mut, das Volk zu schelten, das so mannigfach sich bewährt hat, das auch in der Gegenwart so begeisterte und so besonnene, so tapfere und so ausdauernde Kämpfer erzeugt hat. Jeder einzelne von uns mag zusehen, ob er ein welkes, ob er ein frisches Blatt vom Stamme Israels ist und danach seinen Wert bemessen; der Stamm aber ist stets erneuter Betrachtung wert, wie die Sonne, wie die Sterne am Himmelszelt; von diesem Stamme gilt das Wort des Propheten Jeremias[1]: „So spricht der Herr, der die Sonne bestimmt zum Lichte der Tage, die Satzung des Mondes und der Sterne zum Licht der Nacht, der das Meer aufwühlt, daß seine Wellen brausen, Herr der Scharen ist sein Name; wie diese Gesetze sich nicht wandeln werden vor mir, spricht der Herr, so wird der Sproß Israels nicht aufhören, ein Volk zu sein vor mir in alle Ewigkeit.“ Amen!

---

[1]) Jer. 31_{35} f.

49.

Der Gott, der Wunder thut.

M. A. Zwei Hausväter, von denen der eine vorsorglich auf die mannigfachsten Wechselfälle des Lebens bedacht ist und danach seine Veranstaltungen trifft, der auch vom Außerordentlichen nicht überrascht wird, weil er auch auf das Außerordentliche gefaßt und eingerichtet ist, weil er mit vorausschauender Weisheit sich gerüstet hat für Ernst und Lust, für Schmerz und Freude, für Krieg und Frieden, aber ein anderer wiederum ist nur auf das Nächste bedacht, jedoch in der Verlegenheit weiß sein erfinderischer Kopf eine Auskunft zu ersinnen, hat er einen genialen Einfall, um die dringende Not abzuwehren: — welcher dieser beiden Hausväter ist mehr geeignet, unser Vertrauen zu gewinnen, der regelrechte und geordnete Mann oder der geniale Schlaukopf, der zwar die Verlegenheit nicht voraussieht, jedoch dann mit erstaunlicher Geschicklichkeit sich immer wieder aus der Schlinge zieht? Nun, interessanter wird uns der Tausendkünstler sein, von dem sich allerhand seltsame und merkwürdige Geschichten erzählen lassen, aber ungleich vertrauenswürdiger ist uns der ernste und charakterfeste Mann, der, weil er die klare Einsicht und das gerade Urteil besitzt, all der Finessen gar nicht bedarf, mit denen der andere brilliert.

Diese nüchterne Erwägung alltäglicher Lebenserscheinungen erträgt eine Anwendung auf die höchsten Fragen der Religion. Die Frage ist: Thut Gott Wunder, d. h. durchbricht Gott plötzlich die Ordnungen der Natur, um ein Neues zu schaffen und dadurch einen bestimmten Zweck zu erreichen? Es ist zweifellos, Gott kann Wunder thun, er kann die Regel und das Gesetz zerstören, die er selbst geschaffen hat. Aber schon des Menschen Würde zeigt sich nicht darin, daß der Mensch alles thut, was er kann, sondern darin offenbart sich seine Würde, daß sein Wille sein Können einschränkt, daß er das unterläßt, was seine Einsicht oder sein sittliches Bewußtsein ihm verbietet, daß höhere seelische Mächte einen größeren Einfluß auf ihn haben, als die rohe Kraft und ein wüstes Begehren. Also

daraus, daß Gott Wunder thun kann, folgt bei weitem noch nicht, daß er Wunder thut.

Aber wird in der heiligen Schrift, wird in den Gebeten nicht oft genug Gott als der Wunderthuende gepriesen? Entfernen wir uns nicht von dem Boden unserer Religion, diesem festen Grunde, der uns so lange getragen hat, wenn wir diesen Lehrsatz antasten? Unsere alten Meister haben sich von dieser Befürchtung nicht schrecken lassen, um über den Wunderglauben so frei zu denken und zu reden, wie nur irgend ein moderner Forscher. Denn nicht alles, was für den Betrachtenden wunderbar ist, ist es darum in Wirklichkeit. Viele Einrichtungen, die der Naturwissenschaft und der Kunstfertigkeit unserer Zeit ihr Dasein verdanken und bei deren Entstehung es mit ganz natürlichen Dingen zugegangen ist, würde ein ungebildeter Mensch als einen geheimnisvollen, übernatürlichen Zauber ansehen; hätte einer vor zweihundert Jahren einen Fernsprecher konstruiert und aufgestellt, oder thäte er es heute unter wilden Völkern, wer weiß, ob er vor dem Schicksal bewahrt bliebe, auf den Scheiterhaufen geschleppt zu werden. Etwas für ein Wunder halten, ist zuvörderst nichts weiter als das Eingeständnis unseres Nichtwissens, wie es entstanden ist, und in diesem Sinne wird Gott auch für den weisesten Menschen stets der Wunderthuende bleiben, weil der endliche Geist naturgemäß nicht das Unendliche umspannen kann, weil stets neue Rätsel uns entgegentreten, und hätten wir noch so viele gelöst und überwunden.

Aber erhöht sich unsere Ehrfurcht vor Gott, wenn wir glauben, er habe aus Liebe zu seinem Volke Israel oder zu frommen, ausgezeichneten Menschen die Gesetze umgestoßen und aufgehoben, die er selbst der Natur auferlegt hat, und plötzlich der Sonne geboten, nicht zu scheinen oder ihren Lauf zu hemmen und länger als sonst auf eine bestimmte Gegend herabzustrahlen? Denken wir doch nur an das Gleichnis, von dem wir ausgegangen. Ist uns der wohlvorbereitete Hausvater, der voraussorgt und vorsorgt, lieber als der, der leicht in Verlegenheit gerät und sich geschickt aus ihr rettet? Sollte uns die Vorsehung, die des Wunders nicht bedarf, um zu retten und zu helfen, nicht höher stehen als ein Gott, der die Ordnung der Natur so oft umstürzt, damit seinen Frommen geholfen werde? Der Unwissende wird den Tausendkünstler mehr anstaunen als den Mann der Wissenschaft, der ein Experiment zeigt und den ganzen Verlauf desselben offenbart Ein wenig gebildeter Geschmack wird an einer Sammlung von pikanten und witzigen Einfällen, die zusammenhangslos an einander gereiht sind, mehr Gefallen finden als an einem systematischen Buche, das einen wichtigen Gegenstand klar und erschöpfend behandelt. So brauchen viele, die in ihrem Denken nicht über das Kindesalter hinauskommen, den Gott der Wunder, von dem sie meinen, er würde einmal, um ihre Launen zu befriedigen, auch ihnen zu Liebe die Gesetze der Natur auf den Kopf stellen; der Besonnene, dessen Stolz es ist, in seinem engen Kreise fürsorglich zu wirken und nicht auf außerordentliche

Glücksfälle sein Leben einzurichten, wird die Größe Gottes darin finden, daß er nie gegen die Gesetze der Natur, sondern stets mit den Gesetzen der Natur das Große und Gewaltige schafft. Gottes Allmacht besteht darin, daß er Wunder thun kann, Gottes Weisheit darin, daß er keine Wunder zu thun braucht.

Diese allgemeine Betrachtung scheint von vornherein im scharfen Widerspruch mit dem Festtage der Offenbarung; denn giebt es etwas Wunderbareres, als daß Gott sich offenbart? Aber der Sänger der Psalmen macht in dem 29. Psalm, in dem Liede, welches wir in jeder Woche zur Begrüßung des Sabbats anstimmen, uns deutlich, was unter dieser Offenbarung zu verstehen sei. Schon die Alten beziehen diesen Sang auf die Offenbarung am Sinai. Und was schildert der Dichter? Ein gewaltiges Erbeben der Erde, eine Erschütterung, welche die arabische Wüste, das heilige Land, kurz, den ganzen Erdstrich rings um den Sinai in seinen Grundfesten erregte, eine Naturerscheinung, wie sie seitdem so oft, zumal in der Gegend des Mittelmeeres, sich wiederholt hat. Das war „die Stimme Gottes mit Macht, die Stimme Gottes mit Hoheit."

In den Augen mancher schrumpft die Offenbarung zusammen, wenn sie als ein Naturereignis sich darstellt, das, so gewaltig es immer auch war, sich einreiht in die natürliche Ordnung der Dinge, aber in den Augen derer, die Gottes Größe vor allem in seiner Weisheit sehen, in jener unübertrefflichen, undurchbrechlichen Ordnung des unendlichen Weltalls, verliert darum die Offenbarung des Sinai nichts von ihrer Würde, und es wächst die Bedeutung des Moseh, des großen Gottesmannes, der in dem Aufruhr der Elemente seinem Volke den Gott zeigte, der es aus Ägypten geführt hatte. Die gedankenlose Menge wird mehr erregt, wenn ein sternkundiger Mann sie auf den Sonnenball weist, und er ihr sagt: In einem Moment wird er sich verdunkeln, und es geschieht. Dagegen wird der Verständige mit größerer Verehrung vor dem Gottesgeiste und vor dem Menschengeiste, der den Spuren des göttlichen folgen kann, erfüllt, wenn irdische Weisheit den Gang der Gestirne auf Jahrhunderte voraus berechnen kann, wenn sie in der Vergangenheit Ereignisse der Menschengeschichte nach der Zeit und dem Raum genauer bestimmen kann durch Naturerscheinungen, deren dabei von den Schriftstellern des Altertums Erwähnung geschieht.

Es ist bemerkenswert, wie jeder Fortschritt der Wissenschaft jeder natürlichen Erklärung der in der heiligen Schrift berichteten erstaunlichen Thatsachen zu Hilfe kommt. Wunderscheue Männer haben manche der bekannten Plagen, die über Ägypten kamen, auf vulkanische Erscheinungen zurückgeführt, die Spaltung des Schilfmeeres wurde ähnlich erklärt, sehr nahe lag diese Deutung bei dem Aufruhr der Natur, der uns bei der Offenbarung des Sinai berichtet wird, und endlich wird die Heimsuchung, die über die Rotte Korahs kam, daß nämlich die Erde sich aufthat und die Sünder verschlang, als eine vulkanische Eruption aufgefaßt. Alle diese Ereignisse liegen der Zeit nach nicht weit auseinander, und

es schien nicht sehr weise, so viele ans Wunderbare streifende Erscheinungen immer wieder auf ähnliche Ursachen zurückzuführen. Dieser Vulkanismus schien zu oft hervorzubrechen. Aber sorgfältige Untersuchungen, die in der Gegenwart unternommen worden sind, haben das Resultat ergeben, daß, wenn erst einmal eine Gegend von vulkanischen Erscheinungen heimgesucht wird, diese Beunruhigung so rasch nicht aufhört, daß sie sich fast immer in mehreren Katastrophen entladet; also daß in einer kurzen Zeitspanne von kaum zwei Jahren auf demselben Erdstrich mehrere Ereignisse sich zutrugen, die am einfachsten als vulkanische sich erklären ließen, vermindert nicht, sondern erhöht die Glaubwürdigkeit dieser Erklärung.

Darin bestand die Größe des Moseh und des von ihm geleiteten Israel, daß sie dem Außerordentlichen gegenüber nicht stumpf blieben, sondern daß es ihnen eine Offenbarung Gottes wurde. In diesem Sinne ist der fromme Spruch wahr: Es geschehen täglich Wunder, aber es achtet keiner darauf. Wahrlich, Gott verbirgt sich nicht, in jeder Sekunde offenbart sich sein gewaltiges Wirken; wir aber müssen unsere Augen öffnen, um ihn zu schauen, der über Wolken thronet und in jedem Grashalm seine Größe kündet. Der Zweifler fragt: wo ist Gott? Der Gläubige antwortet mit der Gegenfrage: wo ist er nicht? droben über den Sternen, hier unten in jedem Blatt, in jeder Blüte, draußen im Weltgetümmel, drinnen im Menschengemüt, überall vernimmt, wer nur hören will, wie dereinst die Väter am Sinai, „die Stimme Gottes mit Macht, die Stimme Gottes in Hoheit und Herrlichkeit“. — Amen!

50.

Die Sendung Israels.

M. A.! Oft geschieht des Priesterberufs Erwähnung, den Israel übernommen hat, oft wird behauptet, ihm sei die Aufgabe geworden, die Menschheit zu einer reineren, idealeren Anschauung zu erheben. Wie hat nun Israel diese Aufgabe verstanden, wie sie erfüllt? Noch immer ist es ein kleiner Stamm und wird nicht gezählt unter den Nationen, noch immer ist es geschieden durch eigentümlichen Brauch, und ob es auch nicht in einem besonderen Lande wohnt, so durchzieht es dennoch die Wogen der Menschheit, wie der Golfstrom das Meer durchzieht; die Israeliten gleichen einer Flut, die in den Ozean mündet, die aber sich nicht mit den Meereswassern mischt, sondern mitten durch die Wogen leicht erkennbar hinüberfließt zum jenseitigen Gestade. Wie aber soll Israel einen, da es überall sich abschließt, wie verbinden, da es stets sich sondert? Sollen wir sagen: Israel hat am Sinai die Pflicht übernommen, um das Banner Gottes die Menschen zu scharen, und es hat diese Pflicht versäumt, da noch heut nicht viel mehr zur Thora sich bekennen, als dereinst in Arabiens Wüste?

Das wäre ein harter Spruch und spräche uns das Urteil über Vergangenheit und Zukunft; denn wenig läßt sich von einem Stamme hoffen, der so lange ohne Leistung war. Der Baum, der Jahrhunderte nur sich selbst geblüht hat, wird schwerlich unversehens goldige Früchte reifen. Jedoch bevor wir dieses Urteil sprechen, sei es uns gestattet, mit einem Gleichnis der Sache näher zu treten. Denken wir uns einen Künstler, der ein herrliches Bild vollendet hat; er hat das Verlangen, sein Werk nicht nur von einem engen Kreise bewundert zu sehen, er will, daß der Ruf seiner Arbeit in die Ferne dringe, daß der Reiz der Schönheit, welchen er über dasselbe ausgegossen, recht viele erfreue, daß recht viele ihr Auge und ihr Herz weiden und erquicken an dem wunderbaren Anblick; aber wird er nun dieses Bild selbst wegschicken, daß es durch die Lande wandere, wird er es sorglos den Schicksalen preisgeben, die es auf solcher Wanderung erfahren könnte? O nein, je teurer ihm sein Werk und sein Ruhm ist, desto eifriger

wird er es hüten und nicht von sich lassen. Jedoch die gehorsamen Dienerinnen der Kunst wird er herbeirufen, daß sie Abbilder anfertigen; diesen bescheidenen Gehilfen wird er die Sorge lassen, seinen genialen im Bilde zusammengefaßten Gedanken zu verbreiten. Wohl weiß er, kein Abbild kann die Zartheit der Zeichnung, die Schärfe und Feinheit der ursprünglichen Konzeption wiedergeben, und mancher kleine Zug, der dem Kenner den denkenden Künstler verrät, wird verloren gehen. Aber das Urbild, über welches er die ganze Klarheit seiner Anschauung, die ganze Wärme seiner Empfindung gehaucht hat, das mag er doch nicht des Schicksals wetterwendischen Launen anvertrauen, das hütet er wie ein Heiligtum für die Auserwählten, in denen das verblaßte Abbild die Sehnsucht nach dem frischen Urbild geweckt hat. Die schlechtere Nachahmung hat den Ruhm des Künstlers mehr gefördert als das ursprüngliche Werk seines Geistes; aber am letzten Ende war es diese Arbeit, die er eifersüchtig nicht über die Schwelle seiner Werkstatt lassen will, welche die Gemüter entzündet hat.

Solch herrlichem Urbild, rein und klar, bis auf den kleinsten Zug erwogen, ist die Lehre des Sinai vergleichbar. Wäre sie hinausgeschickt worden in den wüsten Lärm des Heidentums, sie hätte nicht bestehen können, sie hätte ihre ideale fleckenlose Schönheit verloren. Sollte sie unentstellt bleiben von den Zügen des Heidentums, so durfte sie in keine Berührung mit demselben treten, so mußte ein Zaun aufgerichtet werden, welcher den Götzendienst und seine beiden Genossen, die Unsitte und die Rohheit, vom Heiligtum fern hielt. Aber nun wollte wiederum auch der große Meister, welcher das Weltall gestaltet, die Menschheit nicht ganz die beglückende Wahrheit entbehren lassen, ohne deren Besitz selbst der Mensch, der mit den glänzendsten Schätzen an Geist und Gut ausgestattet ist, einer Frucht gleichet, die von außen hell und frisch und leuchtend ist und deren Kern der Wurm zerstört. Da entstanden jene Abbilder der sinaitischen Lehre, welche zu allen Völkern hinausgesandt wurden; vieles fehlte ihnen von dem Schmelz und der Zartheit des Originals, und wer dieses kannte, der wandte sich nicht zu jenem Nachbild; aber diese Religionen haben den Geist des Judentums durch die Welt getragen, und ob auch der treue Israelit sich nicht zu ihrem Inhalt bekennen kann, freudig darf und soll er ihre große und weittragende zivilisatorische Kraft anerkennen; sie haben die Götzen und ihre Altäre zerstört, sie haben die Lehre verkündet von der Gottes- und von der Menscheneinheit, und die Welt wurde des Schöpfers inne, der sie geformt hat.

So hat Israel seinen Priesterberuf verstanden; wie die Sonne nicht selbst zur Erde kommt, um sie zu erwärmen, sondern nur ihren Strahl zu ihr sendet, so hat die Religion des Sinai mit ihren Ausstrahlungen gleichsam den Äther durchleuchtet, der das Geistesleben des Menschen umspannt, sie selbst aber ist rein und unberührt geblieben.

Nicht darauf kam es ihr an, möglichst vielen Menschen den Namen und

das Zeichen eines Israeliten aufzuprägen; denn Religionen und Geistesbestrebungen überhaupt, die unter großen Massen Anhang gewinnen wollen, müssen stets von der Höhe steigen, auf der sie ursprünglich sich befanden; sie müssen sich den Meinungen und Neigungen der Massen anbequemen, und so viel Schlacken trüben dann den Goldeswert, daß dieser fast ganz zurücktritt; sondern das wurde erstrebt, daß diejenigen, die sich nach Israel nannten, in Wahrheit Gottesstreiter waren. Unsere Weisen sagen: „Proselyten waren alle Zeit für Israel eine Plage", denn selbst diejenigen, die es ehrlich mit ihrem Übertritt meinten, folgten nur einem Rausche der Begeisterung, der rasch vorüberflog. Israel nimmt freudig jeden auf, der zu ihm kommt mit ernstem Sinn, und gern reicht es den Fremden die Krone, die sich Verdienste erwerben um den Ausbau des Gottesreiches. Spricht doch ein jüdischer Lehrer seine Verachtung aller Geburts- und Standesvorurteile sogar in dem kecken Worte aus: Besser in Blutschande geboren und mit Wahrheit geschmückt, denn Hoher-Priester und in Unwissenheit lebend!

Es ging damals vor ungefähr achtzehnhundert Jahren ein heißes Sehnen durch die Gemüter der Heiden nach erhabeneren religiösen Ideen, als ihre Priester sie ihnen boten; die Philosophen hatten die Nichtigkeit der Vielgötterei erwiesen und, wie ein großer Schriftsteller der damaligen Zeit sich ausdrückt, kein Priester konnte den andern bei Verrichtung seiner Dienste sehen, ohne daß sie sich gegenseitig ins Angesicht lachten. Von Staatswegen wurde der alte Kultus noch gepflegt, aber die Altäre standen leer, die Tempel waren verödet; Keiner glaubte mehr an das, was offiziell Religion genannt wurde und was den meisten nur als Märchen galt. Anfangs wollten die Denker an die Stelle der Priester treten; gewaltige Geisteshelden traten auf den Plan und wollten der Gottheit ihr Geheimnis abringen. Große, ewige Denkmäler des menschlichen Geistes werden allezeit Zeugnis geben von der außergewöhnlichen Willens- und Verstandeskraft, mit der Griechenlands Philosophen zum Grunde der Dinge strebten. Aber sie haben das Rätsel nicht ergründet, ermattet waren die Geisteshelden lange vor Erreichung des Ziels, und dieses gewaltige Ringen endete in einem Aufschrei der Verzweiflung, daß die hochgebildete Zeit nichts glauben und nichts wissen könne, daß sie haltlos dahinflog wie das Wrack eines vormals vielmastigen Schiffes auf den wogenden Fluten.]

Und nicht allein auf dem Gebiete der Forschung, auch im Staatsleben hatte dieses Zeitalter entsetzlich Schiffbruch gelitten; große Völker, die ein halbes Jahrtausend in Freiheit gelebt hatten, mußten ihren Nacken beugen vor dem Szepter von Fürsten, die einst Bürger gewesen waren, vor einem Szepter, welches tief getaucht war in das Blut der Genossen. So fehlte der Zeit trotz ihrer großen Bildung jeder Halt und jede Stütze. Nicht der Markt und nicht der Tempel, nicht das politische und nicht das religiöse Leben bot Befriedigung. Da lernten Roms und Hellas gelehrte Männer den Glauben Israels kennen; sie lasen die

Schrift und fanden in den Schriftwerken dieses verachteten Stammes eine Erhabenheit, eine Gewalt des Ausdrucks, welche ihre großen Wort- und Sangesmeister nie erlangt hatten. Das alles erkannten damals die Heiden, und wie berauscht wandten sie sich der neuen Gottheit zu; wie ein leises Geflüster ging es durch Morgen- und Abendland: die alten Götter sind tot und Judas Gott ist der Einzig-Eine, und viele schlossen sich an Judas geschmähte Söhne.

Viele traten über, aber mehr aus Scheu, aus Bewunderung über das ihnen bisher völlig Neue und Unbekannte, mehr überwältigt von den wonnigen Schauern des Geheimnisses, welches für sie in jenen Schriften webte, denn hingezogen von der schlichten Wahrheit. Das Judentum war manchem nichts mehr als ein neuer Reiz für ein übersattes Gemüt, sie trieb nicht der Geisteshunger, den die gesunde Seele empfindet. Und so trugen denn diese Proselyten heidnischen Sinn und heidnische Sitte in Israels Heiligtum, und auf sie bezieht ein Lehrer des Talmud den Vers des Hohenliedes. „Fasset uns die Füchse, die kleinen Füchse, sie verderben den Weinberg und unser Weinberg blüht."

Israel ward nicht die Aufgabe, die Menschen zu seinem Glauben durch alle die großen und die kleinen Mittel, welche anderwärts hin und wieder angewendet werden, zu bekehren; ganz im Gegenteil, als die Führer unseres Volkes merkten, daß die Fremden recht zahlreich zu unserem Glauben sich drängten, da richteten sie statt der Hecke, welche früher ihre Religion von den anderen abgrenzte, einen hohen Zaun auf, um sie abzuhalten, da erschwerten sie die Übung des Judentums, da vermehrten sie die Zeremonien, um die Unberufenen vom Heiligtum zu entfernen. Diejenigen, welche in einer augenblicklichen Verödung des Gemütes sich einem ihnen bisher fremden Glauben anschlossen, werden später Schwärmer oder Zweifler, ihre Stimmung ist entweder schwül oder kühl, gereizt oder matt. Sie untergraben oder überspannen den Anspruch der Religion an das Gemüt. Israel hat keinen Gefallen daran, es ersehnt die messianische Zeit, aber was würde denn die Zeit uns frommen, wo ein Sehnen nach der Wahrheit die Geister erfaßt, wenn die Hüter den goldenen Hort nicht gewahrt haben, wenn Israel es geduldet hat, daß Schwärmer sein Heiligtum entstellen, daß Füchse seinen Weinberg zerstören.

Die Treue ist eine recht nüchterne Tugend, und überspannte Naturen, die rasch erglühen, sind auch wieder rasch erkaltet. Israel hat es erfahren: die Schwärmer, die stürmisch an seine Thore pochten und in heißer Liebe plötzlich auflohten zu seinem Heiligtum, sie haben selten ihm Segen gebracht. Nicht die flammende Begeisterung, sondern die nüchterne Hingebung schafft das Große auf Erden.

Unsere Weisen werfen die Frage auf: Weswegen ist David, der so rührende Freundschaft pflegte, dessen Gemüt so lebhaft schlug für alles Hohe und Edle, warum ist er später der Sünde anheimgefallen und bestraft worden? und sie ant-

worten: „Weil er die Worte der Schrift Gesänge genannt hat.“ Denn so heißt es in den Psalmen: „Deine Satzung ward mir zu Gesängen;“ [1]) was dies Wort sagen will, ist uns nach den vorangegangenen Erörterungen wohl nicht unklar. Wer für seinen Glauben nur schwärmt, der wird wohl in herrlichen Liedern ihn besingen, aber in der Stunde der Prüfung wird sich dann selbst ein David zuweilen schwach erweisen, denn Schwäche und Schwärmerei sie wohnen hart bei einander: überschwängliche Stimmungen dieser Art können ebenso sehr durch heilige wie durch unheilige Dinge erregt werden; und als solch unheilige Regung den Sinn Davids überkam, da schwärmte er gleichfalls und fiel in Sünde. Wer seinen Glauben lieb hat, der nennt ihn nicht wie David seinen Sang und seinen Liebling, sondern seinen Lehrer und seinen Führer.

Israel erfüllt seinen Prophetenberuf, wenn es sein Kleinod wahrt, wenn es sich selbst heiligt und zur Tugend erzieht. Denn das ist die einzige berechtigte Selbstsucht, wenn wir zuvörderst in uns selbst die Keime des Edlen pflegen, bevor wir anderen unsere Lehren aufdrängen. Mag Israel dem Urbild der Wahrheit treu sein und nicht neidisch werden. Seine Aufgabe ist es, ein Beispiel und dadurch ein Lehrer zu sein, unbekümmert um den Erfolg, zu halten das Wort der Schrift: Heiligt Euch selbst, daß Ihr heilig seid. [2]) — Amen!

---

[1]) 119_{54}. — [2]) 3. M. 20_{7}.

51.

Noemi und Ruth, die Herzensverwandten.

M. A.! Ist die Verwandtschaft der Seelen so mächtig wie die Verwandtschaft des Blutes, können die Beziehungen des Gemütes ein so starkes Band weben, wie es Eltern mit Kindern, wie es Geschwister und Blutsverwandte untereinander verknüpft? Diese Frage wird durch das Büchlein Ruth, das wir am Schabuoth nach altem Brauche lesen und erwägen sollen, aufs lebhafteste in uns angeregt. Die Stimme des Blutes ist stark und eindrucksvoll; aber denken wir uns den Fall: ein Kind würde in einem Lebensalter, wo es noch kein Verständnis und auch kein Gedächtnis hat für seine Umgebung, von den Eltern fortgeführt, es würde von Fremden liebevoll erzogen und wüßte nichts davon, daß anderwärts ihm die leiblichen Eltern leben; nach Jahren führt ihn der Zufall mit diesen zusammen; Leute, die gern romantische Geschichten erzählen, wollen uns glauben machen, daß irgend ein dunkles Ahnen sich dann plötzlich in solchen Menschen regt, welches ihnen kündet, daß sie zusammengehören; aber das ist leere Romantik, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß der Sohn an seinen leiblichen Eltern gleichgiltig vorübergehen wird, da er gewohnt ist, in anderen seine Eltern zu sehen.

So ist die Stimme des Gemütes, da wo die Probe möglich ist, weit stärker als die Stimme des Blutes. Ein Kind ist als hilfloses Wesen von guten Menschen aufgenommen worden, sie haben es groß gezogen, in bangen Stunden der Krankheit haben sie an seinem Lager gewacht, an seinen kindlichen Freuden und Sorgen innigen Anteil genommen, um seine Erziehung sich gemüht; da haben sie es beinahe vergessen, daß es einmal als ein Fremdes zu ihnen ins Haus gekommen ist, dies Kind gehört zu ihnen wie nur je ein Kind zu den Eltern gehört, und das Band der Herzen erweist sich als unzerreißbar.

Das ist ein Triumph des menschlichen Geistes; die Stimme des Blutes ist auch in Tieren vorhanden und lehrt sie, ihre Sprößlinge lieben und für sie sorgen; aber diese Stimme verstummt rasch, weil, wenn der Ausdruck gestattet ist, die tierische Erziehung rasch vollendet ist; beim Menschen dauert der Zustand der

Hilflosigkeit länger. Wie weisheitsvoll hat die Natur diesen körperlichen Mangel geschaffen, damit das Kind länger der Hilfe bedürfe, die Eltern länger sie leisten und so die Keime der Liebe festere Wurzeln schlagen in den Gemütern der Jungen und der Alten und aus der Gemeinschaft des Blutes die höhere, die Gemeinschaft der Seelen, erwachse.

So heißt es auch in den Sprüchen[1]: „Besser ein Freund in der Nähe, als ein Bruder in der Ferne.“ Wer hätte es noch nicht beobachtet, daß zwischen denjenigen, die der Abstammung nach die Nächsten sind, oft ohne irgend welche äußere Veranlassung eine Entfremdung eingetreten ist und daß sie, wenn sie dann wieder einmal zusammenkamen, eine erzwungene Höflichkeit und Freundlichkeit gezeigt haben, weil eben nicht das Herz sie zu einander zog, sondern weil es ihnen schicklich erschien, daß Brüder sich freundlich begegnen.

Oft gewinnen wir einen Menschen lieb, nicht weil er uns Liebes erwiesen hat, sondern in erster Reihe, weil wir ihm Liebes erwiesen haben; denn es ist dem normalen Menschen wohlthuend, wohlzuthun, das Glück seines Nächsten aufzurichten und unsere Liebe wendet sich allgemach denen zu, denen unsere Wohlthat gehört.

Das Buch Ruth ist nun ein deutliches Zeugnis, daß der Bund der Seelen so innig, so treu, so fest werden kann, wie nur je ein Bündnis unter Blutsverwandten. Im Talmud heißt es: R. Seira lehrt: Dieses Buch enthält keine Satzung über Reinheit und Unreinheit, über Verbotenes und Erlaubtes; und warum ist es niedergeschrieben worden? um uns zu lehren, welcher Segen denen erblüht, die Liebe üben. Noemi, so wird erzählt, war mit ihrem Manne und zweien Söhnen zur Zeit einer Hungersnot fortgezogen aus Betlehem, um im Lande Moab zu leben. Die Schrift deutet an, daß es nicht der Wille der Noemi war, daß ihre Familie, die reich begüterte, zur Zeit der Not die Genossen verließ. Denn es heißt am Eingang des Buches: es war eine Hungersnot und ein Mann zog fort aus Betlehem in Juda, um im Lande Moab den Wohnsitz aufzuschlagen. Noemi folgte natürlich ihrem Manne, auch wenn sie seinen Entschluß nicht billigen konnte; in Moab wurden sie von einem herben Mißgeschick ereilt; im Laufe eines Jahrzehnts starben ihr Gatte, ihre beiden erwachsenen Söhne, deren Ehen kinderlos geblieben waren, und wurden im fremden Lande begraben.

Nun war sie ganz vereinsamt; auch ihr Vermögen war geschwunden; aber das große Herz dieser edlen Frau hatte nicht nur Liebe und Treue für die, die ihres Blutes waren; ihre Söhne hatten zwei Moabiterinnen, Ruth und Orpa, gefreit, und diese beiden Frauen waren der Noemi wie eigene Töchter lieb und wert geworden. Es ist eine Rohheit und Geschmacklosigkeit sondergleichen, wenn in unsrer Zeit fort und fort schaler, ungesalzener Witz sich gegen die Schwiegermütter

[1] 27_{10}.

wendet und während es sonst die Lebensart erfordert, die Frauen zu ehren, gerade die Achtung, welche älteren Frauen ziemt, schnöde verletzt wird. Noemi hatte die Gattinnen ihrer beiden Söhne so innig an ihr Herz genommen, daß der Bund dauert auch über den Tod der Söhne hinaus, daß diese beiden jungen Frauen im Herzen der Noemi, ihrer Schwiegermutter, gleichsam ihre Heimat gefunden zu haben glauben, und als die einsame verarmte Noemi wieder nach Betlehem zurückkehren wollte, da merkte sie, daß das Schicksal ihr die Söhne genommen, aber daß ihr Herz ihr zwei Töchter gewonnen habe, denn Orpa und Ruth wollen beide nicht von ihr lassen, wollen sie nach Betlehem begleiten und Ruth bleibt selbst gegenüber den inständigsten Bitten der Noemi standhaft bei ihrem Entschluß. Nun war Noemi nicht mehr arm, denn sie hat in der treuen Ruth den köstlichsten Edelstein, nun war sie nicht mehr „Mara" die Bittere, weil sie im Gemüte nicht verbittert war, weil sie in Ruth eine Tröſterin und Helferin hatte.

Es giebt eine Sage, Ruth sei die Tochter eines moabitischen Königs gewesen. Jedenfalls zeigte Ruth königlichen Sinn und auch als sie, um sich und Noemi das Leben zu fristen, Ähren auf dem Felde las, war ihr Charakter edel und vornehm. Und nun fand sie in der Fremde ein unverhofftes Glück. Boas, ein in Betlehem hochgeachteter Mann, nahm sie, deren Treue gegen Noemi ihr verdiente Ehre eintrug, zu seinem Weibe und Ruth bekam einen Sohn, und die Frauen riefen der Noemi zu: Gepriesen sei der Gott, der dir einen Beschützer gewährt hat, möge der Knabe einen Namen erlangen in Israel; er wird dein Gemüt erquicken und dein Greisentum stärken, denn deine Schwiegertochter, die dich liebt, hat ihn geboren. Und Noemi nahm das Kind und legte es in ihren Schoß und wurde ihm zur Erzieherin. Und die Nachbarinnen riefen ihr zu: Ein Sohn ist der Noemi geboren worden.

Was sind das für seltsame Reden? Dieser Knabe ging ja die Noemi gar nichts an; der Vater war ein entfernter Verwandter von ihr, die Mutter war ihr dem Blute nach eine Fremde; und dennoch nimmt sie das Kind an sich, als ob es ihr gehöre, und die Nachbarinnen rufen halb im Scherz, halb im Ernst: Die Noemi hat einen Sohn bekommen. Denn ihr edles Herz fragt nicht viel nach solch welker Stammbaumweisheit. Gewiß hatte sie viel gelitten, als ihr die Söhne starben und sie nannte sich Mara, die Bittere, weil sie unsägliche Bitternis erfahren hatte, gewiß bewahrte sie die Erinnerung an ihren Gatten und ihre Kinder dauernd in dem Schrein ihres Gedächtnisses, aber dieses milde Frauenherz kann nicht aufhören zu lieben, weil ihr die Kinder ins Grab gesunken sind; jetzt gehört ihre Seele der Ruth, ihrer Schwiegertochter, und Ruths junges Herz läßt sich von der alten Noemi nicht übertreffen an Liebe und Treue. Und Noemi ist glückselig, als Ruth, ihre Tochter, wieder ein Haus, wieder ein Glück findet, und das Kind der Ruth betrachtet sie als ihr eigenes; wir fühlen es heraus aus

den schlichten Worten der heiligen Schrift, keine Mutter kann ihr Kind besser bewachen und erziehen als Noemi den Sohn der Ruth behütet hat. Jetzt hat sie Ersatz gefunden für die Toten, die im Grabe ruhen; jetzt hat sie eine Tochter, einen Sohn, jetzt ist ihr Herz, jetzt ist ihr Haus reich und voll.

Ja, dies Buch von der Noemi und der Ruth ist geschrieben, wie der Talmud sagt, um von dem großen Lohn zu melden, der die Wohlthätigen erwartet. Die Pflicht gleicht oft einer Gebieterin mit strengem, ernstem Antlitz, die Unterwerfung fordert, auch wenn uns das Herz bei dem Opfer blutet; es kann, wie nun einmal der Lauf der Welt ist, nicht immer ein fröhliches Werk sein, seine Schuldigkeit zu thun, es wäre ja auch kein so großes Verdienst, seine Pflicht zu erfüllen, wenn es nicht zuweilen schwer wäre. Aber in dem Beispiele der Ruth wird uns gezeigt, daß es oft nichts Beglückenderes giebt, als Glück zu stiften, daß die eigenen Wunden heilen, wenn wir die Wunden anderer verbinden. Nicht das Blut allein erzeugt Verwandtschaft und verbindet die Menschen, daß sie zusammenstehen in freudigen und ernsten Tagen und die Freude mehren und den Schmerz mindern. Mächtiger noch ist das Herz, so mächtig, daß der Noemi, als sie das Kind der Moabiterin auf ihrem Schoße hielt, zugerufen wurde: ein Sohn ist der Noemi geboren worden. Wer hat bald Leid erfahren wie Noemi, und wer hat das Leid wie diese durch Liebe überwunden!

Die Seelenfeier, die wir am fröhlichen Feste begehen, bricht manche Wunde auf, viele einsame Herzen klagen über ein verlorenes Glück, über ein verödetes Dasein. An Noemi können wir lernen, daß der Mensch nicht auf persönliches Glück zu verzichten braucht, so lange das Herz nicht versteinert ist, so lange es warm empfindet für Freude und Not der Genossen, daß es den Guten nicht an Freunden, nicht an Freuden fehlt. Der Tod giebt seine Opfer nicht zurück, dennoch wird Noemi wieder glücklich, und alle diejenigen können wieder glücklich werden, die auf ihren Wegen wandeln, „denn großer Segen erwächst denen, die Liebe üben.“ — Amen!

* *
*

52.

Die Trauerwochen.

Die Trauer am 9. Ab.

M. A.! Wie die Meereswelle, wenn sie an dem einen Ufer sich erhebt, ihre Bewegung stetig fortpflanzt zum jenseitigen Gestade und wie sie dort an der Küste sich brechend, wieder rückwärts die Fluten aufregt, so geschieht es auch in dem gewaltigen Meere, auf welchem die Menschheit dahinflutet, nur daß das große Meer der Zeiten uferlos sich ausdehnt und für unsern Begriff nicht Anfang noch Ende hat. Jedes Ereignis hat eine innerliche Kette von Ursachen, eine unübersehbare Reihe von Wirkungen. Hören wir auf die Rede der Thoren, jeden Augenblick reden sie von einem Wunder, von einem Zufall; und doch erleben gerade sie nichts Besonderes; denn es gehört Verstand und Einsicht und aufmerksamer Sinn dazu, etwas zu erleben und an den Einfältigen ziehen die wichtigsten Erscheinungen vorüber, ohne daß er es merkt. Für den Blinden giebt es nun eben keine Formen- und keine Farbenschönheit und den Blöden erregt und erbaut nicht das Ungemeine. Aber selbst in dem engen Kreise, den er überschaut und in welchem dem helleren Auge der Zusammenhang der Dinge gar rasch sich offenbart, erscheint dem beschränkten Sinn so vieles wunderbar und zufällig und wie die Kinder, wenn ihr Verstand erwacht, alles anstaunen und verwundert sind über das Einfachste, so sehen auch jene großen Kinder Rätsel, wo keine sind und wiederum sind sie leicht fertig mit der Lösung der wahren und großen Rätsel, welche die Welt und das Leben dem Denker aufgiebt. In Wahrheit besteht alles Denken darin, jede Erscheinung auf ihre Ursachen zurückzuführen und vorausschauend die Wirkungen zu begreifen, die aus ihr hervorgehen müssen. Die alten Lehrer sagen, verständig sei der zu nennen, der einen Gegenstand aus dem andern begreift, und wer nicht stets in Dunkelheit verharren will, der hat sich das eine klar zu machen: Wunder und Zufall bezeichnen keineswegs eine Unregelmäßigkeit in dem Walten der Natur, sondern einen Mangel in der Erkenntnis des Menschen, und man kann den Grundsatz aufstellen, daß dem Thoren fast alles, dem Weisen fast gar nichts wunderbar erscheinen wird in dem gewöhnlichen Kreislauf der Dinge.

In dem gewöhnlichen Kreislauf der Dinge — diese Einschränkung müssen wir
Satze geben, denn nur die Oberfläche zeigt uns Natur und Leben, ihr Inneres
ist allezeit der Masse der Menschen verschlossen, und wie dereinst in Jerusalem
Allerheiligste nur an einem Tage im Jahr dem Hohenpriester geöffnet war,
ann auch das Allerheiligste der Gottesschöpfung, dieses großen Domes, der
n Ruhm verkündet, nur in besonders geweihten Stunden von den Hohen-
stern der Menschheit betreten werden. Besonders auf dem Gebiete der Geschichte
die neue Zeit mit Erfolg sich gemüht, den Zusammenhängen der Ereignisse
zuspüren, und überraschend war es zu sehen, wie Vorfälle, die als trümmerhafte,
allene Erinnerungen noch existierten, dem scharfen Blick sich als das Leben
Gegenwart gestaltende Faktoren zeigten. Während die Geschichte früheren
en nicht viel mehr war als eine Reihe von unterhaltenden Erzählungen,
rend früher der Geschichtsschreiber entweder leeren Notizenkram aufhäufte oder
dem Poeten gar zu sehr verwandt fühlte, hat die Forschung unserer Tage
erstaunlichem Eifer und Erfolg die alten Zeiten wieder aufleben lassen und
t nur die Thatsachen, sondern auch ihre Verbindung und ihre Gegenseitigkeit
Anschauung gebracht. Und nur in dieser Form kann die Geschichte die Lehrein
Gegenwart werden. לא ותנו דברי תורה אלא להדרש. Die Geschichte ist dazu da,
wir aus ihr lernen, sagen schon die Alten und erklären so die seltsame Thatsache,
die heilige Schrift, welche doch wesentlich Religionsbuch, so viele geschichtliche
andteile enthalte. Die Gegenwart versteht sich nicht aus sich selbst. Wer sie
nnen will, der muß gesellig mit seinen Nebenmenschen verkehren und auf deren
ndel achten. Willst du die Eigenart deiner Heimat recht verstehen, so mußt du die
mde aufsuchen; und wollen wir in der Gegenwart heimisch werden, so darf
die Vergangenheit nicht fremd sein. Denn nicht eine neue Schöpfung ist ja die
t, in der wir leben, so mannigfach sie sich auch unterscheidet von den Tagen
Vorzeit; sie wurzelt mit allen ihren Fasern in der Vergangenheit, und wer
hte wohl meinen, einen Baum zu kennen, solange er die Wurzel nicht kennt,
unter der Erde liegt? Wie kein Mensch als selbständiges Wesen zu denken
sondern bedingt ist durch die Heimat, durch Staat und Stadt, durch die
nilie, aus der er hervorgegangen ist, durch die Menschen, mit denen er ständig
mmenlebt, wie sein Charakter und sein Geist nur zu verstehen ist durch all die
hältnisse, die seine ursprüngliche Anlage zum Guten oder zum Schlechten um-
rmt haben, so ist ist auch kein Volkstum, kein geschichtliches Ereignis zu fassen
e genaue Erwägung des Woher oder Wohin.

Sehen wir doch an dem weltgeschichtlichen Akt, der sich vor unseren Augen
zogen hat, an der Einung und Erneuerung unseres Vaterlandes, wie dieselben,
noch vor einem Jahrzehnt verzagten, dann in überschwänglichem Jubel den Bau
alle Ewigkeit gefestet wähnten, während der Besonnere, durch die Geschichte
ehrt, nicht verzweifelte, auch als die Symptome der Krankheit zahlreich sich zeigten

d heute sein Auge nicht verschließen kann vor den Wolken, die am Himmel ufsteigen und den Sturm verkünden.

Werden wir es nun recht würdigen, daß das Judentum so viel Feste, so viele Freuden- und Trauertage ausschließlich der geschichtlichen Erinnerung gewidmet hat? Werden wir immer noch fragen, wozu die Erinnerung wecken an Ereignisse, über die Jahrtausende dahingegangen sind, oder werden wir uns beugen vor der Weisheit, die uns in so vielen Institutionen ständig zuruft das Wort des heut verlesenen Prophetenabschnittes: „Höret auf mich, die ihr das Recht suchet, die ihr Gott begehret; schauet hin auf den Fels, aus dem ihr gehauen seid, auf den Quell, aus dem ihr strömet“.[1]) Wenn wir den Strom bis zu seinem Quell verfolgen, wenn wir sehen, aus welch kleinem Brunnen, daß wir glauben, ihn mit der flachen Hand schließen zu können, er entspringt, wenn wir aufmerken, welche Hindernisse die gebirgige Landschaft seiner Entwicklung entgegen stellt, wie oft sie ihm den Weg versperrt, wie er dennoch sich durchwindet und in majestätischer Flut den Weg zum Meere sucht, mit dem er an der Mündung fast wie ein Gleichgeordneter sich vereinigt, erst dann kennen wir den Strom. Nicht am Ursprung, nicht an der Mündung offenbart er seine Eigenart; wo er entsteht, gleicht er einem Bache und hat viele seinesgleichen; wo er endet, übertrifft ihn das Meer; aber in seiner Entfaltung vom Bache zum Strom ist er einzig und eigengeartet. Und wenn wir die Natur nicht fassen können, es sei denn am Quell und an der Wurzel, wie sollten wir die Menschheit, wie ein einzelnes Volkstum verstehen, es sei denn, daß wir an seine Wiege treten und es geleiten durch die Jahrhunderte? Wie verständlich wird uns von diesem Gesichtspunkt die Thatsache, welche die Forscher der Schrift seit alter Zeit lebhaft beschäftigt und die verschiedensten Deutungen gefunden hat, daß nämlich die Bibel mit der Schöpfungsgeschichte beginnt. Dieser große Plan einer Erziehung des Menschengeschlechts, wie er uns in der heiligen Schrift vorgelegt wird, könnte er uns klar werden, wenn wir den Zögling nicht kennen, wenn wir nicht wissen, wer denn eigentlich erzogen werden soll? Da sehen wir so viel Formen, so viel Ceremoniell, und wir wundern uns, daß die Idee, der Kern der Religion, in gar so viele Schalen und Gefäße gehüllt ist; aber da führt uns der Herr durch die Geschichte unseres Geschlechtes: wir sehen den Geist verleugnet, geschändet, zertreten, wir sehen den tollsten Irrtum mächtig, siegreich, überwindend und die verachtete, geschmähte Wahrheit an seinen Siegeswagen gebunden, wir sehen die Menschheit der Lüge erliegen in leichtem Kampfe, und es wird uns klar, warum der Herr, da er in seiner Liebe seinen Schatz den achtlosen, leichtsinnigen Sterblichen anvertraut hat, ihn so ängstlich so sorgsam verwahrt hat; das Erziehungssystem wird uns verständlich, wenn w uns den Zögling ansehen. So ist die Geschichte der allerdeutlichste, der al notwendigste Kommentar der Religion. Religion und Moral sind ja keine Wi

---

[1]) Jes. 51, 1.

schaften, deren Lehrsätze rein theoretisch durch logische Schlüsse bewiesen werden können. Die Versuche, die einfachsten uns allen geläufigen Sätze der Moral logisch zu demonstrieren, sind stets so erbärmlich gescheitert, daß sie jetzt ganz aus der Mode gekommen sind. Wer heut das Dasein Gottes oder die Lehren der Sittlichkeit auf dem Wege des logischen Schlusses sucht, der begegnet einem bedenklichen Achselzucken rechts und links, und thut er es etwa in einem Buche von größerem Umfang, so darf er sich darüber nicht täuschen, daß es zumeist ungelesen bleibt und ungelesen verurteilt wird. Und das mit Recht. Denn Religion und Moral müssen erfahren werden; Erfahrung aber gewinnen wir nur aus dem Leben und der Geschichte.

Die Geschichte ist das große Buch der Beweise für die Religion, und da giebt es so gut wie in der Logik direkte und indirekte Beweise. Die direkten sind der Sieg, das Glück der Guten, der Fortschritt der aufklärenden Ideen, die wachsende Macht der Sittlichkeit, die indirekten die Niederlage, die Marter, der endliche durch List und Tücke verschobene aber nicht vermiedene Untergang der Mächte der Finsternis. Weil es bei der Moral zu gar nichts nützt, sie nur zu wissen, sondern weil sie wesentlich in das Bereich unseres Willens gehört, weil hier eine neue Macht neben dem Wissen sich aufthut, nämlich das Gewissen, deshalb muß sie auf einem ganz andern Wege uns näher gebracht werden; als eminent praktische Erkenntnis auf dem Wege der Praxis, der Erfahrung des Lebens, der Geschichte. Und da es nun des Menschen Art ist, am Gegenwärtigen zu haften, so ist es offenbar ein besonderer Vorzug einer Religion, wenn sie sowohl in ihren Schriften wie in ihren Bräuchen das geschichtliche Element in den Vordergrund treten läßt.

Aber kann nicht hierbei des Guten zu viel geschehen? Kann nicht die Religion dem Kultus der Erinnerung sich weihen und wäre es nicht höchst bedenklich die Tempel, welche der Erbauung und Belehrung dienen sollen, allzusehr gleichsam zu Gedächtnisstätten der Toten, des Vergangenen zu gestalten. Diese Fragen, so allgemein gehalten, verlangen unstreitig eine bejahende Antwort. Bei den Toten wohnen taugt nichts für die Lebendigen; wie alles kann auch der Kultus der Vergangenheit übertrieben werden und in eine lächerliche Romantik ausarten, deren Schiffbruch auf fast allen Gebieten ein zwar nicht erfreuliches, aber höchst lehrreiches Kapitel in der vaterländischen Entwicklung ist. Aber auch gegen das Judentum wird dieser Vorwurf erhoben, und vielleicht erfährt kein Teil unserer religiösen Einrichtungen so mannigfache Anfechtung als die Gedächtnistage, welche Israel in den jüngsten Wochen begangen hat und deren Bedeutung, noch in den Prophetenabschnitten nachklingt, welche an diesem und den nachfolgenden Sabbaten verlesen werden. Wir haben in unserm Kalender Wochen der Trauer und des Trostes um Jerusalem verzeichnet, aber wir können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, sondern es ziemt sich, ihr in diesem der Wahrheit geweihten

Hause klar ins Gesicht zu sehen, daß ernste und gebildete Männer, deren Herz lebhaft für das Judentum schlägt, und die in vorderster Reihe standen und stehen, um das Recht ihres Stammes und ihres Glaubens zu erstreiten, in alledem nur Trümmer und Ruinen sehen, die rasch beseitigt werden müßten. Israel trauert nicht, wozu bedarf es des Trostes?

Nun möchten wir zuvörderst, um Mißverständnissen vorzubeugen, darauf hinweisen, daß überhaupt die Trauer, welche der Einzelne einer großen Gesamtheit, einem ganzen Volke widmet, niemals zu verwechseln ist mit dem Bangen und dem Schmerze, welchen er bei einem Schlage empfindet, der ihn oder den engen Kreis seiner Angehörigen trifft. Die Worte sind dieselben, aber die Empfindungen sind doch dem Grade nach außerordentlich verschieden. Denken wir uns einen Menschen, der in seiner Familie oder in seinen persönlichen Erfolgen besonders gesegnet ist, und er ist Zeuge der Niederlage seines Vaterlandes, wenn er nicht zu den Leitern des Staates gehört, so wird er dem Geschicke des Landes lebhafte Teilnahme schenken, aber die Empfindung des eigenen Glückes wird dadurch nicht allzusehr herabgestimmt werden. Das ist der normale Zustand, und es mag nicht bestritten werden, daß in einzelnen Fällen die Vaterlandsliebe den höhern Grad erreicht, wo sie unser ganzes Fühlen beherrscht. Aber diese Fälle sind Ausnahmen; es gäbe auch gar zu viel Trauer auf der Welt, wenn überall die Verwirrung des Staates das Glück des Einzelnen untergrübe und aufhöbe, wenn nicht selbst unter der schlechtesten Regierung Fleiß und guter Mut Frieden und Zufriedenheit aufbauen könnten. Und wiederum wird schwerlich jemand in dem Glanz und Ruhm seines Vaterlandes einen ergiebigen Trost für das eigene Weh finden, es sei denn, wie gesagt, daß er an der Verwaltung des Landes innigen Anteil nimmt. Aber wird darum nicht jeder ehrliche Bürger Freude über die Erhebung und Schmerz über den Sturz seiner Heimat empfinden und bekunden, wird er nicht mit Lust dem Tröster zuhören, der mit verständigen Gründen die Hoffnung anfacht? Sicherlich. Und wenn wir den Anspruch nicht allzu hoch spannen, wenn wir nicht einen Grad der Trauer um Jerusalem fordern, wie sie nur bei dem Verlust unserer Nächsten natürlich ist, so giebt es allerdings viele in Israel, die um Jerusalem trauern.

Ein Wahnsinn wäre das Verlangen, und ein Wahnsinn die Leistung, daß ein geschichtliches Ereignis, über welches Jahrtausende dahingegangen sind, welches in seinen Folgen sich so außerordentlich segensreich für das Judentum wie für die Verbreitung der Wahrheit unter den Heiden erwiesen hat, unser Gefühl so aufrege wie ein gegenwärtiges Unglück, das den einzelnen trifft. Denn in der alten Mythe, daß am 9. Ab, am Tage der Zerstörung, der Messias erscheinen werde, weswegen er schon jetzt in manchen Bräuchen als Festtag betrachtet wird, liegt ein tieferer Sinn als unsere Buchstabengläubigen darin suchen; ein Sinn, den die Alten auch so ausdrücken, daß sie sagen: der Messias sei am 9. Ab geboren worden: die Zerstörung

des Tempels und der ganze Jammer, der sie begleitete, waren gleichsam die Wehen, unter denen der Begriff einer Weltreligion geboren ward. Thorheit sonach und Sünde wäre es einen Tag, der für unser Volk ebenso schmerzlich wie für die Entfaltung des jüdischen Geistes notwendig gewesen ist, noch heute mit denselben trüben Klagen zu feiern, wie es dereinst die Väter thaten, da sie von dem heimatlichen Herde gestoßen wurden.

Aber soll dieser Tag aus der jüdischen Erinnerung gelöscht werden? Soll dieser Wendepunkt, an dem nicht nur die Geschichte des Judentums sondern auch — und hierin liegt nicht die geringste Übertreibung — an dem auch die Geschichte der Menschheit sich in zwei große Abschnitte scheidet, innerhalb des Gotteshauses unbeachtet bleiben? Und wenn jedem Besonnenen, nachdem die Frage klar gestellt ist, auch die Antwort sofort klar ist, daß es ein Akt hoher Weisheit ist, diesen Tag in der Erinnerung festzuhalten. Könnten wir ihn, an dem dereinst unsere Väter in Sack und Asche trauerten, an dem sie ins Elend gestoßen wurden, etwa als fröhliches Fest begehen? Wird etwa der Gläubige uud Gottvertrauende den Tod seines Vaters, obschon er fest vertraut, daß dieser im Reiche der Seligen weilt, als einen Festtag feiern? Und wie sollte nicht das Gedenken an den Sturz unseres Stammes ein ernstes und trübes sein, obschon wir wissen, daß er herrlich wieder auferstanden ist. Niemals blutete Israel aus schwererer Wunde, das ist unsere Trauer, niemals um einen größern Siegespreis, das ist unser Trost. Blicket hin auf den Fels, aus dem ihr gehauen seid, ruft der Prophet, und wenn wir erkennen, daß aus der Asche des Heiligtums der jüdische Glaube ist wieder geboren worden, so wird uns dieser Gedanke wunderbaren Trost einflößen für die Gegenwart, er wird uns lehren daß es Gottes Werk ist. באחריתך כסותך ולהטיבך למען עניתך ולמע „zu quälen um zu stählen und am Ende wohl zu thun.[1]" Schauet hin auf den Fels, aus dem ihr gehauen seid, das ist der Sinn der Trauer des 9. Ab und des Trostes, den die Propheten in den an diesen Sabbaten verkündeten Abschnitten uns zurufen. Rückwärts schauen, um durch den Rückblick Mut zu gewinnen zu kräftigem Vorwärtsschreiten.

Auch der Talmud[2]) hat diesem Gedanken, daß die Zerstörung Jerusalems uns traurig stimmt, sobald wir an das Ereignis selbst, an den Schrecken und an den Sturz, an die Verödung und Verwüstung des Landes denken, und hoffnungsreich, sobald wir die Folgen ins Auge fassen einen besonders geistvollen Ausdruck verliehen, und da er hierbei an ein Wort aus dem heute citierten Schriftabschnitt sich anlehnt, so verdient die Stelle in dem Zusammenhang unserer Betrachtung ganz besondere Erwähnung. Moseh[3]) nämlich nennt in einer Ansprache an das Volk den Herrn האל הגדל הגבר ואנורא den großen, starken, ehrfurchterweckenden Gott und bekanntlich haben die Männer der großen Versammlung diesen Ausdruck

[1]) 5. M. 8_{16}. — [2]) Joma 69b. — [3]) 5. M. 10_{17}.

in unser tägliches Gebet hinübergenommen, und ähnlichen Redewendungen begegnen wir auch bei Jeremias und Daniel: aber **Jeremias**[1]) sagt nur: האל הגדורו הגברו, der **große und starke** Gott, **Daniel**[2]) nur האל הגדל והנורא der **große und ehrfurchterweckende** Gott. Denn sagte Jeremias, der Zeuge der Zerstörung, Fremde tummeln sich im Tempel, wo ist da die Ehrfurcht, die er erwecken soll? und Daniel, der sein Volk geknechtet sah, fügte hinzu: die Heiden knechten seine Söhne, wo ist da seine Stärke? ihm war er nur der große Gott, der Schöpfer des Weltalls und ehrfürchtig und nicht stark nannte er ihn, da er nicht sein Heiligtum, nicht seine Diener beschützte. Warum hat nun die große Versammlung für das Gebet nicht die Ausdrücke des Jeremias und Daniel erwählt, der Männer die ihnen der Zeit nach näher lagen, und vielmehr auf die Wendung des Moseh zurückgegriffen? weil sie erkannten, Gott habe gerade dadurch sich stark erwiesen, gerade dadurch Ehrfurcht erweckt, daß er mitten unter den Fremden Israel erhalten hat, daß er den Tempel zerbrach, aber das wahre Heiligtum wahrte, das war die Lehre, die in dem Tempel verkündet wurde. Und wegen dieser Erkenntnis erhielt diese Versammlung die ehrende Bezeichnung die „große", denn sie hat, wie der Talmud sich ausdrückt, der Krone wieder den alten Glanz verliehen d. h. die Waltung Gottes wieder in ungetrübter Klarheit den Menschen dargestellt.

Wer den Geist der Geschichte begreift,' der weiß, daß aus dem Tode das Leben, aus der Trauer der Trost erblüht, daß zumal ein Ereignis wie die zweite Zerstörung Jerusalems nicht mit der Redensart abgefertigt werden kann, es seien darüber schon achtzehnhundert Jahre ins Land gegangen. Die tosende Brandung, die damals der Sturm aufwühlte, sie wirft noch heute ihre Wellen. Hier wenn irgendwo gilt das Wort: Schauet hin auf den Quell, aus dem der Strom einer neuen Zeit sich ergossen hat, um zu begreifen: ישרנל נושע בה׳ תשועת עולמים „Israel wird durch Gott geholfen zum ewigen Heil".[3]) Möge dieser Spruch an dem Volke wie an dem Einzelnen sich alle Zeit bewähren. — Amen!

---

[1]) 32_{18}. — [2]) 9_{4}. — [3]) Jes. 45_{17}.

53.

Die drei Trauerwochen.

M. A.! Die nationalen Erinnerungen, denen die drei Wochen vom 17. Tamus bis zum 9. Ab in Israel gewidmet sind, sind ebenso glorreich als trauervoll. Kein Volk auf Erden hat mit größerem Heldenmut seine Selbständigkeit verteidigt, als das israelitische; nicht immer ist es die siegreiche Sache, welche den Beifall der Edlen gewinnt, nicht immer ist der Erfolg ein Gottesurteil über die Gerechtigkeit der Streitenden; oft genug scheint uns der Besiegte der verehrungswürdigere Held zu sein, und wie rein und menschlich schön muß solch eine Persönlichkeit oder solch ein Volk vor uns dastehen, wenn sie auch ohne die Aureole des Erfolgs und des Sieges, wenn sie auch im Büßergewand des Unterliegenden unsere Bewunderung zu erwecken vermögen.

Was mußte geschehen, um diesem Heldenvolk der Juden den Mannesmut zu brechen; wie viel Lasten sind auf diesen Nacken gelegt worden, bis er sich beugte und krümmte; wie viel Qual und Scham kam über diese stolzen Herzen, bis sie matt und müde wurden und ihren Adel vergaßen. Wahrlich, nicht nur wir, die spätgeborenen Sprossen jener Tapferen, die in Jerusalem dereinst erst dem babylonischen, sodann Jahrhunderte später dem römischen Weltreich getrotzt haben, schauen mit Verehrung auf unsere Ahnen, sondern jeder, der die Geschichte der vergangenen Zeiten nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Gemüte liest, jeder, dem vom Vorurteil das Auge nicht verblendet und das Herz nicht verhärtet ist, horcht teilnahmsvoll auf die Berichte, wie eine kleine Schar ihren Glauben und ihre Heimat gegen Weltreiche verteidigt hat.

Wie bitter diese Erinnerungen auch für uns sind, sie thuen uns dennoch wohl, wie ja so manche bittere Frucht dem Gaumen einen Wohlgeschmack bereitet, denn sie erzählen uns nicht nur vom Leid, sondern auch von der Kraft unserer Ahnen, nicht nur von ihrer Not, sondern von ihrem Mute, sie erzählen von ihrer begeisterten Hingebung an die hohen Güter der Erkenntnis, des Rechts und der Tugend.

Unsere Weisen haben darüber ein tiefsinniges Wort ausgesprochen. Es heißt in den Klageliedern des Jeremias:[1] Er hat mich gesättigt mit bitterem Kraut, er

---

[1]) 3_{15}.

hat mich gefüllt mit Wermut; und zu diesem Verse fügen sie hinzu: Er hat mich gesättigt mit bitterem Kraute in der ersten Nacht des Passah, wo bitteres Kraut auf den Tisch des Israeliten kommen muß, und er hat mich gefüllt mit Wermut in der Nacht des 9. Ab, jener Unglücksnacht, in der zu den verschiedensten Zeiten Trauer und Not über Israel hereingebrochen ist.[1]) Was wollen die Alten damit sagen, wenn sie die Nacht des Passah und die des 9. Ab zusammenstellen? Es giebt zwei Arten von bitteren Empfindungen, die unsere Seele durchzukosten hat. Einmal ist es die Erinnerung an überwundene Not, ein anderes Mal das Gefühl des gegenwärtigen Elends. Wenn sich die Israeliten am Passahabend um den geweihten Tisch vereinten, dann stiegen alle die Schreckensbilder der Knechtschaft, die sie in Ägypten erduldet hatten, vor ihre Seele, all die Bitternis, die sie aus dem Leidenskelch hatten schlürfen müssen, wurde lebendig; aber störte oder hob diese Erinnerung die Freudigkeit der Seele? O, wie so mancher bittere Geschmack dem Gaumen mehr wohlthut als die süßeste Kost, so war diese Bitterkeit des Passahfestes ein Labsal, eine Erfrischung für Israel; denn was ist dem Gemüte eine stolzere Freude als das Bewußtsein: Du hast dem Schicksal Trotz geboten, Du hast Dich der Gefahr kühn entgegengestellt, und weil Du für eine gerechte Sache gerungen hast, hast Du gesiegt und Dich widerstandskräftig erwiesen, und all die Bitterkeit des Kampfes ist nur eine Erinnerung. Das ist die höchste Lust, die Freiheit, für die wir geblutet, der Besitz, um den wir gerungen haben, das Glück, welches der Preis unserer Arbeit ist. Es giebt nicht Süßeres als die Bitternis des Passahfestes.

Aber in Wahrheit bitteres Weh kam über Israel in der Nacht des 9. Ab; bis auf die Hefe mußten sie ihn leeren, den Wermutstrank, und schwer ahndeten die Feinde, daß Israels treue Söhne es gewagt hatten, den Fürsten der Welt in den Weg zu treten, nicht um eine Weltstellung zu gewinnen, nicht um Völker unters Joch zu beugen, sondern um Haus und Altar, um ihre Heiligtümer zu schützen gegen frevlen Angriff.

Indes die Alten weisen darauf hin, daß in jedem Jahre der erste Tag des Passah und der 9. Ab auf denselben Tag der Woche fällt, und sie sagen, dieses Zusammentreffen hat für die Klagenden eine sinnbildliche, tröstliche Deutung: Wie das Leid in Ägypten Euch zur erhebenden Erinnerung des Passah geworden ist, so wird auch das herbe Weh des 9. Ab überwunden und seine Bitternis wird Euch zum Quell der Fröhlichkeit durch die Erwägung werden, daß selbst so schwere Schläge den Stamm nicht brechen konnten, daß die unverwüstliche Lebenskraft des Volkes selbst diese Wunde heilt.

Auch an uns hat sich der Vers des Jeremias in der sinnreichen Deutung der Weisen erfüllt: Wir wurden gesättigt vom bitteren Kraut, und wir sind

---

[1]) Midr. z. St.

erfüllt von Wermut. Wir haben Passaherinnerungen gefeiert und haben manche grause Zerstörung in Israel erlebt in unseren Tagen. Die Gedenktage des 17. Tamus und des 9. Ab, sie haben viele Jahre hindurch für unzeitgemäß gegolten, und denen, welche die nationalen Erinnerungen in Ehren hielten, wurde der Vorwurf nicht erspart, daß sie veraltete, verrostete Erscheinungen des geschichtlichen Lebens so behandelten, als seien die Nachwirkungen noch in der Gegenwart zu verspüren. Wie wohl eine Landschaft, die vordem von Erdbeben heimgesucht worden ist und sodann Jahre lang der Ruhe sich erfreut hat, die Hoffnung hegt, der Krater sei erloschen, der Quell des Verderbens sei verschüttet, bis dann die Bewohner durch einen um so heftigeren Ausbruch der elementaren Gewalt daran gemahnt werden, auf welch gefährlichem vulkanischen Boden sie leben, so haben auch die Israeliten dieses Jahrhunderts sich der trügerischen Hoffnung hingegeben, nun sei die Zeit der Verfolgung vorüber, nun sei der Krater des Hasses und des Vorurteils erloschen und der Jude dürfe sicher und getrost, ohne Bangen um den kommenden Morgen, im Lande leben. Jerusalem ist zerstört, die nationale Selbständigkeit ist vernichtet; aber ziemt es, um ein verlorenes Bürgerrecht zu klagen, da wir ein neues gewonnen haben in allen Landen unseres Aufenthaltes und überall für Freiheit und Recht streben dürfen? Der Tempel ist zerstört, aber sind unsere Gotteshäuser nicht Heiligtümer, in denen wir ungestört dem Einzig-Einen dienen dürfen, sind diese Gotteshäuser nicht in vielen Städten glänzende Zeugnisse unseres Opfermutes und durch ihren prächtigen Bau und reichen Ausschmuck eine Zierde des Landes?

Da schlug das Schicksal mit dröhnendem Hammer an die Pfosten so vieler jüdischer Häuser, daß sie in ihren Grundfesten erzitterten, und es wurde uns offenbar, daß der Haß gegen Israel, der Jahrhunderte hindurch von den Erziehern und Lehrern des Volkes genährt worden ist, noch weiter glüht und, daß es nur eines Hauches, eines Wortes der Mächtigen, bedarf, um den Funken zur weithin Verderben schleudernden Lohe zu entfachen. Noch immer sind wir die geringfügige Minderheit und stehen machtlos da, wie eine Zielscheibe für die tausend spitzen Pfeile, die wider uns gerichtet werden. Die nationalen Trauertage, sie haben noch die lebendigsten Beziehungen zu dem Israel der Gegenwart, und kaum werden wir in dieser Zeit, die von Juden bewohnte Städte zerstört, Judas Söhne von Haus und Hof verjagt, jüdische Gotteshäuser in Asche gesunken, die Thorarollen zerrissen gesehen hat, die Erinnerung an die Zerstörung Jerusalems und die Einäscherung des Tempels eine unzeitgemäße nennen. Das gegenwärtige Israel hat sich gesättigt mit bitterem Kraut wie zur Passahzeit, d. h. wir haben uns gefühlt als die Befreiten und Gleichgestellten, und wenn wir an die Bitternis früherer Tage dachten, so erhöhte dies nur unsere eigene Genugthuung. Wir vertiefen uns in die Geschichte der Zeiten und hören z. B. wie vor ungefähr vier Jahrhunderten am 9. Ab dreihunderttausend Israeliten haben Spanien ver-

lassen müssen, das damals reich und ruhmvoll dastand, und die Israeliten durften sich preisen, daß sie zu dem Reichtum und dem Ruhme dieses Landes wesentlich mitgewirkt hatten. Damals schien dieser 9. Ab, der über die Juden Spaniens hereinbrach, wie eine Vernichtung des Lebensnervs unseres Volkes. Und wie schwer lastete dieses Verhängnis auf unserem Volke! Aber heut hat Israel den Schlag verwunden, das Land jedoch, das damals seine emsigsten und rührigsten Söhne ausstieß, ist zu Grunde gegangen an dem Glaubensfanatismus, dem Scheiterhaufen. O wie süß war das Gedächtnis an diese Bitterkeit!

Aber sodann kam in den letzten Jahren der wirkliche Wermut. Unsere Glaubensbrüder kamen als Flüchtlinge zu uns; verzehrende Blitze zuckten aus dem dichten dunklen Gewölk herab auf unsere gequälten Brüder, was noch vor Jahren für undenkbar gehalten wurde, geschah vor unseren Augen; da schien das Schlimmste nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit. Indes auch Tugenden entfalteten sich in Israel, an die wir kaum noch geglaubt haben. Wie verächtlich hatte vordem der deutsche Jude, der Jude des Westens über die Genossen geredet, die, in den unkultivierten Ländern des Ostens lebend, auch die Spuren dieser Unkultur nicht verleugnen konnten. Aber im Moment der Not war diese Menschenmäkelei vergessen und nur das Gefühl der Brüderlichkeit fand Gehör und Geltung; und das Passahfest und der 9. Ab sie fallen auf denselben Tag, dieses Sinnbild wollen wir nicht übersehen; wie wir von der Bitternis vergangener Zeiten in Stolz und Freuden reden, so werden wir auch — diesen Trost schöpfen wir aus der Geschichte unseres Volkes — von der gegenwärtigen Not dereinst mit Genugthuung zu dem heranwachsenden Geschlechte sprechen und die Opferfreudigkeit preisen, die in Ost und West sich geregt hat zum Heil der Gequälten; in Staub sinken werden die Kolosse, die auf thönernen Füßen stehen, und Israel, das leidgestählte, wird dauern und seinem Gotte und der Menschheit dienen. — Amen!

Predigten

zum Neujahrsabend.



54.

Himmel und Erde.

M. A.! Als Moseh von seinem Volke Abschied nahm, da richtete er in der Scheidestunde, wie wir jüngst am Sabbat aus dem Gottesbuche vernommen haben, unter anderen gedankenschweren Sätzen auch folgende feierliche Ermahnung an die Israeliten, die ein neues Leben in dem heiligen Lande beginnen sollten: „Siehe, ich rufe heut zum Zeugen den Himmel und die Erde, das Leben und den Tod lege ich vor dich hin, den Segen und den Fluch; o wähle das Leben, damit du lebest, du und deine Sprossen!“[1] Was hat das zu bedeuten? Ich rufe zum Zeugen den Himmel und die Erde?

Der Himmel bietet das Schauspiel unwandelbaren Leuchtens, es wechseln die Lichter, aber das Licht bleibt. An jedem Morgen rüstet sich der Sonnenball zu der frohen Reise durch die erhabene Wölbung; an jedem Abend strahlt der Sterne unendliches Heer und der Tag verkündet dem Tage, und die Nacht meldet der Nacht die Botschaft von dem Lichte, das nicht vergeht. Aber die Erde ist der Schauplatz eines ewigen Werdens und Vergehens; sie, die im Frühling von lieblichen Blüten, die im Sommer von Früchten bedeckt war, bietet im Herbst trotz aller Farbenschöne das düstere Bild des Siechtums und des Absterbens und im Winter wird sie zur starren Öde, daß in trüben Tagen die Dünste, die aus ihr emporsteigen, uns des Himmels Strahlenglanz verdecken.

Und Himmel und Erde ruft der Prophet zum Zeugen vor seinem Volk, denn des Menschen Seele ist wie der Himmel ein ewiges Leuchten, und sein Körper vergänglich wie Frucht und Schmuck der Flur. Du strahlst in Jugendfrische und Jugendschönheit wie die Landschaft, die zur Frühlingszeit sich mit zarten Knospen, mit duftiger Blüte geschmückt, du prangst in Manneskraft, Gesundheit erfüllt deine Glieder, Behagen durchströmt dein Haus, Glück und Besitz ist dir geworden, du bist wie der üppige Boden zur Sommerzeit mit den

[1] 5. M. 30$_{19}$.

Früchten der Erde gesegnet, mit Habe gesegnet, o vergiß nicht, daß der Herbst dir naht, wo der Glanz der Erde sich in die Farbe des Welkens kleidet, vergiß nicht, daß der Winter kommt, wo in der Erstarrung des Todes jede Spur geschwunden ist von Frühlingsblühen und der prangenden Frucht des Sommers. Aber die Erde ist nicht die Schöpfung; und so ist auch den Menschen dieser kleinen Welt, der Körper nicht alles, sondern wie der Himmel sich über die Erde wölbt, so waltet über dem Körper der ewige Geist, den Sternen vergleichbar, die nicht welken und vergehen, die, wenn sie auch eine Zeitlang unserm Auge entschwinden, nicht aufhören zu glänzen und zu strahlen. Ich rufe Himmel und Erde an vor euch zum Zeugen — so ruft der Prophet — o vergesset nicht, daß ihr Himmel und Erde, daß ihr Geist und Körper seid; denn dies gedenken ist das Leben, dies vergessen ist der Tod, dies gedenken ist der Segen, dies vergessen ist der Tod.

Und die ganze Schöpfung ist eine Spiegelung der göttlichen Weisheit. Auf den Sonnenball wie auf den Grashalm richtet sich in gleicher Weise sein fürsorgendes Auge, kein Stäubchen bleibt von ihm unbeachtet und verloren, und du sterblicher, göttlicher Mensch, kannst glauben, daß Gott nicht auch für dich sorgt, nicht auch auch auf dich achtet? Dich überkommt ein arger Gedanke, deinen Vorteil zu suchen durch den Schaden Deines Genossen; du wähnst dich klug genug dem Auge der Menschen dein Thun zu verbergen; du willst Ehre gewinnen vor den Brüdern und hast doch keine Ehre vor dir selbst; oder du leidest unter dem harten Joche, du seufzst unter der schweren Bürde der Krankheit oder der Kränkung, der Not des Körpers oder des Gemütes, und du verzweifelst! Diesen allen gilt das Prophetenwort: ich rufe den Himmel und die Erde zum Zeugen, dieser Schöpfer und Erhalter des unendlichen Weltalls, er sollte nicht auch deine Sünde oder dein Elend sehen, ihm sollte verborgen bleiben das Böse, was du thust oder das Böse, was du leidest? O glaub an ihn nicht nur mit den Lippen, nicht nur mit dem Geiste, sondern mit dem vertrauenden Herzen, das an ihn sich hält, als an den festen Anker in allen Stürmen und Nöten. Mit tiefem Bedacht heißt es in den frommen Liedern: „Er schafft Himmel und Erde, er wahrt Treue in Ewigkeit," — „er heilt gebrochene Herzen und verbindet ihr Weh, er zählt die Sterne und nennt sie mit Namen".[1] Hier wird Natur und Menschenschicksal zusammengewürfelt, denn dem frommen Sänger war die Weisheit und Fürsorge Gottes, die er an der Natur beobachtete, ein Zeugnis und eine Bürgschaft, daß er auch dem Menschen die Treue wahrt, daß auch die Gebrochenen und Verwundeten unter seiner allgewaltigen und alliebenden Obhut stehen.

Und da er den Himmel und die Erde zum Zeugen aufgerufen, kündet der

---

[1] Pf. 146_{6} — 147_{3}.

Prophet: „das Leben und den Tod habe ich vor dich hingelegt; den Segen und den Fluch:“ Wähne nicht, daß dein Schicksal nur von außen bestimmt wird; oft genug sind wir die Urheber unseres Schicksals, und wenn es uns nicht behagt, so bereden wir uns, das Schicksal sei uns von einer äußern Gewalt aufgelegt worden. Leben und Tod liegt oft in unserer eigenen Hand. Vom jüdischen Volke haben die Männer der Wissenschaft durch Zahlen nachgewiesen, daß es ein langlebiges Geschlecht sei; und dabei wohnten unsere Stammesgenossen zumeist in Hütten, in engen Gassen waren sie zusammengepfercht, wenig wußten sie von dem Genusse und der Freude an der freien Natur, aber weil sie mäßig und keusch und weil sie tugendhaft lebten, dehnten ihre Tage trotz aller Kümmernis weit sich aus. Und in Zeiten großen Sterbens lenkten unsere Vorfahren sogar bösen Verdacht auf sich, weil sie bei weitem nicht in dem Maße als ihre zügellose Umgebung von den Seuchen hinweggerafft wurden. Es ist buchstäblich wahr das Wort, das von der Thora gesagt worden ist: „langes Leben ist in ihrer Rechten.“[1])

Und ist denn das Leben nicht für viele, die noch obendrein von der Welt als die Glücklichen gepriesen werden, ein langsames Sterben? Bietet selbstsüchtiges Genießen eine Befriedigung auf die Dauer? Mit Recht hat ein weiser Römer, der in einer entarteten Zeit gelebt hat, als einen wesentlichen Beweggrund zum Selbstmord den Ekel und die Übersättigung genannt, die durch maßloses Genießen entsteht. Nur wenn wir ein Segen sind, leben wir; wer ein Fluch für seine Umgebung ist, ist tot, ist schlimmer als tot. Du lebst, wenn dich die Menschen segnen, du lebst, und wärst du auch schon längst im Reiche der Schatten. Du bist tot, wenn dir die Genossen fluchen, wenn du abgestorben bist für die Regung des Mitleids und der werkthätigen Liebe.

„O wähle das Leben, — so heißt der Schlußsatz dieser seiner prophetischen Mahnung — damit du lebest, du und deine Kinder.“ Es giebt leider gar viele, die allen Sinn für das Hohe und Edle verloren haben, die wie Sklaven den Dämonen ihres Herzens gehorchen, bei denen nach dem Wort der Schrift die Sättigung der Begierde nur den Hunger nach neuem Genusse weckt und mehrt.[2]) Aber für eins ist selbst das härteste Herz noch empfänglich, für die Kinder, die ihm heranblühen. Bedenket es wohl, so ermahnt Moseh, wenn ihr das Leben und die Tugend erwählet, so leben auch eure Kinder im Lichte der Tugend; denn mächtig ist das Beispiel im Guten wie im Bösen. Sollen eure Kinder untergehen am Körper und an der Seele durch eure Sünde? Um der Unmündigen willen rettet euch und lebet.

Wie einst der von seinem Volke scheidende Prophet, so ruft auch uns die Scheidestunde zweier Jahre ernst und innig die Mahnung zu: O wählet das Leben, damit ihr nicht verloren werdet, ihr und eure Kinder. Wenn wir zum Himmel

---

[1]) Spr. 3_{16}. — [2]) 5. M. 29_{18}.

aufschauen, so sehen wir, allgütiger Gott, ein ewiges Leuchten, ein Sinnbild unserer Seele, ein Sinnbild deiner ewigen Liebe: wenn wir zur Erde blicken, so erkennen wir den Wechsel und das Welken alles dessen, was auf Erden wandelt. Aber bei dir ist der Quell des Lebens und aus diesem göttlichen Borne hast du Segen und Leben ausgeströmt in unser Herz: o hilf unserer Schwäche, daß wir im neuen Jahre für uns und unsere Kinder den Segen und das Leben wählen. Amen!

55

Dämmerung und Herbst.

M. A.! Zur Abendzeit, zur Zeit des Herbstes führt Israels Religion
neue Jahr an uns heran. Aber die Dämmerung des Abends und das
en des Herbstes, es sind dies Erscheinungen, die das menschliche Herz mit
nut erfüllen; die langen dunklen Schatten, welche die scheidende Sonne
t, sie umschatten auch das Auge, das betrachtend auf sie sich richtet; die
l, welche die herbstliche Landschaft umschleiern, sie legen auch um die Seele
Schleier, die teilnehmend und bewegt auf das geheimnisvolle Weben der
r den Blick hinlenkt. Die untergehende Sonne weckt Empfindungen, in denen
ierz und Lust sich begegnen, sich vereinen. Dem Kindergemüt wird es bang
r Stunde der Dämmerung. Dieser Kampf des Lichtes mit der Finsternis,
elchem diese immer siegender vorwärtsschreitet, sie beengt ein junges Herz mehr
as gleichmäßige Walten der Nacht. Dennoch übt diese Stunde auf die
erseele einen Zauber, in welchem Wonnen und Schauer seltsam sich mengen.
: Wohlgefallen am Schauspiel der untergehenden Sonne ist wesentlich bedingt
nur von der Freude über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben,
rn zuvörderst durch die Stimmung der Seele, durch jene seltsame Lust an
Wehmut. Wir geben uns, so sehr wir auch das Weh scheuen, gern
ütigen Empfindungen hin; wir lassen uns gern vom Tragischen erregen,
chauen mit schmerzlicher Lust auf der Sonne scheidende Strahlen.

Aber warum soll nun gerade mit der hereindämmernden Nacht, warum soll
dem scheidenden Lichte das Jahr beginnen? Und vollends warum soll es
Herbstabend sein, wo Wind und Wolken und Pflanze und Flur die dunklen
ungen wecken, wo die halb entlaubten Wipfel uns verwandte Trauertöne zu=
hen wie das Laub, das unter ihnen liegt? Warum ist es nicht ein junger
hlingstag an dem wir ein neues Jahr beginnen, warum machen wir
liten es nicht denen gleich, die in Rausch und Lust und in überströmender
de dem neuen Jahr entgegenjubeln?

Aber siehe da, es ist kein Jude, sondern ein deutscher Dichter, der vor allen erwähnt wird, wenn vom Adel und der Tiefe des deutschen Gemütes gesprochen wird, ist der Urheber des folgenden Satzes: „Welches plumpe ausgebrannte Herz müssen die Menschen haben, welche im Angesicht des ersten Tages, der sie unter soviel andere gebückte, ernste, klagende, zerrinnende hineinführt, die tobende schreiende Freude der Tiere dem weichen stillen und ans Weinen grenzenden Vergnügen des Menschen vorzuziehen im Stande sind"; sanfte Melancholie ist ihm die passendste Stimmung für den Beginn eines neuen Jahres. Wir sehen sonach, eine Dichterseele, die die jüdische Satzung kaum gekannt, jedenfalls kaum beim Hinschreiben dieser Sätze an sie gedacht hat, hat ähnlich empfunden, wie diejenigen, die an einem Herbstabend uns in ernster Feier das neue Jahr beginnen lassen, in der sanften Melancholie, die die Dämmerung eines Herbstabends, vom Lichte des Gotteshauses verklärt, erzeugt.

Wir denken an die vergangene Zeit, an die in der Zeit Vergangenen. Wir können sie nicht von uns weisen die lieben Gestalten, die uns verlassen haben und in solcher Stunde uns grüßend nahen. Wir können auch die Frage nicht von uns weisen, welches ist der Ertrag dieses Jahres? Hat es deine Seele gefördert, bist du besser, bist du weiser geworden, bist du reicher geworden an guten Werken? Wir sind nicht in der glücklichen Lage der Schulknaben, denen es der Lehrer am Schlusse des Jahres bestätigt, daß sie Fortschritte gemacht haben; unser Gewissen zwingt uns zur Selbstprüfung, und die Selbstverachtung, die uns bestraft, wenn wir uns für untüchtig befunden haben, ist hart zu ertragen.

Wir haben auch den unbezwinglichen Drang, uns ein Bild von der Zukunft zu entwerfen. Tausendfältiges Hoffen, tausendfältiges Bangen erregt uns das Herz. Dem einen ist das Dasein hart, und er hofft Linderung, dem andern ist das Leben erfreulich, aber ihm bangt vor den Wolken, die vielleicht den Sturm bringen. Zumal in unseren Tagen ist Besitz, Geld und Gut viel unsicherer geworden als jemals sonst; keine Zeit hat den Wechsel des irdischen Glückes in hohen wie in bürgerlichen Kreisen so oft gesehen als die unsrige. Wenn schon überhaupt die Grundlagen der Gesellschaft an Festigkeit eingebüßt haben, so besonders die Sicherheit des Besitzes; so stört auch den mit irdischen Schätzen Gesegneten am Beginn des neuen Jahres die Frage: wird Gott deinen Besitz vor Gefahren hüten oder wird irgend ein plötzlicher unerwarteter Sturm deine Schätze zerstreuen?

Und wie berechtigt und natürlich ist vollends Bangen und Hoffen, wenn wir an die Schätze denken, die unserm Herzen am teuersten sind. Da ist eine Famili[illegible] vereint; die Gatten sind selig in dem gegenseitigen Vertrauen, das heilige Feuer der Liebe glüht am Altar ihres Hauses. Wird kein Herbstschauer es verlöschen? Das Auge der Eltern ruht beglückt auf die Schar ihrer Kinder; wird jedes rüstig am Körper und am Geiste sich entfalten? Werden sie den Pfad der Tugend wandeln? Erschreckt gewahrt der Blick der Eltern hie und da einen bösen Keim

im Gemüte des Kindes; wird es der Erziehung gelingen ihn auszuroden? Sinnend und planend schaut die **Jugend** hinaus auf das unendliche Meer, das sich vor ihr ausbreitet. Sie vertraut sich mutig den Wellen, hoffend daß ein gütiges Geschick sie zu lieblichen Eilanden führen wird. Aber eine Wolke legt sich vor dieses herrliche Bild; es ist der Abschied vom **Elternhaus**, es ist die Trennung von der **Heimat**. Dies alles und noch vieles andere bewegt die Herzen am Beginn eines neuen Jahres; und wir sollten nicht mit ernstem, thränenfeuchtem Blick ihm entgegenschauen; wir sollten uns in Lust betäuben und nicht vielmehr unser Ohr schärfen für die Mahnungen Gottes? Am **Herbstabend** beginnt das neue Jahr; sollten wir nicht gerüstet sein und es wissen, daß Dämmern und Welken zwei gewichtige Worte im Haushalt der Schöpfung sind? Soll die Religion uns schmeicheln mit **Licht** und **Frühlingsbildern**, oder soll sie uns erziehen indem sie in ernster Stunde die **ernsten** Gedanken weckt?

Aber diese ernsten Gedanken sind darum nicht bös und trüb. Denn wir haben die Verheißung: כי הנה החשך יכסה ארץ וערפל לאמים ועליך יזרח ה׳ וכבודו עליך יראה. „Siehe Dunkel bedeckt die Erde, und Dämmerung die Nationen, aber über dir strahlt der Ewige, und seine Herrlichkeit wird über dir kund“[1]).

Das Leben ist nicht zu verstehen und nicht zu ertragen ohne den Begriff eines allwaltenden, allliebenden Gottes; Herbstabend und Jahresanfang, ja des Menschen Dasein ist ein Dämmern und Welken, ist ein Herbstabend, der licht und blühend wird durch **Gott**; er ist die große Sonne, die in die Nacht hineinstrahlt, die im Herbst frische Blüten weckt. An uns aber ist es, alle die frommen Gefühle, die einem Menschen, die einem Israeliten am Beginn eines neuen Jahres ziemen, in uns zu erwecken und wach zu erhalten und in innigem Gebete uns an den zu wenden, der das Licht ist.

Allgütiger, wir wissen, daß es Nacht ist, wo **dein** Licht nicht leuchtet, daß nur des Himmels Blüten dauern und vor herbstlichem Welktum geschützt sind, über welche **dein** Hauch den ewigen Frühling ergossen hat: das sind die edlen Gefühle und die frommen Werke, die aus einem reinen gottesfürchtigen Herzen sprießen. Wir wissen, daß Unruhe und Unfrieden, daß Sturm und Verwesung das Erbteil derer ist, die einzig auf Irdisches sinnen, und daß Ruhe und Frieden die frommen Seelen schützt nnd hütet, auch wenn um sie die Stürme wüten. Zeige uns den Weg zu dir, möge das neue Jahr zuvörderst diesen Segen bringen, daß wir es lernen dich zu suchen. Sei allen denen nahe, die dich anrufen in Wahrheit. So manche seufzen, die erliegen unter der Bürde, die du auf ihre Schultern gelegt hast. Gedenke ihrer im neuen Jahre und erleichtere ihnen die Last. Viele sind beglückt über die Freuden, mit denen du ihr Dasein verschönst; in dieser Wendestunde beten sie, daß ihr Glück ihnen bleibe, sie beten und bekennen, daß

[1]) Jes. 60$_{2}$.

du der Quell ihrer Freuden bist. O so wahre die Blüten, die du gepflanzt, erhalte das Glück, das du ihnen gespendet hast.

Wir beten für uns, und auch für diejenigen, die nicht beten, daß ihr Auge sich öffne, ihr Blick sich kläre, und sie dich sehen, der du über den Wolken, der du über unseren Herzen throneſt. לה׳ הישועה על עמך ברכתך. Ja bei dir ist das Heil, so gieb über dein Volk deinen Segen. Amen!

56.

Tag und Nacht.

M. A.! Wie Tag und Nacht in der Welt ständig mit einander wechseln,
im Menschenschicksal Freud und Leid. Freilich giebt es helle, sonnige Sommer-
e, wo selbst die kurze Nacht in ihren ersten Stunden noch erhellt wird vom
idenden Lichte und in ihren letzten schon wieder erleuchtet wird von dem
menden im Morgenrot sich kündenden Strahl. Und es giebt trübe, düstere
ntertage wo die langen Nächte noch ihre Schatten hineinwerfen in die kurze,
n Lichte beherrschte Zeitspanne. So ist oft ein Menschenleben so freuderleuchtet,
auch die kurze Nacht der Sorgen und der Schmerzen, die ihm nicht erspart
ibt, noch goldig umsäumt vom Abendrot und vom Morgenrot des Glückes;
manches Dasein ist wieder so leidumdüstert, daß der kurze Tag noch gestört
verdunkelt wird von unheimlichen Nebeln, dem Gefolge der Nacht.

Die Schicksale der Sterblichen, sie gleichen sich, und sie sind wieder einander
t gleich. Darin sind sie gleich, daß über keines Menschen Scheitel die Sonne
Glückes das ganze Leben hindurch in ungetrübtem Glanz leuchtet, daß aber
kein Erdensohn ganz von Nacht und Not umhüllt ist, sondern daß auch für
le und Gemüt das Naturgesetz gilt, das Gott dem Noah als tröstliche Ver-
ung verkündet hat: יום ולילה לא ישבתו. „Tag und Nacht sollen nicht auf-
n.“ [1]) Und ungleich freilich sind die Lose der Sterblichen, daß dem einen
kurze Sommernacht, dem andern eine lange Winternacht auferlegt wird.
r wenn wir es recht erwägen, ist der Unterschied nicht einmal so groß, als
cheint, denn wenn lange Zeit Licht und Lust unser Erbe ist, so gewöhnt sich
Gemüt allmählig an diese Fülle der Freuden und meint, es müsse so sein
nimmt die außerordentlichen Gaben wie ein Alltägliches und fast Not-
diges hin. Ein kleiner Regenschauer, eine kurze Unterbrechung dieses fröhlichen
ießens erregt solchen Glückskindern schon das Gemüt und sie empfinden, weil

[1]) I. M. 8 $_{22}$.

in ihnen die Fähigkeit, Leid zu ertragen, nicht ausgebildet ist, die kleine Sorge wie einen schweren Druck. Wer dagegen in Nacht und Nebel sein Dasein dahinbringt, der ist ganz anders gefeit gegen Wolken und Stürme und Regenschauer, der empfindet das Elend und den Kummer nicht so stark, und ein schwacher Lichtstrahl gilt ihm schon als großes Labsal. Nur das ist entsetzlich, wenn unversehens auf ein langes Glück ein schweres Unheil folgt, wenn über den an einen hellen, heitern Himmel gewöhnten Menschen jäh ein dunkles Wetter hereinbricht.

Was soll man den Sterblichen wünschen, eine Jugend von keiner Sorge getrübt oder Erziehungsjahre, auf welche der Ernst des Lebens sein hartes Siegel drückt? Es war ein welterfahrener Mann, ein Mann, der einen tiefen Blick gethan in Menschenseele und in Menschenschicksal, der das Wort ausgesprochen: „Es ist gut für den Menschen, wenn er ein Joch trägt in seinen Jugendjahren.“ [1]) Sehen wir einen Jüngling, dem der Weg durchs Leben leicht und freudig wird, dem liebevolle Eltern jedes Bangen und jede Sorge von der Stirn scheuchen, dem das ganze Dasein zum Feste wird durch die Liebe, welche in überreicher Fülle die Blüten der Freude über sein junges Haupt ausschüttet, unwillkürlich zittern wir für ihn, während er selbst arglos dahinschreitet, und ängstlich fragen wir: wie wird diese Seele, die am Rosenduft der Freude sich berauscht hat, den Prüfungen Stand halten, wie wird, der bisher im Lichte gewandelt ist, das Dunkel ertragen, wird ihn nicht auch eine an sich geringe Wunde, die das Schicksal ihm schlägt, tief verletzen und aufregen? Und wenn wir einen andern in jungen Jahren schwer kämpfen sehen, wenn er trinken muß aus dem bittern Kelche, wenn er im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß um den Bedarf des Tages, wenn ihm der Kummer die tiefen Furchen durch die junge Stirn zieht, dann rufen wir wohl: sei getrost, du bist gewappnet, du hast des Lebens Bitterkeit erfahren, dir werden später auch bescheidene Freuden und Erfolge süß sein und dich laben. So ist des Menschen Dasein fast durchweg zweiseitig und je ernster und reifer unser Urteil wird, desto weniger sind wir geneigt, vor den Thron Gottes mit aufdringlichen Wünschen zu treten.

Ein neues Jahr beginnt. Das alte entschwindende Jahr, es hat nicht alle Hoffnungen gehalten, mit denen wir in dasselbe eingetreten sind, manche Blüte, die fruchtverheißend vor einem Jahre uns entgegenleuchtete, ist gebrochen worden, Mühen und Ringen war nicht jedem von Erfolg gekrönt. Wann hat jemals ein Jahr seinen Abschluß gefunden, ohne daß die Scheidestunde von ähnlichen Klagen wäre erfüllt gewesen? Das Leben ist nun einmal nicht lauter Tag, nicht lauter Sonnenschein; am Baume des Lebens wachsen die Sorgen, wachsen die Freuden, und wer an seinen Zweigen schüttelt, dem fallen nicht selten beide miteinander in den Schoß. Freudig danke, wem das Glück geleuchtet hat, wer mit

[1]) Klagel. 3 $_{27}$.

gesundem Körper, mit rüstigem Geiste, mit ruhigem Gemüte durch die Pforte des neuen Jahres zieht; in erhöhter Stimmung zu jubeln ziemt es zumal dem, dem das Wetter gedroht hat und es ist vorübergezogen, um dessen Haus, um dessen Haupt der Todesengel mit dunkler Schwinge geschwebt hat, und Gott hat dem Würger Halt geboten, daß er nicht verderbe. Und wen das Schicksal heimgesucht hat, der erwäge, daß „Tag und Nacht auf Erden nicht aufhört", und daß nach dem Vorbild der Natur auf nächtige Zeiten wieder lichte Tage kommen. Heil dem Heimgesuchten, wenn er in seiner Not sich stützen kann auf seinen Gott, auf seine Tugend. Denn es steht geschrieben: „In alle Ewigkeit wankt nicht der Gerechte, er bleibet zu dauerndem Gedenken, vor böser Botschaft zagt er nicht; fest ist sein Herz, er vertraut seinem Gotte."[1])

Wir alle tragen allgütiger Gott, unser Glück und unsere Not, unsere Sorge und unsere Wonne, unsern Kummer und unsere Hoffnung vor deinen Thron. O schütze das Glück und wehre der Not, o scheuche die Sorgen und schirme die Wonnen, o banne den Kummer und erfülle das Hoffen denen, die zu dir emporblicken. Wir wissen, daß das der Menschen Erbe ist, zu kämpfen und zu dulden, auch in den Nächten gelassen auszuharren. O bringe allen Mühseligen recht bald das Morgenrot deines Trostes. O schreib uns ein in das Buch des Lebens und gieb uns die Kraft, daß wir durch gute Werke uns einschreiben in das Buch des ewigen Lebens. Führe Israel, daß es sich selbst erkenne, und daß die Völker es erkennen als einen Herold der Liebe und der Wahrheit; schütze unser Vaterland und seine Fürsten, und beglücke alle seine Insassen mit dem Segen der Gerechtigkeit und des Friedens. O daß uns allen das neue Jahr, dessen Eingang wir durch ernste Gebete weihen, ein Jahr des Segens werde. זכרנו ה׳ ברצון עמך. פקדני בישועתך Gedenke unserer und begnade dein Volk, o erfreue uns durch dein Heil. Amen!

[1]) 106_4.

57.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, ewiger Gott!

M. A. „Wie lieblich sind deine Wohnungen, ewiger Gott! Es sehnet und schmachtet meine Seele nach den Höfen des Herrn, mein Geist und selbst mein Körper jubelt dem lebendigen Gotte; es findet der Adler seinen Horst und die Schwalbe hat ein Nest, worin sie ihre Küchlein birgt; ich — habe deine Altäre, Herr der Scharen, mein Gott und mein König“[1]). So lautet der Korachiden herrlicher Sang und in dieser geweihten Stunde findet ihr heilig Lied einen Wiederhall in unserer Seele. Ja Seligkeit spendet das Haus des Herrn, die Gemeinschaft der Gläubigen, das Bewußtsein, in Freud und Leid nicht allein zu stehen, sondern ein Glied zu sein einer großen Kette, die über die ganze Erde sich zieht. Der Adler, wie mächtig und hoheitsvoll er in den Lüften schwebt, er würde gar rasch ermattet niedersinken, wenn er den Horst nicht hätte in dem er ausruhen und Kraft gewinnen kann zu neuem Fluge. So verlöre der Geist die Kraft seiner Schwingen und fiele ermüdet zu Boden, wenn er nicht von Zeit zu Zeit heimkehrte in das Gotteshaus und sich labte an der lebendigen Flut, die hier dem Durstigen entgegenströmt, und beseligend ist es für jeden, dem das Heil Judas, der großen Gottesgemeinschaft, am Herzen liegt, zu sehen, wie der Ruf der heiligen Tage die zerstreuten Glieder zusammenführt, wie fast keiner es vergessen, wo er zu Hause ist

Vielleicht läge es nahe zu klagen, daß so viele das ganze Jahr hindurch in der Fremde schweifen und nur so selten zur Heimat wallen. Die Schwalbe hat ihr Nest, worin sie ihre Küchlein birgt, ich habe deine Altäre, mein Gott und König. Gar mancher in Israel meint, er könne der Gottesheimat entraten, er bedürfe nicht des Anschlusses an die gläubige Gemeinde, wie die Vogelscharen, die im Herbste aus unseren Landen wandern, es aushalten lange Zeit zu fliegen und der Rast nicht bedürfen, so habe auch sein Geist Flugkraft genug, rastlos weiter zu schweben, ihn beflügele die Bildung der Welt, sein Wissen, der Adel seines Berufes, und er brauche nicht Religion und nicht Gotteshaus. Und wir wollen mit ihm, der seiner Stärke sich rühmt, nicht rechten; aber die Schwalbe hat ihr Nest, worin sie ihre Küchlein

birgt. Wo wollt ihr die jungen Seelen bergen, wenn nicht in der Hut der Gottesaltäre? Der Eltern Liebe, sie kann vieles bieten und viele edlen Keime im Gemüte des Kindes wecken, aber sie weigert ihm das Beste, wenn sie es nicht führt zu den Altären, daß es voll Ehrfurcht und voll Vertrauen aufschauen lerne zu der allwaltenden Güte, daß es erfahre, wo es einen Vater hat, wo es ein Heim findet, wenn Vater und Mutter von ihm gehen und kein Elternhaus ihn aufnimmt.

„Heil den Menschen, deren Kraft in dir, sie haben die Pfade in ihren Herzen", die Pfade, die herausführen aus der Not zum Trost, aus dem Kampf zum Frieden, aus der Knechtschaft der Welt zur Freiheit Gottes, aus der Fremde zur Heimat. „Sie wallen durch das Thal der Thränen, ihnen aber wird es zum frischen Quell; selbst der Herbstschauer wird ihnen zum Segen." Am Altar des Herrn haben sie es gelernt, daß auch die Flut der Thränen ein Wasser des Lebens sei, daß nicht nur die Sonnenblicke, sondern auch die Herbstschauer, die über unser Dasein sich ergießen, Fügungen einer erhabenen Güte sind, um uns zu erziehen, unser Gemüt zu bilden, um aus der Not die Tugend und den Segen sprießen zu lassen. Wo sollen der Jugend die Seele erstarken, wenn sie nicht zu den Altären Gottes geleitet wird, und darum sollte es dem Vater, der ernstlich Sorge trägt um das Heil seiner Kinder, von Wert sein, öfters dieses Haus aufzusuchen.

Aber näher als die Klage liegt uns in diesem Momente, wo fast alle Glieder dieser Gemeinde hier vereinigt sind, wo dieses Haus so herrlich geschmückt ist durch die Fülle der Betenden, die innige Freude, daß nur bei wenigen vergebens zur heiligen Zeit der Gottesruf durch die Lande tönt: „Wie freundlich sind deine Zelte, ewiger Zebaoth," wenn alle deine Getreuen zur Festeszeit heimwärts ziehen, wenn alle sich scharen um den Vater der Liebe, wenn wir sehen, welche Macht der religiöse Gedanke noch über die Gemüter hat. Unwillkürlich wird die Seele erhoben durch den Gedanken: wie hier, so feiert an den entlegensten Enden der Erde Juda ein heiliges Fest und ein dem deinen verwandtes Gefühl durchzittert jetzt unzählige Herzen aller Orten; denn weiter als irgend ein anderes Bekenntnis ist Judas Glaube gedrungen. Leicht geht der Einzelne unter in seinem Schmerze und seiner Not; sein Gottvertrauen wankt, wenn das Schicksal wider ihn stürmt, und ebenso kann auch der Einzelne sich verlieren in Lust und Freude und vor lauter Zerstreuung sich nicht mehr wiederfinden, da tritt er zu der betenden Gemeinde und der Glaube an Gott, vor dem so viele sich in Demut beugen, wird mächtig zu neuer Macht erweckt durch die Gegenwart der Genossen.

Es heißt in der heiligen Schrift: Als Jakob zu Laban zog, da fand er einen Brunnen auf dem Felde und ein großer Stein lag auf der Öffnung des Brunnens und einige Hirten saßen beim Quell; aber sie allein konnten den Stein nicht heben, sie mußten warten, bis alle Hirten vereinigt waren; dann

hoben sie den Stein und schöpften Wasser aus dem Quell und wälzten den Stein wieder auf die Öffnung. Jakob hob ihn ohne irgend einen Helfer.[1]) Unsere Weisen aber sagen:[2]) dieser *Brunnen* das ist der Quell der *Lehre*, aus dem Trost und Wahrheit quellen, und der *Stein*, der der darauf liegt, das ist der *böse Trieb*, der es verhindert, daß wir den Durst der Seele löschen aus den reinen Fluten der Wahrheit; da kommen nun wohl einige zum Quell und möchten den Stein heben, aber sie vermögen es nicht. Im engen Kreise entfacht sich wohl kaum der Feuereifer, der die Begierden bändigt und zur Wahrheit dringt; aber es mehren sich die Durstigen, immer größer wird die Schar, die zum Brunnen strömt, eine *Gemeinde* hat sich versammelt, die nach Gott sich sehnt, hier in dieser großen Gesamtheit entsteht der heilige Eifer für Gott, einer erweckt und ermutigt den anderen, und rasch ist der Stein weggeräumt, und die Durstigen trinken aus dem Quell des Lebens.

Aber das Gleichnis ist noch nicht zu Ende. Da heißt es weiter: und die Hirten legten wieder den Stein auf den Mund des Brunnens, auf seinen alten Ort. Wie eine große Menge rasch von der Begeisterung erfaßt wird und heiligen Entschlüssen sich weiht, so *erlischt* auch dieses Feuer gar rasch; irdisches Sinnen gewinnt schnell wieder die Obmacht, und sie vereinen sich den Stein auf den Brunnen zu wälzen; ja sie strengen sogar noch die Kräfte an zu der thörichten Arbeit, den Quell zu verschließen, daß sich niemand labe. Die Menschen finden es ganz natürlich, sich an Festen zu erbauen und sich in eine gehobene Stimmung zu versetzen; aber wollte einer *Ernst* machen und die heilige Stimmung auch in die Tage *der Arbeit* tragen, sie möchten ihn verlachen, sie möchten es kaum dulden, daß er noch fürder schlürfen will aus diesem Quell der Seligkeit, und mit all dem Hohn und Spott wälzen sie einen Stein darauf, daß er nur ja für alle Welt verschlossen bleibt bis zum künftigen Jahre. Wenn jetzt ein Jüngling oder eine Jungfrau heilige Entschlüsse fürs Leben fassen und sie, wie es sich gebührt, festhalten wollten für die Zeit, die dem Feste folgt, wer weiß, ob sie nicht aus dem Munde des Vaters selbst das erkältende Wort vernähmen: mein Kind, das sind Neujahrsträume, schön, lieblich und mit einem eigenen Reiz umspielen sie die ersten Stunden des Jahres: aber für diese Träume ist in dem nüchternen Leben kein Raum. Das ist, was geschrieben steht: „*und sie legten wieder den Stein auf die Öffnung des Brunnens.*"

Was aber wird uns von Jakob berichtet? er allein erhob den Felsen vom Quell; er, der Gottesmann, bedurfte nicht der Genossen, um zur Wahrheit zu gelangen, er war mächtig genug, in Not und Drang allen Prüfungen zu widerstehen, aus der eigenen Seele glühte ihm die Begeisterung; da er ganz von Gott erfüllt war, so ward ihm jede Stätte, auf der er stand, ein Gotteshaus, ein Himmelsthor. Darin können ihm auch nur wenige gleichkommen; aber auch das

[1] I. M. 29. [2]) Gen. r. 70_8.

unterschied er sich von den anderen Hirten, daß er nicht den Felsen wieder zurückwälzte auf den Quell. Warum nun sollten wir es den Hirten gleichthun und nicht vielmehr Jakob dem Gottesmanne? Warum sollte die Begeisterung, die Weihe, welche die Vereinigung mit den Genossen in uns erweckt hat, nicht uns zum Quell werden, der uns ständig erfrischt? So möge denn diese Stunde uns allen ein Segen werden für das neue Jahr, das mit ihr beginnt.

Stille du, Allgütiger, das Sehnen deiner Getreuen, daß deine Wahrheit mächtig werde und die Herzen gewinne! Führe deine verirrten Söhne aus der Fremde zur Heimat, zu deinen Altären ewiger Gott. Sei du ein Helfer den Armen und Schwachen, den Ratlosen, und das Licht deines Trostes lasse hineinleuchten in die Nacht der Schmerzen, in die Stätten des Elends.

Sei uns Sonne, sei uns Schild, Gott und Herr! Deine Gnade gieb uns deine Herrlichkeit, versage dein Heil nicht denen, die in Gradheit wandeln. Amen!

58.

Die Umschau auf heiligem Berge.

M. A.! Wieder haben wir auf der großen Wanderung durchs Leben eine Höhe erreicht, wo es sich ziemt, Halt zu machen und auszuschauen auf den Raum, den wir durchwallt haben, auf den Raum, der vor uns liegt; jedes Gotteshaus ist ein הר ה׳ „ein Berg des Herrn“, wenn wir da hineintreten mit offenem Auge und offenem Herzen, so haben wir einen Berg erklommen, um den eine Landschaft bunt und mannigfaltig sich breitet. Von dieser Höhe sehen wir, wie der Herr uns geführt hat durch liebliche Gefilde, wie er der Lust und Freude gar viel uns geschenkt hat. O welch erfreuliche Bilder schaut da unsere Seele! Da tritt uns eine Freundesschar entgegen, mit der wir in herzlicher Rede im Austausch der Gedanken schöne Stunden genossen haben: dort winkt uns das Elternhaus, der sichere Hort der Liebe, die alles überwindet; wir erkennen die Meister, die unsern Geist erquickt und gehoben und gebildet haben; dies alles war in dem hastigen Nacheinander der Tage uns fast entschwunden. Hier auf dem Berg des Herrn tritt es uns wieder deutlich entgegen, wie reich an Wonnen solch ein Jahr gewesen ist, wie reich an Dank dafür unsere Seele sein müsse.

Aber die Aussicht ist nicht immer so idyllisch und freundlich; die Reise durchs Leben, sie führt an Abgründen vorbei, an Schluchten, die sich plötzlich vor uns aufthun, ein Schritt vom engen Weg, und wir verhauchen die Seele in öden Tiefen. Den einen hatte eine schwere Krankheit an einen steilen Abhang gebracht, und wenig fehlte, und er wäre in die ewige Nacht geschleudert worden. Ein anderer hat sich in der Jagd nach den Gütern der Erde, nach Ehre und Reichtum, Glanz und Einfluß allzuweit vorgewagt und hat kaum das nackte Leben gerettet, während sein kostbarstes Kleinod, das reine Gewissen von der wogenden Flut fortgerissen worden ist. Gar mancher ist nur durch des treuen Freundes, des weisen Führers wachende Sorge an den gefährlichsten Stellen vor Schaden beschützt worden. Sie alle kommen auf den heiligen Berg. Hier auf der Höhe erkennen sie erst mit Klarheit, welcher Gefahr sie entronnen sind, sie erschrecken vor dem Schwerte, das über ihrem Haupte geschwebt hat. Wir sehen uns um auf dem heiligen Berg, nach den Gefährten, nach den Eltern, den Geschwistern, deren mahnender Zuruf, deren sichere Hand uns geführt hat auf abschüssigen Wegen, daß ein Blick, ein Wort des Dankes sie treffe, daß ein

Druck der Hand ihnen sage, wie innig an unser Herz und Leben gewachsen ihr Dasein sei.

Wohl uns, wenn wir unsere Lieben finden auf dem heiligen Berge, aber welch ein neuer Schmerz, wenn sie uns fehlen! Unser Auge sucht sie und starrt in die Öde, unsere Hand greift nach ihnen, und hascht nach Schatten, und das Kind sehnt sich vergebens nach der Eltern Rat und Leitung, der Freund ist entschwunden, umsonst sucht der einsam Gewordene die Gefährten des Lebens. Da erfaßt uns auch auf diesem heiligen Berge die Not und das Bangen; unsere Seele verhüllt sich; wir sind müd zu schauen; die ganze Erde dünkt uns öde. Dem Traurigen scheint es, als lege sich plötzlich eine dunkle Wolke um die Landschaft, und überall sieht er einen Abgrund, und wohin er sich wendet, droht ihm ein Fels, und kaum weiß er, warum er den Abgrund flieht, warum er den Felsen scheut, warum er den Tod fürchtet. Aber wir alle und besonders diejenigen, denen die Umschau so trübe Gedanken weckt, sie sollen es festhalten, daß sie auf dem heiligen Berge sind, daß sie im Gotteshause weilen, daß uns die Liebe nicht fehlt, daß uns der Freund nicht fehlt, so lange wir bei Gott sind, und daß wir der Angst enthoben sind, wenn wir dauernd weilen auf diesen Gotteshöhen.

Wohl giebt es der Sorgen manche, die kein Sterblicher wehren und wenden kann. Aber ungleich größer ist die Zahl derer, die wir selbst uns schaffen. An manchen Abgrund führt das Schicksal auch den Widerwilligen; aber ungleich häufiger treibt uns der eigene Leichtsinn auf gefährliche Bahn. Nicht gering sind die Freuden, welche irdisches Glück und Gut uns spenden; aber auf dem heiligen Berge blüht Freude und Seligkeit auch für den, dem ein hartes Geschick die Freuden der Erde versagt oder entrissen hat. Und allmählich wird die Seele sanft und das Auge blickt versöhnt auf die Landschaft, auch wenn sie ihm Trümmer und Gräber, die Trümmer seines Glückes, die Gräber seiner Lieben zeigt.

König David, der Held und der Sänger, betete in einer Zeit, da überall ihn Gefahren umstarrten, und sein eigener Sohn sich wider ihn erhob, da die Freunde, denen er fest vertraute, ihn verließen, zu Gott: מקצה הארץ אליך אקרא בעטוף לבי בצור ירום ממני תנחני : כי־היית מחסה לי מגדל עז מפני אויב וגו. „Zu dir rufe ich von den Enden der Erde, wenn die Seele sich verhüllt. Auf den Felsen, der mir zu steil ist, wolle du mich führen. Du bist mir ein Schutz, ein mächtiger Turm vor dem Feind. Ich will weilen in deinem Zelte in Ewigkeit, mich bergen unter der Hut deines Fittigs. Sela. Du, o Gott, hörst mein Gelübde, giebst mir das Erbe derer, die deinen Namen fürchten. Mehre meine Jahre, mache meine Tage wie die aller Geschlechter, daß ich ewig weile vor dem Herrn. Liebe und Treue befiehl, daß sie mich hüten. Dann will ich preisen deinen Namen in Ewigkeit, um zu zahlen mein Gelöbnis Tag um Tag“.[1]) David giebt uns das Beispiel, wie wir schwere Stunden überwinden

[1]) Ps. 61.

und wie wir auf dem heiligen Berge uns erheben, wenn die Umschau auf Not und Trübsal uns niederwirft. Wie ein dichter Schleier legt sich der Trübsinn in seine Seele; er kann nicht weiter, aber er verzweifelt nicht, und er verwünscht nicht sein Dasein; er bittet nur, daß Gott ihn führe auf Felsen, die für seinen schwachen, müden Fuß zu steil sind. Er flüchtet sich vor den Menschen zu Gott, von dem vergänglichen Hasse zur ewigen Liebe. Auf dem Berge des Herrn hofft er die Ruhe, die er in der Niederung des Alltagsdaseins nicht finden konnte. Trotz aller Heimsuchung bittet er inbrünstig um Leben, daß er Gott sein Gelöbnis zahle Tag für Tag, daß er durch gute Werke seinen Geist erziehe und vorbereite zur Ewigkeit.

Und so beten wir, Allgütiger Vater, wir, die Glücklichen und die Betrübten, die Heitern und Traurigen, wir alle, ob die Umschau vom heiligen Berge auf das vergangene Jahr in dieser Stunde uns blühende Gärten oder saatenlose Wüsten zeigt, ob die treuen Gefährten uns zur Seite stehen, oder von des Himmels Höhen zu uns niederschauen, wir beten nach dem Vorbild deines Knechtes David. Schreib uns ein in das Buch des Lebens, daß wir glücklich, daß wir zuvörderst gut und gottesfürchtig und verständig werden. Ob du uns auch zuweilen straffst und heimsuchst, wir verachten darum nicht das Leben, diese köstlichste Gabe, daß wir mit ihrer Hilfe uns erziehen zur Ewigkeit. Wir stehen im Gotteshause, auf dem Berge des Herrn; wir blicken auf die Vergangenheit und danken dir für alles Glück, das uns erfreut, für die Not, die uns erzogen hat.

Wir halten von diesem Berge Ausschau auf die Zukunft. Nebel hüllen sie ein. Wir schauen auf den Freund, der ringt mit der Not, mit der Krankheit, mit der Sünde. Wir sehen ihn am Abgrund. Hilf ihm und führe ihn und erlöse ihn, daß der Kranke genese, daß der Gebeugte sich erhebe, daß der Sündige heimkehre zu dir. Wir beten für den Freund, wir beten für uns selbst. Nach dem Worte deiner Weisen erhörst du den, der im Gebete selbstlos des Genossen denkt. Da ist mancher krank und gebrochen; durch die Nebel, welche das kommende Jahr umschleiern, schreckt ihn der dunkle Fittig des Todesboten. Befiehl du dem Verderber, daß er weiche, und la[illegible]ie ihn gesunden. So manchem ist der Fuß müd und wund geworden auf der steilen, dornenvollen Lebensbahn. Auf den Felsen, der für ihn zu steil ist, wolle[illegible] du ihn führen. Von diesem heiligen Berge schauen wir auf schöne, hoffnungsreiche Lebensblüten; wir sehen die Keime des Glückes sprießen. Schütze diese Keime, bewahre sie vor Sturm und Flut, daß die Eltern ihrer Kinder, die Kinder ihrer Eltern froh werden, daß den Gatten ihr Lebensbund zu Heil und Segen werde. Kröne dieses neue Jahr mit deiner Gnade. חסד ואמת מן ינצרהו Liebe und Treue, diese holden Himmelsbote ben,fiehl ihnen, daß sie uns hüten. Wir bitten um Leben, daß wir dich preisen, daß wir dir zahlen Tag um Tag, was wir jetzt geloben: treu zu sein und fromm und reich an Liebe. — Amen!

59.

Gottes Liebe ist sein Ruhm.

M. A.! Israels große Feste entsprechen allen Vorgängen und Empfindungen, die jedes Menschengemüt bewegen. Einige dieser Feste wurzeln in der Geschichte des israelitischen Volkes, aber wenn sie sich frisch und lebenskräftig erwiesen haben bis auf den heutigen Tag, so verdanken sie es dem Umstand, daß sie zu dem *gegenwärtigen* Geschlechte so deutlich reden wie zu unsern Vorfahren, daß sie gleichsam nur aussprechen, was in unserm Gemüte wogt und arbeitet und nach einem Ausdrucke ringt. Allzuweit ab lenkte es uns von den Gedanken, die in dieser Stunde unsern Geist erfüllen, wollten wir den Nachweis führen, wie *alle* jüdischen Feste den Stimmungen unserer Seele entsprechen und entgegenkommen; es genüge der Nachweis, daß das *heutige* Fest so recht ein Geschenk Gottes ist, daß wir eine Pflicht gegen uns selbst erfüllen, wenn wir es feiern mit ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzer Kraft.

Braucht und *ersehnt* der Mensch nicht nach dem Verlauf eines Jahres einen Tag der Sammlung, wo er seine Freuden und Leiden in der Erinnerung noch einmal durchlebt, wo er den Bund der Liebe erneut mit den Genossen seines Hauses, mit seinen Freunden, die seinem Herzen nahe sind, wo er zu Gericht sitzt über sein eigenes Leben? Und wahrlich, es giebt keinen passenderen, keinen günstigeren Tag, Gott zum Richter aufzurufen, als den, an welchem wir uns selbst richten. Die Erkenntnis des eigenen Fehls macht uns demütig, lehrt uns Nachsicht gegen fremde Schuld, erweckt in uns das Verlangen, durch neue Liebe zu verdecken und auszulöschen vergangene Schuld und Härte. Gott aber weilt gern bei den Demütigen. Darum ist der יום הזכרון, der Tag der Erinnerung, und der יום תרועה, der Tag der Erschütterung, auch יום הדין, der beste Tag des Gerichts. Durch die Erinnerung und die Erregung unserer Seele dürfen wir am ehesten hoffen, die Rechtfertigung zu gewinnen vor dem Allgerechten.

Und sollte das menschliche Herz den Drang nicht spüren, dem zu *danken*, der nns ein ganzes Jahr gnadenvoll geleitet hat in Freud und Leid? Wir rufen mit dem Propheten: חסדי ה׳ אזכיר תהלות א׳ כעל כל אשר גמלנו ה׳ ורב טוב לבית ישראל וג׳. „Der Güte Gottes gedenke ich, des Ruhmes des Höchsten, ob alles dessen

mit er uns begnadet, und seiner großen Liebe für das Haus Israel, ob seines Erbarmens und der Fülle seiner Huld. Er aber spricht: sie sind mein Volk, meine Söhne, die nicht täuschen, und so ward er ihnen zum Helfer. In allen Fehden war er ihnen nicht Feind, und der Engel seines Antlitzes hat sie gerettet. In Huld und Liebe hat er sie erlöst. So wird er sie an sich nehmen und tragen in Ewigkeit."[1]

Ich danke der Güte Gottes, des Ruhmes des Höchsten. Nicht die Macht, nicht die Weisheit, die Güte Gottes ist nach dem prophetischen Ausspruch sein Ruhm. Wohl heißt es: מה׳ מצעדי גבר ואדם מה יבין דרכו. „Vom Ewigen sind die Schritte des Menschen, und der Sterbliche, was versteht er von seinem Wege?[2]" Wir verstehen nicht den Pfad, den wir wandeln, wir können nicht ermessen, warum Freude oder Prüfung uns verhängt ist. Aber wir wissen, daß der Ruhm Gottes seine Liebe ist. Das lehrt uns, ihn verstehen, ihm vertrauen, das lehrt uns, die wir nach seinem Ebenbilde geschaffen sind und nach seinem Ebenbilde wirken sollen, die Aufgabe des eigenen Lebens. Wir haben vor einem Jahre gebetet an heiliger Stätte, und Gott hat uns erhört, und er hat uns wieder zusammengeführt ins Gotteshaus, ins Vaterhaus. Der eine bat um Gesundheit und Gott hat seinen Körper gefestet; jener um Nahrung, und Gott hat sein Thun gesegnet, und so manchem, der allein durchs Leben ging, hat Gott es vergönnt, ein Heim zu gründen, von der Liebe erleuchtet. Eltern sind an ihren Kindern und Kinder sind an ihren Eltern erfreut worden. Sie alle danken aus der Tiefe ihres Gemütes für die Güter, mit denen du sie begnadest.

Aber kann der Israelit, zumal in großer Gemeinschaft, des eigenen Glückes gedenken, ohne das Schicksal seines Volkes zu erwägen? Wie lebhaft auch von rechts und links an dem Bande gezerrt wird, das um unsere Glaubensgenossen sich schlingt, es ist noch stark und fest, und wollten wir auch es vergessen, unsere Feinde bemühen sich jeden Tag, uns daran zu erinnern, daß die Genossenschaft einstehen muß für den Einzelnen und der Einzelne für die Genossenschaft. Jeder Triumph eines Juden, und lebte er auch in entfernten Landen, unsere Brust hebt sich, wenn wir davon Kunde empfangen. Jede Schande, die ein Israelit auf sich ladet, unser Herz zuckt zusammen, wenn wir davon hören, und die Stellnng, die wir in der Welt einnehmen, zwingt uns fast zu einem lebhaften Gemeingefühl. Der Jude leidet und lebt auf durch das Schicksal seiner Genossenschaft. Und da lehrt uns eine Umschau auf Erden, daß überall, wo Recht und Gesittung Pflege finden, auch Israels Söhne vollen Anteil haben an den Rechten und Pflichten des Bürgers, daß sie sich überall auf den Gebieten eines höheren geistigen Strebens als wackere Männer bewähren und Anerkennung finden. Am Schluß des Jahres ziemt es uns, dem Herrn den Zoll des Dankes zu reichen, ורב טוב לבית ישראל ob der großen Güte für Israel, mit der er es begnadet nach seinem Erbarmen und der Fülle seiner Liebe.

[1]) Jes. 63, ff. [2]) Spr. 20, 24.

Und sodann heißt es weiter in der prophetischen Rede: „Er spricht: sie sind doch mein Volk, meine Kinder, die nicht trügen.“ Das ist ja der große Segen dieser ehrfurchterweckenden Tage ראש השנה und יום כפור, daß sie fast auf jedes jüdische Gemüt wirken, daß sie in Vielen die beinahe erloschene Liebe zur Religion aufs Neue entfachen. Israel ist ein zähes Volk im Guten wie im Bösen. Wie es Moseh gescholten hat: das Volk mit dem harten Nacken, so haben auch unsere Feinde es erfahren, daß dieser harte Nacken nicht leicht zu beugen sei, daß Juda zäh festhält an der ererbten Satzung. Wie mannigfach auch die Verlockung sei, wie sehr sie auch Macht gewinnt während des Jahres, daß man von vielen glauben möchte, sie gehören nur dem Namen nach zu uns – die Feste kommen und belehren, daß sie auch mit den Herzen bei uns sind. Gott schaut nieder auf die Schar der Betenden und sagt: אך עמי sie sind doch mein Volk, meine Kinder, die nicht täuschen. Wie ein Vater keins seiner Kinder aufgiebt, so giebt Gott keinen auf, der noch, und sei es auch nur mit losen Fäden, an die Religion geknüpft ist.

בכל צרתם לא צר Zu allen Leiden, in allen Fehden war er nicht Feind. Nicht allen schlägt das Herz freudig in dieser Stunde, da das alte Jahr sich wendet. Neben den Beglückten stehen die Geprüften, neben den Fröhlichen stehen die Trauernden, neben den freudigen stehen die armen und verödeten Seelen. Festlich geschmückt ist der Tisch, — aber wo ist mir das Weib, des Hauses Priesterin? Hinüber in das Reich der Schatten! Da verlangt eine Frau nach dem Festesgruß ihres Gatten, wenn er vom Gotteshause heimkehrt. Sie wird ihn nimmer hören, denn sein Mund ist auf ewig verstummt! Ein frommes Kind ersehnt den Segen des Vaters, der Mutter, als die reinste Freude des feierlichen Tages. Vergebens! Die Hand ist erstarrt, die sich segnend über das Haupt des Kindes breitete. Es sammeln sich die Kinder um die Eltern, aber umsonst sucht ihr Auge das Eine, das entrissen wurde aus fröhlichem Kreise. Ach, wo fände er das Ende, wollte einer die Not der Menschen schildern. Aber alles Leid ist zu ertragen, wenn wir wissen: in allen Fehden ist er nicht Feind. Wo das Fest einkehrt, da ist der Trost nicht fern. Gott ist in dem Kreise, in welchem das Verderben eine Lücke gerissen, und in seiner Huld und Liebe erlöst er sie von dem Banne der Schmerzen.

Und wenn wir nun noch an die Zukunft denken, an das Jahr, dem wir entgegenschreiten, können wir nicht unser ganzes Sehnen in dem kurzen Prophetenworte zusammenfassen וינטלם וינשאם עד עולם „er möge uns an sich nehmen und uns tragen in Ewigkeit!“

Ja, was haben wir, Allgütiger, wenn wir dich verlieren, was fehlt uns, wenn wir dich besitzen? So nimm dich unserer an und trage uns durch alle Kämpfe des Lebens, daß wir hoch oben schweben über all der Niedrigkeit und Eitelkeit der Welt! Zu dir schauen in dieser Stunde die Fröhlichen in Demut, und sind sich dessen bewußt, daß ihnen das Heil geworden aus deiner Hand, zu dir die Gequälten in gläubigem Hoffen, daß das Heil ihnen kommen wird aus deiner Hand. Möge das neue

Jahr den Frieden bringen fern und nah, Friede den Gemütern und Friede den Völkern, die sich gegenseitig aufreiben in blutigem Streite. Segne den Fleiß der Redlichen und trockne die Thränen der Not! Erfülle das Gebet um Leben, um ein würdiges, freudiges Leben! כי הצלת נפשי ממות הלא רגלי מדחי להתהלך לפני אלהים באור החיים. „O rette meine Seele vom Tode, meine Füße vom Wanken, daß ich wandle vor dir im Lichte des Lebens." — Amen!

60.

Welkende Erde und strahlender Himmel.

M. A! Zur Herbsteszeit, wenn alles dahinwelkt, und die ganze Erde gleichsam ein großes Symbol der eigenen Hinfälligkeit und Vergänglichkeit wird, ladet uns die Religion ins Gotteshaus und mahnt uns: beginne ein neues Leben. Denn das ist ja in kurzem Worte der Sinn des Festes, das jetzt beginnt. Ein neues Jahr: — für das praktische Leben ist dieser Tag ohne Einfluß. Israel hat es sogar verlernt, seine Familienfeste nach dem jüdischen Kalender zu feiern, wie es scheint, gleichsam wie zum äußern Wahrzeichen, daß die Religion von diesen Festen gebannt ist, daß wir an ihnen nur weltlichen Freuden uns hingeben, daß an diesen Freudentagen der Gatten und der Eltern und der Kinder zwar für viele Gäste Raum ist, und nur der Herr ist nicht zum Feste geladen. Wie bildend wäre es für das Gemüt, wie höbe es den religiösen Sinn, wie viel gewönne die Feier solcher Tage, wenn wir uns hierbei nach dem Religionskalender und nicht nach dem weltlichen Kalender richteten. Thun es doch die Völker der Erde, deren Beispiel wir so gerne nachahmen, nicht anders, daß sie der Freude über das Leben ihrer Angehörigen durch die Wahl des Tages ein religiöses Gepräge verleihen. Nur Israels Kinder müssen die Weihe entbehren und müssen sich begnügen mit irdischer Lustbarkeit, während doch schon das einzige Moment, daß das Geburtsfest z. B. nach dem jüdischen Jahr gefeiert wird, schon wegen seiner Fremdartigkeit sie auf Gott wiese und auf die sittliche Bedeutung solcher Feier. Doch dieser Mißbrauch ist nun einmal festgewurzelt und schwerlich mehr auszuroden. Der jüdische Kalender wird nur hervorgeholt für die Tage der Erinnerung an die Toten.

Dieses Fest also, dieses ראש השנה, dieser Jahresanfang, eine weltliche Bedeutung hat es nicht. Vielleicht ist es gut so, daß die Religion sich immer mehr loslöst von den trivialen Beziehungen des Daseins, daß wir sie, die hehre Himmelstochter, jetzt nicht mehr wie sonst hineinziehen in unsere Geschäfte und Berechnungen und in die Praxis des Lebens. Denn es frommt nicht diese unklare Mischung weltlicher und religiöser Formen, und wer den Sieg der Religion nicht mit Gewalt ertrotzen will, der freut sich, daß die Gebiete des Weltlichen und des Geistlichen immer strenger getrennt werden, daß die Religion immer mehr auf die Freiheit

und die Liebe gestellt ist. Denn sie ist nur mächtig in ihrer Ohnmacht, und unterlag schon weit häufiger der Gewalt, die sie selbst angewendet, als den Waffen, die gegen sie sind gewendet worden; sie kann nur siegen durch die Liebe, und wer die Menschen für Gott gewinnen will, der soll das Schwert irdischer Macht bei Seite legen. Wirksamer also mag dieses Neujahr unser Gemüt aufregen, da es gar nichts gemein hat mit den Interessen und Bedürfnissen des täglichen Lebens, da es ausschließlich die idealen und sittlichen Beziehungen unseres Daseins berührt, da es nur Geltung hat im Reiche Gottes und gar nichts gilt in den Reichen der Welt. Wir mögen daran erfahren, daß für unsere Seele eine ganz andere Tageszählung notwendig ist als für die nüchternen, praktischen Geschäfte, daß wir über ihren Verlust und Gewinn im Laufe des Jahres ganz besonders Abschluß machen müssen. — Und dieses Fest wird im Herbst gefeiert.

Zu derselben Zeit, wo die Erde zu welken beginnt, leuchtet der Himmel in seinem schönsten Schmuck; es sind das die Monde, wo der ganze Horizont, wie in einem sanften Schimmer leuchtet, wo der Sterne Heer noch zahlreicher als sonst heraustritt, wo die Himmelswölbung ihren ganzen Glanz entfaltet. Wenn die Erde zu welken beginnt, beginnt der Himmel zu strahlen; und der Glanz und die Pracht, die er anlegt, vergeht nicht wie der Erde Blüten, sondern ist von ewiger Dauer. Und was sie uns sagen, die blassen Blumen und die blinkenden Sterne, die fallenden Blätter und die leuchtenden Sonnen?

Sie sagen uns: auch dein Himmel wird nur leuchten, wenn deine Erde welkt, und die ewigen Sterne seligen Glückes werden dir aufgehen, wenn die vergänglichen Blüten deiner irdischen Freuden schwinden. Die Weisen werfen die seltsame und den Kindern der Welt lächerliche Frage auf, ob die Ceder stärker sei als der Ysop, und sie sagen, der Ysop ist stärker. Denn die Ceder auf hohem Berge, wer ist gefährdeter als sie? Je höher sie steht, desto sicherer wird sie eine Beute des herbstlichen Sturmes, der nicht ausbleibt. Aber der Ysop im Thale — „und kämen alle Stürme der Welt aus ihren Höhlen, sie können den Ysop nicht entwurzeln.“ In Demut sich beugen, die Blüten der Erde welken lassen, das macht zum Kinde Gottes. Das herbstliche Bild, wenn wir ins Freie treten, es heißt, in die Sprache der Religion übertragen: willst du vor Gott groß sein, mußt du klein werden auf Erden; die Landschaft, die am Boden ihre Pracht verliert, gewinnt sie wieder am Himmel.

Der Rückblick in jedem Jahre läßt uns den Sturz gar vieler schauen, die nicht mit Gott ihr Haus erbaut hatten, die statt in ehrlicher Arbeit in keckem Spiele Geld und Gut zu erringen trachteten. Wie lehrreich und eindringlich predigt ein solcher Rückblick von der Thorheit derer, die Gewinn suchten ohne Arbeit, Genuß ohne Mühe, den Erfolg ohne die That, das Glück ohne den Fleiß, wie deutlich kündet er, daß es nur zwei Säulen giebt, auf denen unser Lebensbau sicher ruht, das ist Gott und die eigene Kraft. Mit einem Stolze, als wohnten sie allein im Lande

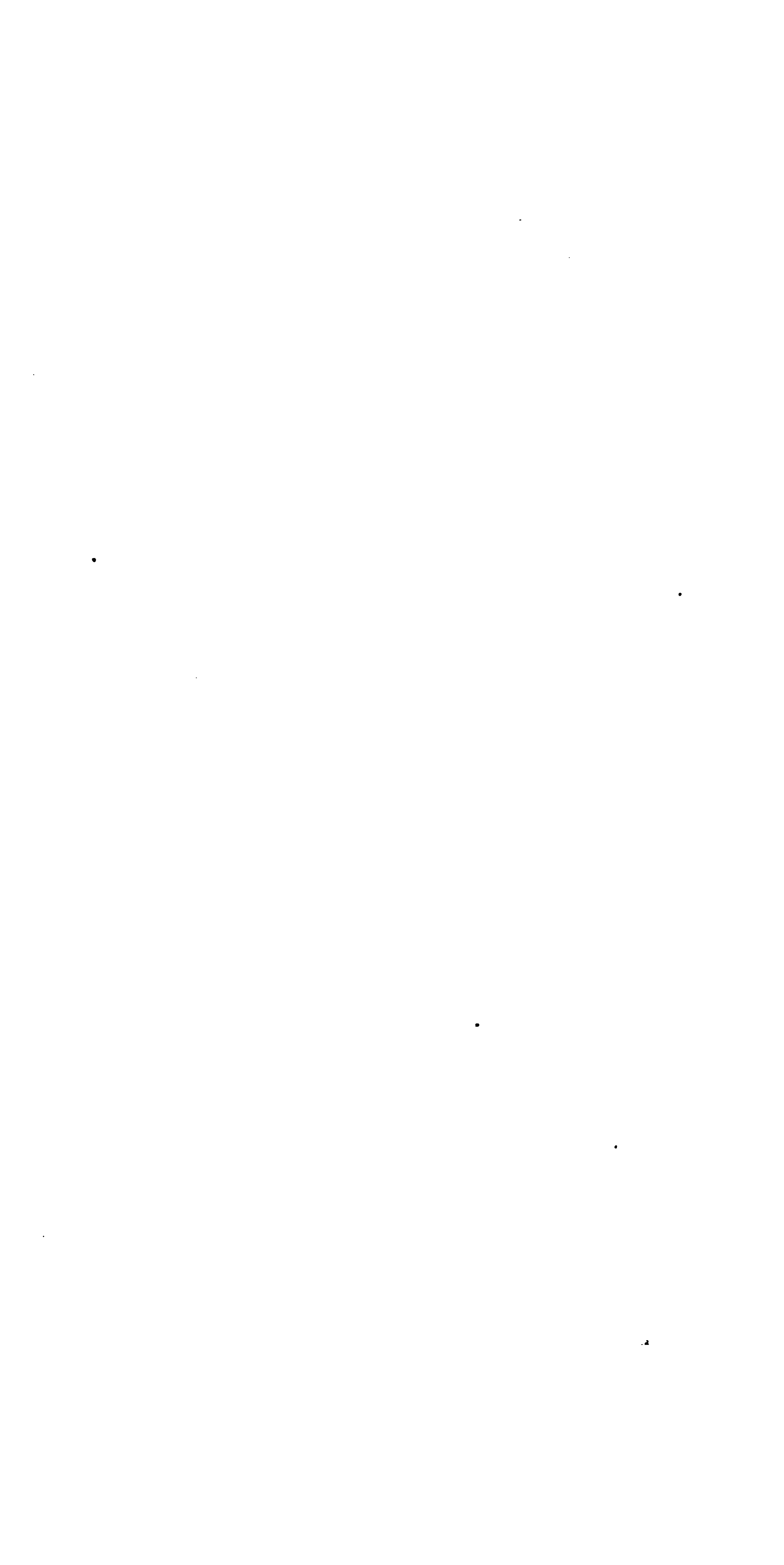
und wollten sie keinen neben sich dulden, ließen sie buchstäblich gar oft dem Armen kaum die Scholle, daß er sein müdes Haupt hinlegen könne; und wie hat plötzlich ein Sturm sich erhoben und die Bauten des Hochmutes umgestürzt. Es bewährte sich das tiefsinnige Wort der Weisen[1]): Von einem Menschen, der hochmütigen Sinnes, spricht der Herr: ich und er können nicht in derselben Welt zusammenwohnen, da dann eine zweite Gottheit neben mir vorhanden wäre; sie vergleichen ihn selbst mit einem Götzendiener und sagen, es sei wie einer, der sich selbst einen Altar baut und darauf opfert. Diese Selbstvergötterung und ihr schnöder Sturz, der Hochmut häßlichster Art, der Stolz auf Gold und seinen Untergang, das ist wohl das Bild, welches am Ende des Jahres, wenn wir es nach seinem sittlichen Gehalte prüfen, am lebhaftesten sich aufdrängt. Soll uns das alte Jahr Ertrag bringen, den wir in das neue Jahr hinübernehmen, so mögen wir lernen, uns in Demut zu beugen, so mögen wir unsere irdischen Wünsche welken lassen, dann werden unsere himmlischen Wünsche reiner und heller erfüllt werden.

R. Josua b. Lewi lehrte: Sieh, wie groß die Kleinen, die Demütigen sind: So lange der Tempel stand, wer ein Ganzopfer brachte, hatte den Lohn des Ganzopfers, und wer ein Speiseopfer brachte, den Lohn des Speiseopfers u. s. f., aber wer demütig ist, dem rechnet es die Schrift an, als hätte er alle Opfer gebracht, denn so heißt es: זבחי אלהים רוח נשברה „die Opfer des Herrn sind ein gebrochenes Herz“ und dessen Gebet wird nie verachtet. Denn so heißt es: לב נשבר ונדכה אלהים לא תבזה „du verachtest nicht ein gebrochenes und gebeugtes Herz[2]).“

Mit diesem Worte deines Sängers beten wir jetzt zu dir, Allgütiger, gebeugt und demütig um ein glückliches, von deinem Segen beschattetes Jahr. Lasse die Arbeit des Redlichen gedeihen und scheuche Verderben und Krankheit von dieser Gemeinde, von dieser Stadt, von jedem Orte, in welchem treue Menschen dir dienen und das Gebot der Liebe üben, das du in die Herzen geprägt! Möge der Geist der Wahrheit immer mächtiger seine Schwingen regen, daß die Menschen frei werden im Geiste und im Gemüte! Stille die Klagen und dämme den Schmerz, und wo ein Auge zu dir sich wendet, erleuchte es mit dem Strahl deiner Gnade! יהיו לרצון אמרי פי והגיון לבי לפניך ה׳ צורי וגואלי „Mögen Gefallen finden vor dir die Worte meines Mundes und die Gesinnungen meines Herzens, mein Fels und mein Erlöser.“ — Amen!

[1]) Sota 5 b. — [2]) Ps. 51 $_{19}$. — Sota ebd.

Zum ersten Tage des Neujahrfestes.



61.

Das Kind im Gotteshause.

M. A.! Der Talmud erzählt[1]): als Rabbi Josua, der große Lehrer, der in
r Zeit der Erregung stets der Herold der Mäßigung und der Rücksicht war, der
r so oft mit schneidendem Witze die römischen Spötter strafte, als Rabbi Josua,
der Last des Alters und der Krankheit gebeugt, seine Thätigkeit im Lehrhause
geben mußte, kamen seine Schüler zu ihm, um ihn zu begrüßen, um den kranken
ister durch ihre Teilnahme zu ehren und zu erfreuen. Und Rabbi Josua fragte
ob sie denn nicht irgend einen originellen Gedanken aus dem Lehrhause mit-
chten, durch welchen er sein Wissen und seine Einsicht bereichern könne. Und
Schüler sprachen: wir sind deine Schüler, keiner ist im Lehrhause, der dir gleicht,
nicht seinen Wissensdurst an deiner Rede gelöscht hat, was können wir dich
en? Aber Rabbi Josua erwiderte: Gott verhüte, daß es je ein Geschlecht in
ael gäbe, das ganz verwaist wäre. Es ist etwas Schönes um die Ehrfurcht, die
eurem Lehrer zollt; aber diese Ehrfurcht darf euch nicht blenden, daß ihr die
ente übersehet, die neben ihm blühen. Gewiß hat es auch heut, wo ich im Lehr-
s fehlte, nicht an weisen Betrachtungen gefehlt, ihr dürft nun mir dies Labsal
t vorenthalten. Da berichteten sie denn wie folgt:

Es heißt im fünften Buche Moseh am Schluß, wo Moseh den Leviten die
ra übergiebt[2]): „Und so oft Israel kommen wird, um vor dem Ewigen, seinem
te, zu erscheinen, da soll man die Thora vorlesen; das ganze Volk soll man ver-
meln, Männer, Frauen und die unmündigen Kinder.“ Da wurde nun das
rt des Moseh erläutert: die Männer sollen kommen, um zu lernen, die Frauen,
zu hören, was aber haben die Kinder zu thun in dieser Versammlung, für
n hohen Gegenstand sie noch nicht die Reife und das Verständnis besitzen?
dennoch sollen auch sie nach dem ausdrücklichen Gebot der Schrift zugegen
, wenn das Volk sich zu religiöser Feier eint und den Leviten horcht, die von
Thora reden? Da entschied Rabbi Eleasar: die Kinder sollen kommen, um einen
ßen Lohn denen einzutragen, die sie nach dem heiligen Orte bringen. Da sprach
bi Josua: eine leuchtende Perle war in eurer Hand, und ihr wolltet nicht, daß

[1]) Chagiga 3a. — [2]) 31 $_{10}$ ff.

mein altes Auge sich an ihrem Glanze ergötze! Hättet ihr im Lehrhause nur diese eine Deutung gehört, es wäre genug.

An dieser Erzählung ist vieles bedeutsam. Rabbi Josua ist von den Gebrechen des Alters heimgesucht; er ist an sein Haus gefesselt und muß sein Lehramt aufgeben. Das Alter und die Krankheit macht die meisten Menschen selbstsüchtig, daß sie nur an den eigenen schwachen Körper denken und ihr Leid mehren, da sie ständig davon reden. Aber Rabbi Josua ist nicht nur ein Gelehrter, er besitzt auch die praktische Weisheit, welche sich in der Selbstbeherrschung äußert. Er weiß, daß nichts so sehr die Schmerzen lindert und für eine Weile vergessen läßt, als wenn wir im Gespräch den Sinn auf allgemeine Gedanken lenken, und da die Schüler zu ihm kommen, so wendet er seinen Geist auf die ewige Lehre, um in ihr Trost und Balsam und Vergessen für die Schmerzen des Körpers zu suchen. Nun wäre es einem so hochbegabten Manne gewiß leicht gewesen, aus seinem eigenen Kopfe die Gedanken herauszuspinnen, die ihn aufgerichtet und seine Schüler unterrichtet hätten. Jedoch nein, noch auf seinem Krankenlager will er seine Jünger nicht nur belehren, sondern auch erziehen, und erziehen heißt im Wesentlichen zur Selbständigkeit heranbilden; sie sollen es lernen, auf eigenen Füßen zu stehen und selbständig die Lehre Gottes zu pflegen. Und wäre der Meister noch so geistesgewaltig, es hat keinen Sinn, nur auf die Worte des Meisters zu schwören. Kein Geschlecht ist verwaist, so ruft der Rabbi seinen Schülern zu: es ist es nur, wenn es sich selbst dafür hält, wenn es in überspannter Verehrung der Größen der Vorzeit sich diesen unbedingt hingiebt und die eigenen Kräfte nicht zu regen versteht. Rabbi Josua will von seinen Jüngern lernen. Der müde und dennoch lernbegierige Greis ist ein schönes Bild des Erkenntnistriebes, der in dem wahrhaften Weisen niemals ruht; und der Lehrer, der auf die Forschung der Schüler horcht, ist ein Zeugnis demütig bescheidenen Sinnes, der sich nicht zu hoch hält, um auch von den Jüngern Belehrung anzunehmen. Jene starre Selbstgenügsamkeit, die man nicht selten bei gelehrten Männern findet, daß sie auf Meinung und Wissen der Jugend geringschätzig herabschauen, ist der Ruin der Wissenschaft, und der Talmud[1]) erzählt, Rabbi Eleasar ben Arach habe all sein Wissen verloren, weil er sich von den Genossen zurückzog. Und Rabbi Josua lehrt noch, indem er lernt, denn er lehrt sie, der eigenen Kraft vertrauen und nicht in blöder Scham zurückzuweichen und zu verzichten auf den Ausspruch ihrer Ansicht, auch wenn sie einer Autorität gegenüber stehen, die sie anerkennen und verehren. Und so berichten sie denn über den Gegenstand, der sie im Lehrhaus beschäftigt hatte.

Moseh, so wird uns in dem Schriftwort erzählt, der am nächsten Sabbat in den Gotteshäusern Israels vorgelesen wird, Moseh hatte die Thora aufgeschrieben und sie den Priestern übergeben und den Ältesten Israels und ihnen befohlen, diese Thora in bestimmten Zwischenräumen vor versammeltem Volke zu verlesen. Da

[1]) Sabbat 147 b.

heißt es denn: versammelt das Volk, die Männer, die Frauen und die Unmündigen. Versammelt das Volk, so spricht Moseh. Die Lehre Gottes, sie gehört dem Volke, nicht etwa den Priestern und den Leviten, nicht etwa einer auserwählten Schar. Und die fünf Bücher Moseh sind in der That in Israel ein Volksbuch gewesen. Wenn vordem der verachtete jüdische Trödler aufs Land hinauszog, da trug er in dem schweren Packen, der seine Schultern drückte, dies Buch der Thora, und wenn der Sabbat kam und er fernab von der jüdischen Genossenschaft Rast hielt, so suchte er es hervor und las darin, denn in dieser ungebildeten Zeit verstand auch der einfachste Israelit die heilige Sprache und die heiligen Bücher. Hat es doch Moseh verstanden, die tiefste Weisheit in die volkstümlichste Form zu kleiden. Darum gehörte seine Lehre allen.

Und nicht nur an die Männer richtete sich die Lehre. Wenn die Priester sie in großer Gemeinschaft vorlasen, da sollten die Frauen nicht ausgeschlossen sein. Das scheint uns in diesem Lande, in dieser Zeit ganz selbstverständlich. Wir wissen es, daß die Kulturaufgaben jeder Nation die wesentlichste Förderung durch die lebendige Teilnahme der Frauen erfuhren. Aber wir wissen auch, daß diese Erkenntnis eine Errungenschaft der modernen Zivilisation, daß erst die Gegenwart die Frauen aufgerufen hat, ihren Geist zu erfüllen mit allem, was die Zeit bewegt. Moseh sprach im Orient, da war es ein revolutionärer Gedanke, da war es eine unerhörte Neuerung, zur Versammlung des Volkes die Frauen zu laden. Moseh jedoch wußte sein Kleinod sicherer geborgen, wenn auch der Frauen zarte Fürsorge darüber wachte. Ja, wir finden im Talmud sogar die Ansicht vertreten,[1]) — ben Asai spricht sie aus — daß Mann und Weib in gleicher Weise, in gleichem Grade verpflichtet sind, nach Wissen zu streben und zumal religiöse Erkenntnis zu erwerben. Das ist eine Übertreibung, die man freilich in unsern Tagen um so weniger ein Recht zu tadeln hat, als sie gerade jetzt sich häufig geltend macht. Aber Verzicht leisten kann die Religion nun und nimmermehr auf die Innigkeit und die Wärme des weiblichen Empfindens, das oft richtiger den Wert eines religiösen Gebots herausfühlt als der Verstand des Mannes ihn herausdenkt. So schien es denn den Schülern Rabbi Josuas naturgemäß, daß, wenn das Wort Gottes verkündet wurde, nach der Satzung des Moseh Mann und Frau in religiösem Verein sich zusammenfinden sollten, um es zu lernen, um es zu beherzigen.

Aber Moseh verlangt noch, daß die unmündigen Kinder in diese große Versammlung mitgebracht werden sollen. Das schien den Jüngern vorerst nicht recht verständlich. Moseh selbst erläutert zwar im Folgenden diese Forderung mit dem Satze: eure Kinder, die nichts verstehen, sollen dennoch hören und Gott fürchten lernen. Aber diese Erläuterung macht die Sache nicht deutlicher. Wozu die Unmündigen, die Unkundigen in dem religiösen Verein der Gemeinde, da sie doch das, was die Priester vortrugen, nicht begriffen, da sie doch noch kein Verständnis

[1]) Sota 20ª.

besaßen für die Weihe einer gottesdienstlichen Feier? Da gab R. Eleasar die Erklärung: die Kinder sollen ins Gotteshaus gebracht werden, damit die Eltern dadurch von Gott reichen Lohn gewinnen.

Ein Kind wird nicht durch weise Lehren allein erzogen; die Bedeutung aller guten Ermahnungen ist verschwindend gering, wenn nicht das gute Beispiel spornt: das Kind begreift und befolgt eigentlich nur, was es sieht. Die Religion kann nicht warten, bis die Menschen reif und erwachsen sind, und dann zu ihnen herantreten: nehmet meine Lehren, nehmet meine Gebote an. Sondern durch die Macht der Gewöhnung muß die heilige Satzung in das Leben der Kinder übergehen, bevor sie dieselbe verstehen. Dann wird sich ihrem Urteil im späteren Leben das Verständnis und die Notwendigkeit derselben erschließen. Wenn ein junges Kind ins Gotteshaus kommt und da die Eltern in Andacht sieht, wenn es sinnend auf die betende Gemeinde blickt, es versteht nur wenig von dem, was die Gemeinde betet, wenn es auch die Gebete, sei es in der heiligen, sei es in der heimischen Sprache, mitspricht. Dennoch wird das Kindesgemüt tief ergriffen, und gute Vorsätze für den engen Kreis seiner Pflichten werden gefaßt, und vielleicht hat der Gottesdienst dieses empfängliche Kindesgemüt, trotzdem das Verständnis unentwickelt ist, mehr gefördert, als so manchen Erwachsenen, dessen Seele aus ihrer Starrheit nicht zu wecken und zu erlösen ist. Diese Kinder, Moseh verpflichtet sie, an der religiösen Versammlung teilzunehmen. Doch wozu wäre ein unmündiges Kind verpflichtet? Aber die Eltern empfangen reichen Lohn. Die Erwachsenen denken wohl, daß das Kind von alledem, was im Gotteshause vorgeht, gar nichts heimbringt. Aber wenn sie mit ihm reden, da merken sie, der Kindessinn versteht es doch, diese fremdartigen Eindrücke zu verarbeiten, und irgend ein Keim bleibt haften, der sich sodann später zur Blüte und Frucht entfaltet. Das meint Moseh mit dem Satze: die Kinder, die noch nichts verstehen, sie werden dennoch hören und Gott fürchten lernen. Wie keiner das Wachstum der Pflanze belauschen kann, so kann es keiner ermessen, wie und wodurch die hohen Gedanken im Kinde emporkeimen. Streuet frühzeitig die Aussaat, unvermerkt wird sie emporsprießen. Die Kinder sollen ins Gotteshaus gebracht werden, damit die Eltern belohnt werden, belohnt werden durch das Aufleuchten frommer Empfindungen, guter Entschlüsse und Ahnungen des Höchsten.

Als Rabbi Josua dies vernahm, sprach er: Wie? eine Perle habt ihr gefunden, und ihr wolltet sie mir nicht zeigen, wolltet nicht, daß ich mich an ihrem Glanze labe!

Und wie vortrefflich wäre es, wenn alle jüdischen Eltern diesen Gedanken als eine Perle betrachten möchten. Die Kinder müssen frühzeitig in die Religion eingeführt, die heiligen Bräuche unseres Glaubens müssen ihnen zur Gewohnheit werden, wenn das nachwachsende Geschlecht ein wahrhaft religiöses werden soll." Es ist schwer, reiferen Menschen, die in den Kinder- und dann in den Jugendjahren nichts von Religion erfahren haben, dieselbe zu predigen;

aber wie leicht ist dies, wenn die Satzung der Religion mit den Erinnerungen der Kindheit verknüpft ist. Was hier im Gotteshause vorgeht, was uns hier bewegt, ist vielleicht in seinem ganzen Umfang erst den Erwachsenen verständlich. Aber wenn wir die Kinder gewöhnen, stets hierherzukommen, so wird unwillkürlich dadurch die Begeisterung für das Heilige, für das Göttliche in ihnen erweckt. Möge uns diese heilige Stunde dazu mahnen, diese Lehre, welche Rabbi Josua als eine Perle bezeichnet hat, nicht von uns zu werfen, sondern auch die Unmündigen oft hierher zu führen, in dieses heilige Haus, in diese Gemeinschaft der Gläubigen. Gott lohnt es denen, die ihre Kinder fleißig und eifrig hierherführen. Hier ist die Pflanzstätte des Gehorsams, des Fleißes, der guten Sitte. Hier lernt das Kind die Begeisterung und den Opfermut, hier ahnt es eine höhere Gedankenwelt. Giebt es für Eltern einen schönern Lohn, als wenn sie in ihren Kindern ein reich entfaltetes Seelenleben entdecken, dessen Keime sie selbst in das Kindesgemüt eingesenkt haben? Das ist eine der herrlichsten Segnungen dieses Festes, an welchem Mann und Weib und Kind im Heiligtum sich zusammenfinden, und die Eltern und das Kind sich als eine heilige Gemeinschaft fühlen. O, daß dieses Fest so fort seine erbauliche Kraft bewähre in Alt und Jung. — Amen!

62.

Sich selber treu.

M. A.! Ein Dichter, der ob seiner tiefen Kenntnis der menschlichen Seele den ersten Rang einnimmt unter den Meistern der Kunst, führt in einem allbekannten Stücke einen Greis ein, der seinem Sohne Lehren fürs Leben giebt, und diese Rede schließt mit den Worten:

Dies über alles: sei dir selber treu,
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.

Der Dichter legt diese Worte nicht einem Manne in den Mund, der durch Charakterstärke sich auszeichnet; sondern dort spricht sie ein Mann, dem jeder männliche Sinn fehlte, ein Hofmann, der überall hinhorchte, der jedem zum Munde redete, der nie um seine eigene Meinung sich kümmerte, der nichts anderes sein wollte als das Echo der Rede der Mächtigen. Darüber war er in seinen alten Tagen zur lächerlichen Figur geworden, und da er gescheit genug ist, dies einzusehen, will er seinen Sohn vor dem gleichen Schicksal hüten und mahnt ihn mit der Eindringlichkeit eines Vaters, der sein eigenes verlorenes Leben beklagt: Sei dir selbst treu. Auf dasselbe zielt der Sänger der Psalmen, wenn er den gottgefälligen Mann schildert als einen, הולך תמים ופועל צדק ודובר אמת בלבבו, „der in Gradheit wandelt, der Gerechtigkeit übt und treu redet nach seinem Herzen“[1]).

In Gradheit wandeln heißt: nicht nach rechts und links ausschauen, ob die Leute dein Thun beachten, nicht überall hinhorchen, was sie dazu sagen. Schon die Gefallsucht, welche auf den äußern Menschen Bezug hat, ist etwas Lächerliches, und häßlich macht sie, auch wen die Natur nicht vernachlässigt hat, wenn er mit dieser Untugend behaftet ist. Geschweige denn, daß die Gefallsucht, die sich auf unser sittliches Leben erstreckt, dem Menschen allen Halt raubt und ihn zum Spielball der Spötter macht. Der Schütze verlöre alle Treffsicherheit, der, statt auf das Ziel zu schauen, nach den Leuten schielt, die seinen Schuß beobachten. Der verliert den Boden unter den Füßen, der nicht in Gradheit wandelt.

---

[1]) Ps. 15$_2$.

Wir nennen den vornehm, der durch Rang und Reichtum sich auszeichnet, der sich nicht zu kümmern braucht um das Urteil der Massen, sondern diesen zur Richtschnur dient. In einem edlen Sinne vornehm ist der, der in sich die Richtschnur seines Lebens trägt, der, ohne das Urteil der Welt zu verachten, nicht sogleich trostlos ist, wenn sein grades Thun mit scheelem Blick betrachtet wird, dem am eigenen Beifall mehr gelegen ist als an dem Zujauchzen der von Augenblickseindrücken bestimmten und bestochenen Menge. Solch ein Mensch flößt unwillkürlich Respekt ein, und wenn wir auch vor ihm nicht so tief den Hut ziehen, als vor dem durch Rang und Würden Ausgezeichneten, im Innern beugen wir uns um so tiefer vor diese durch seinen Charakter gefürsteten Menschen.

Und diese Treue gegen sich selbst, ist sie nicht auch die sicherste Gewähr für die Treue gegen den Genossen? Wem vertrauen wir, etwa den Eitlen und Geckenhaften, die nur vom Urteil anderer leben, etwa den Schmeichlern, die uns nie besessenen Vorzug andichten, etwa den Schwächlingen, die feig zurückweichen, wenn es den Ausspruch ihrer Meinung gilt, etwa den Komödianten, die im Leben nur eine Rolle spielen? Aber wer gegen sich treu ist, wer Selbstbewußtsein hat, wer sich selbst achtet, wem als höchste Ehre und höchster Segen gilt, feste Grundsätze zu haben und nach ihnen sich zu richten, zu dem haben wir Vertrauen, denn wir wissen: er wird die Wahrheit reden, denn er ist zu stolz und denkt zu hoch von seiner Würde, um zu lügen, um zu trügen. Und was bedeutet denn die Treue gegen uns selbst, als uns vor den Richter stellen, der uns am genauesten kennt, der es nicht duldet, daß wir ihn täuschen und hintergehen?

Und auch für eine Nation, auch für eine religiöse Gemeinschaft giebt es keine bessere Regel als treu zu sein gegen sich selbst, nicht abtrünnig werden ihrer Geschichte, den Grundsätzen, durch welche sie groß geworden. Wenn wir Umschau halten unter den Völkern der Erde, so erkennen wir, daß die Nationen, welche Großes geleistet haben, zu andern Tugenden auch noch den nationalen Stolz, die Achtung vor der eigenen Kraft besessen haben, und wenn dieser Vorzug der Gefahr ausgesetzt ist, in Überhebung und Verachtung aller anderen Völker auszuarten, so ist das eine Mahnung, den Vorzug zu bewahren und vor der Entartung sich zu hüten. Das deutsche Volk stand am tiefsten, als Groß und Gering darin wetteiferten, den Nachbarn nachzuäffen, als es nur deren Nachbild zu sein sich bemühte. Da waren die Deutschen ein Gegenstand des Spottes und der Verhöhnung, und sie erhoben sich, als sie sich auf sich selbst besannen, als sie die Treue gegen sich pflegten und nichts weiter sein wollten als Deutsche.

Aber seltsam, gerade unserer Glaubensgenossenschaft, gerade dem Judentum, wird nicht selten von seinen Feinden und auch von seinen übelberatenen Freunden eine andere Weisheit gepredigt. Es soll sich richten und bilden nicht nach den Grundsätzen, durch die es groß geworden ist, nicht nach den Gesetzen seiner glorreichen geschichtlichen Entwicklung, sondern nach der flüchtigen Meinung des Tages. Es soll seinen Gottesdienst ordnen, nicht so sehr, daß der Jude sich erbaue, sondern daß der

Nichtjude nur ja nichts an ihm zu mäkeln und zu tadeln finde. Heute ist aus der Schrift uns ein Abschnitt verlesen worden, in welchem uralte und doch nicht verblaßte Bilder aus den ersten Anfängen unseres Stammes verzeichnet werden. Zu Abraham, dem Ahnen unseres Volkes, der vor vier Jahrtausenden gelebt hat, wurde wieder unser Blick gelenkt. Von diesen längstvergangenen Zeiten zieht sich eine glänzende geschichtliche Entwicklung bis auf den heutigen Tag, und was sie uns lehrt ist: so oft das Judentum sich dadurch zu halten suchte, daß es mit den nichtjüdischen Ideen paktierte, daß es seine originale Art preisgab, daß es sich modelte nach dem Beispiele der Völker, da ist es schwer geschädigt worden, und als es treu war, ist es fest geblieben, und kein Sturm konnte es erschüttern. Hat Abraham die Achtung der Völker eingebüßt, weil er unbekümmert durch die Irrtümer, die neben ihm emporwucherten, Altäre errichtete, dem einzig Einen, dem unsichtbaren Gotte? Als nach dem Tode Salomos zehn Stämme sich losrissen von der davidischen Herrschaft und die Wege der Heiden gingen, da sind sie weggemerzt worden; sie sind verwelkt, verweht vernichtet, und ein einziger Stamm, der treu blieb, der Stamm Juda, rettete sein Dasein und die heilige Lehre in die späten Zeiten. Da zur Zeit der römischen Herrschaft ein berühmter Denker, den sie den hebräischen Plato nannten, Griechentum .und Judentum mit einander vermengte, da ist sein Wort in Israel spurlos verhallt, ohne Wirkung auf seine Glaubensgenossen gewesen, in andren Kreisen hat man seine Bücher studiert, aber im Judentum haben sie keine Spur zurückgelassen. Das griechisch-jüdische Alexandrien mit seinem Glanz und seiner Macht hat die jüdischen Institutionen nicht umgestaltet, das religiöse Leben nicht wesentlich gefördert, aber von Jerusalem ging die Lehre aus, ging die Erleuchtung aus für die weite Erde.

Jesajas kündet: הראשונות הנה באו וחדשות אני מגיד. „Siehe, das Erste ist gekommen, darum künde ich Euch das Neue.[1]“ Aus dem, was Juda erlebt hat, lernen wir, wie es zu leben hat. Wie der Einzelne, so kann auch die Gemeinde Israel, so kann unsere Religion nur fortschreiten als הולך תמים, als eine, die in Gradheit wandelt. Ja, wir vergiften die beste und verständigste Neuerung, wenn wir sie unternehmen nicht aus dem Drang unserer eigenen religiösen Empfindung, sondern in Rücksichtnahme auf diese oder jene Strömung, die in nichtjüdischen Kreisen sich geltend macht. Wie der Demant gewinnt durch die goldene Fassung, so gewinnt der jüdische Gedanke durch die schöne gottesdienstliche Form. Überdies nur das Tote bleibt starr und unverändert, was lebt, wandelt sich und erneut sich. Aber die Pflanze, der ein fremdes Reis aufgepfropft wird, sie kann nur Verwandtes aufnehmen, und sie muß es mit ihren Säften durchdringen und gleichsam sich vermählen, daß es ihr ganz zu eigen wird.

So mag auch das Judentum sich neugestalten, aber nur aus der eigenen Triebkraft. Nicht unsere Feinde dürfen unsere Richter sein. Diese zu überzeugen,

---

[1] 42$_{9}$.

das ist ein Beginnen, dem jenes Mannes vergleichbar, der nach der Sage dazu verurteilt war, einen Stein auf die Spitze eines Berges zu wälzen, der dann stets wieder hinabfiel. Es ist nicht würdig und es ist nicht weise, wenn wir unser religiöses Leben ausbauen, stets hinzuhorchen, was werden wohl die Andersgläubigen dazu sagen. Wer unsere Vaterlandsliebe verdächtigt, der ist ein Verleumder, und thöricht ist es, mit ihm zu disputieren. Niemals werden wir zugeben, daß ein guter Jude ein schlechter Bürger sein könne und es je gewesen ist.

Es ist gewiß nicht recht, daß in den alten Gebetbüchern Israels die Formel verzeichnet ist: Gott möge die Unbill, die wir erlitten haben, an unsern Feinden rächen. Es ist nicht recht, weil es nicht jüdisch ist, durch solche Gebete harte und bittere Gefühle in uns zu nähren. Aber selbst, die so gebetet haben und noch so beten, haben, wenn sie nur sonst ihrem Glauben treu anhingen, in Krieg und Frieden gegen das Land, in dem sie lebten, ihre Schuldigkeit gethan und die Rücksichtnahme auf diese äußern Verhältnisse allein brauchte uns nicht zu veranlassen, hierin etwas zu ändern.

Wandeln wir in Gradheit, kümmern wir uns in religiösen Dingen vor allem um uns selbst, lassen wir ab von dem schier unmöglichen Vorhaben, die Böswilligen zu überzeugen. Besser verkannt werden als würdelos durchs Leben schreiten; besser verfolgt als verachtet sein. Selbst ein ehrlicher Irrtum ist bei weitem nicht so traurig als das gewissenlose Umbuhlen der Tagesmeinung, als jene jämmerliche Angst, nur nicht anzustoßen, nur nicht den Spott oder Zorn unserer Gegner zu erregen. Seien wir treu gegen uns, und daraus folgt ganz von selbst, daß wir treu sind gegen unsere nichtjüdischen Genossen, treu dem Vaterlande, treu allem Guten und Edlen. — Amen!

63.

Ein fröhliches Herz.

M. A.! An einem Neujahrstage zur Zeit, da Juda unter der persischen Herrschaft stand, versammelte sich alles Volk in Jerusalem, und sie sagten zu Esra, dem Schriftkundigen, daß er brächte das Buch der Lehre Mosehs und ihnen davon redete. Und Esra brachte das Buch, und zuvörderst pries er den Ewigen, den großen Gott, und sie beugten sich in Demut und sagten: Amen, Amen. Und dann lasen die Priester deutlich und mit Angabe des Sinnes, daß das Gelesene verständlich wurde. Und alles Volk weinte, als sie die Worte der Thora vernahmen. Da erhoben sich Nehemia, der Landpfleger, und Esra, der Priester, und die kundigen Leviten und sprachen: Dieser Tag ist heilig dem Ewigen, eurem Gott, darum trauert nicht und weinet nicht; gehet, esset und trinket und sendet Gaben, dem nichts bereitet ist, aber seid nicht betrübt, denn die Freude an Gott ist eure Schutzwehr. Und das Volk horchte auf diesen Zuruf, und es war große Freude. .כי הבינו בדברים אשר הודיעו להם „Denn sie hatten die Worte verstanden, die ihnen gelehrt worden." [1])

Das ist das Bild eines Neujahrstages aus alter Zeit, ein fröhliches, ein heiteres Bild, wo die Wolken von der Sonne verjagt werden, von der Sonne der Lehre und der Liebe. Das Volk hört die Worte der Lehre und weint, da es seiner Sünde inne wird. Es sieht das Ideal eines Israeliten, wie es die Thora gezeichnet hat, und vergleicht es mit ihrem Wandel, sie hören von der Herrlichkeit, die Gott seinem Volke verheißen hat und schauen auf ihren Zustand der Erniedrigung und Knechtschaft; sie werden sich bewußt, wie all die Mühsal und Not, unter der sie leiden, zusammenhängt und ihren Grund hat in dem Abfall von Gott. Gebeugt von diesem Schuldbewußtsein und dieser Seelennot brechen sie in Thränen aus. Da möchte nun so mancher meinen, das sei gerade die rechte Stimmung für den Neujahrstag, und die Priester würden nun durch recht ergreifende Schilderungen von Sünde und Strafe den Sinn des Volkes beugen, es vielleicht mit Todesahnungen ängsten, ihm mit glühenden Farben die Pein des Sünders in der Unterwelt ausmalen oder irgend ein anderes Mittel brauchen, um ein zerknirschtes Gemüt festzuhalten unter dem Banne grauser Furcht vor dem Unbekannten. Aber nichts von alledem. Die Priester sind erschreckt von dem Anblick der weinenden Menge und wenden alle ihre Beredsam-

[1]) Neh. 8 $_{12}$.

keit darauf, ihre Zähren zu stillen und sagen: seid nicht traurig und weint nicht; dazu ist der Neujahrstag nicht da, er ist heilig dem Herrn; darum seid heiter und guter Dinge und sendet Gaben, dem nichts bereitet ist, die Freude in Gott sei eure Zuversicht. Wunderliche Priester! Sie brachten sich um die schönste Wirkung. Wie hätten sie dies Volk beherrschen und zügeln können, wenn sie nicht selbst den Bann der Furcht gebrochen und ihr eigenes Werk zerstört hätten. Welch ein Triumph, ein ganzes Volk, gefesselt durch die Macht des Wortes, willenlos geworden durch die Gewalt des Geistes! Und diesen Erfolg, durch den sie die Israeliten so leicht nach ihrem Sinne hätten zu leiten vermocht, geben die Priester leichtsinnig preis und lassen das Volk aus dem Joche, in welches es schon seinen Hals gelegt hat! Wenn wir uns in der Geschichte umsehen, wie wohl sonst die Lenker des religiösen Lebens ihre Aufgabe verstanden, so möchte man fast an dem Priesterberufe dieses Esra und Nehemia zweifeln.

Wer waren denn eigentlich diese Männer, um welche am Neujahrstage die Israeliten in Jerusalem sich geschart hatten? Sie waren beide in Babylon zu-haus und erst später nach dem heiligen Lande zurückgewallt. Vielleicht mag es manchem wichtiger sein, zuvörderst zu erfahren, was diese jüdischen Männer bei den Persern, bei den Herren des Landes, bedeutet haben, ob sie nur unter den Genossen ihres Glaubens einigen Einfluß besaßen, oder ob sie mit den hochgestellten Persönlichkeiten Verkehr pflegten, ob sie gar bei dem Hofe zu Susa Zutritt hatten. Nun, Esra hatte schon als Jüngling eine besondere Leidenschaft, seine Brüder zu fördern, schon in seiner Jugend war in ihm der Wissenstrieb, der religiöse Eifer, die Liebe zu seinen Brüdern so mächtig, daß in ihm die Sehnsucht, dem verarmten zerrütteten Judäa aufzuhelfen, den politischen Ehrgeiz zurückdrängte. Aber ihm hätte sich jedenfalls eine glänzendere Laufbahn eröffnet. Er war der Günstling des Königs, und da er nach Judäa zog, erhielt er viel Geld und Gut, und er war bevollmächtigt von dem König und seinen höchsten Räten und durfte auch fernerhin Ausgaben aus dem kaiserlichen Schatze bestreiten. Noch höher stand Nehemia im Lande der Perser. Er war ein mächtiger Mann, der Mundschenk des Königs, und das königliche Paar ließ ihn ungern ziehen. Aber die Namen Esra und Nehemia wären trotz dieser Königsgunst verschollen gewesen, hätten sie dem armen Judäa sich nicht zugewandt, wie das große Reich der Perser mit seinen hundertundsiebenundzwanzig Provinzen, und hätten sie in diesem Reiche einen Platz gehabt neben dem Könige — ihr Andenken läge dennoch begraben unter den Trümmern von Susa. Aber diese beiden Edlen hörten von der Not ihres Volkes, und wie dereinst Moseh aus dem Fürstenpalast zu den Sklaven trat, so treten sie zu den Armen und Verstoßenen, denen überall die Feinde lauern. Juda hatte keine Titel, keine Ehren, keine Schätze, es konnte diesen beiden Männern keinen Ersatz bieten für den hohen Rang, für die Hoffnungen, die sie in Susa aufgaben, es gab nur seinen Dank und seine Liebe. Juda hat einen treuen Sinn für seine Getreuen. Jehuda heißt schon dem Wort nach das dankbare. Es duldet nicht,

daß die Namen derer verloren gehen, die der Eitelkeit der Welt entsagen und der Wahrheit dienen. Nicht die Gunst des Perserkönigs, sondern die Liebe des dankbaren Juda hat die Erinnerung an Esra und Nehemia über Jahrtausende hinweg gerettet und bewahrt.

Von Esra besonders meldet der Talmud [1]), daß er die fast vergessene Lehre des Moseh wieder dem Geiste und Herzen des Volkes eingeprägt habe und darum dem Moseh selbst gleiche. Nicht an innerem Werte seien sie verschieden, sondern diese größte geschichtliche Aufgabe, die des Moseh, sei eben schon erfüllt gewesen; Esra aber hätte sie nicht minder herrlich ausgeführt als Moseh.

Wir stehen sonach nicht vor einer zufälligen Äußerung eines einfachen Priesters, wir stehen vor der Erklärung des würdigsten Nachfolgers des Moseh bei dem Schriftworte: היום קדוש הוא לה׳ אלהיכם אל תתאבלו ואל תבכו „dieser Tag ist heilig dem Ewigen, eurem Gotte, darum trauert nicht und weinet nicht [2])".

Es ist kein Gefühl so unfruchtbar für das Heil der Genossen und so zerstörend für die eigene Seele als die Trauer. Körper und Geist siecht und ermattet wie von einem langsam zehrenden Gift, wenn dieses Gefühl sich einnistet. Jeder heftige Schmerz ist wie eine Krise unseres Daseins, wie ein Gewitter, das über unser Gemüt dahinzieht. Zuweilen mag der Blitz niederfahren und zerstören, aber das geschieht nur selten. Zumeist ist eine Klärung und Reinigung des Herzens die Folge dieses Sturmes. Aber die Trauer ist nur das graue Gewölk, das oft lange Zeit den Himmel bedeckt, uns die Sonne verbirgt und die Sterne. Es ist rein zufällig, daß im Hebräischen und Deutschen עַצְבוּת וְעַצְלוּת Trauer und Trägheit zusammenklingen; aber es ist gar nicht zufällig, wenn unsere Weisen sagen,[3]) der göttliche Geist ruhe weder auf einem Traurigen noch einem Trägen, beider Gebet habe keinen rechten Wert. Denn Trägheit, Erschlaffung ist die unmittelbare Begleiterin der Trauer. Düsterer Sinn und Sklavenketten sind die Merkmale der Ägypter, die über Gebühr den Kultus der Toten pflegten, so daß sie lebend fast einer wandelnden Mumie glichen. Israel war hinausgezogen aus Ägypten, es hatte nach dem Worte des Moseh in der Thora erhalten das Leben und das Gute, daß es allzeit in Fröhlichkeit dem Herrn diene. Wie oft rühmt die Schrift die Vorzüge des heiligen Landes, wie es überströme von irdischem Glücke und reichen Genuß für seine Bewohner spende. Welchen Sinn hätte dieses Lob, wenn ein düsteres, der Freude abgewendetes Dasein, Gott wohlgefällig wäre? Wohl sagen unsere Weisen [4]) wir sollten diese Welt als eine Stätte der Vorbereitung betrachten; sie sei wie die Vorhalle zu einem herrlichen Prunkgemach. Aber wir wollen dies Gleichnis nur recht verstehen. Wo hat man jemals vernommen, daß der Besitzer eines herrlichen Saales die Vorhalle zu demselben vernachlässigt und nicht malerisch auch diese schmückt und pflegt? Wenn unsere Weisen das Jenseits als die Stätte nicht auszusprechender Seligkeit schildern, so haben sie, wie mir dünkt, dieser Welt einen köstlichen Lob-

---

[1]) Sanhedrin 21 b. — [2] Neh. 8_{9}. — [3]) Berachot 21 a. — [4]) Spr. d. V. 4_{21}.

spruch gespendet, wenn sie dieselbe mit der Vorhalle zum Prunkgemach vergleichen, denn in der Vorhalle wird wohl Jeder eine Ahnung der Pracht erhalten, die seiner im Saale wartet.

Eines *heiteren* Sinnes bedarf Israel für seine Aufgabe, der Fähigkeit, die eigene Seele zu erleuchten, auch wenn die Umgebung trüb ist. Esra erschrickt, da er am Neujahrstage sein Volk in Trauer und Thränen sieht, und im Vereine mit würdigen Freunden wehrt er es ihnen wie eine Sünde. Nie hatte eine Trauer einen reineren Beweggrund als diese. Jedes Wort der Schrift, das sie vernommen, hatte sich in eine Anklage gegen sie verwandelt. Wie viel Pflichten hatten sie versäumt, wie viel Gebote übertreten! Niedergerissen hatten sie den Zaun, der sie vom Dienste der Götzen und ihren Dienern trennte, und bis zum Himmel hinan reichte ihre Schuld. Aber hatte nicht die *Sühne* dieser Schuld schon begonnen, da sie zu Esra kamen, er möchte zu ihnen reden von der Lehre des Herrn? Wohl lag in jedem Thorawort, das sie hörten, eine ernste Mahnung, sich zu ermannen, die Fessel der Sünde zu sprengen. Aber mußte Esra nicht fürchten, sie hätten Sinn und Wesen der heiligen Schrift völlig mißverstanden, wenn sie an einem Festtag, dem Herrn geheiligt, *trauerten*, während doch fast in jeder Satzung der Grundton durchklingt: חדות ה' היא מעזכם „die Freude in Gott sei eure Zuversicht"?

Wir sagen, das Uebermaß der Klage um die Toten sei thöricht, weil sie dem Unwiederbringlichen gelte; aber dann ist die Klage um die verlorene *Tugend* noch um vieles thörichter, eben weil wir diese wiederbringen *können*. Ja, diese Seufzer werden zur Sünde, weil sie unsere Kraft schwächen, unsere Zeit rauben, uns hemmen in der Wiedergewinnung des verlorenen Gutes. Ein Fest, von Gott eingesetzt zu unserer Freude, verwandelten sie in der Erinnerung an ihre Schuld in einen Tag der Klage und widersprachen so dem göttlichen Willen. Mußte es den Esra nicht erschrecken, wenn sie die Tilgung ihres Unrechts in so verkehrter Weise begannen? Und er rief ihnen zuvörderst in Erinnerung den festlichen Charakter des Neujahrstages. An die natürliche Scheide der Jahre gestellt, ist er ein natürlicher Anlaß, sich eines der kostbarsten Güter der Lebenden, des Lebens, zu freuen und als Jehudi, als Dankbarer, sich vor Gott zu beugen. Ziemt es dem Dankenden anders als fröhlichen Angesichtes vor seinem Wohlthäter zu erscheinen, möchte das trübe Angesicht nicht für ein Zeichen gelten, daß er die Gabe gering schätzt?

Aber leicht könnte einer den Einwurf erheben, daß hiermit zuviel bewiesen, denn ראש השנה, der Neujahrstag, sei ja doch wohl unterschieden von den anderen Festen. Nur daß wir über dem Unterschied die Verwandtschaft, die eine sehr innige ist, nicht vergessen. Die Scheide der Jahre erinnert uns an den Ernst des Lebens, an Schuld und Sünde; aber diese Gegner entwaffnen wir nicht, wenn wir die Waffen fortwerfen und das geschieht, sobald wir in Trauer versinken. Das Judentum hat ein besseres Mittel, das heißt תשובה, Umkehr. Man übersetzt תשובה gewöhnlich *Buße*, und es ist zu fürchten, daß das falsche Wort auch einen unklaren Begriff

erzeugt. Das Judentum will nicht, daß wir uns abhärmen und kasteien und quälen ob unserer Sünden, denn es wäre eine nutzlose Vergeudung der edelsten Seelenkräfte, sondern daß wir umkehren und uns bessern. Sollte es nicht schon mancher unter uns wahrgenommen haben, wie die Freudigkeit sofort in unser Gemüt einkehrt, sobald wir ein gutes Werk ausüben oder den festen Vorsatz hierzu fassen? Wer andern Freude bereitet, der kann nicht lange traurig bleiben; und allzulange um begangene Sünden zu trauern, ist im Grunde ein Geständnis der Ohnmacht, sich der Knechtschaft des Bösen entwinden zu können. Darum sagt Esra zu seinen Genossen: Wollt ihr trotz eures Schuldbewußtseins dennoch fröhlich sein und den Neujahrstag nach Gottes Satzung wie ein Fest begehen, so sendet Geschenke, denen nichts bereitet ist. Gute Werke versöhnen euch mit eurem Gott.

Sodann aber fügt er hinzu: die Freude an Gott ist eure Schutzwehr. Sie waren, von heiligem Eifer für das Gute beseelt, zu Esra hingetreten, daß er die Satzung Gottes erkläre, sie hatten den festen Entschluß mitgebracht, nach ihr ihr Dasein zu ordnen; sie hatten Freude an Gott gefunden, das war ihnen Wehr und Wall gegen alle Not der Gegenwart, gegen alle Gefahren der Zukunft. Wie die Erinnerung an vergangenen Zwist zwei wirklich versöhnte Freunde nur noch sorgsamer macht in dem Bestreben, nur ja jede Ursache des Zwistes aus dem Wege zu räumen und durch innigere Liebe gleichsam das in der Zeit des Streits Versäumte nachzuholen, so wird die Erinnerung an die Sünde in dem Heimgekehrten nur die Liebe und Freude an dem Herrn noch steigern. Und das Volk ging heim und aß und trank und sandte Geschenke und es war große Freude: denn sie hatten die Worte begriffen, die ihnen kund geworden. Sie hatten begriffen die Lehre der Fröhlichkeit, daß nichts zu halten sei von der Buße und dem Kasteien, dem Harm und der Trauer, daß es eine Schmach sei, als sei das Leben eine Last und keine Gnade, das neue Jahr mit Trauern und Weinen zu beginnen. Rausch Haschonoh wird würdig gefeiert als ein Tag der Besserung, der guten Werke und der Freude am Herrn.

Und so sei auch uns, Allgütiger, die Freude an dir eine Schutzwehr gegen Not und Sünde! Schütze Israel, dein Volk, daß es sicher ruhe und nicht zage, und daß nicht ferner die Söhne des Frevels es quälen wie in der Vorzeit Tagen! Möge dieses neue Jahr uns fördern in der Erkenntnis deiner Thora, welche das Leben und das Heil ist! O daß einem Jeglichen von uns das Dasein leicht und freudig werde in der Erfüllung seiner Pflicht, auf daß das Gute Anerkennung und Nacheiferung finde! Ein jeder von uns trägt heute seine Wünsche vor deinen Thron. Viel Thörichtes und Eitles wird von dir erbeten, dessen Weigerung uns eher frommt als die Erfüllung; aber auch in diesem eitlen Wollen erkennst du den kindlichen Sinn, der sich zum Vater wendet, du siehst, wie wir Alles von deiner Huld hoffen und erbitten. Gieb uns, was uns zum Heil gereicht, auch wenn wir nicht darum bitten. Sei uns ein Vater, auch wenn du zürnst, daß du uns mit Maßen strafest, daß aber deine Gnade allezeit bei uns bleibe. — Amen!

64.

Elia, ein Bringer verlorener Güter.

M. A.! Die Sage hat aus allen Prophetengestalten sich den Propheten Elia zu ihrem Liebling gewählt und ihn mit allen ihren Blumen geschmückt. Erhabene Reden sind uns von ihm nicht geblieben; aber schon in der heiligen Schrift wird viel Wundersames von ihm erzählt. Bedeutsamer freilich als all die Wunder, die von ihm berichtet werden, ist dies, daß er in einer Zeit, in der der Götzendienst in Israel unter dem Schutz eines mächtigen Königtumes üppig wucherte, ganz allein dem König und dem Volke als der Prophet Gottes gegenübertrat und durch sein kühnes Wort dem schon verstoßenen Gottesglauben neuen Anhang gewann. Dieser Mut, der nicht nur das Leben preisgab, sondern der noch hoffte, wo schon jede Hoffnung erstickt und erloschen schien, stempelt ihn zu einer geschichtlichen Größe. Er war ein Eiferer. Der ungeheure Abfall hat in ihm den gewaltigen Zorn geweckt, und wie er stets den härenen Mantel trug, so war auch sein Charakter streng und düster; seiner Größe fehlte die Milde. Die Sage hat sich früh seiner bemächtigt. Er galt schon den späteren Propheten als der Vorläufer des Messias. Elia, der strenge Eiferer, werde wiederkommen vor dem Tage, da der Messias das Friedensreich gründen werde[1]).

Diese Vorstellung, daß Elia dem Messias vorangehen werde, enthält eine tiefe Wahrheit. Das Friedensreich wird sich nur aufbauen nach schweren Kämpfen. Erst die kampfermüdete Welt wird sich nach dem ewigen Frieden sehnen, es wird erst ganz schlecht werden, bevor es ganz gut werden wird. Erst Elia, der Strenge, sodann Messias, der Milde. Nur durch hartes Ringen werden sich die Gegensätze versöhnen, und Jung und Alt, die sich so oft schroff gegenüberstehen, sich verbinden. Nicht gerade, daß Elia selbst wieder auf Erden erscheinen wird, war die Meinung der Alten; sondern Elia war ihnen die Verkörperung der schonungslosen Strenge und sie waren welterfahren genug, daß auch das Edle und Gute sich nicht kampflos in die Welt einführt. Aber wenn schon den spätern Propheten Elia in mythischem Glanze sich darstellte, so ist vollends der

---

1) Mal. 3_{23}.

Talmud geradezu unerschöpflich in Sagen, deren Held Elia ist. Eine aus der unendlichen Reihe, die ganz besonders rätselhaft ist, soll uns heute hier zu dem Neujahrsfeste gemäßen Betrachtungen anregen.

Drei Dinge, so sagen die Alten[1]), die den Israeliten verloren gegangen sind, werde Elia wieder bringen. Die Flasche mit Manna, — die Flasche mit dem Sühnewasser, — und die Flasche mit dem heiligen Salböl. Mit diesen drei Dingen hat es folgende Bewandnis: Vierzig Jahre hatten die Israeliten in der Wüste von Manna sich genährt; als sie an die Grenze Kanaans kamen, da hörte das Manna auf, und sie sättigten sich von den Früchten des Landes. Nur eine Flasche wurde aufbewahrt zum ewigen Andenken, aber diese war in den Stürmen, welche die Zerstörung des Tempels herbeiführten, verloren gegangen. Ferner gab es Wasser der Sühne, die nach einer sehr verwickelten Vorschrift bereitet wurden; wer nämlich einen Toten berührt hatte, der durfte nicht ohne weiteres in den Tempel kommen. Es walteten hierbei zweifellos sanitäre Gründe vor, sodann aber sollte auch keiner sofort aus der Trauer, die doch im gewissen Sinne eine Auflehnung gegen die Gottheit ist, zu der Stätte und zu der Gemeinschaft hehrer Gottesfreude treten. Vorher sollte er mit den Wassern der Sühne besprengt werden, die im Tempel aufbewahrt wurden. Auch diese waren mit dem Tempel verschwunden. Sodann gab es ein heiliges Öl, dessen Zubereitung schwierig war; mit ihm wurden die Hohenpriester und die Könige gesalbt, die nicht von königlicher Abstammung waren; auch dies verging mit dem Heiligtum.

Nun erzählt der Talmud, je ein Fläschlein des Manna, des Wassers der Sühne, wie des Salböls seien noch irgendwo verborgen, Elia werde sie wieder bringen. Aber sollen diejenigen, welche wir die Weisen nennen, statt Weisheit uns nur platte Märchen erzählen? Es scheint, als haben sie mit dieser Legende sagen wollen: Elia wird der Menschheit wiederbringen den rechten Genuß, die rechte Sühne und die rechte Weihe.

Was uns den Genuß des Lebens stört, das ist hauptsächlich die Überfülle der Arbeit, der Sorge um den Bedarf des Lebens. Aber wer kann leugnen, daß die Menschen sich von Tag zu Tag erfinderischer zeigen, um diesen Bedarf künstlich zu steigern? Wer nur auf wenige Jahrzehnte zurückblickt, der wird eine Menge von Dingen nennen, die früher zum Luxus gehörten, und jetzt, wenn nicht zum Bedürfnis aller, so doch vieler geworden sind. Unser Zeitalter rühmt sich mit gerechtem Stolz, daß es durch die Maschinen die Naturkräfte in den Dienst des Menschen gestellt habe und sie für ihn arbeiten lasse. Arbeiten darum die Menschen weniger? Oft genug sonnen sich die Söhne in ihren Erfolgen und beklagen es, daß die Väter, die in Dürftigkeit gelebt und dahingeschieden sind,

[1]) Mechilta Ex. 16 $_{33}$.

den Glanz und Wohlstand ihrer Kinder nicht gesehen haben. Aber trotz alledem gestehen diese, daß die Alten in ihrer Armut glücklicher gewesen sind als die Jungen in der Fülle ihrer Habe, in der Pracht ihres Hauses. Die Unmäßigkeit im Genusse verschlingt den Genuß. Nicht viele können durch mäßige Arbeit erschwingen die Unmasse des Entbehrlichen, des Überflüssigen, das doch der verwöhnten Gegenwart als notwendig erscheint. So nistet sich die Sorge in die Seelen. Fieberhaft überspannt wird die menschliche Kraft. Wie wenige genießen ihr Leben, trotzdem die Genußmittel so außerordentlich gestiegen sind? Und kann dieses in ewiger Sorge sich verzehrende, in ständiger Hast sich ermüdende Geschlecht die rechte Muße gewinnen zur religiösen Erbauung, zur Freude in Gott?

In der heiligen Schrift heißt es: Abraham habe seinen Gästen zugerufen: „Ich will euch ein Stück Brot geben und labet euch[1].“ Der fromme Sänger kündet: „Brot erquickt den Menschen[2].“ Das sind kaum verständliche Worte für die überreizten, nie befriedigten Menschen dieser Tage. Die Israeliten hatten in der Wüste das Manna; mühelos war ihnen das Dasein durch die göttliche Gnade und Rabbi Simon ben Jochai sagt[3]): Die Thora sei eigentlich nur gegeben denen, die das Manna essen, die ohne Sorgen sind. Denn wie kann einer Eifer im Studium der Thora bekunden, wenn er nicht weiß, woher er Speise und Trank für den morgenden Tag gewinnen wird? Wohl giebt es auch einen Lehrer, Rabbi Eleasar hammodai mit Namen, der lehrt:[4]) „wer heut zu essen hat und fragt: was werde ich morgen essen, der ist kleingläubig“, aber zu diesen Höhen der Frömmigkeit kann sich nicht Jeder aufschwingen. Wir lesen in der Schrift, daß die Genußsüchtigen sich beklagten über das Manna[5]). Nur ein mäßiges Volk hatte daran Genüge. Die Flasche des Manna, die später im Heiligtum bewahrte, war nicht nur ein Zeugnis der Güte Gottes, sondern auch ein Zeugnis der Mäßigkeit Israels. Elia wird dies verlorene Zeugnis wiederbringen. In späteren besseren Zeiten werden die Menschen auf den Höhen der Gesittung zur Mäßigkeit der Vorzeit zurückkehren, dann werden sie der Sorge ledig werden, die jetzt wie ein eisernes Joch sie drückt, dann werden sie Zeit gewinnen für die Religion, wie für jedes höhere geistige Streben, dann werden sie wie die Israeliten, die von Manna lebten, durch die Mäßigkeit den rechten Genuß des Lebens haben.

Und Elia wird auch die rechte Sühne lehren. Wer Sehnsucht empfand nach dem Heiligtum, der wurde mit dem Wasser der Sühne besprengt. Diese Sehnsucht ist die Sühne, die Umkehr zu Gott ist die Buße. Sich quälen, kasteien, um seine Schuld zu büßen, ist nicht im Geiste der Thora. Es gab Leute, die sich als Büßer wund geißelten, und die in dieser religiösen Überspannung zur Geißel für die Menschheit wurden. Die rechte Sühne, die ein Moseh die Heim-

---

[1]) 1. M. 18_{5}. — [2]) Ps. 104_{15}. — [3]) Mechilta zu 16_{4}. — [4]) ebd. — [5]) 4. M. 11_{4}.

kehr zu Gott nennt, war verloren gegangen in traurigen Zeiten, die zu allen Qualen von außen die Selbstquälerei hinzufügten. Dies war noch schlimmer als der Verlust des sühnenden Wassers, das dereinst im Heiligtum gespendet wurde. All die tausend Martern wurden ersonnen, um zu beweisen, wie weit die menschliche Entsagung und die menschliche Narrheit reichen. Aber die Menschheit wird auf diesem Standpunkt nicht verharren. Werden Eltern ihr Haus und ihr Herz dem Kinde verschließen, wenn es nach den Verirrungen und Verkehrtheiten sich zurück zum Vaterhaus sehnt? Diese Sehnsucht löscht den Frevel. In bessern, aufgeklärten und religiösen Zeiten wird die Schuld nicht gebüßt durch Marter und Qual, sondern die Sühne ist die Sehnsucht nach Gott und der heiligen Gemeinschaft der Gläubigen, daß aus dem Gottesdienste der Menschendienst der guten Werke erblühe. Dieses Sühnwasser wird Elia wieder auffinden.

Und zum Dritten wird er das Öl der Weihe wiederbringen, mit dem dereinst die Hohenpriester und die Könige gesalbt worden sind. Wäre dies wörtlich gemeint, so würde es ein schlechter Dienst sein, den Elia uns leistete. Aber das Salben mit dem heiligen Öle war eine symbolische Handlung, daß die so Geweihten ihr Amt nicht als eine Herrschaft, sondern als einen Dienst betrachten, daß sie, von Gott beseelt, ihre Aufgabe erfüllen sollten. Das Öl ist ein Sinnbild des Lichts, des Friedens, der Sanftmut und Milde, das Öl ist der süße Saft, der aus bitterem Kern erzielt wird, die Liebe, die aus bittern Erfahrungen und Enttäuschungen nur um so reiner sich entfaltet. Nichts ist schmerzlicher, als wenn Menschen einen Beruf, der nur in Selbstlosigkeit ausgeübt werden kann, dazu mißbrauchen, um ihrem Ehrgeiz zu genügen. Sie geberden sich als Volksfreunde, und das Volk ist ihnen nur das Postament, auf dem ihre eigene Persönlichkeit weithin sichtbar werden soll. Sie dienen der Wissenschaft und wollen aus den erhabenen Tempeln nur Trophäen für ihren Ruhm plündern. Es werden bessere Zeiten kommen, in denen die Menschen Amt und Arbeit als gottgeordnete Pflicht erkennen uud nicht von Ehrgeiz und Gewinnsucht sich werden bestimmen lassen. Auch die einfachste Arbeit ist geweiht und hat ihren Adel, wenn sie als eine gegen Gott und Menschen zu erfüllende Pflicht betrachtet wird, und der an sich bedeutsamste Beruf wird in die Niedrigkeit hinabgezogen und mit einem Makel behaftet, wenn unlautere Menschen ihn erwählen. Da ist es Elia, der allen das heilige Salböl, die rechte Weihe bringen wird.

Dieses hohe Fest kann uns zum Elia, zum Vorboten messianischen Friedens werden, wenn es uns mahnt zu rechtem Genuß, zur rechten Sühne, zur rechten Weihe. O, daß wir nicht den Beispielen der Unmäßigkeit nachgehen, die rings uns umlagern, o, daß wir uns locken und leiten ließen von den hohen Bildern der Vorzeit, die das Leben genießen konnten, weil sie mäßig waren, weil sie ihre bescheidenen Wünsche leicht durch ihre Arbeit befriedigen konnten! O, daß uns des Schofars ernster Ton mahnte zur wahren Sühne, die sich offenbart in

der Sehnsucht nach Gott und seinem heiligen Geiste! O, daß uns die Lehre hinaus ins Leben geleiten möge, daß jedes Tagewerk geweiht ist, wenn es mit lauterm Herzen, mit reinen Händen geübt wird!

Unsere Entschlüsse sind die sichersten Vorzeichen des neuen Jahres. — O, spende du, o Gott, allen Redlichen leicht und sorglos den Bedarf des Lebens! O nimm, die reuig nach dir sich sehnen, in Gnaden auf! Laß, die dir und deinem Dienste sich weihen, nicht zu Schanden werden ברוך ה׳ יום יום יעמס לנו האל ישועות לנו Gepriesen seist du, o Gott. Tag um Tag stützest du uns und hilfst du uns. — Amen!

65.

Schofarklänge.

M. A.! Wir haben ein Dichterwort, das gleichsam wie ein leitender Ton das Fest durch alle seine Stadien begleitet und häufig begegnen wir in dem Festgebet dem Anklang an dieses Wort; es ist dem einundachtzigsten Psalm entnommen und lautet: תקעו בחדש שופר בכסא ליום חגנו כי חק לישראל הוא משפט לאלהי יעקב וג׳ „Stoßet am Neumond in die Posaune, beim Eintritt in die festliche Zeit. Denn das ist Satzung in Israel, ein Recht des Gottes Jakobs. Ein Zeugnis von Joseph hat er es festgesetzt, als er auszog aus dem Land Ägypten. Eine Sprache, die ich nie gekannt, vernahm ich dort: ich entziehe seine Schulter der Last, seine Hände mögen vom Ofen weichen."

Israel vernahm damals ein neues Wort, das wie eine Botschaft des Himmels hineinklang in die harten, grausamen Laute seiner ägyptischen Dränger. Dies Volk, das Jahrhunderte lang in Ägypten Lasten getragen, das Tag für Tag in den Öfen die Ziegel bereitet hatte für die großen Bauten ägyptischer Könige, fremdartig klang ihm das Wort, und langsam mußte es sich daran gewöhnen: ich entziehe deine Schulter der Last, deine Hände sollen vom Ofen lassen.

Der Schofar hat in Israel einen hohen Sinn. Kluge Leute werden zwar entdecken und sich auf diese Entdeckung recht viel zu gute thun, daß seine Töne nicht besonders schön sind. Vielleicht dürfte die Behauptung nicht zu kühn sein, daß schon David, der Meister in Spiel und Sang, dieses richtige Gefühl besessen hat. Dennoch mahnt er: תקעו בחדש שופר. *Blaset Schofar am Neumondstage.* Dieser eigenartige, harte, gebrochene und dann wieder schmetternde Ton, wir begegnen ihm in den größten Momenten der jüdischen Geschichte. Am Sinai, als die Wahrheit zur Erde kam, als die Israeliten zur Freiheit gerufen wurden von der Knechtschaft der Götzen. Wenn am *Jobeljahr* nach dem alten jüdischen Gesetze ein jeder zurückkehrte in sein Erbe, und der Sklave seiner Fessel ledig wurde, der *Schofar* war es, der seinen Eintritt kündete. Und Jesajas meldet von dem herrlichen großen Zukunftstage: da wird man in die große Posaune stoßen, und es kommen die Verlorenen aus Aschur, die Verstoßenen aus Mizrajim und beugen sich vor dem Ewigen auf seinem heiligen Berge. Wie sollte uns

ſer Schofar nicht wert ſein, da er die erhabenſten Erinnerungen, die freudigſten
ffnungen in uns weckt!

Seltſam und fremd dringt ſein Ton in dieſe Welt des Scheins. Am Sinai
t er die Verkündigung der großen Lehre von dem einzig-einen Gotte, der in
rechtigkeit waltet, mit ſeinem Klang begleitet. Wie ſollte er nicht fremd ſein
ſer Welt, die von Gott nichts weiß, die ihn mit den Lippen bekennt, aber
ne Gerechtigkeit nicht ehrt und nicht fürchtet? Er hatte im alten Israel zur
it des Jobeljahres den Knecht zur Freiheit gerufen, und wiedergab ſein feier-
ier Schall dem, der ſeinen Beſitz durch Leichtſinn oder Mißgeſchick verloren
tte, das verlorene Erbe der Väter, daß er wieder des Daſeins froh werde am
enen Herde, auf dem eigenen Grunde. Paßt ſein Schall in dieſe Zeit, in der
Gegenſatz zwiſchen Arm und Reich immer ſchärfer hervortritt, in der die große
ehrzahl der Menſchen lebt, ohne die Freude zu kennen am traulichen Heim,
ne die Hoffnung, es je zu erwerben, in der das Gold wie ein böſer Dämon
Sterblichen entzweit, und der Übermut, der durch dieſes Dämons Allgewalt
rrſchenden uns ebenſo verletzt wie die vernunftloſe Wut, der wilde Trotz derer,
gegen die Herrſchaft des Geldes ſich erheben?

Dieſer Schofar wird, wenn wir dem Propheten trauen, die Verſtoßenen
d Verlorenen aus allen Landen rufen, daß ſie ſich in Frieden und Liebe einen
d vor Gott ſich beugen. Aber wo ſind die Zeichen, daß die Erfüllung dieſer
rheißung ſich naht?

Wir leſen von entſetzlichem Würgen, von grauſer Verwüſtung, von der
rhöhnung der heiligſten Rechte; und wir ſagen uns: ein Wort der Mächtigen
in dieſem Gewoge Halt gebieten, kann dieſes Wüten enden. Aber dieſes Wort
rd nicht geſprochen. Zur Beſchämung dieſes Zeitalters wird noch oft genug
s Banner der Religion als Fahne vorangetragen in mörderiſchem Kampfe.
e paßt da des Schofars ernſter Ton, der dereinſt erklingen wird zur Zeit
s Friedens und der Verbrüderung?

Aber auf daß nicht alle untreu werden dieſem hohen Ziele, auf daß Israel
hre den heiligen Hort für die Zeit, da die Völker kommen werden und ihn
ehren, darum erhebt der Schofar am Neujahrstage ſeinen Mahnruf. Fremdartig
dieſes Widderhorns wunderlicher Schall, gerade dadurch rüttelt er uns auf, regt
uns an. Er ſagt uns, daß auch all die großen und edlen Güter der Religion
Welt noch fremd ſind, daß auf dieſer weiten Erde die Wahrheit, die Freiheit
d die Liebe mit Mühe ſich bergen und ſehr entfernt ſind von dem Ziele, mit
em milden Scepter die Welt zu leiten. Blaſet Schofar am Neumond,
Eintritt des Feſtes. Das iſt eine Satzung für Israel; ein Tag des Gerichtes
es für den Gott Jakobs.

Die civiliſierte Menſchheit hat von Juda die großen Feſte entlehnt, aber
ſes ernſte Herbſtfeſt, es iſt nicht nachgeahmt worden. Dieſer Tag des Gottes-

gerichts, den Menschen kund gethan, daß sie an ihm sich selbst richten, sich ihrer Schuld bewußt würden vor dem eigenen Gewissen, und dadurch vor Gott der Schuld ledig würden, er ist ein חוק לישראל eine jüdische Satzung gewesen und geblieben. Dieser Tag, dazu eingerichtet, ein Fest der Menschheit zu werden, ist aus der engen jüdischen Schranke nicht hinausgetreten. Warum haben ihn die Völker verschmäht?

Des Psalmisten Wort giebt eine Antwort auf diese Frage: שפת לא ידעתי אשמע הסירותי מסבל שכמו כפיו מדוד תעבורנה. Ein Wort, das ich nie gekannt, habe ich da vernommen: ich erlöse die Schulter von der Last, die Hände müssen vom Ofen weichen. Noch ist nicht durchgedrungen die jüdische Lehre von dem freien Menschen, der schuldig ist durch die Sünde, der ohne Sünde geboren ist, der der Schuld ledig wird durch die Buße, und den Himmel gewinnt durch gute Werke. Wie eine schwere Last die Schulter drückt, so wird der Geist des Menschen gebeugt durch die Meinung, daß der Mensch nicht erzeugen könne die eigene Seligkeit, daß diese wie durch Zufall dem einen zu teil wird, dem andern versagt bleibe. Es ist ein schönes Wort: Gnade, es klingt besser als Gerechtigkeit. Aber der Jude trennt nicht die Gnade von der Gerechtigkeit. Es heißt in den Psalmen: כי לך ה׳ החסד כי אתה תשלם לאיש כמעשהו „bei dir, o Herr, ist die Gnade, du zahlst jedem nach seinem Thun"[1]. Einen Widerspruch fanden die Alten[2] in diesem Verse: denn jedem lohnen nach seinem Thun, das ist Gerechtigkeit und nicht Gnade. Aber ist nicht auch das eine That, wenn der Sünder sich aufrafft zur Buße, zur Wiederkehr? Gott ist gnädig, aber nicht in Willkür verteilt er seine Gaben; auch seine Gnade beglückt nur den büßenden Sünder. Welch ein Ziel, — der Erde reinste Wonne, des Himmels Seligkeit, wie ein Preis sind sie hingelegt der ringenden Seele! Dein Schicksal, dein Glück, das bist du selbst. Wie frei muß sich der fühlen, der das beherzigt — Wie eng muß dem zu Mute sein, der auch das Gute, das ihm zu teil wird, nur als eine unverdiente Gunst hinnimmt. Auch wir wissen: Gott lohnt unsere guten Werke über Gebühr. Aber da, wo es an Werken fehlt, lohnt er den Willen, die Gesinnung. Das Judentum kennt keinen Gott, der wie ein Glückslos, wie ein Zufall seine Liebe spendet; der Talmud sagt: „Gott nimmt den guten Willen für die That[3]." Darin besteht nach jüdischem Begriffe seine Gnade.

Der Neujahrstag, er ist ein Tag des Gerichtes, nur Israel kennt ihn. Denn nur wir haben rein und unverfälscht die Lehre, daß der Mensch gerechtfertigt dasteht, daß der Mensch verschuldet dasteht durch seine Werke, durch seine Gesinnung. Kein Glaube an ein blindes Schicksal drückt ihn nieder. „Eine Kunde, die ich nie gekannt, vernahm ich dort am Sinai: ich nehme ihm von der Schulter die Last, so nur seine Hände vom Ofen weichen," so sie nur am Feuer unlauterer Leidenschaft sich nicht verbrennen.

[1] Ps. 62 ₁₃. — [2] Rosch hasch. 17b. — [3] Kidduschin 40a.

Aber der Mensch kann seinen Adel nicht nur verlieren durch einen falschen Glauben, er kann ihn noch mehr verlieren durch ein falsches Leben. Der Geizige, der kein anderes Ziel kennt als immer neue Schätze zusammenzuscharren, erscheint er uns nicht wie ein Mensch, gebeugt und gebrochen unter der Last des Goldes? Wer das ganze Jahr hindurch arbeitet und nicht kennen will die Tage der Rast, der Erbauung und der Erholung, hat der nicht seine Menschenwürde von sich geworfen und sein Haupt unter ein schweres Joch gezwängt? Wer die Ansprüche an die äußere Gestaltung des Lebens, an Putz und Zierrat allzu hoch spannt und nun jede Faser seiner Kraft, sein ganzes Sinnen und Trachten darauf wenden muß, um dies zu erreichen, ist ihm dieser Putz, mit dem er sich schmückt, nicht eine Bürde, die ihn zu Boden drückt?

Aufgeklärt dünken sich diejenigen, die Sabbat und Feste gering achten und verletzen. Aber die Menschheit kann nur erlöst werden, wenn sie Israels Ordnung sich zum Muster nimmt. Nicht umsonst hat jenes Volk, das am meisten arbeitet, und dessen Einrichtungen von vielbewunderter Weisheit zeugen, seinen Ruhetag nach jüdischem Muster gestaltet. Denn das ist das Wesen eines religiösen Ruhetages, daß er für alle in gleicher Weise gilt, daß es nicht heißt: der Diener mag arbeiten zum Vergnügen des Herrn. Nur ein Volk, das ruht, ist zur Arbeit tüchtig und wer zur Arbeit tüchtig ist, ist frei. Es kann ein Volk in Kultur und Gesittung zurückgehen, das zuviel Feiertage hat; aber es bezeichnet sicherlich auch einen Rückschritt, wenn es gar nicht Sabbat und Feste kennt. Das ist die fleißigste Nation, die den Ruhetag am meisten ehrt, und allerorten erhebt die Menschheit, geknechtet durch die Arbeit ohne Rast, das heiße Verlangen, daß ein Gesetz den Ruhetag schirme. Die bittere Not, der Druck des Gemütes, führt die Menschen zurück zur semitischen Satzung, deren weises Gebot nicht nur eine Säule der Religion, sondern auch eine Säule der sozialen Ordnung ist.

Aber zu Israel hat Gott schon vor Jahrtausenden gesprochen: „ich entziehe deine Schulter der Last und deine Hände sollen vom Feuer weichen"; du sollst nicht frohnen dein Lebelang, wie du es in Ägypten thatest, von der Not gebändigt, ich gebe dir Sabbat und Feste, daß deine Schulter frei sich hebe, daß deine Hände vom Feuer weichen. Ein ungekanntes Wort damals und heut: daß an demselben Tage ruhen soll der Herr und der Knecht, der Fürst und der Geringe, um allesamt ihres Daseins froh zu werden und sich zu neuer Arbeit zu rüsten. Das haben bis auf den heutigen Tag die weisesten Völker nicht völlig begriffen. Eine Landschaft ist schön, wenn Wald und Feld, Land und See, Berg und Thal unserem Auge das Bild anmutiger Mannigfaltigkeit gewährt. Und so wird das Leben nur erfreulich, wenn wir von Zeit zu Zeit aus den Tiefen und Niederungen auf den Berg des Herrn steigen. Nicht nur Tage seelischer Erbauung, sondern auch Tage der körperlichen Ruhe sollen uns die Feste sein. Nur dann erfüllt sich an ihnen das Wort: ich nehme von der Schulter die Last, nur dann

fühlen wir uns frei, wenn die Hände vom Ofen weichen, wenn der müde Körper sich durch die Rast rüstet und erfrischt. Nur wer die Tage der Arbeit in halbem Müßiggang dahin bringt, kann die Notwendigkeit dieser geweihten Tage leugnen.

עדות ביהוסף שמו בצאתו על ארץ מצרים. „Ein Zeugnis hat er an Joseph eingesetzt, als er hinausging über das Land Mizrajim". Am Neujahrstage ist Joseph aus dem Gefängnis hinausgegangen, um über das Land Ägypten gesetzt zu werden.[1]) Gott nahm ihm von der Schulter die Bürde, nun durften seine Hände vom Ofen weichen. Joseph litt für seine Treue. Nicht eigener Wille, nur fremder Zwang hatte ihm einen Herrn gegeben in Ägypten. Durch Kauf war er in dessen Besitz gekommen. Aber dieser Mann hatte ihm vertraut; da wahrte er die Pflicht und schützte die Heiligkeit des Hauses, das ihm anvertraut war. Der Talmud sagt[2]): die Sünde trat drohend zu ihm heran und sagte: so du mir nicht folgest, so will ich dich martern und quälen. Joseph sagte: „Gott schafft Recht den Gequälten"[3]). — So will ich durch Hunger deinen Sinn brechen! und er sprach: „Gott giebt Brod den Darbenden" — So will ich dich in Fesseln schlagen! — „Gott löst auch die Fesseln", war seine Antwort. — So will ich durch Schmerzen deinen Willen beugen! „Gott richtet auf die Gebeugten." — So will ich dein Auge blenden! „Gott macht sehend die Blinden". Er blieb treu seiner Pflicht und seinem Gotte. Und weil er treu blieb, so ward er gerichtet am Neujahrstage, daß er aus dem Gefängnis zur Königsmacht aufsteige. Dreizehn Jahre seines jugendlichen Daseins hat er gelitten und seine Seele frei gehalten von dem schimpflichsten Joche. Da ward er belohnt: ich entrücke deine Schulter der Last, deine Hände sollen vom Ofen weichen. Und zum Zeugnis ist Joseph hingestellt, „daß niemand frei ist, es sei denn der, welcher sich der Lehre weiht."[4])

Auch der irdische Segen bleibt selten dem versagt, der sich redlich müht, der der Pflicht folgt wie einem untrüglichen Sterne.

Halte die Herrschaft über dich selbst mit festem Zügel, und dir wird auch wie dem Joseph die Herrschaft über die Menschen. Hast du die Macht über dich verloren, so bist du der Sklave von tausend Herren, die dich martern und quälen und zu Grunde richten. Was der Schofar in der Vorzeit den Geknechteten kündete am Jobeljahr, was er nach des Propheten Wort dereinst meldet in einer glücklichen Zukunft auch den Verlorenen und Verstoßenen, das ruft er uns am Feste zu: seid frei und steiget wie Joseph aus der Knechtschaft der Sünde zur Königsmacht des Geistes. Ich darf, treu dem Judentum, das kühne Wort aussprechen: wie wir selbst uns richten, so richtet uns Gott. Den Menschen tragen wir unsere Liebe entgegen, aber wie oft verstoßen sie die reinste Gabe unseres Herzens, und ein altes Wort fährt wie ein scharfer Pfeil durch unsere Seele. Gott aber, so du ihn liebst, du bist sicher, daß er dich wieder liebt und dich führt und hütet. Ein

---

[1]) Rosch hasch. 17b. — [2]) Joma 35b. — [3]) Ps. 146, f. — [4]) Spr. d. V. 6,.

Tag des Gerichtes: wo würde auf Erden der Richter gefunden, der uns frei spricht, wenn wir die Schuld bekennen, der uns erhebt, wenn wir uns reuig und demütig vor ihm niederwerfen? Kein Joch ist die Lehre, sondern die Herrschaft, kein Gebundensein, sondern die Freiheit. „Blaset Schofar am Neumond, beim Eintritt des Festes: ein Wort, noch nie gekannt, habe ich da vernommen: ich erlöse von der Last die Schulter, dir sollen deine Hände vom Ofen weichen.“

Allgütiger Gott, wir wissen, deine Lehre ist ein Heil und eine Stütze, daß wir gerecht werden vor dir und unserm eigenen Gewissen, daß wir ledig der ewigen Knechtschaft, durch deine Satznng glücklich und fröhlich werden, daß wir die Prüfung überwinden. Du hast Joseph, deinen Diener, in der Prüfung bewahrt, im Leid getröstet und zur Herrlichkeit emporgehoben, daß wir deiner nie vergessen in den glücklichen, und daß du uns nie vergissest in den schweren Stunden. Deine Botschaft dringe in das Herz der Sündigen und künde Heil an dem Lager der Kranken und melde Heilung; und wem Not wie ein Alp die Seele drückt, gieb, daß sie wie ein Nebel schwinde. Gieb, daß die Reue uns beruhige, aber nicht quäle, daß das Schuldbewußtsein die Sehnsucht nach dir wecke, aber nicht die Furcht vor dir erwecke. Du willst nicht den Tod, sondern das Leben, nicht daß wir vernichtet, sondern daß wir geheilt werden. Und so einer allzu hart an diesem Tage des Gerichts sich selbst verklagt und meint, ihm sei der Weg zu dir verschlossen, so thue nach dem Worte deines Sängers: כי תעמוד לימין אביון להושיע משופטי נפשו. Stehe zur Rechten des Leidenden, ihm zu helfen, vor sich selbst, vor den Richtern in der eigenen Seele. — Amen!

66.

Der Tag des Gerichts ein Festtag.

M. A.! Unsere Alten sagen[1]: der Neujahrstag wird in Israel gefeiert als ein Tag des Gerichtes, da Gott die Bücher öffnet, in welchen die Handlungen der Menschen verzeichnet sind und je nach dem Werte und Gewichte ihrer Thaten das Urteil spricht und ihr Schicksal bestimmt. Aber seltsam, — wenn einer vor den irdischen Richter gerufen wird, und die Entscheidung soll getroffen werden zwischen Leben und Tod, dann ist solch ein Tag ein Tag der Trauer. Gebeugt und gebrochen unter der Wucht solcher Anklage schleicht er mühselig dahin und kleidet sich in dunkles Gewand. Aber Israel an diesem Tage des Gerichtes, — da kleiden sie sich in lichtes Festgewand, sie schmücken ihre Räume und entzünden die Lichter, sie ergötzen sich an Speise und Trank! Entspricht das der Stimmung eines Gerichtstages, wo die Entscheidung fällt über Leben und Tod? Und doch darf Israel, so lehrt der Talmud[2]), fröhlich sein zu so ernster Zeit, denn es steht geschrieben in der Lehre Mosehs: „Denn wo ist ein Volk, das dadurch groß ist, daß Gott ihm nahe ist, wie der Ewige unser Gott, jedesmal, wenn wir ihn rufen?“[3])

Zu keiner Zeit sind wir so gewiß, daß Gott uns nahe ist, als dann, wenn wir uns ihm nähern. Wenn wir sonst im Gewühl des Lebens ihn vergessen, dann mögen wir wohl um unsere Zukunft zagen. Aber heute, wo wir Alle sein gedenken, wo wir uns dessen inniger bewußt werden, daß wir sein eigen sind im Leben wie im Tode, daß die ganze Welt, das Diesseits wie das Jenseits, ein großes Vaterhaus ist, über welches die Liebe das Scepter hält, da ziehen wohl ernste Gedanken und heilige Ahnungen durch unsere Seele und dulden nicht, daß wir die Schätze der Erde über Gebühr ehren, aber so wenig wir vor dem irdischen Richter bangen würden, wenn wir wüßten, daß dieser uns ein lieber vertrauter Freund ist und mit mildem versöhnlichem Auge auf unser Vergehn blickt, so wenig zittert das Herz des Frommen vor dem göttlichen Richter, der so leicht zu gewinnen und zu besänftigen ist durch Reue, durch Gebet, durch milde That.

---

[1]) Rosch hasch. 16b. — [2]) ebd. 18a. — [3]) 5. M. 4,7.

Dieser Tag des Gerichtes ist für Israel ein festlicher, ausgezeichnet auch durch ein größeres Maß von irdischem Genusse. In dieser einfachen Erscheinung sieht der Talmud mit Recht ein Zeugnis dafür, daß die Satzung Gottes gerade ist und das Herz erfreut, daß die Religion dazu da ist, um Fröhlichkeit in unser Herz zu pflanzen, daß die ernstesten Erwägungen, welche den Gottlosen niederdrücken, den Frommen aufrichten. Der Neujahrstag ist anders geartet als die andern Feste, denn die große Lehre, welche das Bild des herbstlichen Welkens uns giebt, muß das Übermaß der Freude dämpfen, muß die Erwägung uns aufdrängen, daß Welken und Vergehen allgemeines Erdenlos ist, und uns eine dringliche Mahnung sein, über uns Gericht zu halten, unser Denken und Thun zu prüfen, und uns von den Schlacken der Sünde zu läutern. Aber wie sollte der Tag aufhören, ein Fest zu sein, an dem wir von alten Irrwegen wieder auf den Pfad der Wahrheit zurückkehren, an dem so recht die Größe Israels, die Hoheit unsers Glaubens dadurch offenbar wird, daß Gott uns nahe ist, jedesmal, wenn wir ihn rufen?

Die heilige Schrift heißt dieses Fest Jom teruoh. Dieses Wort hat eine dreifache Bedeutung. Zuerst bezeichnet Teruoh schlechtweg den Posaunenschall, der, wie vor Zeiten im Tempel von Jerusalem, heut in allen Gotteshäusern Israels vernommen wird. Dann aber bedeutet Teruoh sowohl Erschütterung als Freundschaft, denn beides, die Erregung vor Gott, dem Richter, und die Liebe zu Gott, dem Vater, soll der Schofarton in den Israeliten erwecken. Und wenn er beides hervorruft, kann dann der Tag des Posaunenschalls einen andern als einen festlichen Charakter haben?

Die ursprüngliche Einrichtung des Schofarblasens war bekanntlich die, daß dreimal diese Töne in das Festgebet eingeschaltet wurden und diese Töne hatten je nach der Stellung im Gebete drei verschiedene Stimmen. Zuerst soll der Schofar uns mahnen, daß Gott König ist über die weite Welt und uns mit Scheu und Ehrfurcht erfüllen vor der Hoheit des Allmächtigen. Aber dem Gebete, welches diese Empfindung ausspricht, folgt sogleich ein anderes, welches uns daran erinnert, wie oft sich Gott in seiner unendlichen Liebe der sündigen Menschheit erbarmt hat. Das Bangen vor dem Allmächtigen soll im Gemüte des Israeliten sich vereinen mit dem Sehnen nach dem Allliebenden. Und die dritten Schofartöne, sie sollen vor allem unsern Sinn darauf lenken, daß die Lehre Israels unter Posaunenschall ist verkündet worden. Das ist die Krönung der Feier dieses Tages, wenn wir in freudiger Erhebung, als ständen wir am Sinai, und als wäre Moseh unser Meister, zu dem Bekenntnis unserer Schuld das andere hinzufügen, dem dort entrollten Banner durch unser ganzes Leben zu folgen.

Denn es ist am Ende doch nicht ganz buchstäblich zu nehmen, wenn dieser Neujahrstag ausschließlich als ein Tag des Gerichtes bezeichnet wird. Schon die Alten haben herauserkannt, daß dies nicht wörtlich zu nehmen ist. Wohl ist es

von der Güte Gottes zu hoffen, daß er am ehesten die Zeit zu Gericht und Urteil über uns bestimmt, wo wir am ehesten auf Freisprechung und Erlösung hoffen können, daß er dann, selbst wenn schlimmes Urteil gefällt wird, langmütig noch einige Zeit warten wird, vielleicht, daß der Sünder umkehre, damit auch das Urteil sich wende. Und welche Zeit wäre für uns günstiger als die zwischen Neujahr und Versöhnungstag, wo wir in ernster Selbstprüfung über unsern Wandel richten und so auch am würdigsten sind, von Gott wieder aufgenommen zu werden? Da heißt es in leicht verständlichem Gleichnis: am Rosch haschono wird geschrieben, und am Jomkippur wird gesiegelt. D. h. selbst dem, den die Weihe des Neujahrstages noch nicht erregt, daß er sich von Tand und Flitter, von Schwäche und Sünde wende zu den ernsten Aufgaben des Lebens, ist noch die Frist gegeben, daß der Jomkippur ihn erwecke.

Aber darum bleibt es dennoch beherzigenswert, wenn es im Talmud[1]) heißt: der Mensch wird gerichtet an jedem Tage, er wird gerichtet in jedem Augenblick. Das bleibt stets das Wichtigste, daß unserm ganzen Leben das Siegel Gottes aufgeprägt ist, daß die Arbeit in unserm Berufe vom Geiste der Gerechtigkeit beseelt sei. Gott wartet nicht immer mit seinem Gerichte, bis es uns genehm ist, bis wir unwürdiges Sinnen und Thun der Werktage gleichsam wie ein schlechtes Kleid von uns legen, und für den Neujahrstag mit dem Festgewand für kurzen Gebrauch gleichsam noch eine feierliche religiöse Stimmung anlegen, die dann, wenn er vorüber, auch vorübergeht. O nein, Gott richtet an jedem Tage, in jedem Augenblick. Wie hart wäre sein Spruch, wenn er deiner in dem Momente gedächte, wo du ihn ganz vergessen hast. Heut ist es uns allen, wenn auch nicht leicht so doch leichter, vor Gott zu bestehen. Wie aber, wenn er uns richten will, während wir draußen auf dem Markt des Lebens stehen, und unsere Hände in der Sünde wühlen?

An diesem Wendetag des Jahres bangen wir vor der Zukunft. Ist die Zukunft wirklich so dunkel, wie viele klagen, ist der Mensch gar so ohnmächtig, sie sich zu gestalten nach dem eigenen Wollen? Nur der Feige, nur der Träge erwartet sein Heil von einem ungewissen Zufall, der Tapfere, der Fleißige, der Fromme hält sich an die Wahrheit des Wortes, daß Gott denen hilft, die sich selber helfen. Sein Hoffen ist zugleich ein Planen für die eigene Arbeit. Wie würde dieser Neujahrstag erst vollends zum Feste, wie verlöre diese Ausschau in die Zukunft alles Schreckhafte und Beängstigende, wenn wir an ihm den festen Vorsatz faßten, den Gott, der nahe ist jedesmal, wenn wir ihn rufen, auch herbeizurufen bei unserer Arbeit, daß kein Unrecht an ihr hafte, daß keine Sünde unseren Besitz beflecke. Dann dürften wir ja nicht davor bangen, daß Gott an jedem Tag zu jeder Stunde richtet, dann fände er uns ja mitten im Lärm der Geschäfte rein und sündenfrei als in seinem Hause.

[1]) Rosch hasch. 16a.

Gott des Gerichtes und der Gnade! Wir wissen, daß du uns nahe bist jedesmal, wenn wir zu dir rufen. Darum feiern wir auch diesen Tag des Gerichtes wie ein Fest. Er erschüttert uns im Irdischen und festet uns im Ewigen und Wahren. O daß er an uns allen seine Weihe spende! O daß wir alle mit ehrfürchtiger Scheu dich anerkennen als den König der Welten, den ernst gebietenden, daß wir Alle mit kindlicher Treue zu dir uns wendeten, zu deiner unendlichen Liebe, die über jedes Geschöpf fürsorgend wacht! O daß wir diesem Tage die festliche Weihe verleihen, durch heilige Vorsätze deine Lehre in unser Leben zu pflanzen und dadurch unser irdisches und unser ewiges Heil zu schaffen. — Amen!

67.

Poesie und Religion.

M. A.! Poesie und Religion sind mit einander innig verwandt; sie stammen beide, so sie nur echt und kernhaft sind, aus demselben Boden, aus dem menschlichen Gemüte. Der Poet wird nicht selten zum Propheten, zum begeisterten Herold einer idealen Welt, einer Zukunft, wo die Harmonie, welche das Grundgesetz aller Kunst ist, auch das Grundgesetz des Lebens sein wird. Darum beruft sich, wer Religion verkündet, gern auf die Sprüche großer Dichter, um zu erweisen, daß die weltliche Weisheit, da, wo sie rein und lauter zu Tage tritt, übereinstimme mit der religiösen Lehre. Darum reden die Propheten nicht die Sprache nüchterner Weltleute und kühler Rechner, sondern unwillkürlich gestaltet sich ihnen das Wort zum Sange. Da sie erhaben sind über des Daseins gemeiner Not und die Menschen erheben wollen über den niedern Dunstkreis, so verlassen sie die Alltagsrede und leihen von einer höhern Sprache, von der Dichtung, die Worte, um ein höheres Denken und Empfinden auszuprägen.

Die schöne und edle Form ist nichts Zufälliges in den Reden der Propheten, in den Gebeten der Frommen, die zur Erbauung späterer Geschlechter durch Jahrtausende auf uns gekommen sind. Wie Keiner zum Könige im Werktagskleide schreitet, so nimmt der Gedanke, die Empfindung, die wir Gott weihen, wenn wahrhaft heiliger Ernst unsere Seele durchzieht, ganz ohne weiteres ein festliches Gewand an, und das Gebet wird zum Liede, ohne daß der nach Erlösung ringenden Seele irgend eine Absicht, poetisch zu schaffen, innewohnte. Eine feierliche und innige Ausdrucksweise ist gleichsam die Stilart, die dem religiösen Empfinden gemäß ist, und wie es unziemlich wäre, wenn z. B. in eine rein geschäftliche Mitteilung pathetische Worte eingeflochten würden, ebenso unangemessen wäre es, wenn die Aussprache der Religiosität gar zu kahl und kühl, gar zu geschäftsmäßig sich gestaltete.

Die Religion haftet nicht an der Oberfläche des Tages, sie steigt herunter in die Tiefen des Gemütes, sie steigt hinauf in die Höhen des Himmels, sie holt vom Himmel die Wahrheit und senkt sie ins Menschenherz, sie hebt aus dem Grunde der Seele das Gebet und trägt es zum Throne Gottes. So verwandt

sind Poeten und Propheten, daß von beiden gesagt wird, sie seien gottbegeisterte Männer, daß ein Göttliches sie bewege und ihre Worte durchwehe, daß sie beide gleichsam eine höhere Sendung, eine Sendung Gottes zu erfüllen haben. Und das ist etwa nicht nur eine Vorstellung der Dichter vergangener Zeitalter. Nein, selbst in unserem aufgeklärten Zeitalter rühmen sich die Dichter, daß ein Gott sie ihre Sprüche gelehrt hat, während es doch nie einem Forscher auf dem Gebiete der Wissenschaften in den Sinn gekommen ist, seine Forschungen als göttliche Eingebungen zu bezeichnen. Das ist ein Zeichen der göttlichen Aufgabe, der die Dichter dienen, daß sie das Innerste des Menschengemüts aufdecken, daß sie, unbeirrt durch alle rein äußerlichen Unterschiede, nach denen die Menschen sich absondern, in allen dieselben Triebfedern des Guten wie des Bösen auffinden, daß ihnen die Natur selbst zur Lehrerin und Erzieherin wird. Und ist denn die Prophetie etwas anderes? Hat ein Moseh, der doch die Thora vom Himmel zur Erde brachte, nicht von derselben Thora gesagt: „Sie ist nicht im Himmel, sondern sie ist im Herzen?[1])" Was wäre die Religion, wenn nicht die Offenbarung Gottes einen Widerhall, einen mächtigen Widerhall fände im Menschengemüte, wenn die Offenbarung etwas anderes wäre als die Verdeutlichung der dunklen Ahnungen unseres Herzens? Wer immer uns deutet und verdeutlicht die Vorgänge in unserer eigenen Brust, wer in klare Worte faßt, was wie ein unklares Wogen und Weben uns erregt, der ist, er sei nun ein Dichter oder ein Seher, ein Gottgesandter, der offenbart, was uns am meisten verborgen ist: uns selbst.

So ist die Religion die poetische Verklärung der Prosa des Volkslebens. Wer der Religion eine Stätte gründet in seinem Hause, der hat dem farblosen und rauhen Dasein einen goldigen Schimmer verliehen, der veredelt die einfachsten Lebensverhältnisse zu schöner Menschlichkeit. Ein Mann, der allem religiösen Wesen völlig fern stand, hat den Ausspruch gethan: „Wer Kunst und Wissenschaft pflegt, der hat Religion, wer dies nicht vermag, der habe Religion." Wir wollen uns vorläufig einmal auf den Standpunkt dieses Mannes stellen, wir wollen nicht untersuchen, wie weit dem Gelehrten sein Wissen, dem Künstler seine Kunst hilft, wenn wirklich die arge Not an den Pfosten seines Hauses rüttelt, ob der Trost, der aus diesen Quellen fließt, nicht rasch versiegen möchte, und er dann nicht doch wie der Schlichtesten einer sich zu Gott flüchten muß, wenn er nicht unter seinen Büchern oder seinen Kunstwerken verschmachten will. Wir wollen zugeben, daß, wenn der Tag dem Tage gleicht, wenn kein außerordentliches Ereignis die Gemüter aufschreckt, daß dann gelehrtes und künstlerisches Streben dem Hause den Charakter schöner Menschlichkeit verleihen kann, auch wenn die Religion dort keine Pflege findet.

Aber wie gering, wie verschwindend gering ist die Schar derer, deren Geist

---

[1]) 5. M. 30_{12}.

kräftig und gebildet genug ist, um sich diesen Ersatz schaffen zu können? Bei weitem die meisten gehen leer aus, wenn Kunst und Wissenschaft ihre Gaben verteilen. Was sind sie, wenn die Religion sie nicht aufnimmt? Es fehlt in unserer Zeit nirgendswo an Beispielen, die mit erschreckender Deutlichkeit darauf Antwort geben. Es bleibt dann nur noch vielleicht der eine Unterschied zwischen diesen und den Tieren, daß das Tier ißt und trinkt, um Hunger und Durst zu stillen, diese Art von Menschen aber den Genuß gleichsam zu einem Kultus ausbildet; deren Seele weilt gleichsam auf ihrem Gaumen. Es ist ein beliebter Kunstgriff von Carikaturenzeichnern, daß sie mit einer kleinen Abänderung ein Menschenantlitz in ein Tiergesicht verwandeln. Es ist in der That bei so vielen ein kaum merklicher Rest der Menschlichkeit zurückgeblieben. Denn daß sie sprechen und allenfalls sich elegant kleiden, ist doch allein kein Zeichen höheren Lebens, wenn das, was sie reden, der Ausdruck einer öden Genußsucht ist.

O wenn doch all die verständigen und geistvollen Männer, welche dem Volke die Heiligtümer der Religion zerstören, weil sie glauben, selbst ihrer nicht zu bedürfen, weil, wenigstens so lange der Strom des Lebens glatt und klar dahinfließt, ihnen ihre Geistesarbeit den Seelenadel erhält, wenn doch diese Männer erwägen möchten, daß ihr Sieg Unzähligen diesen Adel raubt!

Wie bedeutsam ist doch das davidische Wort: „Deine Satzungen, o Gott, sind mir zu Liedern geworden in der Hütte meiner Wallfahrt [1]". Ja, dem einfachsten Israeliten wurde vordem sein schlichtes Leben zu einer Liederkette. Um die unansehnliche Hütte wob sich ein Kranz von Blumen, der leuchtete und duftete, weil auf Schritt und Tritt die Religion das Leben verklärte. Nicht jedem Menschen weckt das Morgenrot, das die Landschaft mit Rosen bestreuende, ein ideales Empfinden. Nicht jeder hat die poetische Stimmung, um das prächtige Naturbild in seiner Erhabenheit zu erfassen. Nicht immer schickt auch die Sonne so lieblichen Boten voraus, der ihr Kommen verkündet. Aber wen die Religion dazu ruft, mit Gebet und bedeutungsvollem Brauche den Tag zu eröffnen, der wird sich selbst dann, wenn die Andacht keine so innige ist, sofort als ein höheres Wesen fühlen, er wird den Adel der Menschennatur sich wahren, und sollte er auch während des Tages harter und gering geachteter Arbeit sich widmen. Wer sein karges Mal durch einen Segensspruch sich würzt, dem ist das Essen mehr als eine Befriedigung tierischen Verlangens, dem wird es eine von Gott geforderte Pflicht zur Erhaltung des Lebens. Wer jede Naturerscheinung, die aus dem Geleise des Gewöhnlichen heraustrat, mit frommem Spruch feierte, wer den Tag und die Nacht, des Mondes erstes Aufstrahlen, des Blitzes Leuchten, des Donners Rollen fromm begrüßte, dessen Seele konnte im Irdischen nicht untergehen, der erhob auch die gewöhnlichste Arbeit aus ihrer niederen Sphäre. Der

[1]) Ps. 119 $_{54}$.

Prophet sagt: wenn ein frommer Sinn ein ganzes Zeitalter durchdringt, dann stehe selbst auf den Schellen der Rosse: „Heilig dem Herrn[1])". Dann giebt es keine hohe, keine niedere Beschäftigung, denn jede, auch die jetzt für gering gehaltene, dient dem allgemeinen Wohle; und wenn sich derjenige, der sie ausübt, dessen bewußt ist, ist seine Arbeit: Heilig dem Herrn.

Heut sind die Satzungen der Religion nicht selten auch demjenigen, der sie übt, eine unerwünschte Last. Demjenigen, der dies Joch abgeworfen, dem sie also gar nicht beschwerlich werden, sind sie immer noch ein Anlaß, sich über die Religion zu beschweren. Was ist aus denen geworden, die mit der Religion völlig gebrochen haben? Eine kleine Schar, das wollen wir der Wahrheit gemäß zugeben, eine kleine Schar hat geistige Regsamkeit und Bildung genug, um sich auch ohne Religion zu halten. Unendlich viele aber sind allem Höheren völlig abgestorben, kennen als höchsten Zweck nur die Pflege des Körpers, sind allenfalls soweit wohlthätig, um sich den Anblick des Elends und die damit verbundenen Plagen fernzuhalten, und führen ein in jedem Sinne erbärmliches Leben, denn alle Poesie ist aus ihrem Dasein gewichen.

Dagegen weiß jeder, der unsere biederen Altvordern in ihrer schlichten Frömmigkeit beobachten konnte, wie diese Armseligen, deren Körper unter dem schweren Packen sich krümmte, einen stolzen und aufrechten Sinn in ihrem Busen trugen. Sie trugen das Joch, dennoch erfüllte sich an ihnen das Wort: „Ich zerbreche die Fesseln eures Joches und führe euch aufgerichtet[2])." Es waren einfache Leute, deren geistiges Vermögen eng blieb in harter Not. Aber ein verklärender Strahl aus des Himmels Höhen erleuchtete dies müde Antlitz, erhellte diese niedre Stirn, verschönte dies karge Mahl und goß eine göttliche Fröhlichkeit über diese von der Welt Gequälten. Denn diesen armen Wanderern waren die Satzungen keine Plage, kein Ärgernis, sondern sie sprachen mit David: „Lieder sind mir deine Gebote in den Hütten meiner Wallfahrt." Ach, diese Lieder sind verklungen, diese Poesie des Lebens ist zerstört, diese Kränze sind welk geworden, und wollte einer schweigen von dem Gerichte Gottes, das dereinst in der Zukunft die Zuchtlosen treffen wird, die Frage ist doch nicht zu umgehen: Sind diese Menschen, die das Joch der Thora abgeworfen, glücklicher, oder nur so glücklich wie unsere Vorfahren? Ist ihr Herz, ihr Zelt nicht kahl und öde geworden, ist nicht aller poetische Reiz ihren Tagen verloren gegangen? Zu den meisten unserer Glaubensgenossen in diesem Lande kommt die Religion wie ein seltener Gast an einigen heiligen Tagen. Die Jugend lernt bestenfalls die Religion wie einen minderwertigen Unterrichts-Gegenstand, aber sie übt sie nicht, sie pflegt sie nicht, sie wird ihrem Gemüte nicht vertraut. Noch andern ist diese Oase in der Wüste ihres Daseins ganz verschüttet, und sie sterben ab für ein ideales, poetisch erleuchtetes Sein.

---

[1]) Sach. 14_{20}. — [2]) 3. M. 26_{13}.

Nicht nur, daß wir im Jenseits selig, sondern auch dazu, daß wir im Diesseits glücklich werden, ist die Religion auf Erden gekommen. Nicht um Israels uralten Glauben ist uns bang, wenn die Gleichgiltigkeit fort und fort steigt, wie eine Wüste, deren Sand von Tag zu Tag neue, einst fruchtreiche Gefilde verschlingt. Dieser Glaube, wenn er hier sinkt, erhebt sich anderwärts um so herrlicher. Aber um uns, die wir das Joch der Thora abwerfen und das ungleich schwerere, jede höhere Regung erdrückende Joch der Welt auf uns nehmen, um uns, um unsere Zukunft, um unsere Jugend überfällt uns ein bitteres Bangen. Warum sagen wir uns los von jedem frommen Brauch, warum verschütten wir dem heranwachsenden Geschlecht, das für jede Poesie so empfänglich ist, diesen Quell lebendigen Wassers, warum rufen wir nicht, wie unsere Altvordern: „Deine Satzungen, o Gott, sind uns zu Liedern geworden in den Hütten unserer Wallfahrt?“ - — Amen!

Predigten

Zum zweiten Tage des Neujahrsfestes.

68.

Opfermut.

M. A.! Der Bibelabschnitt, der heute verlesen worden, erzählt uns, wie Abraham, dem Gebote Gottes folgend, selbst seinen einzigen geliebten Sohn zu opfern sich nicht weigerte, wie aber der Herr seinem Beginnen zuletzt Einhalt that und seinen Diener lohnte mit der herrlichsten Verheißung. Zwar ist kein Wort der Bibel leer und ohne Inhalt, und jegliches bietet uns reichlich Stoff, an dem wir uns erbauen und unsern Willen festen können. כי לא דבר רק הוא מכם — ואם רק הוא מכם. „Nicht ein Wort ist leer, und wenn es euch leer ist, so liegt die Schuld an euch.“[1]) Aber gerade diese Erzählung galt von altersher als die strahlendste Perle im glanzvollen Schmucke. In unsern Tagen hat der Zweifel, der an allem nagt, der Unglaube, der gegen alles seine Pfeile richtet, auch diese erhabene Geschichte zu verunglimpfen getrachtet. Die Strömung der Zeit, wie es denn ihre Art ist, nicht nur die schädlichen, morschen Überreste vergangener Jahrhunderte fortzuschwemmen, sondern mit ihren Fluten gefahrdrohend auch an das Erhabene und Heilige zu steigen, sie will auch dieses kostbare Kleinod uns entreißen. Da sagen sie: Wie ziemt es unserm aufgeklärten Jahrhundert — es ist stets die Weise derer, die uns unter der Maske der Freundschaft schädigen wollen, uns durch Schmeichelei zu berücken — ziemt es unserm aufgeklärten, erleuchteten Jahrhundert, im Gebet Gott an die Menschenopfer zu erinnern, die in finstern Zeiten der Wahn und die Verblendung ihm haben bringen wollen? Ist nicht der Molochdienst von Moseh streng verboten worden, und ist es nicht der Ruhm des Judentums, die Menschenopfer, die scheußlichste Art der Gottesverehrung, gebannt zu haben? Nun wohl, welcher Israelit wird die zweite Frage nicht laut und freudig mit Ja beantworten? Ja, es ist unser Stolz, daß unsere Vorfahren, die Nachbarn der Molochdiener, die ihre Söhne und Töchter dem Götzen hinschlachteten, die reinsten und edelsten Anschauungen von Gott und seinem Dienste gehegt, und daß sie ihren Überzeugungen nach und nach den Sieg und die allgemeine Anerkennung errungen haben. Aber dasselbe Gottesbuch, das sollten sich doch die Ankläger sagen, berichtet ja eben beides, die Akeda und das Verbot der Molochopfer,

[1]) V M. 32 $_{47}$.

und so schlecht denken doch wohl auch die Gegner nicht vom Bibelworte, daß es an der einen Stelle rühme, was es an der andern verpöne. In Wahrheit, liegt auch kein Widerspruch vor. Die Bibel, das Buch der Wahrheit, sie verschweigt nichts, sie kündet die Wahrheit auch von ihren Helden und Lieblingen, die eben deswegen ihre Helden und Lieblinge sind, weil sie ihr Leben der Wahrheit und der Menschenliebe geopfert haben. Und so erzählt sie denn allerdings von Abraham, daß er bis zur Akeda noch nicht wußte, wie Gott Menschenopfer verabscheue und verbiete. Er mußte mühsam zur Höhe der Gotteserkenntnis emporklimmen, auf der wir alle uns eigentlich schon von Jugend auf befinden, nur daß wir allzu häufig durch eigenes Verschulden straucheln und von ihr hinabstürzen. Ungebahnt war damals der Weg, der zum lichten Glauben an den Gott der Liebe, an den Vater der Menschen führt. Wer wollte sich wundern, daß die volle Erkenntnis, welche Jahrtausende den besten Männern verhohlen blieb, auch von ihm nicht in einem Tage gewonnen worden ist? Daß der allliebende Vater nicht vom Vater den Sohn zum Opfer verlangen könne, das wurde ihm erst im späten Alter klar. Aber ist die aufopfernde Hingebung unseres Erzvaters an Gottes Gebot minder groß, weil sein Verstand damals noch eine nicht völlig geklärte und gereinigte Vorstellung von Gott hatte? Bietet uns der biblische Bericht irgend einen Anhalt zum Zweifel, daß Abraham nicht in jedem andern Falle dieselbe Opferfreudigkeit bekundet und bewährt hätte? Unsere Weisen bemerken zu den Worten: והאלהים נסה את אברהם „und Gott prüfte den Abraham", dem Doppelsinn der Stammwurzel folgend, welche zugleich „prüfen" und „erheben" bedeutet: Gott machte den Abraham durch diese Prüfung zum hochragenden Banner, um das wir uns scharen, zum strahlenden Vorbild, nach dem wir uns richten sollen. Und das wollen wir denn thun in dieser Stunde, unseren Sinn versenken in diese wundervolle Erzählung und uns an ihr aufbauen zur thätigen Hingabe an edle Bestrebungen Uns selbst sei sie eine Prüfung, ob wir gefestet sind im Glauben an Gott, und ob auch wir bereit sind zu opfern, wenn Gott es von uns fordert.

Wir lesen in der Bibel: ויהי אחר הדברים האלה והאלהים נסה את־אברהם „Und es war nach dieser Begebenheit, da prüfte Gott den Abraham. Gott rief: Abraham! und dieser sprach: hier bin ich. Und der Herr sprach: nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebst, den Isak und gehe nach dem Lande Morija und bringe ihn dort zum Opfer auf einem der Berge, den ich dir nennen werde." — „Und es war nach dieser Begebenheit", so beginnt unsere Erzählung. Kein Wort ist im Gottesbuche überflüssig. Welche Begebenheit ist gemeint? Steht sie im Zusammenhang mit dem Ereignis der Akeda? Mindert oder mehrt sie den Wert von Abrahams hingebender That? Es wird uns kurz vorher von einem Bündnis berichtet, welches ein mächtiger Fürst des Landes mit Abraham geschlossen hatte. Dieser Fürst hatte

[1]) Gen. r. z. St. (I. M. 22,1.)

selbst, begleitet von seinen Räten, unsern Erzvater, der vor noch nicht dreißig Jahren als Fremdling ins Land gekommen, aufgesucht und um seine Freundschaft gebeten. Abraham durfte strafende Worte an den Fürsten richten wegen früher begangener Unbill; alles nahm er hin um des Bundes willen, den er erstrebte. Und nach dieser Begegnung prüfte Gott den Abraham. Nicht einem Unglücklichen, nicht einem Gebeugten nahte sich Gott mit solcher Prüfung. Dem Schmerzgestählten, dem Kummergewohnten, ihm wird es, wenn nicht leicht, so doch leichter, selbst auf seinen Liebling zu verzichten, dem er nichts bieten, nichts hinterlassen kann, als Not und Qual. Nein, der Herr nahte sich dem Glückgekrönten, dem Hochgefeierten, Vielumworbenen, um dessen Freundschaft die Großen und Mächtigen der Erde buhlten. Dessen Sinn aber war vom Glücke nicht trunken und gottvergessen geworden. Da der Herr ihn rief, da erwiderte Abraham, er, der stolz und selbstbewußt Königen entgegengegangen, bescheiden und demütig: hier bin ich, verlange was du willst, du findest mich bereit.

Und der Herr sprach: Nimm doch deinen Sohn, deinen einzigen, den du liebest, den Isak, und führe ihn zum Berge Morija und bringe ihn dort zum Opfer. Der Herr verschweigt ihm nicht die Größe des Opfers, das er heischt. Es ist der Sohn, der einzige, der geliebte, Isak, der spätgeborene. Und nicht im strengen, gebietenden Tone spricht Gott zu Abraham. Bittend naht er sich ihm; er macht es ihm leicht, Nein zu sagen. Und noch eins, führe ihn zum Berge Morija, nicht jetzt, nicht im Rausch des Augenblicks erfülle mein Verlangen; führe ihn nach dem Berge Morija. Überlege und erwäge die schwere Wucht deines Entschlusses, und bleib dennoch treu, so wird dein Glaubensmut im reinsten Lichte strahlen. Und was antwortet Abraham auf dieses Verlangen, das den auf der Höhe des Glücks stehenden Mann niederschmetterte in den Abgrund der Einsamkeit und der Verzweiflung? Die Bibel meldet davon nichts. Und gerade dieses Schweigen ehrt den Mann mehr, denn jegliche Rede. Die außerordentliche, unnatürlich heldenhafte That — dem glaubensstarken Charakter eines Abraham ist sie so angemessen, so selbstverständlich, so natürlich, daß die Bibel, welche mit ihren Worten kargt, die bejahende Antwort erst gar nicht anführt. —

Am frühen Morgen erhebt sich Abraham zu dem schweren Werke. Schweigend verschließt er den großen Schmerz in seinem Herzen. Die geliebte Gattin erfährt nichts von der Gefahr ihres Lieblings. So wandert Abraham drei Tage und wird nicht wankend in seinem Entschluß. Da sieht er die Landschaft Morija von fern, er heißt die Knappen seiner warten; er selbst geht mit dem Sohne dorthin, wohin der Herr sie sandte. Und wie Isak die Veranstaltung zum Opfer sieht, fragt er verwundert: Hier ist Feuer und Holz, wo ist das Lamm zum Opfer? Und Abraham antwortet: der Herr wird sich ersehen das Lamm zum Opfer, vielleicht meinen Sohn. Und ob auch Isak, wie unsere Weisen hinzufügen [1]), merkte, was mit ihm beschlossen war,

[1]) Ebd.

„so gingen sie dennoch beide in inniger Gemeinschaft“. Der Sohn sträubte sich nicht gegen den Willen des Vaters; auferzogen im Gehorsam gegen den Willen Gottes folgte er willig und unbedingt. Und schon schickt sich Abraham an zur schrecklichen That, schon streckt er die Hand aus nach dem Leben seines Sohnes, da ertönt eine Stimme vom Himmel und rettet den Jüngling und verheißt Abraham und seinem Stamme tausendfachen Segen, daß alle Völker der Erde werden gesegnet sein durch seine Nachkommen zum Lohne seines Gehorsams.

In flüchtigem Umriß haben wir das Bild dieser Großthat gezeichnet. Wo in der Geschichte findet sich ihr ein Gleichnis an Großheit und Erhabenheit? Schweigend und ungebeugt trat Abraham zum Altar und legte sein Kleinod hinauf. Wir, seine Nachkommen, haben Recht, wenn wir mit Bewunderung, wenn wir mit stolzer Befriedigung auf den Ahn und Vater unseres Stammes blicken. Aber es darf nicht bei der kalten Bewunderung bleiben. Sie muß werkthätig in unser eigenes Dasein eingreifen; die Prüfung Abrahams muß uns ein Anlaß sein, unser Herz und unser Leben zu prüfen. Ach, wenn wir ehrlich fragen und forschen wollten, beschämend, tief beschämend lautete die Antwort: Unermüdlich ruft der Herr, ernst und dringend ist seine Botschaft, wer aber vernimmt den Ruf und spricht: „da bin ich?“ Wohl sind wir zu opfern bereit; Glück, Leben, den Körper und die Seele opfern wir um flüchtiger Genüsse, um vergänglicher Güter willen. Nur, wenn der Herr uns ruft und Opfer heischt, da erlahmt die Kraft, da schwindet die Lust, da erlischt die Freudigkeit, keiner läßt sich finden, keiner spricht: הנני, hier bin ich!

Abraham legte seinen einzigen Sohn treu und ohne Murren auf den Altar! Zu euch aber, jüdische Eltern, tritt der Herr und sagt: opfert von der Zeit eurer Kinder Eine Stunde des Tages der Religion, dem Unterricht im Bibelworte, auf daß das Erbe Jakobs seinen Nachkommen nicht verloren gehe — und gar mancher weigert sich. Alles soll es lernen, das heranwachsende Geschlecht, nur das heilige Buch, von dem es heißt, daß es „unsere Weisheit und Vernunft ist in den Augen der Völker“[1]), das uns aufrecht hielt im Sturm der Jahrhunderte, das unser Stolz ist vor aller Welt, das soll ihm verschlossen bleiben; Eine Stunde des Tages — dies Opfer dünkt vielen zu groß. Und du selbst, Israelit, wenn das Vergnügen dir winkt, wenn der Ehrgeiz dich treibt, wenn Gewinnsucht dich jagt, wie rüstig und hurtig eilst und stürmst du nach diesen flüchtigen Schatten? Wenn aber der Sabbat erscheint und dich ins Gotteshaus ladet, wenn der alte Glaube deiner Väter unbescheiden genug ist, allwöchentlich auch einmal deine Zeit zu beanspruchen, wie oft säumst du da und zögerst und zauderst, und hast keine Zeit! Wer unter uns kann von sich das Wort des Psalmisten rühmen: נתנו רשעים פח לי ומפקודיך לא תעיתי „Die Bösen spannten ihr Netz aus, ich aber irrte nicht ab von deiner Satzung“[2])? Nein, fast jede Prüfung fand uns schwach, fast jeder Versuchung erlagen wir, und

[1]) 5. M. 4,6. — [2]) Ps. 119,110.

wenn wir dann und wann standhaft blieben und uns nicht verleiten ließen von jenen Irrlichtern, die uns n die Wildnis lockten: wie schwer wurde uns die Entsagung, wie mußten wir diese guten Entschlüsse unsern bösen Trieben nnd Neigungen abringen — und wie viel thaten wir uns darauf zu Gute. Blicket hin auf Abraham und lernet von ihm, freudig entsagen, so der Herr es fordert.

So möge uns denn das Bild Abrahams und seines freudigen Opfermuts vorleuchten auf unserm Lebenswege, daß es uns sei eine Feuersäule bei Nacht auf den düstern, dunklen, dornenvollen Wegen der Not und der Trübsal, auf denen ja allzuoft der Erdgeborene wandeln muß nach Gottes unerforschlicher Fügung. Von ihm wollen wir es lernen, unbeirrt von irdischem Glanz, von weltlicher Ehre unserem Gotte zu dienen treu und gehorsam mit dem Besten, was wir besitzen. An seinem feurigen Glaubensmut wollen wir in uns selbst die Glut der Begeisterung entzünden, die fest und freudig sich unterordnet dem göttlichen Willen. Auch die Töne des Schofars, welche die Erinnerung an jene herrliche That unseres Ahnen in uns neu erwecken und beleben sollen, sie sollen nicht blos in unser Ohr tönen. Wem sie das Herz nicht erregen und bewegen zu dem Gelöbnis, in Hinblick auf Abraham, den Opferfreudigen, sich loszusagen von eiteln Lüsten, wer fort und fort nach nichts anderem trachtet, als gierig zu schlürfen aus dem Kelche niedrigen, tierischen Genusses, dem sind diese Töne nur leerer Schall. Von Menschen dieser Art aber heißt es: „sie gingen dem Nichtigen nach und wurden selbst zu nichte“ [1]); der Kelch ihrer Freuden ist ihnen ein Giftkelch, aus dem sie den Tod und das Verderben trinken. —

Wir aber wollen uns aufbauen an des Schofars feierlichen Klängen und an der Akeda, deren Gedächtnis sie in uns beleben und erneuern sollen. Diesen feierlichen Moment laßt uns nutzen, laßt uns uns ermannen zu dem Entschluß, fest zu wahren den Glauben, das Vertrauen an Gott in allen Fährnissen, in allen Prüfungen des Lebens, und treulich zu üben und zu ehren deinen Willen, gütiger Gott. Hierzu gieb Du, der Du im Himmel thronst und dennoch mit liebenden Augen schaust auf das niedrigste und geringste deiner Geschöpfe, hierzu gieb Du uns deine Kraft und deinen Segen. Bewahre uns vor Bedrängnis und vor schwerer Prüfung. Du kennst ja unsere Schwäche und weißt, daß wir nicht wie Abraham, dein Knecht, bestehen können vor deinem Gericht. Und wenn Du sie dennoch sendest, so gieb uns die Ausdauer und den Mut, die Thatkraft und die Seelenruhe, daß wir in ihr nicht wanken und straucheln, daß wir gestärkt und geklärt, verjüngt und erneut aus ihr hervorgehen. Laß dein Antlitz leuchten über deine Diener. Stütze uns durch dein Wort daß wir leben und beschäme nicht unser Hoffen: zu Dir hoffen, zu Dir halten wir heut und immerdar. — Amen!

[1]) Jer. 2_5.

69.

Die Macht des Gebetes.

M. A.! Unter keiner Nation, zu keiner Zeit ist ein Schriftwerk, das den Menschen so sehr mit Stolz und Selbstbewußtsein erfüllt, das ihn so hoch erhebt und ihn so völlig unterscheidet von allen Geschöpfen denn die heilige Schrift. Oder muß es nicht unseren Stolz aufs Höchste spannen, wenn wir die Bibel aufschlagen und sogleich im Eingang das Wort des Herrn vernehmen נעשה אדם בצלמנו כדמותנו „Wir wollen den Staubentnommenen formen nach unserm Bilde, nach unserm Gleichnis?[1])“ Denn was die Weisen aus diesen Worten herausdeuten, daß der Allmächtige die Schar der Engel um sich vereinigt habe, bevor er der Schöpfung diese Krone eines Gott gleichen und doch aus anderm Stoffe geformten Wesens verlieh, das ist ja kein leeres Hirngespinnst, sondern ist klar ausgeprägt in dem feierlichen Tone, mit dem dieser Schöpfungsakt berichtet wird. So selbstverständlich schien es den Alten, daß die Welt erst im Menschen ihre Vollendung und ihren Wert erhielt, daß sie sagen: „Am ersten Tage Tischri wurde die Welt erschaffen“ [2]). Sie wußten ganz wohl, daß die Schrift von sechs Schöpfungstagen redet. Aber ihnen war der letzte der einzige, weil ohne sein Werk die Himmel und die Erde eine Form gewesen wäre ohne Inhalt. Und ist es denn eine Übertreibung und stimmt es nicht vielmehr aufs genaueste: „in seinem Bilde nach seinem Gleichnis“? Ist denn nicht der Mensch Gott verwandter als dem Tiere, da er die zwei großen Vorzüge besitzt: Selbstbewußtsein und Willensfreiheit, da Gott sich gleichsam beschränkte, um dem Menschen freien Raum zu lassen?

Wie das geschah, wie das möglich ist, das ist wohl ein ewiges Geheimnis und das eigentliche Wunder, aber man kann die Thatsachen nicht leugnen, weil wir unfähig sind, sie zu erklären und Thatsachen sind das Dasein Gottes und die menschliche Freiheit. Mögen die Philosophen immerhin debattieren: wie ist es möglich, daß Gott, der alles weiß, der alles kann, unsere Handlungen nicht seit Urbeginn vorher wissen, vorher bestimmen sollte. Wie kann der Mensch frei erwägen und sich entschließen, da doch אל דעות ה׳ ולוא נתכנו עלילות da doch

[1]) 1 M. 1_{26}. — [2]) Rosch hasch 8a.

„Gott ein Gott der Gedanken und von ihm die Handlungen erwogen werden[1].“ Das ist ihr gutes Recht, und wenn sie eine Lösung finden, wir werden sie freudig anerkennen. Nur sollen sie, weil sich die Welt nicht ihren Gedanken anbequemen will, nicht umgekehrt diese nach ihren Begriffen ummodeln wollen, zumal da diese Arbeit menschliche Kräfte übersteigt. Der freie Gott, mit dem Bewußtsein seiner selbst, und der freie Mensch mit dem Bewußtsein seiner selbst, sie existieren. Ein Rätsel, aber man löst die Rätsel nicht, indem man sie leugnet. Und tiefsinnig ist die andere Lesart des eben zitierten Verses, nach welchem er in der Übersetzung lautet: Gott ist ein Gott der Gedanken, und doch werden die Handlungen von ihm nicht erwogen. Voll vom Geiste des Judentums, spricht der Dichter das kühne Wort aus: ותחסרהו מעט מאלהים. „Du hast ihm wenig fehlen lassen von einem Gotte[2].“

Und diese Religion, die den Sterblichen neben seinen Schöpfer stellt, die ihn hoch erhebt selbst über die Scharen der Engel und der Seligen, die den Satz wagt: „Besser ist eine Stunde der Einkehr und der guten Werke im Diesseits, denn das ewige Leben in der Ruhe der Seligen[3]“, sie ist dennoch eine Religion der Demut, der Bescheidung. Ihren Lehrern ist ein gebeugter Sinn und ein geringes, schlichtes Herz Zeichen der Schüler Abrahams, d. h. des Sendboten der Sittlichkeit. Sie erinnern daran, daß der Mensch ein Raub des Wurmes, ihre Propheten künden, daß der Herr nur schaue auf die Niedrigen und auf die, die schlichten Geistes sind. Und diese Mischung von Stolz und Demut, sie gewinnt vielleicht nirgendwo einen schärfern Ausdruck als im Gebet.

Wer zu Gott kommt, der thut wohl daran, den Stolz und das eitle Herz daheim zu lassen. Wer nicht mit Hannah, — und diese Frau sagen die Weisen[4]), habe Israel beten gelehrt — wer nicht mit Hannah weiß: ה׳ממית ומחיה מוריד שאול ויעל וג׳ „der Herr tötet und belebt, senkt in die Schattenwelt und führt hinauf, der Herr macht arm, der Herr macht reich, er erniedrigt und erhebt, er richtet vom Staube den Armen auf, aus der Tiefe erhebt er den Dürftigen; denn nicht durch Kraft ist der Mann stark[5]“, — dessen Mund spricht Gebete, welche das Herz nicht kennt, und wenn dereinst Eli, der an Äußerlichkeiten hing, die Hannah für trunken hielt, weil sie leise betete, so möchte ein tieferer Geist den für trunken erklären, der mit Worten vor Gott tritt und sein Herz weiß nichts davon. Der Talmud, anspielend an die für den Tempel gültige Vorschrift, daß, wer eine bestimmte Art von Würmern berührte und dadurch unrein wurde, sich baden mußte, um wieder das Heiligtum betreten zu können, sagt: solch ein Betender gleiche einem Manne, der sich bade, da er den Wurm noch in der Hand halte[6]. Klar ist: wer betet, muß sich beugen.

---

[1]) 1 Sam. 2_3. — [2]) Ps. 8_6. — [3]) Spr. d. Väter. 4_{22}. — [4]) Ber. 31a. — [5]) 1 Sam. 2_6. ff. — [6]) Tanith. 16 a.

Und doch wiederum, welch stolzer Mut, zu glauben, daß das schwache Wort des Sterblichen den Ratschluß des Allmächtigen werde abwenden, welch außerordentliches Zutrauen zur Größe des Menschen, zu hoffen, daß die Regung unseres Gemütes den Gang der Ereignisse wenden werde! Es liegt ein eigener Stolz in diesen zerknirschten Gemütern, in diesen stillen, frommen, duldenden Seelen, die sich wie die Herren der Welt geberden, und wenn sie von besonderer Qual heimgesucht werden, zu Gott hintreten, um durch ihr Wort den Plan und Rat Gottes zu beugen. Die Ungläubigen reden von der ehernen Macht des Schicksals und meinen, es zermalme den, der in die Fugen seines Rades fällt; es sei nutzlos sich ihm entgegenzustemmen. Aber die Gläubigen und Demütigen sagen: „sei fromm, und du bist frei vom Tode, frei von der Gewalt, frei vom Schmerze“ [1]), denn du kannst beten und das Schicksal wenden. Wer ernst und inbrünstig betet, der bekennt in demselben Momente seine Ohnmacht und wiederum eine Macht, die Berge versetzen, und die die Natur aus ihrem Gefüge heben kann.

Und doch liegt darin nichts Wunderbares, in dieser Mischung von Stolz und Demut, zu welcher die Religion uns leitet, und die am deutlichsten im Gebete sich offenbart. Denn wer ins Gotteshaus mit ernstem Sinne tritt, der durchbricht die Schranken der Selbstsucht und fühlt sich eins mit dem ewigen, allwaltenden Geiste. Er dünkt sich nicht mehr, wie die Meisten, als den Mittelpunkt der Welt, sondern er sucht seinen Mittelpunkt in Gott und fühlt sich nur als einen Strahl der großen, die Welt mit ihrer Wahrheit erleuchtenden Sonne. Erschüttert in seinem Selbstvertrauen fühlt er sich stark im Gottvertrauen. Der Neujahrstag ist in der Schrift: יום תרועה genannt und dieses Wort kann ebenso wohl Tag der Erschütterung wie Tag der Freundschaft übersetzt werden. Und der Talmud faßt es auch in diesem doppelten Sinne auf, weil dieser Tag erschüttert die Zuversicht zu uns und eben dadurch erneuert und befestigt die Freundschaft mit Gott. So wird das Bewußtsein unserer Ohnmacht der Quell unserer Macht.

Es heißt bei den Alten: „Beten sei kein biblisches Gebot“ [2]), und daran werden dann allerhand Folgerungen für das praktische Leben geknüpft. Aber der tiefere Sinn ist selten erfaßt worden. Er ist einfach der: Gott hat zwar Gefallen am Gebete, aber es kann nur eine rein menschliche, nie eine gottbefohlene Einrichtung sein. Denn das Gebet ist die hehre Blüte der menschlichen Freiheit, in ihm offenbart sich die Gottesfurcht in ihrer reinsten Fassung. Gott aber kann wohl die Handlungen gebieten, die zur Gottesfurcht führen, aber nie diese selbst, er kann Thaten, aber nicht Gesinnungen befehlen. Er kann verheißen: wenn ihr euer beladenes Herz vor mir ausschüttet, so werde ich meinen Willen ändern, aber er kann nicht heißen: betet, damit ich meinen Willen ändere.

---

[1]) Ex. r. 41,. — [2]) Ber. 26 b.

Herrlich äußert sich der Prophet Jeremia in dem heute verlesenen Schriftabschnitte über Form und Erfolg des Gebetes. Da wird Gott selbst redend eingeführt wie folgt: „Wohl habe ich vernommen Ephraim, stöhnend: Du hast mich gestraft und ich bin gestraft worden wie ein Füllen, das keine Zucht annimmt. Nimm mich an, und ich will wiederkehren, und du bist mein Gott, Ewiger. Denn nachdem ich zurückkehrte, bereue ich, und nachdem ich mich erkannt habe, ringe ich verzweifelnd die Hände. Ich bin beschämt und erblasse, daß ich getragen habe die Schande meiner Jugend. Ist nicht mein Lieblingssohn Ephraim? nicht mein Kind, mit dem ich kose? Auch wenn ich hart zu ihm rede, denke ich dennoch sein in Liebe; darob regt sich mein Inneres ihm zu; und erbarmen werde ich mich sein, spricht der Herr[1])." An diesem Gebete, das gleichsam Gott selbst dem verstoßenen Israel in den Mund legt, können wir lernen, wie wir unser eigenes Fühlen vor Gott tragen sollen. Wir alle wissen, was Israel zur Zeit des Jeremia vom Herrn erbat: Aufrichtung des Volkes, Befreiung von fremdem Joche, Wiederkehr in das heißgeliebte Land der Väter. Aber von alledem lesen wir nichts in den Sätzen des Propheten. Israels ältere Gebete, sei es, daß die Propheten selbst sie verfaßt haben, oder Männer die von ihrem Geiste beseelt sind, kennen nicht die unwürdige Art, Gott gleichsam vorzuschreiben, wie er uns beglücken soll. In unserm Herzen haben die Wünsche schon eine bestimmte Form und Gestaltung; aber thöricht wäre es, dem Arzte vorzuschreiben, durch welche Mittel er uns heilen soll, thöricht, Gott um etwas anderes zu bitten, als um Heilung, um Genesung von dem Makel und der Marter der Sünde und ihm den Weg weisen zu wollen, den er uns führe.

Du hast mich gestraft, und ich bin gestraft worden wie ein Füllen, das keine Zucht annimmt. Das ist die erste Forderung, die wir an den Betenden stellen müssen, Freud und Leid nicht als Selbstzweck zu setzen, sondern als Momente der Erziehung des Menschen zur Sittlichkeit. Der Talmud sagt[2]) in witzigem Gleichnis: Schmerzen gleichen dem Salze: wie Salz das Fleisch zartet, so erweichen Schmerzen die Seele.

Führe du mich zurück, ich will wiederkehren. Der Mensch fühlt sich, wenn er lange in Sünde gelebt hat, zu schwach, um wieder heimzukehren zu Gott und zu seiner Lehre. Der böse Trieb nehme, sagt ein alter Lehrer, wenn er lange Zeit uns beherrscht hat, plötzlich die Gestalt des guten Triebes an und schildert uns, wie wünschenswert, aber wie unmöglich es sei, umzukehren; er übertreibt die Anforderungen an den Sünder, daß dieser erschreckt zurückschaudert und in der Sünde verharrt, da er nicht weiß, daß eine gütige und allmächtige Hand ihn über den Abgrund führen will, so er nur dieser Hand sich anvertrauen will. Er vergißt, daß er hoffen darf: führe du mich, daß ich heimkehre.

---

[1]) Jer. 31_{17} ff. — [2]) Ber. 5a.

Und nun heißt es plötzlich: nachdem ich heimgekehrt, bereue ich und nachdem ich mich erkannt habe, ringe ich verzweifelnd die Hand. Wie ist das zu verstehen? Eben fleht er noch um Heimkehr, und nun spricht er auf einmal in der Vergangenheit von ihr, als ob diese Heimkehr längst fertig und vollendet. Und doch, wie tiefsinnig ist diese Wendung. Denn sind wir nicht schon bei Gott, wenn wir ernstlich um Heimkehr beten, können wir uns nach ihm wahrhaft sehnen, ohne sofort bei ihm zu sein? Ist dieser Wunsch nicht dadurch schon erfüllt, daß wir ihn aussprechen? Und auch das ist beachtenswert: nachdem ich heimgekehrt, bereue ich. Das Judentum, und mit ihm jeder besonnene Denker, hält nichts von der Buße, die sich darauf beschränkt, die Vergangenheit zu beklagen, und ihre Thorheiten zu beweinen, sich in Schmerz aufzulösen über das Geschehene und Unabänderliche. Die heilsamste Buße besteht in guten Werken, in guten Vorsätzen. Die zehn Bußtage beschließen nicht das alte Jahr, sondern sie beginnen das neue. Das will andeuten: schaue vorwärts, wie die Reue fruchtbar für dein Leben werde; sie ist unfruchtbar, so du nur über das Geschehene grübelst. Zuerst der Vorsatz der Besserung, sodann die erneute gute That selbst, sodann der Schmerz und Ingrimm: ich bin beschämt und erblasse, daß ich getragen habe die Schande meiner Jugend.

Und da Ephraim also redet, nennt ihn der Herr seinen Lieblingssohn, das Kind, mit dem er koset, und sagt ihm, daß er sich sein erbarmen werde. Und auch uns wird er sich freundlich zuwenden, wenn wir zu ihm heimkehren. Klagen wir nicht, daß unsere Gebete so oft wirkungslos verhallen, sondern prüfen wir vielmehr, ob sie ein besseres Los verdient haben. Das rechte Gebet hat stets Erfolg; denn dem Schmerz ist sein Stachel genommen, wenn wir beherzigt haben, wer ihn sendet.

Du, Allgütiger, laß uns deine Gnade vernehmen, denn dir vertrauen wir. Zeige uns den Weg, den wir gehen, denn dir entgegen tragen wir unsere Seele; lehre uns deinen Willen thun, denn du bist unser Gott. „Dein gütiger Geist führe uns auf ebenem Lande, um deines Namens willen laß uns leben, und deine Gerechtigkeit führe unsere Seele aus der Bedrängnis.“ — Amen!

70.

Die Seele, die am Staube haftet.

M. A.! „Meine Seele haftet am Staube, laß mich aufleben nach deinem Worte". So betet der fromme Sänger[1]), und vielleicht giebt es kein umfassenderes Wort für menschliche Not und menschliches Verschulden als das von ihm verwendete: Haften am Staube. Es ist nicht nur eine äußerliche Unterscheidung des Menschen vom Tiere, daß der Mensch grade und aufrecht dahin schreitet und zu den Sternen schaut, während das Tier den Blick zum Boden heftet, sondern die Haltung des Körpers ist das erhabene Sinnbild unseres seelischen Berufes, nach oben zu schauen und zu streben, nicht den Nacken zu beugen vor der Gewalt, nicht unten am Boden die Güter der Erde zu suchen, sondern um die Erfolge und Freuden des Geistes zu werben. Das Schöne ist überall das Symbol des Wahren und so ist die den Menschen auszeichnende Gestalt des Körpers, wenn wir von allen sonstigen Vorteilen absehen, ein Hinweis auf die Aufgaben, welche unser Geist auf Erden hat, und des Körpers aufrecht himmelstrebende Erscheinung mahnt uns: du bist ein vom Tiere völlig Unterschiedenes, und du entweihst dich, wenn du den Blick zu Boden heftest, wenn du deine Vernunft aus den Bahnen herausdrängst, die die Natur selbst ihr gewiesen hat.

Meine Seele haftet am Staube. Das ist der allgemeinste und umfassendste Ausdruck für jedes Leid und für jede Verirrung. Der Fröhliche erhebt sein Antlitz, sein leuchtendes Auge schaut weit hinaus. Wie der Kelch der Blume der Sonne sich öffnet, so wird das Angesicht offen und frei, wenn es bestrahlt wird von einer sonnigen Freude. Aber der Traurige senkt seinen Blick zur Erde, er mag sie nicht sehen diese lichte, klare, gottdurchleuchtete Welt mit ihrer strahlenden Sonne, mit ihren heitern Menschen, er wendet sich ab von all den erquickenden Blüten und Früchten, das Auge sucht den Boden, und hat keine Freude am Licht und am Tage.

Wer am Körper heil und gesund ist, der schreitet durchs Leben grad und aufrecht, und tausend Neigungen steigen auf aus dem begehrenden Herzen, und

---

[1]) Ps. 119 $_{25}$.

das Auge schaut sich um auf der weiten Erde, wo den Wünschen die Erfüllung blüht und lenkt die Hand zu dem Ziele. Aber wer mit siechem Körper, mit gebrochener Kraft dahinwankt, auch sein Herz sehnt sich nach dem Lichte, denn — sagt Koheleth — „das Licht ist süß und es erfreut das Auge zur Sonne zu schauen“[1]). Es liegt etwas Wahres in jener alten Volksmeinung, in dem der Volkssprache entlehnten Bilde, daß die Hilfe von den Höhen kommt. Heil dem, der ungebrochen zu des Himmelshöhen das Auge lenkt. Aber wie eine zentnerschwere Last legt sich Krankheit auf den Nacken des Elenden und drückt ihn gewaltsam zu Boden, und es verdunkelt sich die Sonne und der Mond und die Sterne, und die Wolken wollen nicht weichen nach vielem Regen, er sieht nur die Erde, die seiner wartet, — am Staube haftet seine Seele.

Wie glücklich ist der, dem keine Sorge um das tägliche Brot die Stirn faltet, dem die Arbeit gesegnet ist, daß nie der Hunger, der grause Gast, über seine Schwelle tritt, daß er sich und den Seinen bescheidene Freuden bereite. Wer nach weiten Landen wandern kann, um an Natur und Kunst sich da zu ergötzen, wo sie in seltner Großartigkeit uns entgegentreten, der genießt ein besonderes Maß von Glück. Aber auch wem das Geschick diese Gunst versagt, so nur die Sorge ums Brot nicht mit ihrem dunklen Fittig sein Haus beschattet, — überall wölbt sich über der Menschen Haupt das leuchtende Himmelszelt, nirgends ist die Natur ganz ohne Reiz, überall blühen die Freuden des Gemütes, und im engsten Hause ist noch Raum für das Glück, wenn nur die Sorge draußen bleibt. Aber Entsetzen erfaßt den, der kaum karge Nahrung den Seinen schaffen kann, der täglich ringen muß mit der bleichen Not. Und lebte er in einer Landschaft, zu der die Menschen wallen, um ihre Schönheit zu bewundern, jeder Genuß der andern ist ihm wie eine Verhöhnung des eigenen Leides, wirr und ziellos schweift sein Blick ins Weite und bleibt endlich verzweifelnd am Boden, und ersehnt den Tod wie eine Erlösung. Unsere Alten erzählen von einem großen Lehrer, der all sein Hab und Gut verlor und mühselig um den Bedarf des Tages arbeiten mußte. Da fragten ihn seine Jünger etwas aus der Schrift, und er wußte es ihnen nicht zu deuten. Verwundert sprachen sie: und weil du dein Gut verloren, hast du nun auch dein Wissen eingebüßt? Und der Meister erwiderte: doch wohl, das Wissen hängt am Gemüte und das Gemüt hängt am Besitze. Der Geist ist nicht hell, wenn das Herz trüb ist, und das Herz kann nicht heiter sein, wenn es von der gemeinen Sorge, womit wirst du dir und den deinen den Hunger stillen, belastet ist.

Aber nicht nur das Leid heftet das Auge des Sterblichen an den Boden. Nicht minder häufig thut es seine eigene Schuld. Wie wenig Menschen haben Sinn und Verständnis, sich das Dasein erfreulich zu machen, wie viele sehen wi[illegible]

[1]) 11,$_{7}$.

in emsiger Arbeit den Bau des Glückes, den die Gnade Gottes ihnen aufgerichtet hat, selbst zerstören. Gar gut und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig zusammenwohnen. Aber die Seele haftet am Boden, an all den Gütern der Erde, und hat kein anderes Ergötzen, als sie in immer größerer Fülle anzuhäufen. Und mag der Himmel des Familienfriedens sich verdüstern, mögen die Sterne der Ehre und des guten Names erblassen, er merkt es nicht, er sieht nur auf die Erde und ihre toten Schätze, und hastig scharrt er sie zusammen und der Garten Gottes, der in Geist und Gemüt ihm gepflanzt ist, wird von Dornen überwuchert. Groß ist die Zahl derer, denen das Schicksal ihre Freude zerstört, mehr noch sind derer, die selbst sie zerstören mit bethörter, mit frevler Hand.

Ja selbst von denen, die der Wissenschaft sich widmen, gilt oft das Wort des Sängers: ihre Seele haftet am Staube. Sie wallen zum Quell der Erkenntnis, nicht um ihre Seele zu laben, sondern um des Gewinnes willen an Geld und Gut, um Ehre und Ansehen bei den Menschen. Sie suchen auf den Gefilden der Wissenschaft nicht so sehr Speise für ihren Geist, als Nahrung für ihren Körper und allenfalls die Befriedigung eines niedern Ehrgeizes. Welch hohe Lust bereitet es dem Jüngling, wenn er bestrebt ist, die Gesetze zu erforschen, denen der menschliche Körper unterworfen ist, wenn ihm die Hoffnung winkt, dereinst als Helfer am Bette des Kranken zu stehen, wie durch seinen Rat die matten Glieder wieder aufleben und oft einer ganzen Familie ihre Stütze, ihre Zierde erhalten wird. Was können solchem Preise gegenüber die Beschwerden bedeuten, die im Gefolge dieses Berufes sind? Er achtet ihrer kaum und stürmt vorwärts zu dem erhabenen Ziele. Aber welch geringer Lohn wird ihm für alle diese Mühen, wenn er keine Freude und keine Genugthuung darin findet, in der Wissenschaft heimisch zu werden, wenn ihm der ideale Sold nichts bedeutet, Schmerzen zu lindern und Thränen zu stillen, wenn er einzig nach dem Entgelt trachtet, der in baarer Münze ihm ausgezahlt wird. Ihm muß naturgemäß dieser so schöne Lebensberuf zur Plage und zur Marter werden. Der Jüngling, der mit solchen Gesinnungen sich diesem Studium widmet, wird es ohne Freudigkeit thun, denn seine Seele haftet am Boden und darum sieht er nicht, wie reich und schön Gottes Erde ist, und die echten Lebensgüter werden verschmäht und verachtet.

Darum enthält das Gebet des Sängers: „laß mich aufleben nach deinem Worte“ nicht nur einen Wunsch, der an Gott sich richtet, sondern auch eine Mahnung an uns, an alle, die für das Gute und Wahre erstorben sind, wieder aufzuleben durch das Wort Gottes, aufzuleben durch lebendige Teilnahme an religiösen Werken.

Auch Israel senkt in dieser Zeit sein Haupt zur Erde; allzuviel haben wir erduldet in den letzten Zeiten. Noch giebt es mehr als ein Land, wo unsere Brüder täglich zittern müssen um ihr Recht, ihre Freiheit, ja ihr Leben, wo sie seufzen unter roher Gewalt oder offener und versteckter Mißachtung. Auf dem weiten Erden=

rund hat Israel unzählige Feinde und Ankläger und wie wenig Freunde und Fürsprecher!

Aber nicht nur durch die Not gebeugt, sondern auch durch Schuld beschämt, senken wir unser Haupt zur Erde. Wie viel ist in Israel versäumt worden! Heute feiert Israel sein großes Fest, und jeder, der jüdisch fühlt, wallt zum Hause Gottes, um in Gemeinschaft mit den Genossen zu beten und dadurch zu bekunden, daß er zu ihnen stehen will in Freud und Leid, daß jeder Schimpf, der gegen den jüdischen Namen geschleudert wird, ihn wie eine persönliche Kränkung trifft, daß er sich freudig fühlt als Glied dieses ältesten aller Kulturvölker. Da giebt es viele, die der Staat in Amt und Würde eingesetzt hat, und sie haben sich nicht losgesagt vom Stamme Juda, aber sie setzen eine Ehre darin, dem Gottesdienste fern zu bleiben und sie, die die Kleinodien der Bildung, des Rechtes, der öffentlichen Wohlfahrt in ihrer Hut haben, geben dem Volke das Beispiel, wie man die Religion geringschätzt, wie man von den Vätern ererbte Heiligtümer verleugnet. Sie sind es, die sich am schlimmsten an Israel versündigen. Das Judentum ist beschämt, weil diejenigen seiner Söhne, die durch ihre Bildung und ihre Stellung zu seinem Schutze berufen sind, sich seiner schämen. Und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn gesagt wird, daß der Gottesdienst in seinen altertümlichen und seinen veralteten Formen ihren Gemütern nicht Erbauung genug bietet. Wir wollen die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht leugnen, aber wie soll es denn besser werden, wenn diejenigen, die helfen und bessern könnten, sich vornehm zurückziehen und eigentlich sich nur dann als Juden fühlen, wenn man sie beschimpft? Die Lauen und Matten im eigenen Lager sind eine größere Gefahr als die Verfolger im Lager der Feinde. —

Allgütiger, allgerechter Gott! Israel hat Feinde aller Orten, und wir klagen und bekennen: *Unsere Seele haftet am Boden* und wir beten: *laß uns aufleben durch dein Wort.* Wir beten zuvörderst für die durch persönliches Weh Getroffenen. Wer gebeugt ist durch das Joch der Trauer, wem im Grabe ruht, was seine Seele liebt, *laß ihn aufleben durch dein Wort*, daß er deiner Verheißung traut, eines Wiedersehens auf dem Gefilde der Seligen. Wer beladen durch Krankheit und Siechtum ängstlich in die Zukunft schaut, bange vor dem Verhängnis, *laß ihn aufleben durch dein Wort* des Heils, der Genesung, daß die Kraft zurückkehre in die ermatteten Glieder. Und wen die Sorge drückt um des Leibes Nahrung, wer zagend dem Winter entgegensieht, der arbeitslosen Zeit, und nicht weiß, woher er in redlichem Mühen Brot gewinnen soll für sich und die Seinen, *laß ihn aufleben durch dein Wort* und schreib ihn ein in das Buch eines sorgenfreien, arbeitsfrohen Lebens.

Gebeugten Nackens steht die ganze Gemeinde Israel vor dir an diesem Tage. Schwer lastet auf vielen unserer Brüder der Druck der Verfolgung und zieht die Seelen nieder in den Staub, daß sie nicht nach aufwärts streben. Ja selbst in

:m Vaterlande sehen wir mächtige Parteien thätig, um aller Orten den Brand
hüren, um Haß und Mißtrauen zu erwecken, um die Schranken wieder auf-
)ten, die der freie Geist unserer Zeit niedergerissen hat. Laß uns aufleben
h dein Wort, daß Israels Söhne nicht selbst sich schänden, indem sie ihren
iben verstecken und verläugnen; daß sie alle die Achtung ihrer Gegner
ngen durch die Befolgung deiner Satzung, welche die Gerechtigkeit und die
ist. Sende deinen Hauch freien Geistes über unser Vaterland, daß er die
en verjage und wiederum sonnige Tage anbrechen für alle Bürger dieses
ies, dessen Größe und dessen Schätze seine Bildung und seine Gesittung sind.
Wort, Allgütiger, erhebe alle Gebeugten und Beladenen zu neuem Leben!
:men!

rund hat Israel unzählige Feinde und Ankläger und wie wenig Freunde und Fürsprecher!

Aber nicht nur durch die Not gebeugt, sondern auch durch Schuld beschämt, senken wir unser Haupt zur Erde. Wie viel ist in Israel versäumt worden! Heute feiert Israel sein großes Fest, und jeder, der jüdisch fühlt, wallt zum Hause Gottes, um in Gemeinschaft mit den Genossen zu beten und dadurch zu bekunden, daß er zu ihnen stehen will in Freud und Leid, daß jeder Schimpf, der gegen den jüdischen Namen geschleudert wird, ihn wie eine persönliche Kränkung trifft, daß er sich freudig fühlt als Glied dieses ältesten aller Kulturvölker. Da giebt es viele, die der Staat in Amt und Würde eingesetzt hat, und sie haben sich nicht losgesagt vom Stamme Juda, aber sie setzen eine Ehre darin, dem Gottesdienste fern zu bleiben und sie, die die Kleinodien der Bildung, des Rechtes, der öffentlichen Wohlfahrt in ihrer Hut haben, geben dem Volke das Beispiel, wie man die Religion geringschätzt, wie man von den Vätern ererbte Heiligtümer verleugnet. Sie sind es, die sich am schlimmsten an Israel versündigen. Das Judentum ist beschämt, weil diejenigen seiner Söhne, die durch ihre Bildung und ihre Stellung zu seinem Schutze berufen sind, sich seiner schämen. Und es ist nur eine leere Ausflucht, wenn gesagt wird, daß der Gottesdienst in seinen altertümlichen und seinen veralteten Formen ihren Gemütern nicht Erbauung genug bietet. Wir wollen die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht leugnen, aber wie soll es denn besser werden, wenn diejenigen, die helfen und bessern könnten, sich vornehm zurückziehen und eigentlich sich nur dann als Juden fühlen, wenn man sie beschimpft? Die Lauen und Matten im eigenen Lager sind eine größere Gefahr als die Verfolger im Lager der Feinde. —

Allgütiger, allgerechter Gott! Israel hat Feinde aller Orten, und wir klagen und bekennen: Unsere Seele haftet am Boden und wir beten: laß uns aufleben durch dein Wort. Wir beten zuvörderst für die durch persönliches Weh Getroffenen. Wer gebeugt ist durch das Joch der Trauer, wem im Grabe ruht, was seine Seele liebt, laß ihn aufleben durch dein Wort, daß er deiner Verheißung traut, eines Wiedersehens auf dem Gefilde der Seligen. Wer beladen durch Krankheit und Siechtum ängstlich in die Zukunft schaut, bange und vor dem Verhängnis, laß ihn aufleben durch dein Wort des Heils, der Genesung, daß die Kraft zurückkehre in die ermatteten Glieder. Und wen die Sorge drückt um des Leibes Nahrung, wer zagend dem Winter entgegensieht, der arbeitslosen Zeit, und nicht weiß, woher er in redlichem Mühen Brot gewinnen soll für sich und die Seinen, laß ihn aufleben durch dein Wort und schreibe ihn ein in das Buch eines sorgenfreien, arbeitsfrohen Lebens.

Gebeugten Nackens steht die ganze Gemeinde Israel vor dir an diesem Tage. Schwer lastet auf vielen unserer Brüder der Druck der Verfolgung und zieht die Seelen nieder in den Staub, daß sie nicht nach aufwärts streben. Ja selbst in

unserm Vaterlande sehen wir mächtige Parteien thätig, um aller Orten den Brand zu schüren, um Haß und Mißtrauen zu erwecken, um die Schranken wieder aufzurichten, die der freie Geist unserer Zeit niedergerissen hat. Laß uns aufleben durch dein Wort, daß Israels Söhne nicht selbst sich schänden, indem sie ihren Glauben verstecken und verläugnen; daß sie alle die Achtung ihrer Gegner erzwingen durch die Befolgung deiner Satzung, welche die Gerechtigkeit und die Liebe ist. Sende deinen Hauch freien Geistes über unser Vaterland, daß er die Wolken verjage und wiederum sonnige Tage anbrechen für alle Bürger dieses Reiches, dessen Größe und dessen Schätze seine Bildung und seine Gesittung sind. Dein Wort, Allgütiger, erhebe alle Gebeugten und Beladenen zu neuem Leben! — Amen!

Religion wie eine Tyrannei von sich weist und jede Schranke bricht, da sie über alle Gebühr und über alles Maß hinaus sollte beschränkt werden. Man möchte sagen, Vernunft und Wille handeln da im Zustande der Notwehr, denn die Religion naht sich ihnen als tötliche Feindin. Denn das Wort ist ja noch zu schwach, wenn wir sagen: sie will ihnen Zwang und Fesseln auflegen, da sie ja vielmehr darauf ausgeht, sie ganz zu ertöten. Gegenüber solcher Forderung ist es nur natürlich, wenn Vernunft und Wille und Lebenslust sich empören und einen Wall aufrichten gegen die Religion als ihren Feind, wenn im Geiste des Menschen der Trieb der Selbsterhaltung sich regt, wenn er es scheut, sich preiszugeben. Wir können uns verlieren im Strome der Welt, aber wir können uns nicht minder verlieren in den Einöden und den dürren Steppen einer religiösen Überspanntheit, die ungefähr mit der echten Religion so viel gemein hat wie der Wahnsinn mit der Begeisterung. Außer sich gerät der Schwärmer so wohl wie derjenige, der sich an die Eitelkeiten der Welt verkauft; der wahrhaft Fromme jedoch soll in sich gekehrt, soll bei Gott und bei sich sein.

Der religiöse Geist soll wie ein kundiger Gärtner durch die Flur schreiten und Messer und Scheere legen an die allzu üppig sprießenden Schößlinge unseres Willens, an das Unkraut, das aus unserm Geiste sprießt, und er darf es nicht schonen, wenn dieses Unkraut oft die Form einer blendend schillernden Blume annimmt; die Blume darf ihn nicht reizen, wenn sie keine oder wenn sie gar giftige Früchte trägt. Aber was möchten wir wohl zu einem Manne sagen, der sein fruchtreiches Feld zu einer kahlen Steppe gestaltet und die Ähre mit dem Unkraut ausrodet, was zu einem Menschen, der die Stämme abschlägt, um dem wilden Reise den Saft zu entziehen? Nun, ganz dasselbe gilt von einer Religion, die den Selbstmord unseres Geistes fordert, die die Tötung verlangt, um die Krankheit zu heben. Moseh, Israels Lehrer, und David, sein Sänger, und Salomo, sein Denker, sie möchten sich nicht wenig wundern über den Unterschied zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt.

Die Kinder Gottes verzichten gar nicht auf die Freuden der Welt, aber sie läutern und verklären sie. Wenn gestern Abend in jedem von religiösem Sinne durchhauchten Hause die Familie sich um ihr Haupt vereinigte, wenn der Vater segnend seine Hand auf die Kinder legte, ein Priester in dem Tempel seines Hauses, wenn die Kinder sich an die Eltern schmiegten, und Leid und Schmerz und bange Sorge sich löste im Feuer der Liebe, wenn Ein Gedanke den ganzen Kreis verband, der, sich alle Schuld zu verzeihen und durch stets neue Liebe sich zu beglücken, wenn Andere, die nicht im Kreise der Ihrigen weilten, in Gedanken alle die Teuren um sich scharten und so im Alleinsein sich nicht einsam fühlten, wenn alles in ernster Andacht sich neigte vor den Engeln, die durch die Räume zogen, wer möchte glauben, daß es eine reinere Wonne giebt, daß die Kinder der Welt zu beneiden sind von den Kindern Gottes? Scheucht dieser reine Sinn

nicht alles Böse von uns, nimmt er nicht selbst dem Schmerze sein Weh, und der Zukunft ihre Schauer?

Die Weisen Judas, die mehr noch als die Weisen anderer Völker die Neigung haben, tiefen Gedanken eine neckende, heitere Form zu verleihen, sagen[1]): Es giebt keinen Raum in der Welt, in welchem nicht unzählige böse Geister lauern, und die sehen aus wie die Lasttiere in den Mühlen und stehen dem Menschen im Wege. So aber ein Engel vorauszieht, mit lauter Stimme rufend: erzeigt Ehre dem Ebenbilde Gottes, so schreiten sie zur Seite und lassen den Menschen in Frieden ziehen; aber wenn der Sünder belastet ist, dann weichen sie nicht und er leidet Schaden. Und als einer die Frage erhob, von wem nun die Luft von bösen Geistern gereinigt wurde, da sprach der Weiseste: durch die guten Engel, denn jede gute That werde ein Engel und räume den Weg und banne die Bösen und fördere die Herrschaft Gottes.

Die bösen Geister sehen aus wie die Lasttiere in den Mühlen, das ist gewiß der seltsamste aber auch der treffendste Ausdruck in der ganzen Erzählung. Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß die bösen wie die guten Geister nie zur Erscheinung kommen, daß die Weisen die Stimmungen des Gemütes verkörpern und veranschaulichen wollen. Ist unser Gemüt unrein und trüb, so erscheint der Mensch sich selbst wie ein Lasttier in der Mühle, ist sein Sinn rein und seine That gut, so fühlt er sich als Ebenbild Gottes.

Und wenn wir Denkweise und Leben der Kinder Gottes und der Welt betrachten, so werden wir dem Ausdruck der Weisen unsern Beifall nicht versagen. Was ist denn das Resultat dieser ganzen Aufklärung und welche Lehre verkünden die Herolde, denen die Gegenwart am liebsten horcht? Daß der Mensch nichts, gar nichts mehr sei als das Tier, das zu verleugnen gilt unter den wahrhaft Modernen schon als ein Attentat gegen die gesunde Vernunft, als ein Zeugnis der schlimmsten Geistesarmut. Irgend ein Gelehrter nimmt seiner Phantasie den Zügel und setzt die Entwicklung des Menschengeschlechts Hunderttausende von Jahren zurück, um irgend einer beliebig erdachten Tierart Zeit zu lassen, ein Mensch zu werden und diese Hypothese hat mehr Macht über viele als die Stimme des Gewissens und des unmittelbaren Bewußtseins. Es mag schon sein, daß bei manchem Menschen die Stimme des Gewissens und des Geistes gar zu schwach ist. Aber nicht nur ein Tier, ein Lasttier in der Mühle ist der Mensch, das ist die neueste Weisheit des Tages. Und sie ist richtig, wenn wir der Welt ihren Gott, ihre Ideale, wenn wir ihr die Sittlichkeit und die Liebe nehmen. Denn kaum giebt es ein Wesen, das so viel Arbeit und Plage, so viel Schmerz und Jammer zu erleiden hat, und das Gleichnis ist noch viel zu schwach, wenn wir erwägen, daß der Mensch zu alledem noch das deutliche Bewußtsein seiner

[1]) Dt. r. 4,.

Nichtigkeit und seiner Mühsal besitzt. Das ist eine Aufklärung, die das Gemüt nicht verklärt, sondern verdüstert.

Und das Leben der Kinder der Welt, ist es denn nicht gleichfalls ein tierisches? Genießen sie nicht Freuden, die das Herz entweihen und erniedrigen? Wenn einer matt und abgespannt vom Rausch, von im Genusse vergeudeten Tagen lange Zeit zu jeder Arbeit unfähig ist, gleicht er da nicht mit dem stumpfen, müden Ausdruck des Gesichts einem Lasttier in der Mühle? Oder wenn ein anderer nicht Sabbat und Festtag kennt, oder ganze Monate hindurch nicht Zeit gewinnt, sein Gemüt zu Gott zu erheben oder durch ernste Bücher seinen Geist zu bilden und zu pflegen, paßt da nicht buchstäblich auf ihn die Bezeichnung der Weisen? Nicht also ist es bei denen, wo der Engel ausruft: das ist ein Ebenbild Gottes. Das ist das rechte Gleichnis zwischen Arbeit und Ruhe und Geistespflege. Die Lasttiere, sie schauen zur Erde, die Ebenbilder Gottes, sie schauen zum Himmel, die Kinder der Welt, ihr Blick ist am Boden geheftet, und sie verirren sich in dem Mannigfaltigen und ewig Wechselnden; die Kinder Gottes, sie schauen auf und haben an den ewigen Sternen die Zeichen für den Weg durch das Labyrinth des Lebens.

Aufklärung und Verklärung sind zwei Seiten desselben Wesens und beide das Erbe der Kinder Gottes. יראת אדני היא חכמה. „Gottesfurcht ist Weisheit“[1]). Zweifel und Fragen in Menge hat der Fromme wie der Gottlose; aber dem einen ruhen die Säulen des Baues auf festem Grunde, dem andern schwanken die Säulen. Wem ist da noch daran gelegen, ob der Bau schön und stattlich oder häßlich und hinfällig ist? Thoren und Unklare spalten und scheiden, was zu einander gehört, wie zwei Seiten derselben Fläche. מבקשי ה׳ יבינו כל. „Die Gott suchen, begreifen alles“[2]), lehrt der weise König. Nur wer ein Kind Gottes ist, der kann im rechten Sinne ein Kind der Welt sein und Freude finden an ihren Reizen. Nur wer aufschaut, der kann einschauen, ohne sich zu verlieren; nur wer nach Verklärung strebt, der wird auch in der Aufklärung vorwärts dringen. Das haben die großen und ernsten Geister aller Zeiten begriffen und die kleinen und spottlustigen haben es verworfen. Die halbe Bildung hat nie sich selbst und nie Gott begriffen und stets die Schale für den Kern genommen. Es ist ein altes, oft bewährtes Wort, daß wenig Nachdenken von Gott ab und viel Nachdenken zu Gott hinführt. Denn nur die Weisheit, die zu Gott weist, verdient diesen Namen.

ה׳ משמים השקיף על בני ארם לראות היש משכיל דורש את אלהים. „Der Herr schaut vom Himmel auf die Sterblichen zu sehen, ob es einen Weisen giebt, das heißt einen, der Gott sucht“[3]). Und so möge er denn bei dieser Umschau über seine Kinder, uns, die wir hier vereinigt sind, finden als Gottsuchende mit

---

[1]) Hiob 28_{28}. — [2]) Spr. 28_{5}. — [3]) Ps. 14_{2}.

ihren Gedanken und ihrem Willen, mit ihrer Einsicht wie mit ihrer That. Möge Gott, aller Aufklärung, aller Verklärung Grund und Krone, uns stets vor der Seele schweben, daß wir Gott und Welt nicht trennen, sondern an beiden uns erfreuen und nach dem Vorbild jener Kinder Gottes ויחזו את האלהים ויאכלו וישתו „sie schauten Gott und aßen und tranken" [1]) auch im Genießen Gott schauen und sein gedenken. — Amen!

[1]) 2. M. 24_{11}.

72.

Damit es dir wohlergehe.

M. A.! Es giebt bekanntlich nur wenige Gebote der heiligen Schrift, bei denen eine besondere Verheißung des Lohnes für die Befolgung hinzugefügt wird. Natürlich hat dieser Umstand Veranlassung geboten zu allerhand Untersuchungen, warum denn gerade diese Satzungen durch solche Verheißungen ausgezeichnet seien. Denn für eine Auszeichnung galt dieser Zusatz, zumal die unstreitig wichtigste Vorschrift der heiligen Schrift, die Mahnung, *die Eltern zu ehren*, begleitet wird von der Verkündigung: dann wird es dir wohlergehen und du wirst lange leben. In der That ist die gegenseitige Treue der Eltern und der Kinder die eigentliche Säule des sittlichen Lebens. Wo diese Säule geborsten ist, da steht der ganze Bau der Civilisation auf schwankem Grunde und kann über Nacht zusammenstürzen.

Unsere Weisen bemerken zu dem Verse des Koheleth: „Er legte die Welt in des Menschen Herz“:[1]) er legte in das Herz der Eltern, die Kinder zu lieben, in das Herz der Kinder, die Eltern zu ehren. Der freiwillige Gehorsam, den ein Kind den Wünschen seines Vaters, seiner Mutter entgegenbringt, ist die beste Erziehung und Vorbereituug für das spätere Leben. „Ich diene!“, jene vornehme, demütige Fürstenparole ist eigentlich die Losung aller sittlichen Menschen. Wer sein persönliches Wollen und Belieben stets in den Vordergrund drängt, wer seine Eigenart mit allen seinen Ecken und Kanten übermütig geltend macht, und sei er noch so tüchtig, er stößt überall an und verwundet. Wer sein „*ich herrsche!*“, laut auf den Markt des Lebens hinausruft, sei es nun in großem oder in kleinem Kreise, und thäte er es selbst nur im Kreise der Familie, dem frommt alles Talent und alle Willenskraft nicht, unvermerkt erstehen ihm aller Orten die Widersacher, die seine Pläne durchkreuzen. Wer aber „*ich diene*“ auf sein Banner geschrieben hat, der kann darauf zählen, daß *ihm* viele willig dienen. Knechtessinn entwürdigt, aber ein schlichtes sich Einfügen in die allgemeine Ordnung, ein gelassenes Aussprechen der eigenen Ansicht, ohne sie aufzudrängen, ein ruhiges sich Bescheiden, wenn andere Anschauungen obsiegen, bahnt sicherer den Weg zu einer gedeihlichen Wirksamkeit

[1]) 3_{11} u. Koh. r. ibid.

und zu allgemeiner Anerkennung als herrische Gewaltsamkeit. Denn es entgeht dem spürkräftigen Volkssinn der Unterschied nicht: der eine will der Gesamtheit befehlen, der andere will ihr dienen. Diese Fügsamkeit aber, die den Nächsten verbindet und doch sich nichts vergiebt, ist gleichsam ein Erbe des Elternhauses, wenn in ihm das Kind den Gehorsam gepflegt hat. Es ist eine harte Schule, wenn die schonungslose Welt nachholt, was die Eltern versäumt haben, da sie das Kindesgemüt, das so leicht sich biegen läßt, starr und störrisch werden ließen. Gutmütige aber nicht gute Väter tragen die Schuld an der Not der Kinder.

Ja, wie unsere Weisen sagen, eine Welt hat Gott hineingelegt in dieses Verhältnis von Eltern und Kindern. Es giebt kein Glück ohne Freiheit, es giebt keine Freiheit ohne Ehrfurcht vor dem Gesetz, es giebt keine Ehrfurcht vor dem Gesetz ohne Gehorsam im Elternhause. So ist es schon zu verstehen, wenn die Schrift dies Gebot auszeichnend hervorhebt. Indem sie es in der großen Weltverfassung des Sinai in die Mitte stellt, sagt sie uns: es ist der Prüfstein, ob du an Gott glaubst, wenn du deine Eltern ehrst, und nur wenn du dieses thust, nur wenn du daheim gelernt hast, dich zu zügeln, deinen Willen zu beugen, wird Leben uud Eigentum deines Nächsten dir heilig, wirst du dich auch vor der Wahrheit beugen, selbst wenn sie dir unbequem und störend in den Weg tritt, und wirst du kein lügnerisches Wort über die Lippe bringen.

Aber erhöht es wirklich die Bedeutung des Gebotes der Elternliebe für einen weisen und sittlichen Menschen, wenn noch ein besonderer Lohn für seine Erfüllung verkündet wird? Sagen doch die Weisen mit vollem Recht: Gott hat mit diesem Gebote die Welt in das menschliche Herz gegeben. Die Übung der Pflicht, die oft eine Überwindung der Neigung des Herzens fordert, kommt in diesem Falle dem Zuge des Herzens entgegen. Es ist wahr, die Hingebung, welche Eltern ihren Kindern widmen, ist ungleich größer als diejenige, welche Kinder ihren Eltern zollen. Dennoch würden es die meisten Menschen entrüstet von sich weisen, wenn man ihnen Lohn anböte für ihre Treue gegen die Eltern, sie würden glauben, die freie Gabe ihrer Liebe zu entweihen, wenn die Aussicht auf irgend welchen, und sei es auch den höchsten Gewinn, sie lockte, denn hier ist Gewissensmahnung und Herzensneigung, die so oft sich bekämpfen, in innigstem Einklang, und das gerade ist das Schöne, daß dies Gebot, das für die menschliche Gesellschaft das wichtigste ist, zugleich auch so leicht zu erfüllen ist. Warum also diese Lohnverheißung, die das sittliche Gefühl mehr stört als spornt?

Die Antwort scheint einfach darin zu liegen, daß dieses Gesetz naturgemäß sich vorwiegend an die Unmündigen wendet. Dem Unmündigen kann man nicht reden von der Würde und Hoheit der Tugend, von der Majestät des Gesetzes, davon, daß der sittliche Mensch den Lohn der Pflicht nur in ihr suchen solle, daß er keine höhere Freude kennt als den Triumph des Gewissens über die Leidenschaft. Sondern der Unmündige und der Unreife will für seine Leistung einen

Sold haben, und so kommt denn die Schrift dem engen und beschränkten Verstande des Kindesalters entgegen und sagt: von euch ist es nicht zu fordern, daß ihr brav seid, ohne Entgelt, ihr sollt ihn haben. So ihr eure Eltern ehret, so wird es euch gut gehen und ihr werdet lange leben. Und die Schrift giebt uns dadurch auch einen Fingerzeig, was es an andern Stellen zu bedeuten hat, wenn sie irdischen Segen als den äußern Ertrag und Erfolg der Tugend hinstellt. Es ist stets nur ein Zugeständnis an die Unmündigen, die ja leider nicht immer im Kindesalter stehen, sondern oft auch graue Haare tragen. Die Bibel ist ein Volksbuch, sie spricht zu den Geistesreifen, aber nicht minder zu den im Geiste Schwachen und zeigt ihnen die goldenen Früchte, die ja allerdings die Folge der Tugend sind, aber nicht ihr Lohn sein sollen. Jedermann sieht ein, daß die Gesundheit des Körpers an sich ein Gut ist und fände es thöricht, wenn jemand sagte: erhalte dich gesund, damit du gut essen und trinken kannst. Aber bei der Gesundheit des Herzens haben Viele nicht die Einsicht, daß sie ihren Wert in sich trage und diesen großen und kleinen Kindern kommt die Schrift zu Hilfe, indem sie den Tugendhaften den Segen der Erde verheißt.

Trefflich hat dies Maimonides in einem Gleichnis erörtert. Er sagt: Wenn ein Kind zur Schule geschickt wird, so haben die Eltern wohl im Sinn, daß es was Rechtes lerne und seinen Geist bilde. Aber das junge, urteilslose Kind hat für alles das kein Verständnis. So muß denn der Lehrer sagen: lerne und du erhältst Nüsse, Datteln oder Honig, und nun ist der Schüler fleißig und betrachtet das Lernen an sich eigentlich als eine ganz zwecklose Mühe und Plage; er nimmt sie auf sich um eines ganz außerhalb der Sache liegenden Zweckes willen, wegen der Näscherei, die seinen Fleiß erwartet. Das Kind wird älter und schätzt diese Lockspeisen, mit denen man es in den ersten Jahren des Unterrichts geködert hat, geringer; da sagt man ihm: sei fleißig und du erhältst schöne Sandalen und prächtiges Gewand. Alle Wissenschaft der Welt ist ihm nicht so viel wert als das hübsche Kleid, und dieses Kleid und nicht die Vermehrung des Wissens ist das eigentliche Ziel seines Fleißes. Wenn der Schüler weiter in den Jahren fortschreitet, so zeigt man als lockende Aussicht den Geldgewinn, den er durch das Studium erringen könne und er arbeitet und studiert, um Geld zu verdienen. Geld steht ihm höher als Wissen; Wiss[illegible]n ist das Mittel, Geld der Zweck. Aber wenn der Schüler allmählich hochsinnig gen[illegible]ug geworden, um Geld und Gut nicht über Gebühr zu schätzen, so entfaltet man vor i[illegible] die Bilder, welche den Ehrgeiz erregen und sagt: lerne, und so wirst einst du ein Ha[illegible] und ein Richter werden, und die Menschen werden dich ehren und sie werden [illegible] dir aufstehen. Der Ruhm des Menschen wird ihm jetzt das Ziel, die Wissensc[illegible] das Mittel. Das alles, so fährt Maimonides fort, ist verächtlich und dennoch n[illegible]wendig, denn nach der Schwäche des menschlichen Urteils bedarf es dieser Lockun[illegible] um das Studium zu fördern.

Die Weisen nennen das: die Thora studieren und üben nicht um ihrer se[illegible] willen, und sagen:[1] Mag einer nur immerhin der Thora sich weihen nicht um ih[illegible]

willen; dieser Dienst wird ihn veredeln und bessern, und bald wird er, der um Glanz und Gewinn sich ihr gewidmet hat, um ihrer selbst willen ihr dienen und es erkennen, daß es der Zweck der Wahrheit ist, daß man sie weiß, und der Weisheit, daß man sie besitzt, und der Tugend, daß man sie übt. Wer bei der Erfüllung der Gebote und bei dem Vermeiden der Sünde fragt: welchen Lohn erhalte ich dafür, gleicht allerdings dem Kinde, das zum Lernen angehalten, sich erkundigt, welche Näscherei es nach vollbrachter Arbeit bekommen würde. Aber wie wir dem Kinde keinen Vortrag über die Würde der Wissenschaft halten, sondern ihm die Näscherei versprechen, so dürfen wir diesen erwachsenen Kindern sagen: ihr werdet euren Lohn bekommen, „denn — so lehrt Salomon — antworte dem Narren nach seinem Unverstand“ [2]). Aber der wahrhaft Weise und Sittliche schielt nicht nach dem Lohne.

Der Talmud lehrt: Es heißt in der Schrift [3]) „Heil dem, der an seinen Geboten gar sehr Gefallen findet.“ Dazu bemerkt Rabbi Elieser: an seinen Geboten, und nicht am Lohn seiner Gebote. Wir fragen, wenn wir vor ein schönes Gemälde hintreten, nicht, welchen Zwecken dient es. Wir haben, durch das Beispiel großer Meister der Kritik angeleitet, es uns längst abgewöhnt, wenn ein gewaltiges dramatisches Werk unsern Geist und unser Herz aufregt, danach zu fragen, welche Moralsentenz es lehrt. Das Schöne ist erbaulich, indem es sich zeigt, es hat in sich seinen Zweck. Indem wir es schauen und bewundern, werden wir heimisch in einer höhern Welt Und das sittlich Gute sollte geschehen im Hinblick auf die trivialen Freuden des irdischen Seins, da es doch keine reinere Freude giebt, als gut sein, und der, welcher das Gute freudig übt, im wahren Sinne den Himmel auf Erden hat? Wer einen Durstigen erquickt, und er sieht, wie die Lebenskräfte dieses elenden, gebrochenen Menschen sich wieder regen, wie das matte Auge wieder Glanz gewinnt, und sich zu dem Spendenden erhebt wie zu seinem Retter und Erlöser, fühlt er sich nicht dadurch reich belohnt und wahrhaft glücklich? Und auch dieser Lohn ist nicht nötig, wenn unser Gewissen uns segnet.

Heute ist der יום הדין, der Tag des Gerichts; unzweifelhaft läßt Gott, der die Wage der Gerechtigkeit über der Erde hält, den guten Werken irdischen Lohn folgen, und sicher folgt die Strafe auf die Unthat, sie ereilt früher oder später den Bösen und zerstört sein Leben und raubt seiner letzten Stunde den Halt und den Trost; und wer über den Schulknabenverstand nicht hinaus ist, der mag bangen vor der Strafe, und mag langen nach den Früchten der guten Werke. Wir aber wollen an diesem Tage des Gerichts, den du, Allgütiger und Allgerechter, uns eingesetzt hast, uns prüfen, ob wir jene reine Liebe zur Tugend und zur Erkenntnis haben, die den Lohn der Tugend und Weisheit nicht sieht in den vergänglichen Gütern der Welt. Wer diese Liebe in der Seele hegt, der hat das Glück und den Frieden, ob es auch tost und brandet. Lehre uns, o Gott, das Gute thun und lieben um des Guten

[1]) Sanhedrin 106b לעולם יהא אדם עוסק בתורה אפילו שלא לשמה שמתוך שלא לשמה בא לשמה. — [2]) Spr. 26_5. — [3]) Ps. 112, Aboda Sara 192 a.

willen: dann wird das Gewissen von der Schuld entlastet, dann wird das Gemüt von Kummer befreit, dann schwingt sich der Geist zu dir empor und genießt auf Erden gottdurchleuchtete Freuden. Was haben wir, wenn wir dich verlieren, und was verlieren wir, wenn du bei uns bist, der du das Licht und das Heil bist. דרך מצותיך ארוץ כי תרחיב לבי „Ich eile mit Lust den Pfad deiner Satzung, dann machst du mein Herz weit und frei und freudig". — Amen!

Predigten

Zum Eingang des Versöhnungstages.



73.

Abend und Morgen — Ein Tag.

M. A.! Das hohe Fest, dessen Feier uns heut vereint, ist ein Siegesfest in dem edelsten Kampfe, der auf Erden zu bestehen ist, in dem Kampfe, der nicht ruhen und rasten darf, solange wir atmen, in dem großen Gottesstreite, wo jeder Erfolg uns Mut und Kraft soll geben zu neuem Ringen. Unser armes Herz ist das Schlachtfeld, wo der gute und der böse Trieb in heißem Streite einander gegenüberstehen, wo Pflicht und Begierde wie zwei unversöhnliche Gegner sich ständig befehden, und in diesem Kampfe giebt es Siege, aber keinen Frieden. Niemals kann der böse Trieb völlig gebändigt werden, niemals ist der Triumph der Tugend ein unbedingter und vollständiger. Wie aus dem Vulkane, den wir längst erloschen wähnten, plötzlich und unversehens die feurige Flut hervorströmt und sich verheerend ins Land stürzt, so schlägt auch in dem Herzen, in dem der Trieb zur Sünde erloschen schien, unerwartet die leidenschaftliche Begier mächtig empor und verwüstet die Gefilde, auf denen die Saaten der Tugend blühten. Und wie aus dem Felsen der Keim sich ans Licht des Tages drängt, der dann sich zum hochragenden Baume entfaltet, so ist auch ein Herz, das für felsig, wüst und unfruchtbar galt, dennoch nicht selten der Boden, aus dem ein gutes Werk aufsprießt. Wer will es ermessen, wie zur steinigen Bergeshöhe der Keim getragen worden, wie er dort sich eingesenkt hat, wie er auf diesem aller Kultur widerstrebenden Orte dennoch befruchtet worden und sodann dem Sturm und dem Wetter zum Trotze emporgewachsen ist? Nicht anders ist es mit dem Saatkorn der Tugend, dem oft das Herz von Stein sich öffnet, daß es reife Früchte bringt. Es giebt keinen unbedingt guten, und keinen unbedingt bösen Menschen, keinen, den wir oder der gar sich selbst als Sieger preisen darf und keinen, der hoffnungslos am Boden liegt. An uns alle richtet sich die große Botschaft dieses Tages und predigt dem Schwachen den Mut, dem Starken die Demut.

Unsere Weisen haben darüber eine tiefsinnige Betrachtung ausgesprochen. Es heißt in der Schrift: „Die Erde war wüst und leer und Gott sprach, es werde Licht und Gott schied zwischen dem Lichte und der Finsternis, und das Licht nannte er Tag und die Finsternis nannte er Nacht, so ward Abend, so ward Morgen, Ein

Tag" [1]). Diese Sätze deuteten die Alten auf das sittliche Leben. Die Erde ist wüst und leer, das ist das Reich der Sünde, da ist das Dasein öde, ob auch irdisches Leuchten und Blühen sich unserem Auge zeigt; und Gott sprach: es werde Licht: das sind die Stätten der Tugend, in denen es hell und fröhlich ist, ob auch Armut und Entbehrung dort die harte Herrschaft führen. Da schied nun Gott zwischen Licht und Finsternis und zwischen Tugend und Sünde, und die Tugend nannte er Tag und die Sünde nannte er Nacht.

Soweit ist die Deutung der Weisen wohl verständlich. Sodann aber heißt es weiter: und so ward Abend: das sind die Thaten der Bösen, und so ward Morgen: das sind die Thaten der Guten. Ein Tag: dies ist der heilige Tag der Versöhnung. Wie ist das zu verstehen? Eben vernahmen wir, daß die Tugend Tag und die Sünde Nacht genannt wird, und nun bekommen wir für beide wieder die neuen Namen Morgen und Abend und welche Beziehung hat zu alledem der eine Tag als der Tag der Versöhnung? Aber unsere Weisen haben mit dieser Deutung des Berichtes von der Lichtschöpfung auf Tugend und Sünde uns eine Leuchte angezündet über das Wesen des sittlich Guten und des sittlich Bösen.

Gott nennt die Tugend Tag und die Sünde Nacht. Vor dem erhabenen Geist, dem alles irdische Kämpfen und Ringen fremd ist, vor unserem eigenen Nachdenken, wenn es wie begreiflich über die Moral forscht, stellen sich Gut und Böse als Gegensätze hin, die keine Beziehung zu einander haben, die sich einander ausschließen wie Licht und Finsternis und wie Tag und Nacht. Aber wie verhält es sich damit, wenn wir ins praktische Leben schauen, wenn wir den Wandel der Menschen betrachten? Dann stehen Tugend und Sünde sich nicht als Gegensätze gegenüber, sondern sie verhalten sich zu einander wie Abend und Morgen. Der Morgen und Abend sind die Zeiten, wo Licht und Finsternis mit einander ringen, am Morgen schreitet das Licht siegend vor, am Abend die Finsternis.

Nun wahrlich, sagen die Alten, auch ihr, die man die Gerechten und Gottesfürchtigen nennt, ihr seid nicht wie der Tag, wo der Sieg schon entschieden ist, sondern nur wie die Morgendämmerung, wo die Sonne langsam vordringt, während die Nacht noch ihre Herrschaft gern behaupten möchte, und jene Andern, die man als die Gottlosen und Frevler tadelt, sie sind nicht wie die Finsternis, in die kein Strahl hineindringt, sondern nur wie der Abend, wo allerdings die Schatten immer stärker, immer düstrer werden, aber noch macht der Tag seine Rechte geltend, noch ist ein Kampf und kein Sieg. Und darum, weil in allen Sterblichen auf Erden Gut und Bös gemischt ist wie in der Dämmerung Licht und Finsternis, weil die Guten nicht dem Tage, sondern nur der Morgendämmerung gleichen, wo das Licht zwar siegt, aber nicht triumphiert, und die Bösen nicht der Nacht, sondern dem Abend, wo das Licht zwar unterliegt und zurückweicht, aber noch immer kämpft,

---

[1]) 1. M. 1_2 ff.

darum ist für beide, für Frevler wie für Fromme, der eine Tag der Versöhnung. Gut und Böse sind Gegensätze, die Guten und die Bösen sind nicht Gegensätze wie Tag und Nacht, sondern mit einander verwandt wie Morgen- und Abenddämmerung. Und zu beiden spricht dieser heilige Tag ermahnend und ermutigend und sagt ihnen, daß sie zusammengehören.

Der Gerechte, der Edle, der Tüchtige, er schaue hin auf seinen Bruder, der in Sünde lebt: er vergesse es nie, daß wir auf einem schmalen Stege an einem Abgrunde vorüberschreiten, und daß der Sorglose allzuleicht in die Tiefen stürzt. Wer auf seine Tugend stolz ist, der hat selbst wie durch einen bösen Zauber ein Fruchtgefilde in eine Wüste gewandelt, wer in übermäßigem Selbstvertrauen glaubt, daß er der Versöhnung mit Gott nicht bedürfe, der bekundet, daß es ihrer nicht wert sei, daß seine Tugend einem Schilde gleicht, der vom Erz nur den Glanz und nicht die Festigkeit hat. So er aber demütig zweifelt an seiner Gerechtigkeit, so er sich nicht erhaben glaubt über seinen sündhaften Genossen, sondern es weiß, daß auch er noch kämpfen muß den schweren Kampf mit der Finsternis, so er die Versöhnung sucht, dann ist dieser Tag für ihn ein Siegestag, dann ist sein Pflichtgefühl sicherer und fester geworden, dann hat die Morgenröte mit hellerem Scheine sich ausgebreitet über die Gefilde seines Lebens. Und dem, der von Schuld und Gewissenspein zu Boden gedrückt wird, der aus Verzweiflung, je wieder auf die gerade Bahn zu gelangen, weiterwandeln will im Gestrüpp und Dickicht, dem naht sich der Jomkippur, nicht schreckend und ängstigend, sondern freundlich und aufrichtend und sagt ihm: schaue hin auf deinen Bruder, den man ob seiner trefflichen Werke rühmt und preist, er ist, was du bist, ein Kämpfer auf Erden; nicht außer dir, sondern in dir liegt das Hindernis, ihm gleich zu werden.

Der große deutsche Dichter sagt an einer entlegenen Stelle seiner Schriften: Die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Zu solch hoher Freude ladet uns alle diese heilige Stunde. Wer hätte es nicht schon erprobt, daß das Entsagen oft mehr erfreut als das Genießen, daß die Selbstbeherrschung und der Triumph über sündhafte Begier wie mit einer himmlischen Wonne unsere Seele füllt. O daß wir es alle lernten, stets an uns zu zweifeln und nie an uns zu verzweifeln, daß wir es demütig in unsere Herzen prägen, daß der Trefflichste auf Erden den bösen Feind wohl zurückdrängt, aber nie aus dem Felde schlägt. O daß wir nicht stolz und hochmütig auf unsern Bruder blickten, der ein Opfer der Sünde ist, und dadurch selbst der schlimmsten Schuld verfielen. O daß wir ihm die Hand reichten und ihn hinaufführten aus den Tiefen der Schuld. Dann feiert das Licht der Tugend an diesem Tage einen neuen Sieg, dann erfüllt sich an unserm innern und unserm äußern Leben das Wort der Schrift: Gott sah das Licht, daß es gut war. — Amen!

74.

Belsazar.

Allgütiger Gott! Du hast uns ein neues Jahr erleben lassen, du ließest es uns erleben an deiner heiligen Stätte. Dafür danken wir dir aus den Tiefen unserer Seele. Denn nur dadurch, daß wir in deiner Gemeinschaft dieses neue Jahr begonnen haben, haben wir diesen Tag in Wahrheit erlebt, haben wir ein Bewußtsein von dem Ernst des Moments und haben wir den Bund erneut mit dir, dem Hort des Rechtes und der Liebe. Wie viel der Gnaden hast du im vorigen Jahre uns erwiesen. Du hast unserem Lande den Frieden erhalten und die Wolken, die wider die Ruhe dieses Erdteils sich türmten, zerstreut in deiner großen Barmherzigkeit. Allzuviel der Mühsal hat dieses Geschlecht schon erfahren durch des Krieges Not und Schrecken, und manches Jahrzehnt noch mag dahingehen, bevor der letzte Seufzer verhallen wird ob der Schmerzen, die die letzte Kriegsnot bereitet hat, der Häuser, die er verödet, des Reichtums, den er verschlungen, der Fröhlichen, die er in Trauer gekleidet hat. Da hat deine Güte des Geschlechts gedacht, ob es auch deiner noch so oft vergißt, und du hast die Wogen geglättet und das Wetter ist vorübergezogen. Du erhieltest unserm Lande die weisen Fürsten und Berather, die unser Volk aus der Schwäche zur Kraft, aus der Niedrigkeit zur Höhe erhoben, die ihm zur Ehre des befreienden Gedankens den Ruhm der befreienden That hinzugefügt haben.

Du hast Israel geschützt, ob es noch so oft deines Schutzes sich als unwert erweist und die Hand von sich stößt, die es führet. Nicht drang in diese Zeit so grauser Angstruf zu uns herüber, wie er noch in den letzten Jahren so oft uns aufschreckte, wenn hier die von der Roheit, dort die vom Hunger gefolterten Brüder zu uns herüberschrieen, und wir waren im Grunde wehrlos gegenüber dieser grimmen Not. Mächtig geworden ist das Recht Israels, und selbst seine Neider und Feinde müssen sich ihm beugen.

Deine Vaterhuld hat uns geschützt vor verheerenden Seuchen, und hat dem Verderben gewehrt, daß es allzu reiche Ernte halte und die Gemüter mit Ba[illegible]gen erfülle. Ach, auch ohne daß allzuheftig der Grimm des Würgers tobte, hat er manche Lücke gerissen in dieser Gemeinde, in der Gemeinde Israels, die wir tief

empfinden. Es fehlen die Hände, die sich eifrig regten zum Heile der Gesamtheit, es fehlen die Lehrer, die dein Wort verbreitet und die Jünger begeistert haben. Leichter finden sich wohl zehn der Tadler als eine schaffende Kraft. Aber du kennst unsere Schwächen und unsere Ohnmacht, und hast keine außerordentlichen Plagen über uns gesendet; dafür dankt dir deine Gemeinde in dieser heiligen Stunde. Nimm es wohlgefällig auf, das Opfer unserer Lippen, unserer Herzen!

O daß auch im künftigen Jahre der Friede seinen erquickenden Schatten über die Lande breite, und daß das Vaterland erstarke durch Pflege des Rechts, durch Arbeit, durch Gottesfurcht und Treue. Möge jedes redliche Streben Segen und Anerkennung finden und die Mühen der Guten belohnt werden durch fröhliches Gedeihen. Möge Israel ferner in Sicherheit wohnen, und wo noch heut ihr Schicksal trüb ist, da mag es erhellt werden durch das Licht deiner Liebe. Schütze diese Gemeinde, daß die Glücklichen vor dir sich beugen, und die Gebeugten vor dir sich erheben. Du allein kennst der Sterblichen unsägliche Not, daß es ihre Art ist, den schwersten Schmerz im Herzen zu tragen und ihn dem kalten gleichgültigen Auge der Welt zu verbergen, du allein weißt, wie falsch und trügerisch oft der Schein des Glückes ist, der die Sterblichen blendet. Wie manche Seele ringt nach Trost und kann ihn nicht finden. Hilf ihr in ihrer großen Not, daß sie sich tröste in der erfüllten Pflicht, in der redlichen Arbeit.

Wie mancher sinnt und müht und schafft, daß sein Haupt hinsinkt, von Sorge ermattet, und er kann dennoch die Not nicht fernhalten von seinem Hause. O sei ihm mit deiner Gnade nahe, und zeige ihm einen Ausgang, zeige ihm eine Zuflucht, daß er nicht untergehe in Schuld oder in Elend. Höre auf den Ruf dieser Gemeinde, die nach dir sich sehnt, die sich versöhnen will mit Gott und dem eigenen Herzen. Wir kennen unsere Schuld, aber wir vertrauen deiner Gnade. Unser Unrecht steht vor unserer Seele, aber wir hoffen, daß deine Liebe es tilgen wird. O daß wir wieder echte Israeliten d. h. Männer würden, die für Gott kämpfen und dadurch den Frieden haben, und daß wir es begriffen, daß diejenigen leben, die zu dir halten, und diejenigen todt sind, die von dir lassen.

Wir alle beten mit Daniel, den du geprüft und den du erhoben hast: Wir haben gesündigt und uns wider dich empört und sind von deiner Satzung gewichen. Dein ist die Gerechtigkeit und unser die Scham. Und nun, nach deiner Gerechtigkeit möge dein Zorn sich wenden, daß wir nicht zu schanden werden. Höre Ewiger und vergieb, vernimm uns, erfülle und zögere nicht um deinetwillen, denn nach deinem Namen nennt sich dieses Volk. — Amen!

M. A.! Wir wollen heut unsern Blick lenken auf ein Ereignis, das in die Zeit fällt nach dem Sturz Jerusalems, in die Zeit, da Juda unter der Herrschaft Babylons und Persiens stand. Belsazar, der König, gab ein großes Fest und da er in Weineslaune war, hieß er die silbernen und goldenen Geräte bringen, die Nebukadnezar, sein Vater, aus dem Tempel gebracht hatte, und daraus tranken der

König und seine Fürsten, seine Frauen und seine Buhlen, und bei dem Gelage priesen sie alle die Götzen Babels. Da plötzlich schien es dem Könige, als wenn Finger einer Menschenhand sich regten und auf der Wand des Palastes schrieben, und der König sah die schreibende Hand. Da erblaßte der König, und seine Gedanken schreckten ihn, und in Ohnmacht löften sich seine Glieder und seine Kniee bebten. Da rief er die Zeichendeuter und Wahrsager und versprach ihnen Purpurgewand und Ehren. Aber Keiner konnte ihm das Wunder deuten. Da wurde Daniel gerufen und dieser begann: Deine Geschenke mögen dir bleiben oder gieb sie einem Andern. Du aber höre die Deutung. Gott gab deinem Vater Herrschaft und Macht und Würde und Hoheit, und vor seiner Macht zitterten und bebten alle Völker und Zungen. Und wen er wollte, den verdarb er, und wen er wollte, den erhielt er, und wen er wollte, den erhob er, und wen er wollte, den stürzte er; und als sein Herz sich überhob und sein Geist stolz wurde, da wurde ihm die Herrschaft entrissen. Und du, sein Sohn, hast nicht gedemütigt deinen Sinn, und du hast doch dies alles gewußt. Über den Gott des Himmels hast du dich erhoben und die Geräte seines Heiligtums hast du hierher bringen lassen und es tranken daraus du und deine Fürsten, deine Weiber und deine Buhlen, und priesen die Götzen aus Holz und Stein; den Gott aber, in dessen Hand deine Seele ist, und des alle deine Wege sind, den hast du nicht geehrt. Und das ist die Deutung des Wortes: Mene, Abgezählt hat Gott dein Reich, und es ist vollendet, Tekel: du wurdest gewogen auf der Wage, und du wurdest zu leicht befunden; Pres: zerrissen ist dein Reich und andern gegeben. Und Belsazar befahl, daß Daniel in Purpur gekleidet würde und man Geschmeide um seinen Hals lege, und sie über ihn riefen: Du bist der Dritte im Reiche. Und in derselben Nacht wurde Belsazar der König der Chasdim ermordet [1].

Das ist eine Geschichte, die wunderlicher klingt, als sie ist, und wenn wir es recht erwägen, so schwindet das Wunder völlig, und nur die grause Wahrheit bleibt übrig, von der Gewissensnot derer, die das Heilige entweihen zum Dienste des Frevels, wie da plötzlich mitten im Rausche der Feste eine sichtbare Hand in feurigen Zügen ihre Schuld aufschreibt und ihre Strafe, und sie wissen wohl, was diese Zeichen sagen. Da rufen sie die Klugen, daß sie die grause Wahrheit ihnen wegdeuten möchten. Die aber vermögen das nicht. Bis endlich der Mann herantritt, der einen Geist voll Weisheit und ein Herz voll Mut besitzt, und unbeirrt durch des Königs Hoheit schaut sein klares Auge auf den Mann, dem er sein Geschick künden soll. Er sieht die schwanken Knie, das fahle Antlitz, er hört die zitternde Stimme, den Mann, der der Welt befehlen will, und dem seine eigenen Glieder nicht mehr gehorchen. Er sieht die entweihten Heiligtümer in der Hand der trunkenen Buhlen, und er deutet die Schrift, die auf der Stirn des Sünders steht: Mene Tekel Pres deiner Tage Zahl ist vollendet, das Gewicht deiner Werke ist zu leicht befunden, deine Herrlichkeit, deine Herrschaft wird zerrissen.

[1]) Dan. c. 5.

Machen wir uns zuvörderst das Eine klar, daß Belsazar nicht durch ein Wunder fiel, sondern durch eine Erscheinung, wie sie jedem begegnen kann, der schwer gesündigt und sich an dem Heiligtum vergriffen. Wer sieht denn die Hand, die an der Wand verzeichnet die Schicksalsschrift? Belsazar sitzt in der Gesellschaft lustiger Zecher, aber sie haben keine Gewissensangst, sie thun, was der König heißt, sie preisen die Götzen, weil es dem Fürsten beliebt, sie hätten vor dem ewigen Gott ihr Knie gebeugt, wenn zufällig dieser Dienst die Gunst bei Hofe gefunden, sie haben ihre Strafe in ihrer Schmach. Sie Alle sehen nichts von dem Gebilde des Schreckens, nur der König sieht die schreibende Hand, und die Deuter kommen, und verstört zeigt er auf die Schrift, aber sie sehen nichts. Ihnen ist die Wand leer und kahl, und die Königin bittet ihn, daß seine Gedanken, seine bösen Träume ihn nicht erschrecken mögen. Da erscheint Daniel, und wie er den König sieht, weiß er auch, was dessen Einbildung aufgeschrieben wähnt auf der kahlen Wand, daß hier ein glänzend Dasein zerrüttet worden durch den Übermut und die Sünde, und Belsazar fühlte es, daß Daniel die Schrift in seiner Seele gelesen hat, er allein kann es wissen, wie wahr der seelenkundige Mann geredet hat, und er ehrt ihn und macht ihn zum Dritten in seinem Königreich, das ihm schon nicht mehr gehört. Denn all diese Hofleute, die vor dem König gezittert hatten, sie haben ihn selbst beben gesehen, er hat den Schimmer der Macht verloren, und sie fallen mitleidslos über ihn her, um ihn zu verderben.

Da möchte nun mancher meinen, ich habe das Schriftwort seines Wertes entkleidet, indem dieses so berühmte Wunder nun ganz aus ihr entschwunden ist. Und mich dünkt, ich hätte es im Gegentheil in seinen vollen Wert erst eingesetzt. Wenn sonst ein Sünder dieses Schriftwort las, so mochte er wohl denken, nicht jeden straft der Herr so schwer, daß er wider die Ordnung der Natur feurige Zeichen aus der Wand treten läßt, um ihn zu schrecken. Aber nun entfaltet sich ihm ein Bild, wie Gott ohne die Ordnung der Natur zu stören einem Sünder mitten im Rausche das Gewissen weckt und der Wein selbst und der durch das Gelage erregte Sinn muß ihm helfen, daß die Phantasie schreckliche Zeichen malt und ihm das Schicksal kündet: Du bist fertig, du bist zu gering, du bist zerrissen. Schreckliche Zeichen, wer möchte nicht bangen, daß dereinst ein wilder Traum sie ihm zeigt in dunkler Nacht. Wenn ich erwäge, ob Keiner von uns die Geräte des Heiligtums zur Lust frevler Zecher verwendet und mit ihnen falsche Götter preist, Gott verzeihe es mir, wenn ich Unrecht rede, aber ich fürchte, diese Schuld ist nicht selten. Oder ist es ein Anderes, wenn Israels heilige Bräuche dem Spotte preisgegeben werden, wenn in Gesellschaft lustiger Zecher, wenn sonst die Lust ausgeht — und wo sollte all die Laune herkommen für das viele Zechen? —, sie, die ehrwürdigen Geräte, die Zielscheibe des Witzes werden. Und das thuen die, welche das Gold und Silber anbeten und ihnen ihren Trinkspruch bringen und es über die Maßen preisen.

Oder bringt etwa der nicht gleichfalls heilige Geräte zum entweihten Mahle, der so thut, als streite er für Israels Lehre, für das alte Herkommen, während in Wahrheit Eifersucht und Neid und die Lust zu herrschen die Triebfedern sind? Ungewarnt durch den Sturz seines Vaters, der auf den Höhen der Macht den Allmächtigen vergaß und in die Tiefe gestoßen des Höchsten dachte, verspottete Belsazar den Heiligen Israels, darum traf ihn das Strafwort: Mene Mene Tekel Upharsim. Geprüft, gezählt, gewogen und zerrissen. Gezählt sind deine Tage und du bist vollendet. Wie vielen lautet so das Schicksalswort am Beginn des Jahres, über viele wird am nächsten Versöhnungstage das Grab sich erheben; das ist die unabänderliche Satzung Gottes; und was kann denn Trauer und Harm dabei so groß sein, da doch auf Erden nicht unseres Bleibens ist? Wir kommen zum Vater. Wer mit Liebe gerüstet ist, wird mit Liebe begrüßt werden. Aber wenn wir gewogen und zu gering befunden werden, wenn der Ertrag unseres Lebens Spreu ist? Wie möchte der Sohn den strafenden Blick des Vaters ertragen, der ihn in die Fremde geschickt hat, daß er weiser werde am Geiste und am Herzen, und nun kommt er heim, und sein Geist ist leer und sein Herz ist arm und verödet? Wird nicht sein Andenken auf Erden untergehen, sein Name zerrissen werden und seine Spur verschwinden? Darum haften wir am Leben, ob der Furcht, daß wir zu gering sind, daß unser Name zerrissen werde.

Und darum beten wir zu dir: schreibe uns ein in das Buch des Lebens, und wenn du den Tod über uns verhängt hast, zerreiße das böse Verhängnis, böse, weil wir Sünder, weil wir die Schuld noch sühnen möchten. Hilf uns, daß wir reicher werden an guten Werken und nicht zu gering befunden werden am Tage des Gerichts. Lehre uns Gutes thun, daß nicht zusammenstürze, was wir aufgebaut, daß unser Name nicht zerrissen werde, daß die Gewissenspein uns nicht wie dereinst den König von Babel durch wirre Gesichte schrecke. Sprich voll Huld und Liebe über uns und die Gemeinde Israel das herrliche Wort סלחתי ich habe verziehen. — Amen!

76.

Beten und büßen.

M. A.! Es giebt bekanntlich zwei Arten talmudischer Weisheit, die eine hat die strenge Form des Gesetzes und ein scharf juristisches Gepräge, die andere bietet Lebensregeln und Erkenntnis des menschlichen Herzens in lieblichen Gleichnissen, in tiefsinnigen Rätseln, in geistreichen Ausdeutungen von Bibelversen. Nicht jeder der Talmudlehrer war vielseitig genug, um sich in beiden Wegen gleich tüchtig zu bewähren; die streng juristische Manier des Studiums nennt man Halacha d. h. der Weg, die Norm, die mehr dichterische und philosophische Art nannte man die Agada — die Predigt. Da begegnete nun einmal ein Gelehrter, der mehr auf dem Gebiete der Halacha seine Lorbeeren suchte, einem andern, der als volkstümlicher Prediger glänzte und legte ihm folgende Frage vor: ich höre, du bist ein Mann der Agada, der geistvollen Schriftdeutung, wie verstehst du den Vers des Jeremia? סכתה בענן לך מעבור תפלה. „Du hast dich, o Gott, eingehüllt in eine Wolke, daß das Gebet nicht durchdringt" [1]), wie stimmt das zusammen mit andern Versen als z. B.: „Der Ewige ist nahe allen, die ihn rufen, die ihn rufen in Wahrheit" [2]), oder: „wo ist ein Volk, dem Gott nahe ist jedesmal, wenn wir ihn rufen?" [3]). Hierauf sagte der Prediger: du mußt unterscheiden zwischen **Betenden** und **Büßenden**. Das Gebet ist wie ein **Brunnen**, die Buße wie das **Meer**; der Brunnen trocknet häufig aus, und der Durstende hat sich ihm vergebens genaht. Die Buße ist wie das Meer; seine Wogen sind stets bereit, den Wanderer zu tragen zu dem ersehnten Ziele; so klopft der Büßende nie vergebens an die Pforte des Himmels; so trägt die Buße uns jedesmal an die Ufer der Wahrheit, der Seligkeit, der Erlösung [4]).

Also nicht jedes Gebet wird erhört, Gott verhüllt sich zuweilen in dunkles Gewölk, daß das Gebet nicht durchdringt. Wie sollte es auch anders sein? Denken wir uns, alle diejenigen, die heute in den Gotteshäusern vereinigt sind, würden wie durch einen Zauber gezwungen, alles, was sie wünschen, laut auszusprechen, wie viel Sündhaftes, Gottloses, Häßliches und Lächerliches käme da zu Tage!

---

[1]) Klagel 3_{44}. — [2]) Ps. 145_{18}. — [3]) 5. M. 4_{7}. — [4]) Echa r. zu 3_{44}.

Für viele Menschen ist ja die Grundbedingung des eigenen Behagens, daß der andere seines Daseins nicht froh wird, wie zuweilen auch mancher irgend einen Besitz heiß ersehnt, nicht weil er ihn braucht, sondern damit der Nachbar sich ärgere. Oder es steht Jemand in rüstiger Kraft, wohl befähigt, nützlich zu wirken, aber aus einer unbezwinglichen Neigung zur Trägheit bittet er um recht viel Geld und Gut, damit er müßig seine Glieder strecke und nur für den Genuß lebe und aufhöre, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, damit aus der emsig schaffenden Biene eine Drohne würde. Jeder verständige Mensch soll zudem nur etwas erbitten, was Gott, wie ihm auch allen Sterblichen gewähren könnte; kann aber für alle der Wunsch in Erfüllung gehen, ein müßiges Lotterleben zu genießen? Für den Reichen ist die Verführung groß, nur von den Schätzen, die er gesammelt zu zehren, und einzig ein Dasein des Genusses zu leben; aber wem Gott zum Reichtum auch Verstand verliehen hat, der wird dieser Verführung widerstehen und sich der Pflicht bewußt bleiben, zu arbeiten und sich den erhofften Lebensgenuß zu verdienen. Was sind das also häufig für Gebete, die zu Gott aufsteigen, zu Gott, der ja nicht nur die Worte hört, sondern des Herzens geheimste Regung weiß! Sollen die Thore des Gebetes offen sein für den, der Verderben herabbeten möchte auf das Haupt seines Gegners? sollen diese Thore offen sein für die Wünsche des Neides, des Übelwollens, der Mißgunst, der Genußsucht, der Trägheit? Du betest um Leben und willst dann das Geschenk Gottes anwenden gegen Gott und verbindest mit dem Gebete nicht das Gelöbnis, ein braver Sohn, ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater, vor allem ein redlicher, pflichtbewußter Mensch zu werden?

Das Gebet ist wie ein Brunnen, sagt der talmudische Meister. Der Brunnen versiegt, wenn die Glut der Sünde mit brennendem Strahl sich auf ihn hinabsenkt. Der Brunnen besteht nicht für sich allein; er bekommt sein Wasser aus einem ganzen Quellensystem; so ist noch nicht genug, daß die eine edle Regung sich im Menschen öffne, daß er zum Himmel sein Auge und sein Herz erhebe und bete; wenn dies Herz selbst verschlossen bleibt, wenn alles bessere Streben in ihm verdorrt ist, dann wird auch das Gebet nicht frommen. Nur wenn wie in einem Gebirge aus allen Becken die Wasser strömen und rauschen, wenn Gerechtigkeit wie ein Strom die Seele durchzieht, wenn Begeisterung für Wissen und Erkenntnis den Geist durchflutet, wenn Arbeitslust wie Himmelstau das Herz erfrischt, nur wenn Menschenliebe uns beseelt und beseligt, dann ist das Gebet ein Brunnen, an dem sich jeder labt, der dürstet nach der Gnade Gottes. Darum muß der Betende zum Büßenden werden, wenn er Erhörung erhoffen will. Der Sänger der Psalmen betet: ואני תפלתי לך ה׳ עת רצון es komme mein Gebet zu dir in einer Zeit der Gnade![1]

In den Erbauungsbüchern unseres Stammes gelten die zehn Bußtage zwischen Neujahr und Versöhnungstag, gilt besonders der Versöhnungstag selbst als Zeit

[1]) Ps. 69_{14}.

der Gnade. Wir müssen uns hüten diese Ausdrücke mißzuverstehen. Die Gnade Gottes ist nicht an eine bestimmte Zeit gebunden; die Gnade Gottes ist nicht wie die Gunst eines Königs von Zufällen und Launen abhängig, sondern Gott ist gerecht in allen seinen Wegen. Sein oberstes Ziel ist, die Menschen zu bessern und zur Tugend zu führen. Wie ein rechter Lehrmeister erzieht er die Einen durch Milde, die Andern durch Strenge. Ist jemand verstockt und hartnäckig, so zeigt sich Gottes Gerechtigkeit und Liebe darin, daß er durch Strafen den Sünder zurückruft. Ist ein Anderer schon durch eigene Erwägung zum Bewußtsein seiner Sünde gekommen, ist er durch Reue geläutert, so kann Gott aus Gerechtigkeit gnädig sein, denn das, was die Strafe bewirken sollte, die Erschütterung des Sünders und seine Läuterung, das ist ja schon vorher durch die Selbstprüfung in dessen Gemüte vorgegangen. Darum ist ein Tag, wie dieser heilige Jomkippur, eine Zeit der Gnade. Gott kann an ihm leichter verzeihen und eher unsere Gebete erhören, weil wir ja aus eigenem Antrieb die Niederungen, die Niedrigkeit des alltäglichen Lebens verlassen haben und zu den Höhen der Religion heraufgetragen sind. Wie mächtig ist doch das menschliche Gemüt! Unsere Alten haben Recht, wenn sie meinen, am Jomkippur finde unser Gebet sicherer Erhörung als an andern Tagen; aber nicht Gott erhöht diesen Tag — vor Gott sind alle Tage gleich — sondern wir geben ihm diese Wunderwirkung, weil an ihm unser Wandel gottgefälliger und menschenwürdiger ist.

Die Buße ist wie das Meer, sagt der alte Meister. Die Meeresflut ist klar und tief; ein bußloses Herz ist oberflächlich und in seiner ständigen Unruhe ist es wirr und unklar. Aber die büßende Seele ist tief in ihrem Empfinden und so klar und rein, daß man bis auf ihren Grund blicken kann. Das Meer, es klärt und läutert Alles, was in sein Bereich kommt und nimmt selbst keinerlei Unreinheit an. So wird die Sünde selbst dem Büßenden ein Element der Erhebung. Aus der Fülle der seelischen Erfahrung ist der Satz geschöpft: Da wo die Büßenden stehen, können die makellosen Frommen nicht stehen. Es ist, wie wenn einer in Lebensgefahr geschwebt hat; man möchte Niemand raten, sich ohne Not in diese Gefahr zu begeben; aber wer dem Tode unmittelbar ins Angesicht geschaut hat, ist doch um eine hochwichtige Erfahrung reicher und freut sich ganz anders des Lichtes, da er über dem Abgrund geschwebt hat. So weiß der, welcher die Sünde kennt und sich von ihr befreit hat, ganz anders Bescheid im menschlichen Herzen, und wird durch die Übung des Guten viel höher beglückt als einer, der nie die Schrecken der Sünde gekannt hat.

Und wie leicht ist die Buße, besonders wenn wir sie nach dem hebräischen Worte תְּשׁוּבָה als Umkehr zu Gott und zur Tugend auffassen. Dem Judentum, als einer durchweg praktischen Religion, ist wenig daran gelegen, daß die Menschen sich quälen und kasteien, zumal dieses Martern und Kasteien prahlerisch betrieben werden kann, gleichsam der Hochmut der Demütigen ist. Jede Selbstquälerei aus

religiösen Gründen ist schon ein Schritt auf das Gebiet des religiösen Wahnsinns, das ja leider größer ist als man gemeinhin glaubt; sondern Buße ist Umkehr auf den Pfad der Tugend.

Und haben wir uns denn von diesem Pfade gar so weit entfernt? Ist nicht allen unter uns die Ehrfurcht vor den Eltern tief eingeprägt? Stehen die Gatten nicht treu zu einander in Freud und Leid? Sind die Eltern nicht jedes Opfers fähig für ihre Kinder? Sind wir verstockt, wenn die Religion uns ruft? Verschließen wir uns der Mahnung zur Menschlichkeit? Suchen wir Gewinn auf unrechten Wegen? Wir haben keinen Grund, unwahr zu sein gegen uns selbst und uns allzu tief herabzuziehen. Manche bewegen sich auf der Grenze zwischen Recht und Unrecht; was Wunder, daß das Unrecht sie in seine Kreise zieht, aber bei weitem die Meisten sind nicht so weit abgeirrt vom rechten Wege.

Haus Jakobs, wir wollen wandeln im Lichte Gottes; wir wollen büßen und beten, daß unsere Seele werde klar und tief wie die Meeresflut, daß unser Gebet ein Gottesquell werde, der ewig uns labe, die wir nach Gott dürsten und verlangen.

Allgütiger Gott! wir bangen und zagen und fürchten, daß es uns ergehe, wie dem Propheten Jeremia, der auf Trümmern klagte: Du hast dich, Gott, mit einer Wolke bedeckt, daß das Gebet nicht eindringt. Doch nein, wenn wir mit reinem Herzen als Büßer zu dir kommen, so nimmst du uns auf und unser Flehen und schreibst uns ein zu einem Leben, in das deine Gnade hineinleuchtet Tag um Tag. — Amen!

77.

Echte Liebe.

Allgütiger Gott! Von heiligen Schauern durchrieselt, beten wir jetzt an deiner Stätte; du kennst unsere Schwäche und verstehst unsern Fehl; wir aber wissen, daß wir arm sind und dürftig, und daß wir auf deinen Altar wenig hinlegen können der Opfer, die du allein begehrst, das sind die guten Werke, welche den Leidenden aufgerichtet und erfreut haben; aber eine endlose Schar breitet sich vor uns von vergeudeten Tagen, von leichtsinnigen Thaten, von bösen Gedanken, von schlimmem Fehl. Die guten Engel weichen von unserer Seite und wir fragen angstvoll: womit sollen wir den strengen Richter milde stimmen, welchen Ertrag hat dieses Jahr ihm, das ist unserer Seele, gebracht, daß er die Schuld uns tilge und sich mit uns versöhne?

Noch einmal drängt sich das vergangene Jahr, ja unser ganzes vergangenes Leben zusammen, und wenn wir es überschauen, gleicht es nicht einer endlosen Wüste, in der nur hin und wieder eine grünende Stätte sich zeigt? Wohl gab es Stunden, in denen wir zu dir Zuflucht nahmen, in denen wir dich erkannten, allgerechter Richter der Menschen. Aber das waren die Stunden der Heimsuchung, da der Verderber durch unser Haus schritt und seine grause Ernte hielt; den milden freundlichen Boten der Freude, der Liebe, des Glückes, wenn sie zu uns herantraten und ihre beglückenden Gaben reichten, wir empfingen sie leuchtenden Angesichtes, aber wer dachte des Gebers, wer deiner, der aus dem Füllhorn seiner Gnade unverdienten Segen auf unser Haupt schüttete, der unser Leben mit den Blumen der Liebe kränzte und Heil spendete den Unheiligen? In solch seligen Momenten war deine Liebe uns nahe, aber du selbst warst unsern Gedanken fern. Und da wir dein vergaßen in der Lust und in der Fröhlichkeit, da mußtest du wohl deine Plagen senden, daß sie uns beugten und an dich uns mahnten. Der Tod trat in unsere Häuser und entriß den Kindern ihre Krone und ihre Zier und raubte der Gattin die Stütze und den Halt und nahm dem Manne die Ehre und den Schmuck seines Hauses, und forderte von den Eltern die Kinder, an denen ihre Seele hing, und riß vom Bruder den Bruder, vom Freunde den Freund, — da dachten wir dein, da riefen wir zu dir, da wurden wir inne deines erhabenen Waltens.

Wir haben ein Wort der Weisen, die du mit deinem Geiste erleuchtet hast: אלי הם יסורין של אהבה כל שאין בהן בטול תפלה. „Das ist die Zucht der Liebe, wenn der Mensch im Weh das Gebet nicht vergißt und verlernt.“ Nun, an diesem Wahrzeichen erkannten wir auch im Leide deine Gnade, im Weh dein Heil, im Jammer deine Leitung. Zu dir führte den Sterbenden, zu dir wies den Lebenden und Zurückbleibenden der düstere Bote. Aber du hast es verheißen: כי לא לעולם אריב ולא לנצח אקצוף. „Ich zürne nicht auf ewig, und nicht ständig will ich strafen, daß der Geist dahinschmachte vor mir und die Seelen, die ich gebildet habe: ich sehe seine Wege und heile ihn, leite ihn und gebe Tröstung den Trauernden, Friede, Friede fern und nahe, spricht der Herr, und ich habe ihn geheilt.“ Unser Gemüt ist empfänglich für den Tau deiner Gnade, unser Herz ist offen, daß du einziehst und drin wohnst; unser Geist ist bereit, sich dir zu weihen.

Aber wir bedürfen deiner Leitung und deines Beistandes, daß die Gefühle, die jetzt durch unsere Seele ziehen, dort heimisch werden und nicht in den Tagen der Arbeit verjagt werden von irdischem Sinnen, daß der lebendige Drang sich aufzuschwingen nicht gehemmt wird, durch die Mühsal und Beschwerde der Alltäglichkeit, daß unsere Gedanken rein und auf der Höhe bleiben und sich nicht entweihen durch den Dunst und Moder niedrer Sphären. Mit den Worten, die einst David, da er seufzte, unter der Last der Sünde, zu dir betete und Erhörung fand, so beten wir zu dir: לב טהור ברא לי אלהים ורוח נכון חדש בקרבי. „Erzeuge mir, o Gott, ein reines Herz, und ein festes Gemüt erbaue in meinem Innern, verwirf mich nicht vor deinem Angesicht und deinen heiligen Geist nimm nicht von mir, gieb mir wieder die Wonne deines Heils und stütze mich mit opferwilligem Sinn; du, Herr, öffne meine Lippen und mein Mund künde deinen Ruhm.“ Amen.

Erschaffe uns o Gott, ein reines Herz![1]) Wenn wir einen Menschen genau nach seinem Geiste und seinem Gemüt erkennen wollen, so thun wir wohl daran, nicht nur die Handlungen zu betrachten, die mit lauterem Geräusch sich in die Öffentlichkeit drängen, die er vor den Augen der Welt vollführt, sondern wir müssen auch auf die kleinen Züge achten, da, wo er sich unbelauscht wähnt, wo er seinem Naturell freien Raum läßt und die Zügel, welche die Rücksicht auf die Außenwelt seinem Thun auferlegt, fallen läßt. Solch eine Äußerung in einem unbewachten Moment verrät oft ein ganzes Heer von unlauteren Leidenschaften, die verborgen bleiben, sei es, daß kein Anlaß vorliegt, sie ans Tageslicht treten zu lassen, sei es, daß List und schlauer Sinn sie unbemerkt ins Treffen führt und darüber geschickt wacht, daß die Unholde unerkannt bleiben. Es ist ein so schöner Schmuck der Außenwelt gegenüber, für tugendhaft zu gelten und hebt uns so sehr in den Augen der Menschen, man kann auch so viel Vorteile dadurch erreichen, daß es sich schon

---

[1]) Ps. 51_{12}.

der Mühe lohnt, zuweilen den bösen Sinn zu verschleiern und zu handeln, wie einer, כגוי אשר צדקה עשה ומשפט אלהיו לא עזב der das Rechte thut und die Satzung seines Gottes nicht läßt[1]). Wollen wir uns vor Täuschung wahren, so müssen wir einen Moment erhaschen, wo er glaubt diesen Schmuck entbehren zu können; da erkennen wir: ist ihm die Tugend ein Schmuck, den er sich anlegen kann, oder ist sie ein unzertrennbarer Teil seiner Seele? Nicht laute Worte, nicht laute Thaten offenbaren den innern Sinn, sondern oft scheinbar ganz geringfüge Dinge werfen ein helles Licht auf den ganzen Charakter.

So wie beim Charakter der Menschen, so ist es auch beim Charakter der Zeiten, der Nationen, der Religionen. Glauben wir den lauten Worten, mit denen unsere Zeit ihren Ruhm kündet, so begreifen wir eigentlich gar nicht, warum der Messias so lange weilt, warum er nicht herbeieilt, um dem Werke, dem nichts fehlt, die Krone aufzusetzen. Wer öffentlich das Wort ergreift, der thut so, als läge ihm nichts so sehr am Herzen, als das Wohl seiner Nebenmenschen; Freiheit, Friede, Milde und wie die schönen Worte alle heißen, von ihnen fließt jede Rede über und wer unschuldigen Sinnes ist und das Leben nicht kennt und seine Täuschung, der möchte glauben, nun habe die Not der Menschheit ein Ende, da so viele Menschen selbstlos und opferwillig bemüht sind, ihre Zeit und ihre Kraft ihren Nächsten zu weihen.

Aber wenn wir einen dieser Volksretter und Tugendenthusiasten und Kunstschwärmer heimbegleiten, da sehen wir, wie er die Maske von sich wirft und machen die erschreckende Wahrnehmung, wie oft die laute Begeisterung, zu der wir bewundernd hinblickten, als zu dem Unerreichbaren, nur der Mantel war, in welche schnöde Selbstsucht dicht sich hüllte. Der eine klagt über die Gleichgiltigkeit des Volkes für seine höchsten Interessen, und meint im Grunde nur, daß das Volk ihn nicht hört und bezahlt. Der andere treibt seine eigensten Künste auch mit den Armen und Dürftigen und stellt ein schönes Herz zur Schau wie einen Schmuck von Edelsteinen; er ruft Wehe über den Undank der Welt und denkt an die Ehre, die er begehrt, und die ihm verweigert wird; er senkt das Auge und schlägt sich an die Brust und thut zerknirscht, und will doch nur, daß man ihm sage: er braucht solche schwere Buße nicht zu üben. Ein dritter schwärmt für die Kunst und nennt sie seinen Lebensodem und jammert über die Niedrigkeit der Masse und über die Verkennung der reinsten Bestrebungen, und wir sind schon geneigt, innigstes Mitleid mit dieser hohen Seele zu fassen, die ganz im Reiche der Kunst lebend, sich so schwer in die Schmach und Schwäche der Zeiten finden kann, da horchen wir genau hin, es entschlüpft eine Äußerung diesen Lippen, die wirft uns aus allen Himmeln, und es geht uns ein Licht auf, wie in diesem Kopfe die Kunst und der Künstler gar so wenig sich decken und congruent sind, wie

[1]) Jes. 58$_2$.

78.

Ein böser Traum.

M. A.: „Wie ehrfurchterweckend ist doch dieser Ort, nicht anders, dies ist ein Haus Gottes und hier ist das Thor zum Himmel[1])" So sprach Jakob, unser Erzvater, als er aus einem seligen Traum erwachte, erfrischt und gekräftigt zum schweren Wege sich anschickte. So sprechen auch wir in diesen hehren Stunden der Versöhnung. An heiliger Stätte erwachen wir aus den wüsten Träumen des Ehrgeizes, der Gewinnsucht, all der nächtigen Trugbilder, die uns martern und plagen, die uns jagen und ermüden. Ja heute, hier wird es Tag, wird es licht und klar im Gemüte, der Glaube entzündet die Flamme, bei deren hellem Scheine wir nun unterscheiden können zwischen dem Gold und dem Flitter, zwischen Glück und Glanz, zwischen dem Irrtum und der Wahrheit. Uns ist zu Sinn, wie einem, der im Schlaf mit Freund und Feind in wildem Zank gerast hat; alles, woran seine Seele hängt, wähnt er in Trümmer gesunken; und nun, wo der Morgen die Nebel löst und den Schlummer scheucht, sieht er sich in einem friedlichen Heim, und weiß sich kaum zu besinnen auf all die Truggestalten, die ihn in der Nacht umschwirrt haben, nur das eine weiß er, daß ihm die eigene Einbildung die Stunden verstört hat.

Und diese Klage und diese Anklage: Die eigene Einbildung hat dir dein Dasein verstört — in dieser Stunde vernehmen wir sie mit deutlichen Lauten aus der Tiefe der Seele.

Da wird draußen gelärmt und gekämpft, der Bruder will es zerreißen, das heilige Band des Blutes und will es lernen, den Bruder zu hassen, den zu lieben jede Kraft des Gemütes ihn aufruft — und was ist die Ursache, daß diese Menschen rütteln wollen an den Säulen der Erde, daß sie an ihrem Teile zerstören wollen die Grundlagen alles sittlichen Lebens? Wenn sie nach dem Grunde dieses unnatürlichen Hasses gefragt werden, sie schämen sich ihn auszusprechen; so geringfügig und thöricht ist er. Irgend ein heftiges Wort bei einem Streit um gleichgültige Dinge hat die Menschen auseinander gebracht, und nun

[1]) I M. 28 $_{17}$.

halten sie sich in frevlem Eigensinn bemüht, die Kluft auszuweiten, daß eine Brücke der Versöhnung nur schwer hinüberführt. Und bei diesem Zank blutet beiden das Herz, und jeder thut sich selbst weh, indem er auf den andern schilt und ihm wehthun möchte, und nur den argen Hochmut können sie nicht überwinden und bleiben Feinde, während doch ihr Herz sie zu einander hinzieht.

Ist es nicht ein grausamer Spuck, der die Sterblichen plagt, ist das nicht ein böser Traum, der sie ängstet, können wir glauben, daß vernünftige Menschen so hart und finster gegen ihr eigenes Behagen wüten werden? Aber dieser Ort und dieser Tag vertreibt die finstern Gestalten, da sehen wir das Thor zum Himmel, da erkennen wir den Pfad, wo wir auf Erden die Seligkeit und den Frieden Gottes gewinnen können, schmerzlich bewegt fragen wir uns: wie konntest du die Fackel der Zwietracht in dein blühend Leben werfen? Es war ein düsterer Traum, wir erwachen und freuen uns des Lichtes und ziehen ein durch das Thor Gottes und unserer Versöhnung und reichen dem Bruder die Hand zu Liebe und Frieden.

Da jagen die Menschen nach Geld und Gut. Wir wollen nicht gar zu gering denken von der Lust der Sterblichen, ihren Besitz zu mehren, wir wollen dies Verlangen nicht schmähen, so bald es sich in verständigen Grenzen hält. Denn es ist eine Grundbedingung des Fortschritts aller civilisatorischen Arbeit, des Gedeihens der menschlichen Gesellschaft, daß der Reiche nicht ausruht auf seinen Schätzen, sondern fort und fort weiterstrebt und neue Unternehmungen ins Leben ruft. Indem er dabei seinen Gewinn fördert, wird sein Besitz zugleich zum Hebel des Glückes für Viele, schafft er einem großen Kreise Arbeit und Wohlstand. Es ist darum nur eine vernünftige Ordnung, daß, wie der Arme nach Wohlhabenheit so der Wohlhabende nach Mehrung seines Gutes trachtet. Das ist keine besonders würdige Lebensaufgabe, arbeitslos nur vom ererbten Gute der Väter zu zehren.

Aber entartet dieses Streben nicht zumeist zu einem wilden Rennen und Jagen, zu einer heißen Schlacht, wo jedes Mittel erlaubt gilt, den Gegner niederzustoßen, wo der Reiche seine Macht mißbraucht, die Armen und Schwachen niederzuwerfen und auszubeuten? Wir haben das innigste Mitleid mit dem Dürftigen, der von der Last der Arbeit zu Boden gedrückt wird, der sorgend schafft für Weib und Kind! Welches Gefühl aber beschleicht uns, wenn wir einen Reichen aufseufzen sehen in Sorge und Kummer, weil er seine ganze Habe wie in einem Spiele eingesetzt hat, oder wenn wir seine schmerzlichen Klagerufe vernehmen, daß ihm das Gold nicht so mächtig zuströmt, als er gern möchte! Wohl bemitleiden wir auch ihn aber wie einen Wahnwitzigen, der sich die hellen Augen verbindet und dann über Finsternis und Blindheit jammert. Wie entsetzlich vollends ist es, wenn er durch Sünde und Gewaltthat den Mammon zusammenscharrt, wenn er dabei das Recht der Witwen und Waisen bricht, wenn die Trauer der Unglücklichen der Preis ist, für den er den schnöden Gewinn erworben hat?

Und wofür diese Hast, diese Jagd, diese Angst, dieser Vorwurf des Gewissens? Hat er von dem Erwerb der Sünde irgend einen Vorteil, irgend einen Genuß? Nein, wie in einem bösen Traum die Einbildung unsere Sinne erregt, daß wir uns für Dinge erhitzen und ereifern, die uns im wachen Zustande verächtlich und lächerlich erscheinen, nicht anders ergeht es den Meisten das ganze Jahr hindurch in dem Hasten nach Geld und Gut. Am Jomkippur erwachen wir und fragen, wie kannst du nur dein Leben, deine Seele, deine Ehre einsetzen um ein Nichts, um einen Schatten und den Erwerb verschmähen, der allein dir öffnet das Thor des Himmels?

Welch eine Folter ist der Ehrgeiz! Der vertraut sein Glück den Winden, der die Befriedigung seiner Seele von dem Beifall der Mächtigen, von der flüchtigen Laune des Volkes hofft. Nichts vielleicht ist für den, der dem Gemeinwohl dient, so notwendig, sowohl für den Erfolg seiner Sache, wie für seine eigene Ruhe, als der Verzicht auf den Beifall der Massen. Aber da lockt so viele das Phantom, durch Titel zu glänzen, daß sie, um Würden zu gewinnen, die Würde opfern! Schlaflose Nächte, Unruhe und Unfriede, Opfer des häuslichen Glückes, Hinterlist und Falschheit, sich vor Unwürdigen beugen und die Edlen schmähen, seine eigene Ueberzeugung verleugnen, das sind oft die Preise, die der Ehrgeiz fordert. Welch hoher Einsatz, welch elender Gewinn! Wahrlich, nur im Fieber ist solche Trennung möglich, um ein Ehrenzeichen seine Ehre, um einen Titel sein Gewissen hinzugeben! Und wie wahr ist zudem, was die Alten sagen, daß die Ehren den fliehen, der nach ihnen jagt[1]).

Und heut erwachen wir und fragen uns verwundert, wie war es nur möglich, so sehr alles Urteil zu verlieren, daß wir jede Unbill und Unrecht ertrugen, um nur dem Ehrgeiz zu genügen, der unersättlich ist, weil ihn neue Phantome reizen? Wie einst den Jona der Steuermann aus dem Schlafe rüttelte und ihm zurief: „Was ist dir, Träumer, auf bete zu deinem Gott, vielleicht erwägt er es über uns, daß wir nicht zu Grunde gehen"; so ruft auch uns dieser heilige Tag der Versöhnung wach und verscheucht alle die Hetzgestalten, welche uns locken, welche uns foltern und quälen, und wer sich ganz dem Lichte hingiebt, der kann es kaum fassen, wie diese nächtigen Bilder Macht über ihn haben gewinnen können. Diese Welt des Genusses, der Gewinnsucht, des Ehrgeizes, das ist die Nacht mit ihren eingebildeten Schrecken, und hier in diesem Hause ist der Tag und seine Sonne scheucht die Schatten und die Nebel, und wir erkennen des Lebens echte Güter.

O wie ehrfurchterweckend ist dieser Ort! so rufen wir beschämt und erschüttert. Wie in jener bekannten Sage die bösen Geister nicht über die Schwelle des Tempels schreiten dürfen, und der Verfolgte aufatmen konnte, so bleiben sie auch

---

[1]) Spr. der Väter 1_{13}.

diesen Hallen fern, jene Unholde, die unser Dasein trüben. Hier erwachen wir aus unsern bösen Träumen, hier leuchtet das Morgenrot unserer Seele, hier bricht die Sonne hervor, deren warmer Strahl die wunden Herzen heilt. **Hier ist das Haus Gottes!** Und deutlich mahnt es uns, aus ihm die lichte Erkenntnis von der Liebe und der Wahrheit hinauszutragen in unsere Häuser, daß an ihren Giebeln prange: „heilig dem Herrn", und sie alle Häuser Gottes würden. Hier ist das Thor des Himmels. Warum schreiten wir nicht durch dieses Thor, um die Freuden der Erde zu gewinnen, die ein Vorgefühl der himmlischen sind?

Wie viele unter uns leiden, weil es Nacht ist in ihrem Gemüte, weil sie nicht durch das Thor Gottes in das Reich des Friedens ziehen wollen. Die meisten seufzen unter Lasten, die sie sich selbst auferlegen, unter Wahngebilden, die ihr eigener Traum erzeugt. O daß der Weckruf dieses Festes ihnen zum lichten Morgenrote werde, daß sie in deinem Hause das Thor des Himmels fänden und selige Freude ihr Anteil würde hier und dort! — Amen!

79.

Die zertrümmerten Tafeln.

M. A.! Wie ein prächtiger Bau noch in seinen Trümmern schön und ehrwürdig ist, so ist auch die Menschenseele, das Ebenbild Gottes, noch in der Entartung und Entweihung durch die Sünde wert unserer Betrachtung, wert unserer Liebe. Aus dem verfallenen Gemäuer erkennen wir dennoch die ursprüngliche Größe und Pracht. Der Giebel ist auf die Mauer, die Mauer auf den Grund gestürzt, das Oberste ist zu unterst gekehrt, Zerstörung und Verödung haben die Herrschaft gewonnen über diese einstige Stätte des Glanzes. Dennoch ahnt der mit sinniger Seele begabte Betrachter in dieser Verwirrung und Verwüstung die einstige Ordnung und Schönheit. Ja, sein Herz fühlt sich vor diesen Trümmern oft wunderbar ergriffen, mehr ergriffen als von den mächtigen und prächtigen Palästen, die unerschüttert wie ein Standbild des Stolzes hinaufragen.

Und so sollte auch keiner am Sünder, an der zertrümmerten Tugend und Treue achtlos und erbarmungslos vorübergehen, sondern zu eigener Erhebung und zur Erhebung des Nächsten mit liebevollem Blicke bei ihr verweilen. Auch dieser zerstörte Mensch ist ein Ebenbild der Gottheit. Vertiefe dich nur in sein Wesen, bemühe dich nur, ihn zu verstehen und du wirst, wie du aus wüsten Mauern dir ein Bild des einstig schönen, gewaltigen Hauses gestaltest, aus diesen verfallenen, vom Unkraut der Sünde überwucherten, von Sturm und Flut der Leidenschaft morschgewordenen Resten dir in deinem Geiste den einst reinen und braven Menschen wieder herstellen und erneuern können.

Von allen Formen des Stolzes ist der Tugendstolz nicht der verächtlichste aber der gefährlichste. Denn er bricht die Brücke ab, die den Sünder wieder zu den Gefilden des Reinen und Guten zurückführen kann. Du stehst am Ufer und hältst das rettende Seil in deinen Händen und siehst einen Menschen im Kampf mit den Wellen, du läßt lässig deine Hand sinken, weil du es nicht der Mühe wert hältst, den Armen mit den Wogen ringenden zu retten, weil er dir zu geringfügig erscheint, um auch nur das Seil ihm zuzuwerfen. Wie verbrecherisch erschiene dir solches Beginnen, wenn du den Körper eines Nebenmenschen so leichtsinnig untergehen ließest. Aber mit der Seele unseres Genossen treiben wir nur

allzu oft solch gewissenloses Spiel. Ja, wenn es noch die Angst wäre, er könne an dem Seil, das wir ihm zuwerfen, uns selbst in die Flut ziehen, er könnte uns mit hineinreißen in Schuld und Frevel; das wäre noch zu erklären und allenfalls zu verteidigen. Aber zumeist ist es ein böser Stolz, daß wir den Sünder, der doch am meisten unseres Erbarmens bedarf, untergehen lassen. Wir meinen uns zu beflecken, indem wir ihn berühren, und man kann doch nichts in der Welt recht säubern, wenn man es nicht anfaßt.

Wir geben uns nicht zufrieden mit der Strafe, die er von Rechts wegen erlitten, sondern wir erweitern die Schranke, daß er nur recht fern uns bleibe, und dies geschieht nicht nur aus dem Bestreben sich zu schützen, sondern auch aus dem überspannten Ehrgefühl, als sei zwischen ihm und uns nun gar keine Gemeinschaft mehr möglich. Und man kann diesen zerrissenen, verlassenen Menschen nicht helfen, wenn man durch hochmütige Herablassung, durch erkünstelte Leutseligkeit ihnen den Abstand erst recht fühlbar macht. Es ist das die Manier, die in der Gegenwart, die den Schein der Tugend so geflissentlich pflegt, besonders beliebt ist; es genügt nicht, diesen Elenden nur den Finger hinzulangen, nein, die ganze Hand muß man ihnen reichen, wenn man ernstlich an ihre Rettung denkt.

Als Moseh vom Berge Horeb stieg, die steinernen Tafeln, auf denen die Gesetze eingezeichnet waren, in seiner Hand, und es sah, wie das ganze Volk um den goldenen Götzen sich scharte, zerbrach er die steinernen Tafeln. Er stieg sodann aufs Neue den Berg hinan und brachte zwei Tafeln zurück, und Gott hieß ihn nicht nur diese beiden, sondern auch die früheren zerbrochenen in die heilige Lade des Heiligtums zu legen, an die Stätte, die nur einmal im Jahre, am Versöhnungstage der Hohepriester betrat, und die Weisen sagen[1]): Merk es wohl, die Tafeln und die Trümmer der Tafeln liegen in der Lade. So auch die Menschen, die gesündigt haben. Sie sind nur wie zertrümmerte heilige Tafeln, sie haben ihren Adel nicht völlig verloren, und Gott nimmt sie alle, die Unversehrten und die Zerstörten, in seine heilige Lade. Das sollte uns eine Mahnung sein, nicht hochmütig auf diejenigen herabzusehen, deren Tugend Schiffbruch gelitten, sondern sie zu retten, wie wenn sie zu uns gehörten. Oft genug erregt ein prächtiger Bau weniger unsere Empfindung, als die verwitterten Trümmer, und oft genug sind diese kalten tugendstolzen Menschen, die ihre Tugend wie eine eiserne Rüstung tragen, um unnahbar zu sein, viel weniger unserer Liebe wert, als die Sünder, die vielleicht nur durch Leichtsinn, durch einen unüberlegten falschen Schritt auf die abschüssige Bahn gekommen sind. Wir sehen bei diesen Trümmern für den ersten Augenblick nur das üppige Unkraut, das emporwuchernde Gestrüpp, erst wenn wir dieses beseitigt, wenn wir die dumpfen Dünste überwunden haben, erkennen wir die granitenen Mauern, die hohen Gewölbe, die

[1]) Menachot 99a.

kunstvolle Arbeit. Und so erkennen wir beim Sünder zuerst die wilde Pflanzung des Bösen; aber darunter offenbart sich dem liebevollen Blick noch so manche wertvolle Kraft und Eigenschaft, die noch wohl verwendbar ist zum Heile der Genossen.

Und hat denn irgend einer von uns ein Recht zu diesem Tugendstolze? Wessen Tugend ist die feste Burg, die nie in Schutt und Geröll sich wandeln kann? Ist unsere Tugend, unser unbescholtener Wandel nicht oft mehr unser Glück als unser Verdienst? Du hattest Eltern, die dich sorgsam führten, die dich frühzeitig an die Uebung des Guten gewöhnten, die die Keime des Bösen streng ausrotteten und die Tugendkeime liebevoll pflegten; du hattest Lehrer, die deinen Geist bildeten, die dich leiteten zu den Quellen des Wissens, du konntest deinen Durst löschen nach dem Wahren und Schönen, du erkanntest die erhabenen Vorbilder, die uns die Geschichte überliefert hat; du lebst in einem Lande, in welchem Bildung und Gesittung heimisch ist, und in dem das Kind in ernste Zucht genommen wird; du hattest einen Freund, der, als die Leidenschaft dich auf Irrwege lockte, durch mahnenden Zuruf dich zurückrief, oder einen schon begangenen Fehltritt sühnte und verlöschte; dir war der Weg durchs Leben geebnet durch treue Fürsorge, — ist das der Dank für all die Gnade, daß du dich in deine Tugend wie in einen Mantel hüllst und dich verbirgst der schlimmsten Not, der sittlichen Not derer, die nie aufhören, deine Brüder zu sein, die du vor der Welt, aber nie vor Gott verstoßen und verleugnen kannst.

O habet Mitleid mit diesen Opfern der Sünde, nicht das Mitgefühl der Worte, welches so bequem und wohlfeil ist und uns dabei in ein so schönes freundliches Licht stellt, sondern das Mitgefühl der treuen That, die heraufführt aus dem Abgrunde! Wie oft gilt gerade bei denen, die wir für verworfen und verloren halten, das bekannte Wort: Alles begreifen, heißt alles verzeihen! Dieser Unglückliche stand vielleicht frühzeitig verwaist und vereinsamt, er bedurfte eines Führers, er hatte keinen Vater, keine Mutter, keinen Lehrer, er sehnte sich nach einem Genossen, er hatte keinen Bruder, keine Schwester, keinen ehrlichen Freund, da drängten sich die Bösen an ihn heran und umgarnten ihn und versprachen und gaben ihm alle Lust der Welt: so wurde er ihr Opfer; — und du wolltest ihn verdammen, statt ihn zu beklagen?

Dieses Gotteshaus soll uns daran erinnern, daß wir vor Gott alle gleich sind. Aber nicht nur die Schranken der Stände, des Reichtums, der Kraft, des Wissens sollen fallen, sondern auch den Sündern sollen wir uns gleich fühlen, da wir uns alle gar zu wohl bewußt sind, daß in uns der böse Trieb waltet, und wir schwer mit ihm kämpfen müssen, da wir unsere sittlichen Siege oft genug der göttlichen Gnade, die uns die Prüfung ersparte oder erleichterte, nicht unserer Kraft verdanken. Die steinernen Tafeln, die Moseh zerbrach, waren nicht anders, als die, welche er später unversehrt in die heilige Lade legte. Nur durch

der Menschen Bosheit zerbrachen sie; und so zerbricht auch eine menschliche Seele oftmals nur durch die Bosheit und Härte der Genossen. Aber vor Gott in der heiligen Lade liegen die zerbrochenen Tafeln samt den ganzen und unversehrten. Wir wissen, daß unsere Tugend nur ein schwankes Rohr ist, und wir müssen weit mehr Gottes Gnade als unsern Willen preisen, wenn dieses Rohr nicht zerbricht und zu Schanden wird; darum ist es gottlos und lieblos, unseresgleichen, die der Sünde erlegen sind, von uns zu stoßen. Nein, wir wollen auch in den Trümmern das Ebenbild Gottes ehren und demütig denen aufhelfen, die gesunken sind. Solche Demut bringt uns Ehre vor Gott und den Menschen, denn tief wahr ist das Wort des weisen Königs: לפני כבוד ענוה Nur der Demut öffnen sich die Pforten der Ehren [1]. — Amen!

[1] Spr. 15_{33}.

80.

Gottesschau.

M. A.! Heilig und gehobener als je im Laufe des Jahres ist die Stimmung, welche jetzt unser Gemüt beherrscht; wir fühlen es, wie das verschlossene und enge Herz sich öffnet und weitet und eine Schar heiliger Engel dort hineinzieht. Wir nennen dies Haus, in welchem wir jetzt weilen, ein Gotteshaus, aber selten wird uns dieses Wortes einfacher und doch so erhabener Sinn, daß Gott in diesem Hause weilt, so klar wie in dieser Stunde. Wir alle wissen, daß ein Gott, ein heiliger Wille, die Welt zusammenhält, dennoch giebt es Momente, in denen uns dieser Gedanke verläßt, und wieder andre, in denen er uns sichtbar sozusagen und handgreiflich vor unserer Seele steht. Wenn der Jüngling, der lange in der Ferne geweilt hat, heimkehrt ins Elternhaus und sie alle, an denen seine Seele hängt, treten ihm freundlich entgegen und keiner fehlt aus der Schar der Lieben: in diesem Momente ist es ihm, als ob der Himmel sich öffnete, der lichte Gott, der Frieden spendet, hernieder blickte auf ein gesegnetes und dankbares Menschenkind. Wenn der Greis in rüstiger Kraft, hoffend und frohgemutet einen Jubeltag erlebt, ihm steht ein geliebtes Weib zur Seite, ihn umringt der Kinder fröhliche Schar, ihn erhebt der Rückblick auf ein Dasein der Arbeit und der Ehre, ihn beglückt das Gefühl, fest und rüstig dazustehen, und sonach einen langen sonnigen Lebensabend erhoffen zu dürfen, und nun wendet er dankend und betend den Blick in die Höhe: sieht er ihn nicht wie einen gegenwärtigen Freund, wie einen Vater voll Liebe? Beseligt ihn nicht ein Gefühl, als hätte er dich geschaut, den Urquell des Lichtes und des Lebens.

Und wiederum, so einer in schwerem Kampfe mit den feindlichen Mächten, mit Krankheit und Trübsal viel bitteres Leid erfahren und fast erlegen wäre, war es nicht in dem Momente, da die Gefahr am bedrohlichsten sich aufthat, als sähe er den Engel mit dem Richtschwert, den strengen, den richtenden, den strafenden Herrn?

Und so ist auch uns allen in dieser Stunde der Geist so ernst und feierlich, so gehoben, daß wir entrückt sind der Erde Sinnen und Sehnen. Wie der Körper nicht Speise noch Trank genießt und von jedem irdischen Genusse sich fernhält,

so ist auch die Seele frei von allem irdischen Verlangen, das uns wie eine schwere Fessel an die Erde heftet. Im Lärm der Werktagsarbeit fühlen wir uns oft allein, einsam im All; in der Ruhe und dem Frieden dieses Hauses ist er uns nahe, der traute Freund, wir fühlen seine Nähe, wir hören seinen liebenden bittenden Ton: Komm zu mir, ich will dich erlösen. Wir schauen die Gottheit, die innige Liebe, die den Reuigen aufnimmt wie ein Vater seinen gebesserten Sohn in sein Herz schließt, die sanft und schonend den erhebt, der am Boden liegt. Wir fühlen es: Gott weilt bei uns, und als ob er sich unserem Auge offenbare, so deutlich ist uns seine Nähe.

Daß diese Gottesschau fruchtbar werde für unser Leben und zu edlen Gedanken und Thaten anrege, wollen wir jener Erzählung lauschen, in welcher der Prophet Jesajas seine erste Gottesschau uns schildert. Dieser erzählt im 6. Kapitel seines Prophetenbuches folgendes: Es war im letzten Jahre des Königs Usijahu, und ich sah den Ewigen sitzen auf einem Throne hoch und erhaben, und sein Saum füllte das Heiligtum; Seraphim standen über dem Thron, einer rief dem andern zu: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Scharen, die Fülle der ganzen Erde ist seine Herrlichkeit. Da erbebten die Thürpfosten der Schwellen von der Stimme der Rufenden und das Haus war gehüllt in Rauch: und ich sagte: weh mir, ich vergehe: denn ein Mann von unreinen Lippen bin ich, und unter einem Volke von unreinen Lippen weile ich: denn den König, den Gott Zebaoth, sah mein Auge. Und es flog zu mir einer der Seraphim und in seiner Hand hatte er eine Kohle, mit der Zange hatte er sie genommen vom Altare. Und er berührte meinen Mund, und er sprach zu mir: sieh, dies berührte deine Lippen, und es weicht deine Schuld, und deine Sünde ist gesühnt. Und ich hörte die Stimme des Ewigen redend: wen soll ich schicken, und wer will für uns gehen? Und ich sagte: hier bin ich, schicke mich. Und er sprach: geh, sprich zu diesem Volke: höret nur und verstehet nicht, sehet nur, und erkennet nicht; verstockt ist das Herz, und schwer das Ohr, und blind das Auge, daß es nicht sieht und nicht hört, und sein Herz es nicht faßt und wiederkehrt und heil wird. Und ich sprach: wie lange, Herr? — Und nun verkündet er ihm einen Richtspruch hart und zerstörend. — „Aber wie die Eiche und die Linde, — wenn die Blätter fallen, so bleibt der Stamm, so bleibt ein heiliger Same, ein Stamm des Herrn".

Der Talmud berichtet[1]), daß diese Vision das wichtigste Glied einer Anklage gewesen, welche dem Propheten nach langem, glorreichem Wirken das Leben gekostet. Manasseh wurde König über Juda und wütete gegen den Gottesglauben und die Propheten, seine Verkünder; aber er wollte sie gern mit den eigenen Waffen vernichten. Zu Jesajas sprach er: dein Lehrer Moseh hat gesagt: „der Mensch kann mich nicht schauen so lange er lebt[2])", und du sprachst: „ich sah

[1]) Jebamot 49b. — [2]) 2 M. 33 $_{20}$.

den Herrn sitzend auf einem Thron hoch und erhaben". Moseh hat verkündet: „wo ist ein Volk dem sein Gott nahe ist wie der Ewige unser Gott uns nahe ist jedesmal, wenn wir ihn rufen[1])!" und du mahntest: „suchet den Herrn zur Zeit, da er sich finden läßt"[2]) d. i. in den heiligen Tagen zwischen Rosch haschana und Jom Kippur. Und so wußte er noch sonst Gegensätze und Widersprüche herauszufinden, indem er die Worte des Propheten buchstäblich und wörtlich und nicht dem Geiste nach auffaßte. Das ist ja bis auf den heutigen Tag die beliebte Manier der Gegner der Schrift, daß sie ihren thörichten Einfall der Bibel unterschieben und dann gegen die Bibel verwerten. So that es auch Manasseh gegen Jesajas, und der Prophet wurde getötet.

Aber, fragen die Weisen, warum fand der Prophet ein so jähes und gewaltsames Ende, warum war es ihm nicht vergönnt, nach so glorreicher bis an die entferntesten Geschlechter reichender Wirksamkeit seine Tage in Ruhe zu beschließen? Und wie Manasseh den nichtigen Vorwand zur Anklage, so finden sie den triftigen Grund für seinen Tod in der Erzählung des Propheten von seiner Gottesschau.

Er hatte da über das ganze Volk das Urteil gewagt: ich wohne unter einem Volke von unreinen Lippen. Dafür wurde er gestraft. Denn der Herr rechtet mit seinen Frommen um Haaresbreite. Moseh war gestraft worden, weil er das ganze Volk widerspenstig genannt hat, Jesajas, weil er es ein Volk von unreinen Lippen gescholten. Die Weisen Israels mißbilligen aufs höchste jenen Polterton der Tadler, die da meinen, durch eitel Schelten und Lärmen die Menge zu leiten und Frömmigkeit zu fördern. Dem, der zum Volke redet, ziemt mehr als jedem anderen Ehrfurcht vor dem Volke und gerade beim Tadel soll er die Worte weise wägen. Wie arg verstrickt auch das jüdische Volk in dem Netze der Sünde war zur Zeit des Jesajas, den ganzen Stamm ein Geschlecht von unreinen Lippen zu nennen, das war sicherlich eine Übertreibung, eine Unwahrheit. So sündig, daß kein Gerechter in ihnen zu finden gewesen, waren nur die Bewohner von Sodom und Gomorrha. Sonst aber fehlen keiner Zeit, keinem Volke, keiner größeren Gemeinschaft völlig die Gerechten und Treuen, und darin wurzelt die Scheu und die Ehrfurcht, welche unwillkürlich jede größere Menschenmasse einflößt. Wohl hatte Jesajas solch übertreibenden Tadel nur am Anfang seiner prophetischen Laufbahn erhoben, aber an ihm, der von Gott und sittlicher Pflicht die reinste Anschauung hatte, mußte auch diese kleine Schuld härter geahndet werden.

Aber ob auch diese eine Äußerung vor dem gegen die Geistesgroßen und Gewaltigen strengen Urteil der Talmudweisen nicht bestehen kann, diese ganze Schilderung der Prophetenweihe ist herrlich und lehrreich, und wenn wir, ergriffen

---

[1]) 5 M. 4_{7}. — [2]) Jes. 55_{6}.

von dem Ernst und der Weihe dieser Stunde die Gottesnähe fühlen, so wird uns dieses Gefühl deutlicher durch die Betrachtung der Gottesschau des Propheten. Auch wir sehen jetzt den Ewigen sitzend auf seinem Thron hoch und erhaben, Gericht haltend über die Sterblichen, ihr Los bestimmend, dem einen zum Leben, dem andern zum Tode, dem einen zum Siege, dem andern zur Prüfung, sein Saum erfüllt diese heilige Stätte, niedergelassen hat er sich von seinen Höhen, und wie gewaltig und unermeßlich und hoheitsvoll er uns auch erscheint, sein Saum ist im Heiligtum, er weilt bei uns, er erfüllt den Tempel, und erfüllt unser Herz, und Seraphim stehen um ihn, sechs Fittige hat ein jeder, mit zweien deckt er das Antlitz, mit zweien die Füße, mit zweien erhebt er sich zum Fluge. Jeder Seraph deutet uns unser eigenes Schicksal, wie ja schon die Alten sagen, daß jedes Wort Gottes ein Engel wird. Wir blicken auf den Seraph, aus seinen Mienen möchten wir lesen, ob das neue Jahr uns Freude oder Schmerz wird bringen; aber verhüllt ist das Antlitz, verdeckt die Gestalt; wir hören nur das Rauschen des Fittigs, mit dem er sich zum Fluge anschickt. Ungleiche Lose werden sie zu den Sterblichen tragen, schmücken werden sie das Haus dem einen und veröden dem andern, dort werden sie Jubelklänge wecken, hier zur Klage stimmen, dem die Hoffnung erfüllen, und jenem sie zerstören. Aber wie verschieden auch ihre Sendung ist, sie vereinen sich dennoch zu dem großen Chore: Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Scharen, voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit. Denn sie allein wissen, daß, wie verschieden auch ihr Auftrag ist, der Ewige stets das gleiche Ziel hat, Heil zu senden seinen Kindern.

Aber dieses Ziel und diese Liebe verstehen die Kinder nicht: es erbeben die Thürpfosten der Schwellen, wenn die Seraphim huldigend Gott sich nahen, bevor sie zur Erde steigen ihre Sendung erfüllend, und das Haus füllt sich mit Rauch. Zitternd stehen wir vor dem Throne Gottes, das Herz erbebt in seinen Tiefen, Wolken umschleiern die Seele; das Bewußtsein unserer Ohnmacht, unseres niederen Trachtens überkommt uns, und wir sprechen wie der Prophet: „weh mir, ich vergehe, denn ein Mann von unreinen Lippen bin ich, und unter einem Volke von unreinen Lippen weile ich, und nun schauen meine Augen den König, den Gott der Scharen." Der König, das ist, wie wir aus den Festgebeten wissen, die Bezeichnung für den richtenden Herrn der Welt. Wir sehen diesen Richter, und wir erschrecken ob der Unreinheit unserer Lippen, ob des Luges und der Täuschung, denen sie so oft gedient. Wir möchten uns erheben, aber wir verzagen, daß es gelinge. Denn unter einem Volke von unreinen Lippen weile ich. Überall lockt die Verführung Da sehen wir die Niedertracht sich in schöne Worte kleiden, die Selbstsucht verdeckt sich mit dem Mantel der Humanität, wie sich die Raupe verbirgt unter dem Fittig des Falters; der Ehrgeiz der sich sucht, thut als ob er Menschenwohl suche. Wie mag man nur zur Wahrheit sich aufraffen unter diesem Volke der unreinen Lippen?

„Und es flog zu mir einer der Seraphim und eine glühende Kohle war in seiner Hand, mit der Zange hatte er sie genommen vom Altare." Das ist kein überflüssiger Zusatz: auch der Seraph kann nur von dem Holze, das wir selbst aufgeschichtet und entzündet haben, die Kohle nehmen, die den Makel der Sünde wegzehrt von unseren Lippen; Gott, der Allmächtige, kann uns nicht helfen, und uns von der Sünde erlösen, wenn wir uns selbst nicht helfen. Diese Glut vom Altare, von uns angefacht, das ist das Gefühl der Reue, die glühende Scham, daß unser Mund der Lüge gedient, mit ihr sich befleckt hat. Das Bekenntnis: ich bin ein Mann von unreinen Lippen, die Glut, die von ihnen kommt, das ist die Kohle, mit der der Engel herantritt und spricht: „sieh, diese berührt deinen Mund, und es weicht deine Schuld, und deine Sünde ist gesühnt." Fürchte nicht, daß die Verführung dich umgarnt, daß die Lüge übermächtig wird, so du dir selbst treu bist und der Wahrheit, so wird dir dies Bewußtsein eine eherne Mauer sein, an die du dich lehnen kannst, und sorge auch nicht, daß du allein stehen wirst im Kampfe gegen das Böse, es ist nicht wahr, es ist eine arge Übertreibung, hart zu ahnden, daß es ein ganzes Volk giebt, von unreinen Lippen; ob auch die Schar klein ist, niemals fehlt es dem Redlichen völlig an Genossen, die begeistert sind für das Gute und Edle und für dasselbe arbeiten mit jeder Faser ihrer Kraft.

Welch eine Wandlung vollzog sich in dem Gemüte des Propheten, vollzieht sich in unserem Gemüte, wenn wir dies erwägen, wenn der Seraph mit der glühenden Kohle unsern Mund berührt und entsühnt! Der Prophet, eben noch ängstlich und dem Tode nahe, hört die Stimme des Gottes: „wen soll ich schicken, wer soll gehen für uns?" und nun erregt ihn nicht das Volk, das schuldbefleckte; ohne Scheu und Bangen, mit dem Mute des Siegesgewissen sagte er: „Hier bin ich, schicke mich."

Wir alle hören diesen Ruf jetzt von dem Throne des Heiligen und Erhabenen! Damit ist nicht erschöpft die Weihe dieses Tages, daß er dem Reuigen zurief: die Schuld ist gewichen, die Sünde ist gesühnt! Sondern er fragt mich vom Thron Gottes, wen soll ich senden, daß er die Bösen bekämpfe, daß er den Guten den Weg bahne, daß er das Licht fördere und das Leid lindere, daß ihn die Menschen erkennen als einen Boten Gottes? Und hat uns die Glut der Reue wahrhaft entsühnt, so werden wir alle freudig rufen: hier bin ich, schicke mich.

Jedoch der Prophet in der hellen Freude über die Erneuung seiner Seele, unterschätzt die Schwere seiner Aufgabe, und Gott spricht zu ihm: Du mußt zu einem Volke reden, des Herz ist hart, des Aug' ist blind, des Ohr ist taub; hören werden sie, und nicht verstehen, sehen werden sie, und nicht erkennen; absichtlich werden sie Aug' und Ohr und Herz verschließen, daß sie nur ja und ja nicht heimkehren und geheilt würden. Auch wir denken uns an dieser heiligen

Stätte, die Aufgabe sei leicht, das Gute zu fördern, aber draußen an der Schwelle lagert die Sünde; da gilt es tausend Kämpfe zu bestehen, tausend Gegner zu überwinden und treu und fromm zu bleiben inmitten einer Welt, die so wenig die Tugend ehrt. Und wieder wird es dem Propheten bang: ihm rührt das Herz die Geistesnot seiner Brüder, daß sie hart und taub und blöd sind, und er fragt: „wie lange soll das dauern, ewiger Gott?"

Und hierauf vernimmt er zuerst die Verkündigung eines göttlichen Strafgerichtes. Denn selten neigt sich ein Ohr zu der frommen Rede und selten öffnet sich ein Auge um Gott zu schauen, und selten wird ein Herz dauernd mild und sanft und dem Edlen zugewandt auf freundliche Mahnung. Laut und erschütternd muß der Allmächtige reden, wenn er vernommen werden soll. Darum darf der Fromme nicht zweifeln an der göttlichen Liebe, auch wenn der Herr in Strafgerichten zu uns redet, er will doch nur, daß wir wiederkehren und geheilt werden. Das sagte er dem Propheten, das sagt er uns an diesem heiligen Tage, daß wir uns versöhnen mit trüben Schicksalen, die uns betroffen haben, mit schweren Fügungen, die uns bevorstehen. Verhüllt ist des Seraphs Antlitz und Gestalt, jedem der Sterblichen trägt ein Engel ein anderes Los zu, aber er trägt zu jedem die gleiche Liebe des Vaters. Wie der Eiche und Linde im Blätterfall der Stamm bleibt, so bleibt unversehrt die heilige Saat des Herrn, der Stamm des Herrn.

Und nun war die Weihe des Propheten vollendet; er war der Sünde ledig und seines Gottes voll; er hatte die Fessel von sich geworfen und die Rüstung angelegt; er hat Gott geschaut und erkannt, daß alles Gute nud Große mitten im Sturme sicher dasteht wie Eiche und Linde im Blätterfall.

Uns allen erweckt diese Stunde der Erhebung das Bewußtsein, daß wir der Gottheit nahe sind; wir sehen sie richtend und sühnend zu ernster Pflicht uns mahnen. Lernen wir von der Gottesschau des großen Sehers, daß alles Gute und Tüchtige dauert, daß nur die Blätter fallen, daß aber der Stamm bleibt. Dann wird uns der Seraph, welches Los er auch immer in seinem Fittig birgt, nicht schrecken, sondern einstimmen werden wir in den heiligen Chor: קדש קדש קדש ה׳ צבאות מלא כל הארץ כבודו Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Scharen, voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit. — Amen!



Predigten

Zum Versöhnungstage.



81.

Fester Sinn.

Allgütiger Gott! Du bist unsere Feste, unsere Burg, unsere Zuflucht. Du bist mein Licht und mein Heil, vor wem soll ich fürchten? Du Schützer meines Lebens, vor wem soll ich bangen? Selbst dieser Tag des Gerichtes, er schreckt uns nicht, er lehrt und unterweiset uns. Wir wissen, daß du aufrichtest den, der sich beugt, daß du erhebst den, der sich erniedrigt, daß du sättigst den, der hungrig ist nach dir und deiner Wahrheit. Deine Weisen haben es als ein Wunder gekündet, was in Jerusalem geschah: in den heiligen Tagen standen die Israeliten beengt, wenn sie den Kopf hoch trugen, aber der Raum wurde ihnen weit, und die Brust wurde ihnen frei, wenn sie ihren Nacken beugten. Aber wir vertrauen deiner Vaterhuld, daß dieses Wunder überall sich erneut, wo die Menschen sich vereinen zu deinem Dienst. Das Leben ist eng, und gedrückt fühlt sich, wer da glaubt, er könne stehen vor seinem Gott, er könne stehen auch ohne seinen Gott; wir aber, wir beugen uns vor dir und fühlen uns frei und weit, indem wir dir dienen; denn so sprachest du: Sie sind meine Knechte, darum sollen sie nicht verkauft sein nach Knechtesart

Wir danken dir, daß du uns hast erleben und erreichen lassen diesen Tag der Versöhnung; o sprich auch über uns, die wir nach dir verlangen und befiehl deinen Engeln: סלו סלו פנו דרך הרימו מכשול מדרך עמי „Bahnet, bahnet, räumet den Weg, hebt jeden Anstoß vom Wege meines Volkes". Wir danken dir für die Weihe und für die Erbauung, die deine heilige Botschaft heut und sonst unserm Gemüte gewährt. Du gabst uns Freude und Fröhlichkeit über Maß und Verdienst; wir wissen, daß wir deine Schuldner sind immerdar. Auch manche Prüfung hast du uns gesandt. Aber wir sind eben dadurch getröstet, daß wir das Leid als Prüfung auffassen, als Sendboten deines Heils. Blicke gnädig auf uns herab, wo ein Kranker auf seinem Schmerzenslager sehnend zur Höhe blickt und von dir Erlösung hofft, sende deine Boten, daß sie ihn heilen und erheben. Wo eine Seele vom Schmerz zerrissen ist, weil sie ihr Kleinod verloren, weil von ihrer Seite ist genommen worden, was ihr teurer war als das eigene Leben, o verbinde die Wunde und lindere den Schmerz und senke deinen Trost in das bedrängte Gemüt!

Wo einer schwer zu tragen hat an der Last des Lebens, daß ihm die redliche Arbeit nicht den Ertrag gewährt, sich und die Seinen zu ernähren, o stärke du den matten hoffnungsarmen Sinn und gieb deinen Segen seinem Mühen, denn süß ist die Gabe aus deiner Hand, und bitter und schwer die aus der Hand der Menschen.

Schütze Israel, dein Volk, das du erlöst hast, das du ständig erlösest aus Marter und Qual, brich die Fesseln, die Neid und Selbstsucht und Roheit ihm an so vielen Orten auferlegen durch das Vorurteil, das in so vielen nistet und deinem Namen und deinem Glauben so viel Unrecht und Unheil gebracht hat. Nimm das teure Vaterland unter deine allwaltende Obhut; möge es blühen und groß sein, und alle Güter des Geistes mögen in ihm Pflege und Verehrung finden; daß aus den Kämpfen der Friede, der Sieg des Rechts und des Lichts werde, daß Gottesfurcht und Vaterlandsliebe alle Bürger versöhne und vereine zu gemeinsamem Ziele. Gieb Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit, daß der Acker die Mühe des Landmanns lohne, daß die Erde reichlich speise ihre Bewohner; segne den Fleiß der Redlichen, daß die Menschen ihres Daseins froh werden vor deinem Angesicht; deine Hand schütze diese Stadt, diese Gemeinde und wehre dem Verderben, daß es sich ihren Häusern nicht nahe und halte uns Alle gesund am Geiste und am Leibe. לב טהור ברא לי אלהים ורוח נכון חדש בקרבי „erschaffe uns ein reines Herz und erneue uns einen festen Geist. Amen.

Und erneue uns einen festen Geist[1]). Mehr als zwei Jahrhunderte sind vorübergegangen, seitdem zum letzten Male die religiöse Idee die Gemüter so aufgeregt hat als in unseren Tagen[2]). Wenn unseren kleinen Geistern vor einigen Jahrzehnten jemand gesagt hätte, daß die Religion binnen kurzem der eigentliche Inhalt des geschichtlichen Lebens sein werde, daß sie die Triebfeder so vieler politischer und sozialer Einrichtungen bilden werde, er wäre sicherlich verlacht worden. Tiefere Geister dachten darüber stets anders, und ewig bedeutsam ist das Zeugnis von Deutschlands größtem Dichter, der doch selbst nicht gerade innerhalb der Religion stand, daß im letzten Grunde alle Kämpfe der Menschen Kämpfe des Glaubens mit dem Unglauben sind. הלנו אתה אם לצרינו „Gehörst du zu uns oder zu unseren Feinden“[3]), gehörst du zu den Streitern Baals oder des Einzig Einen, diese Frage ist die einzig korrekte. מלחמה לה׳ בעמלק מדור דור „der Kampf des Herrn mit Amalek von Geschlecht zu Geschlecht“[4]), der Kampf der Menschen mit der Schlange, das ist die einzig berechtigte Feindschaft.

Diese Thatsache, so lange verdunkelt und zurückgedrängt, sie ist mit scharfem, blendendem Lichte wieder herausgetreten. All das Ringen und Streiten der Staaten, wie der einzelnen Klassen in den letzten Jahren, es ist nur zu verstehen, wenn die religiösen Momente in die Betrachtung gezogen werden. Als vor mehr als zwei Jahrhunderten der Kampf endete, weil es an Streitern fehlte, da schlossen die Parteien

---

[1]) Ps. 51_{12}. — [2]) Gesprochen zur Zeit des Culturkampfes. — [3]) Jos. 5_{13}. — [4]) 2 M. 17_{16}.

einen Waffenstillstand, aber keinen Frieden; denn ein Friede muß die Ursache der Fehde beseitigen. Und jetzt beginnt der alte Hader aufs neue. Oder ist es zufällig, wenn dieselben Menschen, die den gerechten Anspruch übertreiben, gegen die Kultur sich auflehnen und alle Ordnung in Frage stellen, auch die Gottheit höhnen? Nein, was Gott für unsere Erkenntnis ist, ist die Sittlichkeit für unser Thun. Keiner kann mit Bewußtsein sittlich handeln, ohne an Gott zu glauben. Keiner wird nur an Gott glauben, ohne diesen Glauben ins Leben zu tragen und ihn zu bewähren durch einen sittlichen Wandel. Das hängt zusammen wie Hirn und Herz, die beide von demselben Blutstrom gespeist werden.

Aber in diesem Stürmen und Ringen wird manch frommem Gemüt gar bang und ängstlich. Es giebt gar viele stille Seelen, die ihrem Gott treu sind, die auch Mut zum Leiden haben, die für ihren Glauben sterben, aber nicht für ihn leben und streiten können. Und zumal ein treuer Israelit mag besonders furchtsam werden, denn er steht ja eigentlich außerhalb der Parteien und muß fürchten, daß, wer auch immer siegen möge, sein Glaube werde Schaden nehmen. Darum ziemt sich besonders für diese Zeiten das Gebet „einen festen Sinn erneue in uns". Denn es ist nicht wahr, daß diese Fehde uns nichts angeht, daß es uns gleichgültig sein könne, wem der Sieg wird. Israel ehrt jede Ueberzeugung, deren Träger ehrlich sind und gerecht; aber da der Gipfel der Wahrheit stufenweise erklommen wird, da der Weg zu ihr nicht durch eine Wüste führt, sondern durch einen Blütenwald stets neuer und frischer Erkenntnis, so kann Israel nicht parteilos bleiben; und sodann — ist es nicht von der höchsten Wichtigkeit, daß überhaupt die religiöse Idee die Gemüter aufregt?

Israel, das darauf nicht verzichten darf, dereinst das Erbe aller Religionen anzutreten, indem es das Erbe der Väter allen Völkern mitteilt, weiß, daß die Thora, so wie sie dereinst zur Erde kam unter Donner und Blitz und Posaunenschall, so auch die Erde durchdringen wird unter denselben Zeichen, das heißt in rastlosem Ringen mit den Mächten der Finsternis. Mag immerhin der Horizont mit düsterm Gewölk sich umziehen und mit Blitz und Donner sich entladen, mag mancher Blitz sogar das Judentum selbst treffen und die Kleinmütigen in Schrecken setzen, einem festen Gemüt macht die Zukunft keine Sorge, die nur dunkel ist über den momentanen Erfolg, aber hell und klar über den endlichen dauernden Sieg, und vollends klar in Bezug auf unsere Pflicht.

Als Jakob von Laban zog, erzählt die Schrift[1]), da blieb er zur Nachtzeit allein am jenseitigen Ufer des Baches Jabok, und ein Mann rang mit ihm bis das Morgenrot aufging, und da er sah, daß er ihm nicht beikam, da berührte er seine Hüfte; und es erlahmte die Hüfte Jakobs bei diesem Ringen. Und der Engel sprach: schicke mich fort, denn das Morgenrot ist aufgegangen. Und jener sprach: ich

[1]) I M. 32_{25} ff.

lasse dich nicht, denn daß du mich segnest. Und der Engel fragte: wie ist dein Name? Und jener sagte: Jakob. Da kündete der Engel: Nicht Jakob soll künftig dein Name sein, sondern Israel, d. h. Gottesstreiter, denn du hast mit Gott und Menschen gestritten und gesiegt. Und Jakob bat: sag mir deinen Namen. Doch jener erwiderte: was fragst du nach meinem Namen? Da aber segnete er ihn. Und Jakob nannte diesen Ort Gottesschau, und die Sonne leuchtete ihm, als er davonzog.

M. A.! Diese Stelle, die von dem Kampfesberuf Israels redet, sie ist nicht in allen Punkten uns verständlich, und, wie das so oft geschieht, die Mühe der Erklärer hat das Dunkel nur erhöht, statt zu scheuchen. Jakob gerade erhält den Namen Israel, Gottesstreiter. Jakob — ein seltsamer Name, ahnungslos hatte ihm sein Vater diesen Namen gegeben, aber sein Bruder Esau übersetzte Jakob mit: „der Schleichende", „Täuschende". יעקב ויעקבני זה פעמים „der Täuschende ist sein Name, er hat mich zweimal getäuscht"[1]). Und wenn wir recht erwägen, so hat Esau so Unrecht nicht: um das Recht der Erstgeburt hat er ihn zwar nicht betrogen, aber brüderlichen Sinn hatte er nicht bekundet, und den Segen des Vaters, der dem Esau bestimmt war, hatte er sich erschlichen. Dem Laban war er keineswegs offen und gerade begegnet, und zuletzt hatte er ihm, allerdings in berechtigter Angst, die Töchter heimlich entführt.

Und nun zieht er heimwärts, aber er ist nicht froh, denn gegen ihn erhebt sich Esau, den er erzürnt und beleidigt hat. Die böse Saat, die er ausgestreut hatte, sie war aufgeschossen. Er fühlte, daß ihn diese Not nicht unverschuldet traf, da regte sich in ihm gewaltig der Drang, allein zu sein, und, losgelöst von den Menschen, seinen Geist und sein Herz zu erneuen, die kleinen Schliche und Listen der praktischen Leute zu lassen und die Reinheit und Geradheit derer zu gewinnen, die Gott dienen. Und ein Mann rang mit ihm bis an die Morgenröte. Die Gestalt, die ihm entgegentrat, es war, wie aus der Erzählung deutlich sich ergiebt, der Herr selbst. Der Herr rang mit Jakob, er hätte ihn niederringen müssen. Denn die kleinen Künste, die er gegen die Sterblichen anwandte, was sollten sie frommen vor diesem Angriff? Nur der Fromme und Reine hält Stand vor solchem Gegner, der sich gern, aber schwer besiegen läßt, der selten den Ruf, den freudigen, erhebt: Meine Kinder haben mich besiegt!

Dennoch war dem Jakob der Sieg. Wodurch? Moseh verschweigt es; aber was Moseh nicht aufklärt, erläutert Hosea. Alle die Waffen, die der Herr anwandte, alle die Anklagen über ein verfehltes Dasein und über ein Dasein voll Fehl, den Donnerlaut des Gewissens und den Schrecken der Strafe, den Abscheu vor der Sünde und dem, der mit ihr behaftet war, sie waren machtlos, denn בכה ויתחנן לו „er weinte und betete", wie Hosea sagt[2]). Vorüber war für Jakob die Zeit der

---

[1]) I M. 27_{36}. — [2]) 12_{5}.

List und der schlauen Künste; er erschlich sich nicht mehr Erstgeburt und Segen, er hatte es besser erfahren: Erstgeboren vor Gott und gesegnet ist, wer weinen und beten kann. Nicht mit unserem Mut können wir die Gottheit besiegen, sondern mit unserer Demut, nicht mit unserer Macht, sondern mit dem Bekenntnis der Ohnmacht. Und nun sprach der Engel: laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Das ist die erneute Prüfung. Weinen und beten in der Nacht, das können wir alle, da wollen wir Gott festhalten; aber wenn das Morgenrot anbricht, da vergessen wir ihn und lassen ihn ziehen. Aber Jakob war ganz gewandelt worden; er läßt den Engel nicht ziehen, es sei denn, daß er ihn segnet; der Feind war ihm zum Freunde geworden und der Engel, der mit ihm gerungen hat, segnete ihn. Die Sünde, bekannt und bereut, mahnt uns an unsere Stärke. „Die Büßenden können härteren Strauß bestehen, denn die Frommen, die nie gesündigt haben"[1].

Und er fragte den Jakob: wie heißt du? Er aber antwortete: Jakob. Es war einfach sein Name, aber in diesem Zusammenhang enthielt dieses einfache Wort gleichsam das Bekenntnis all der Schliche und Ränke, die er vormals geübt hatte. Aber nun soll er nicht mehr Jakob heißen, der Täuschende, der Schleichende, sondern der Gottesstreiter, der mit Gott für Gott gestritten hat. Jedoch nun möchte Jakob gern den Namen des Engels wissen — und erhält Bescheid und wieder keinen Bescheid. Mit Worten nicht, aber mit der That wird ihm geantwortet: was fragst du nach meinem Namen? aber er segnete ihn, heißt es. Der Unveränderliche erscheint dem Sterblichen in stets wechselnder Offenbarung; überwindend und überwunden, allmächtig und biegsam durch das Gebet des Schwachen, aber in tausend Formen derselbe, indem er segnet. Der Name ist, wie Gott dem Manne kündet, פלא „der Wunderübende, der Verhohlene"; aber die That, die Spur seines Waltens ist sichtbar. Und da Jakob den Namen nicht erfuhr, da wußte er, daß er die Herrlichkeit Gottes geschaut hatte, und die Sonne leuchtete ihm, als er davonzog. Denn sein Geist war erneut und sein Herz wiedergeboren worden; nun sollte ihm die Sonne strahlen, da er durch seinen festen Sinn zum Ueberwinder war geworden und zum Gottesstreiter.

Er und sein Stamm gingen einer schweren Zeit entgegen. Nicht Jakob, nur Israel hat sie ertragen. Unser Volk hat in der Nacht gerungen und bezwungen, es hat, als das Morgenrot anbrach, den Gottesboten nicht ziehen lassen, es sei denn, daß er es segnete. Israel wird mit festem Sinn sich rüsten gegen den Sturm der Zeiten und die Friedenssendung nicht aufgeben. Aber das ist der rechte Friede nicht, wenn wir uns wie die Schnecke in das enge Gehäuse unseres eigenen Füh-

---

[1] Berachot 34b.

lens und Denkens zurückziehen; wäre das Israel, dies das Volk, dessen Sänger spricht: על כן לא נירא בהמיר ארץ ובמוט הרים בלב ים „darum fürchten wir nicht, wenn die Erde sich wandelt, wenn Berge wanken im Herzen der Meere"?[1]). Durch festen Sinn wird Israel der Fels werden, an dem die Brandung sich bricht, die Burg des Glaubens, an der die Feinde ihre Ohnmacht erfahren. Gerade den Frommen und Gläubigen fehlt oft der feste Sinn, der fest in Stürmen, der kämpft und ausdauert in der sichern Zuversicht des Sieges. Schon der Prophet sagt, daß viel Schlamm und Lehm aufgewühlt wird, wenn die Fluten der Bosheit toben; denn ihr Lebenselement ist der Unfriede. Aber darum erhebt er dennoch den begeisterten Ruf שלום שלום לרחוק ולקרוב „Friede, Friede dem Fernen und Nahen[2]), Friede auch den Fernen, denen, die noch tief unten stehen auf den Stufen, die zur Erkenntnis und zur Wahrheit führen. Israel, der Gottesstreiter, wird sie überwinden und heranziehen.

Und auch für das Schicksal des Einzelnen ist das Gebet: „erneue uns einen festen Sinn", wenn es mit Andacht und Inbrunst zu Gott dringt, ein rechtes Labsal, zumal in dieser Stunde der Erinnerung an die Toten. Der Gedanke an die Schätze, die wir verloren haben, macht unsern Geist wankend. Sie waren unsere Stütze, an wen sollen wir uns lehnen? sie waren unsere Lehrer, wer soll uns unterweisen? sie waren unsere Leiter, wer wird nun uns führen? Wir wanken und verzweifeln; wir fürchten für die Heimgegangenen, wir fürchten für uns, die Zurückgebliebenen, und doch haben unsere Lieben längst überwunden und die dunkle Stätte der Toten ist ihnen „Pniel" Gottesschau geworden und die Sonne leuchtet ihnen, da sie davon gezogen. Dieser Gedanke möge unsern Sinn festen, uns vorbereiten für den letzten Kampf, denn die Losung des Propheten für seine Auserkorenen lautet: Friede den Fernen, denen, die heimgegangen sind, Friede den Nahen, den Sterblichen, die den Blick nach oben richten. Gott heilt die Fernen und die Nahen und führt durch die Nacht des Todes zum Licht des Heils. — Amen!

---

[1]) Ps. 46 $_{3}$. — [2]) Jes. 57 $_{19}$.

15. VIII. 14

82.

Ernst und Freude — Ernst und Trauer.

M. A.! Ernst und Freude — leichtsinnige Naturen halten diese Stimmungen für gegensätzlich. Sie sind der Meinung, Freude könne sich nur äußern in lautem lärmendem Jubel, in Rausch und Jauchzen. Und wahrlich, wer an vergänglichem Gute Gefallen findet, wer nur die Genüsse aufsucht, welche uns weltliches Vergnügen bieten, der hat schon Recht, daß Ernst und Freude sich in seinem Gemüte nie begegnen werden. ~~Keinem wird es besonders feierlich zu Sinn, wenn ihm ein großer Gewinn an Geld berichtet wird.~~ Es überkommt uns gerade keine gehobene Stimmung, wenn wir zu lustiger, unterhaltender Gesellschaft geladen werden. Diese leichten Freuden, diese flüchtigen Reize des Daseins, die ohne Nachhalt sind, sie unterhalten und erfrischen für kurze Weil; indes, ihnen ist der Ernst nicht beigesellt. Aber sind denn das die höchsten Wonnen, welche uns das Leben bietet, giebt es nicht höhere und reinere, die gerade nur von dem ernsten Sinn recht gewürdigt und empfunden werden können? Wer sich am Schein ergötzt, wessen Wunsch nicht höher steigt als nach dem äußeren Schmuck und Genuß, wer nicht sinnt über die Sinne hinaus, der freut sich wie ein Kind, aber nicht wie ein Mann.

Schon die Kunst bietet ihre edelsten Genüsse nur für die ernsten Seelen. Wie innig erfreut sind wir, wenn Töne an unser Ohr klingen, die unsere Seele wecken, die unser Empfinden zarten, die das Gemüt läutern, die uns aus dem Dunst der Alltäglichkeit in den reinen Aether des Schönen erheben. Aber ist diese hohe Freude mit der Lustigkeit vergleichbar, wie wir sie zeigen, wenn der Wein uns aufregt, oder wenn leichter Witz uns zum Lachen reizt? O nein, oft ist diese Freude, welche durch das Wort des Dichters, das Lied des Sängers erweckt wird, mit der tiefsten Wehmut gepaart; unsere Seele jubelt unter Thränen, ist entzückt und ergriffen, erschüttert und beglückt. Und dennoch, wer möchte diese Wonnen tauschen um weltliche Lust? Oder der Freund, der viele Jahre in der Fremde geweilt hat, kehrt heim, und wir eilen ihm entgegen voll innigen Verlangens, ihm ins Auge zu schauen, ihm die treue Hand zu drücken, den Schwervermißten mit unseren Armen zu umfangen, — welche Seligkeit, welches Entzücken! Aber unsere Stimmung ist dennoch ernst und feierlich, und in unserem Auge käm-

pfen Sonne und Regen, der Frohsinn und die Thräne einen gar lieblichen Streit. Wenn wir unsere Jünglinge nach dem freudenreichsten Tag ihres jungen Daseins fragen, so nennen sie den Tag, da sie als „Söhne des Gesetzes“ die Pflichten des heiligen Gottesbundes auf sich nahmen, da sie vor die Thora traten und zum ersten Male den Segen sprachen und fromme Entschlüsse für die Zukunft faßten. Und fragen wir sie nach dem ernstesten Tage ihres Lebens, so nur sonst keine Schatten in ihre Jugend gefallen, sie werden denselben Tag nennen. So fröhlich und so ernst, so heiter und so erhaben waren wir nie gestimmt — so wird die Antwort lauten — als in diesen feierlichen Stunden, auf welche Gott sein Siegel gedrückt hatte: קדש לה' „heilig dem Herrn“[1]).

Nicht die Momente, wo wir in Lust und Rausch uns selbst vergaßen, waren die schönsten, sondern die andern, wo wir unseres Wertes recht inne wurden, wo die erhabenen Gefühle durch unsere Seele zogen, wo uns ein Himmel aufging in unserer eigenen Brust. Wie die Braut an ihrem Ehrentage um so bewegter ist, je glücklicher sie sich fühlt, so sind Allen, die ein höheres Empfinden in ihrem Gemüte pflegen, der rechte Ernst und die rechte Freude unzertrennliche Gefährten, und die höchsten Wonnen der Seele sind die Blüten, die aus den Ranken und Aesten eines ernsten Gemütes herausbrechen. So lehrt Kohelet „Freue dich Jüngling deiner Jugendzeit, aber gedenke auch deines Schöpfers in den Tagen deiner Blüte“[2]), ohne dies Gedenken wäre auch das Morgenrot der Jugend nur ein Schatten und allzu früh träfen dich „die Tage des Bösen und die Jahre, zu denen du redest: ich habe keinen Gefallen an euch“[3]).

So ist auch dieser Tag der Versöhnung ein Tag der lichten Freude, ob er uns auch beugt, erschüttert und demütigt. An ihm erkennen wir: was uns auch immer das Schicksal raubt, wir sind nicht des Trostes ledig, so wir ihn nicht mutwillig von uns weisen, so wir nur Versöhnung suchen mit Gott und dem Leben. Kein Sterblicher ist so von Unheil und Sorge heimgesucht, daß Gottes Liebe ihn ganz verließe, daß er nur klagen und nicht auch danken und preisen müßte.

Unsere Weisen sagen: ein Psalm[4]) hat zur Aufschrift: Lobgesang des Assaph und beginnt mit den Worten: Völker kamen in dein Erbe und entweihten die Hallen deines Heiligtums. Ist für diesen Inhalt, so fragen sie, nicht die Aufschrift Lobgesang des Assaph gar sehr wunderlich? Da hätte es doch wohl heißen müssen: Klagelied, Trauersang, Schmerzensruf des Assaph? Und sie erläutern die Berechtigung dieser Aufschrift durch ein Gleichnis: Ein König, so erzählen sie, hatte einen Sohn, den gab er einem weisen Manne zur Pflege und zur Erziehung; und der Weise gewann den Jüngling lieb, da er in ihm bei allem Leichtsinn und

[1]) 2. M. 28$_{36}$. — [2]) 11$_{9}$. — [3]) 12$_{1}$. — [4]) Ps. 79; Midr. Echa 4$_{14}$.

aller Wildheit einen tüchtigen sittlichen Kern erkannte. Und der Vater baute nun dem Sohne ein herrliches Haus, und schmückte und verzierte es, so gut er vermochte. Aber der Jüngling artete aus und erregte den Unwillen des Vaters, daß dieser im Zorn das Haus niederriß und den Schmuck zerstreute. Da der Erzieher, in dem die Liebe zum Jüngling noch keineswegs erloschen war, diese Zerstörung sah, nahm er eine Harfe und stimmte eine fröhliche Weise an. Da sagten die Leute: wie, der König vernichtet das Haus seines Sohnes, den du erzogen hast, und du singest fröhliche Lieder? Wohl, so erwiderte der Weise, wohl singe ich und bin fröhlich, daß der König das Haus und nicht den Sohn seinen Zorn hat entgelten lassen. So sang Assaph ein Loblied, als der Tempel zerstört wurde, weil der Zorn Gottes nur Holz und Steine, nicht aber die Seele unseres Volkes getroffen hatte. Und wie der heilige Sänger im tiefsten Weh seines Volkes einen מזמור, einen Lobgesang, anstimmte, weil er auch unter Trümmern die Liebe herausfand, so würden wir, wenn wir redlich suchen, bei jeder Not, die uns trifft, die Liebe finden, die ewig waltet.

Dieser heilige Tag mahnt uns an Alles, was uns fehlt und was wir besitzen, und sagt uns: du besitzest die Liebe des Vaters, dessen Strenge nur eine andere Form der Liebe ist; sein Auge ruht auf dir jederzeit, bekümmert, wenn du entartest, segnend, wenn du bereust und wiederkehrst. Du bangst um die Lieben, die der Tod von deiner Seite geführt hat? Versöhne dich mit ihrem Geschicke, sie haben die irdische Liebe verloren, aber die himmlische ist ihnen geblieben. Du klagst um eigenes Weh? Aber du hast zwei Schätze: dein Leben und die Gnade des Höchsten; nütze dein Leben, und Gottes Erbarmen wird sich dir zuwenden. Der Prophet ruft uns zu[1]: מה יתאונן אדם חי גבר על חטאיו „was trauert der Mensch, solange er lebt, und er Herr sein kann über seine Sünde" und die Weisen erklären:[2]). Rabbi Huna bemerkte: Er erhebe sich wie ein Held und bekenne seine Sünde und höre auf zu trauern. Rabbi Berechjah sagte: Was trauerst und murrst du wider den ewig Lebenden? Beherrsche deine Sünde und auch deine Not hat ein Ende! Gott spricht: meinen Kindern kann ich nichts recht machen seit Urbeginn. Ich setzte Adam in das Paradies und gab ihm ein mühelos Dasein und erschuf ihm das Weib, daß sie ihm das Leben verschöne, und für all diesen Reichtum verlangte ich nur die Beachtung eines Gesetzes, und als er es übertrat, sprach er im Tone des Vorwurfs: das Weib, das du mir gegeben hast, hat mich beredet! Und darin ahmen dem Adam Alle nach, die von ihm abstammen, und wenn sie leiden durch eigene Schuld, so sprechen sie: „Mein Weg ist dem Ewigen verhohlen, und vor Gott ist mein Recht vorübergegangen"[3]).



Wenn wir diesen Tag der Versöhnung in seiner Heiligkeit erfassen, dann ist er, trotzdem er ein Fasttag ist, ein Festtag ohne Gleichen. Ernst und Freude, wie

¹) Klagel. 3_{39}. — ²) Midr. z. St. — ³) Jes. 40_{27}.

vereinen sie sich in dem Worte der Versöhnung: Ernst, daß wir ihrer bedürfen, Freude, daß sie uns gewährt wird. Recht bezeichnend heißt dieser Tag in der Schrift: יום הכפרים Tag der Versöhnungen, weil er gar mannigfache Brücken wieder aufbaut, welche die Stürme des Lebens abgebrochen und fortgerissen hatten. Mit Gott, mit unseren Brüdern, mit uns selbst, mit unserm Leid und Weh, mit allen versöhnt uns dieser Tag und bannt die Trauer und weckt die Freude, er mahnt an den Tod und scheucht die Todesfurcht, er ruft uns die Heimgegangenen ins Gedächtnis, aber an dieser Stätte, in dieser Stunde befestigt er den Glauben, daß sie weilen im Reiche des Lichtes. „Was trauert der Mensch, solange er lebt, da er Herr werden kann über die Sünde?"

Wie die Menschen Ernst und Freude als Gegensätze anzusehen pflegen, so scheint ihnen zwischen der Trauer und dem Ernst ein inniger Zusammenhang zu bestehen, daß oft die beiden Worte als wechselnde Bezeichnungen für denselben Sinn angesehen werden. ~~Aber wie Ernst und Freude keine Gegensätze sind, so~~ sind Ernst und Trauer sehr schroffe Gegensätze. Trauer ist stets das Zeichen einer schwachen, weichen, wankenden Seele. Das soll kein Vorwurf sein gegen diejenigen, die, ~~von allzuschwerem Schmerz bewältigt,~~ dem bangen Herzen nicht gebieten können; zittert doch selbst die starke Eiche, wenn das Wetter allzu heftig wider sie anstürmt. Wenn das Schicksal zu viel der Pfeile wider uns und unsere Lieben schleudert, wenn es die Reihen der Freunde lichtet, und wenn es die Besten hinwegführt von unserer Seite in das Reich der Schatten, da ist die Trauer erlaubt und natürlich. Der Gleichmut, den nichts erschüttert, er ist nur der Besitz einer Weisheit oder einer Gottesfurcht, wie sie selten anzutreffen sind, wenn es nicht gar das Zeichen eines rohen felsigen Gemütes ist, das empfindungslos ist, wie ein Stein. Auf wen ein schwerer Schlag überraschend niederfährt, der darf der Klage Raum geben, der darf sein von Schauern erfülltes Gemüt durch Thränen erlösen. Wem das Haupt sich beugt, wem die Hand erschlafft und der eine Schmerz all sein Sinnen erfüllt, wenn er den eigenen Lebensfaden durchschnitten wähnt in dem Momente, wo der Freund von jähem Tod ist ereilt worden, — die Menschen tadeln es nicht, und Gott wird ihm nicht zürnen. Wenn ein Stein aus einem Gebäude fällt, da zittert der ganze Bau, und wenn ein Freund aus unserer Mitte scheidet, da mag wohl der ganze Kreis erbeben. Nur ist das Eine festzuhalten: Trauer wird entschuldigt, aber sie bedarf auch der Entschuldigung. Keiner wird, wenn er uns in solcher Gemütsstimmung trifft, uns ein wichtiges Geschäft anvertrauen; so lange sie uns beherrscht, sind wir untauglich fürs Leben und hilflos und der Hilfe bedürftig wie die Kinder. Dagegen ist der Ernst stets das Merkmal eines starken, wetterharten, sturmgestählten Sinnes. Wer Ernst besitzt, der erinnert sich in aller Not seiner Pflicht und rankt sich an diesem Seile aus den Tiefen zum Licht empor, dem kehrt die Freudigkeit wieder in der Erfüllung seines Berufes. So wenig

gleichen sich Ernst und Trauer, daß der Ernst uns von der Trauer befreit. Jede Klage, die allzu heftig sich äußert, die uns allzu lang den Pflichten entzieht, ist schon an sich eine Anklage gegen Gott, ein Richtspruch über diesen Richter voll Weisheit und Liebe. Das ist der Sinn des Prophetenwortes: „Was trauert der Mensch, solange er lebt; er muß Herr seiner Sünde werden."

Wie die Wunde nur heilt, wenn wir sie verbinden, wie sie aber immer weiter um sich greift, wenn wir ständig in ihr wühlen, so vernarbt auch die Herzenswunde nimmer, wenn wir in steter Rückschau an dem vergangenen Leben haften. Es liegt ein besonderer Reiz in diesem schmerzlichen Brüten; ungern erträgt der Kranke den Verband des Arztes und möchte ihn am liebsten von sich reißen, obschon er weiß, daß jede Berührung schadet. Eine fast unerklärliche Neigung der Selbstzerstörung überkommt uns oft in solchen Lagen, als habe das Dasein seinen Wert verloren. Aber liegt denn der Wert des Lebens in der Freude, dem fröhlichen Genusse und nicht viel mehr in der Arbeit?

Besonders dieser Tag der Freude und des Ernstes sollte uns aus solchen Stimmungen reißen. Gott versöhnt sich mit dem Sünder und der sündhafte Mensch sollte die Versöhnung mit Gott zurückweisen? Wer seine Pflicht erfüllt, wer redlich mit der Sünde ringt, der trauert nicht, jammert nicht, obwohl er die Heimgegangenen in treuem Gedächtnis wahrt, den mahnt ein schweres Leid nur daran, seinen Wandel zu prüfen, seinen Fehl zu bereuen und die Versöhnung des Herrn zu erbitten. Das Leid wirft ihn für einen Moment zu Boden, aber er erhebt sich wie ein Held und streitet mit dem Feinde im eigenen Herzen bis das Morgenrot der Gnade hervorbricht. So möge denn diese erhabene Stunde die Trauer bannen, den Ernst erwecken und dadurch Freude stiften. Sie möge an die Pflicht uns mahnen, zu streben, solange es Tag ist, und die Sünde als den einzigen Feind unseres Glückes zu bekämpfen, daß wir immer fester würden im Glauben und Vertrauen und nicht wie ein schwankendes Rohr von den Stürmen des Lebens geschüttelt würden; daß die Erinnerung an die Heimgegangenen uns erbaue und erhebe, auf daß wir mit Gott versöhnt das neue Jahr wie ein neues Leben beginnen. — Amen!

83.

Denn morgen müssen wir sterben.

M. A.! Einstmals vor ungefähr dritthalb Jahrtausenden rückten die Assyrer feindlich vor Jerusalem; die Belagerung war hart; Hunger und Seuchen wüteten innerhalb der Mauern. Aber noch wurde Widerstand geleistet; Häuser wurden abgetragen, um die Mauern zu befestigen; das Wasser wurde in die innere Stadt geleitet. Indes, diese verständigen Anordnungen, sich bis aufs äußerste zu verteidigen, wechselten ab mit Ausbrüchen der Verzweiflung. Und wie geberdeten sich die Verzweifelten? Sie stürzten sich in einen Taumel der Lust, schlachteten Schafe und Rinder, berauschten sich im Weine und lärmend riefen sie: Wir wollen essen und trinken, denn morgen sterben wir. Da erhob sich Jesajas, der gewaltige Prophet, und sprach: meinem Ohre ist es verkündet worden vom Gotte Zebaoth: diese Schuld wird euch nicht gesühnt werden, bis ihr sterbet.[1])

Vor einem Jahrhundert hatte sich ähnliches in einem Nachbarlande ereignet. In diesem Lande seufzte das Volk in tiefstem Elend; der Zustand war unerträglich geworden; man hörte gleichsam schon das Rollen des nahenden Wetters; der Boden des Landes glich einem Vulkan, dessen dumpfes Brausen einen baldigen Ausbruch verkündete. Aber die Vornehmen, die das Land regierten, schlürften in Hast aus dem Becher der Freude, sie tanzten auf dem Vulkane, und wenn einer von den kommenden Gefahren sprach, so antworteten sie mit den Worten einer leichtsinnigen Frau: nach uns die Sündflut! — Sie ist denn auch über das schöne Reich hereingebrochen, ein Strom von Blut ergoß sich darüber, es war das Blut jener Übermütigen, die die Gefahr hätten beschwören können, die aus Feigheit verzweifelten, die dem Augenblicke lebten und jeden Gedanken an die Zukunft gewaltsam verbannten, und die dadurch die Wildheit entfesselten, von der sie zerrissen worden sind.

Wir wollen essen und trinken, d e n n m o r g e n w e r d e n w i r s t e r b e n, das ist die Parole der Wüstlinge, denen die Arbeit und gar die Entbehrung noch verhaßter ist als der Tod. Jerusalem ist damals den Assyrern gar nicht zum Opfer gefallen; die feige Verzweiflung hat nicht recht behalten, und der Prophet nennt es eine schier unsühnbare Schuld, wenn Menschen statt in der Verteidigung ihrer

---

[1]) Jes. 22_{1-14}.

Heimat bis zum letzten Augenblick auszuharren und dann ruhmreich zu fallen, sich im Genusse berauschen, und die Waffen fallen lassen aus den vom Rausche ermatteten Händen.

Aber ist es wirklich nur eine alte Geschichte, die vor dritthalb Jahrtausenden in Jerusalem passierte, daß Menschen ihre ernste Pflicht verließen und riefen: wir wollen essen und trinken, denn morgen werden wir sterben? Es ist eine alltägliche Geschichte geworden, und jenes häßliche Schlagwort wird überall vernommen: der Genuß des Augenblickes ist der Moloch, dem viele ihr Theuerstes zum Opfer bringen. Es ist in der That die schlimmste Aeußerung der sittlichen Verirrung, wenn, sei es die vermeintliche oder wirkliche Nähe des Todes keine andere Wirkung ausübt als uns zum Genusse zu rufen. Von jeher war der Gedanke an den Tod die energischste Mahnung zur Pflicht und zur Tugend, auch wen die Ehrfurcht vor Gott nicht in dem Grade beherrschte, daß er stets Gott vor Augen hatte und nach seinem Gebote seinen Wandel richtete, auch wenn die Stimme des Gewissens nur leise redete und oft ganz übertönt wurde. Der Zuruf: du mußt sterben und all den Glanz und die Pracht verlassen, die jetzt dich begleitet und jetzt dich blendet! — dieser Zuruf erregt selbst die sonst stumpfe Seele, daß der Mensch innehält in der rastlosen, ziellosen Jagd, die stets eine Thorheit bleibt, ob sie nun den Ehren, den Genüssen oder den Schätzen gilt. Der Tod ist der eindringliche Redner, der den Reichen lehrt, daß er sein Geld nicht besser anlegen kann, als wenn er andern wohlthut; er erschüttert den Grundstein der Paläste, von seinem Hauche erblassen die üppigen Blüten übermütiger Freude, und wem des Todes bleiches Bild vor die Seele kommt, der sinnt gewiß darauf, durch Werke der Milde sich die Engel zu schaffen, die ihm in der Sterbestunde nahe sind, die seine Führer sind durch das Reich der Schatten, die seine Fürsprecher sind vor dem ewigen Richter. Nicht um uns zu quälen hat der gütige Gott den Tod mit diesen Schrecken umlagert, sondern um uns zu bessern und zu erziehen. Nur eine geringe Schar ist so edel und erlesen, nur das Gute zu lieben und zu üben, einzig aus Liebe zum Guten; der Gott über uns, das Gewissen in uns, auch diese Mächte vergessen wir oft im Haschen und Hasten nach irdischem Glück. Aber selbst ein hartes Herz wird erschüttert durch den Gedanken an den Tod. Du nimmst nichts mit in das Grab, diese Lehre ist so einfach, daß sie selbst einem engen und beschränkten Geist verständlich wird, und nun trachtet er danach, da er das Irdische hier lassen muß, die ewigen Güter mit hinüber zu nehmen, die Thränen, die er getrocknet, die Not, die er gelindert, die Herzen, die er getröstet hat. Der Tod muß uns düster sein, damit das Leben uns licht und herrlich werde durch die Übung des Guten.

Wir brauchen in feierlicher Stunde nur daran leise zu mahnen und ganz von selbst erheben sich in den meisten von uns jene Ahnungen, die gerade wegen ihrer Ungewißheit wie Schatten durch unsere Herzen schweben; und ob wir auch

zittern und bangen, sie thuen uns dennoch wohl, denn sie helfen uns, die drei Säulen gründen: Buße, Gebet und Liebesthat, auf denen der Bau unserer Zukunft sicher ruht. Es ist gut, oft des Todes zu gedenken, um das Leben zu gewinnen.

Aber nun schildert uns der Prophet in unserm Texteswort Menschen, die selbst gegen diese mächtigste Predigt stumm bleiben; sie wähnen den Tod vor Augen, und dennoch wird ihr Herz gefesselt von den allervergänglichsten Genüssen, und sie sprechen nicht, wie wohl zu erwarten wäre, wir wollen Buße thun und gute Werke vollbringen, denn morgen sterben wir, sondern ungewarnt durch diesen Mahner, dem selbst sonst verschlossene Herzen sich öffnen, reden sie: wir wollen essen und trinken, denn morgen sterben wir. Und solche Rohheit und Herzenshärte ist auch heut nichts Seltenes, und statt uns zu sammeln, möchten wir uns zerstreuen, möchten wir uns betäuben und Vergessenheit schlürfen. Aber es ist ein vergebliches Mühen auf diesem Wege, da wir dem Tod nicht entfliehen können, wenigstens den Schrecken desselben uns zu entziehen. Wie der Mensch seinem Schatten nicht entfliehen kann, so können wir die Todesahnungen nicht von uns scheuchen. Und alle diese Künste erschweren und mehren nur das Bangen vor der letzten Stunde und das Grausen dieser Stunde selbst. Das ist, was der Prophet sagt: meinem Ohr ist es verkündet worden vom Gott Zebaoth: diese Schuld wird nicht gesühnt werden, bis ihr sterbet. Während diejenigen, die sich mit Sterben und Tod vertraut machen und dadurch sich bessern lassen, die Linderung haben für das bittere Weh des Scheidens, werden sie, die in Festgelagen den Todesgedanken ersticken wollten, den ganzen Druck verspüren, der in dieser Stunde sich auf ihr Herz wälzen wird; erst in schweren Seelenkämpfen werdet ihr die Schuld büßen und sühnen, daß ihr euch vom Tode nicht habt warnen lassen.

Und was waren denn das für Leute, die damals in Jerusalem sagten: wir wollen uns durch Genuß betäuben und dann morgen sterben? Es waren pflichtvergessene Feiglinge, die die Gefahr riesengroß und überwältigend schilderten, die so thaten, als wäre der Tod unvermeidlich, um sich der Pflicht mühevoller, rettender Arbeit zu entziehen. Und wie vielen ist diese Lüge: du kannst das Schicksal doch nicht abwenden, eine Ausrede vor ihrem eigenen Gewissen. Jerusalem war damals gar nicht verloren; aber den Arbeitsscheuen und im Genuß Entnervten paßte es, jeden Rettungsversuch als vergeblich darzustellen. Und wie viele thun es diesen nach, die die Arbeit fast noch mehr fürchten, als den Tod. Die Hoffnungslosigkeit ist nur ein Vorwand, um die eigene Trägheit zu decken. Wenn einer, der sich zu einem wissenschaftlichen Berufe vorbereitet, wenn er, der sich der Wissenschaften widmen soll, der Trägheit fröhnen will, so stellt er sich verzweifelt und sagt: ich erreiche doch nicht zur bestimmten Frist das Ziel. Wenn ein Kaufmann, oder ein Handwerker, den die Sorgen umschwirren, vorzeitig den Kampf aufgiebt, so verläßt er seinen Platz in Laden und Werkstätte und geht dem Ver-

gnügen nach und sagt zu seiner Entschuldigung: ich kann den Untergang doch nicht aufhalten. Immer ist es die eigene Schlaffheit, die dem Feinde die Brücken baut, die den Ruin herbeiführt und beschleunigt, der noch aufzuhalten wäre. Nicht ohne Grund preist die Volksweisheit in mancherlei Sprüchen die Mutigen: das Schicksal kommt dem zu Hilfe, der sich hilft; hoher Ruhm wird denen, die auf ihrem Posten aushalten bis zum letzten Atemzuge. Das gilt von allen Kämpfen, von allen Aufgaben, die der Mensch zu bestehen hat. Der Prophet hat ein volles Recht, zornige Worte über die Bürger von Jerusalem auszusprechen, die, nur weil die Arbeit der Verteidigung ihnen hart war, so thaten, als sei Jerusalem schon erstürmt, und ihnen das Gottesgericht zuzurufen, daß solche Sünde nur im Tode gesühnt würde. Das gilt von allen Feiglingen, die nur deswegen ihre Arbeit für aussichtslos ausgeben, um nicht arbeiten zu dürfen. Aber der Talmud[1]) giebt unserm Texteswort eine andere Deutung: er sagt: wenn Israel in Sorgen seufzt, und es trennt sich einer von der Gesamtheit, so kommen zwei Engel herab und legen ihre Hände auf sein Haupt und sprechen: Dieser, der sich trennte von seinem Volke, soll nicht sehen den Trost seines Volkes. Wenn eine Gesamtheit in Sorge ist, so soll keiner sagen: ich will nach Hause gehen und essen und trinken und mir gütlich thun, denn als ein Teil der Bürger von Jerusalem sich trennte vom Werke der Verteidigung, da sprach der Prophet: Eure Sünde soll nicht gesühnt werden, bis ihr sterbet.

Sollte es nicht auch unter den Israeliten Leute geben, die, wenn sich große Sorgen über unsern Häupten zusammenziehen, davon gehen und sprechen: uns ficht's nicht an, wir sind nicht gemeint, wir können fröhlich sein? Eine Schuld, an der sie ihr ganzes Leben tragen, laden sie dadurch auf sich. Welcher Deutsche ist so feig und blöde, daß, wenn ein Fremder dem Deutschen etwa Unwürdiges vorwürfe, er sich dieses ruhig gefallen ließe und sich damit entschuldigte, er sei nicht gemeint? Welcher Deutsche sähe nicht in der Beschimpfung seines Volkes auch einen ihm angethanen Schimpf? Bei uns Juden aber ist es anders; da giebt es Hoffärtige, die sich nicht getroffen fühlen, wenn die Juden gescholten werden, die da glauben, die Gefahr, welche alle bedroht, würde an ihnen vorübergehen. Jene Sünder in Jerusalem waren fröhlich, als die Stadt belagert wurde, während andere die Häuser abtrugen, um die Mauern zu festen. Sich von der Gesamtheit lossagen, das war die schier unsühnbare Schuld, die sie auf sich luden.

Wahrlich, nichts ist für die Lebenden wichtiger, als des Todes und der Toten zu gedenken; es ist eine der heilsamsten Anordnungen, die unsere Väter getroffen haben zur Erbauung an diesem Tage, daß durch eine ernste Feier die Dahingeschiedenen in unserer Erinnerung aufleben. Was lebt, was dauert von

---

[1]) Taanit 11a.

denen, die hinübergegangen sind in das Schattenreich? Das dauert, was gute Menschen zum Heile ihrer Nächsten geschaffen haben! Vergessen sind, die da sprachen: wir wollen essen und trinken, denn morgen sind wir tot; und es leben diejenigen, die redeten: Wir wollen unseren Nächsten lieben und ihm helfen, denn morgen vielleicht schon sind wir tot. Verschollen sind die Feiglinge, die da sagten: wir wollen den Augenblick genießen, denn wir können das Schicksal doch nicht wenden, und gefeiert werden die Kühnen, die dieses Geschick abgewendet haben durch mannhafte Ausdauer. Spurlos verschwunden sind die, welche die allgemeine Not abgeschüttelt haben und fröhlich sein konnten, wenn ihr Volk klagte, und Preis und Ruhm haben errungen, die die geborstenen Mauern gebessert haben, die in den Riß getreten sind für Stadt und Staat, für den engern und weitern Kreis der Genossen.

Haus Jakob, wir wollen wandeln im Lichte Gottes! Verpönt sei uns der Spruch: wir wollen essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Nein, weil vielleicht schon morgen der Tod an uns herantritt, wollen wir heute schaffen zum Heil der Genossen, zum ewigen Heil unserer Seele. Amen!

84

Am Rüsttag des Jom Kippur sterben.

Allgütiger Gott! Deine frommen Diener, welche unsere Lehrer und Meister sind, haben unsere Gebete so geordnet, daß wir, wenn wir hier in diesem Hause zu dir unser Wort und unser Herz erheben, nicht zuerst von unsern eigenen Schmerzen und Sorgen reden. Wir sollen und wir wollen die Selbstsucht zügeln. Wie sollten wir von dir Erhörung hoffen, daß du unser beladen Herz erleichterst, so unser Gemüt verschlossen bliebe dem Schmerze unserer Genossen, der allgemeinen Not der Menschheit und nur an sich und seine Not dächte? Wir beten zu dir, und wir empfinden eine unendliche Seligkeit in dem Bewußtsein, daß die ewige Güte über den Welten waltet, daß deine Größe darin sich offenbart, daß du gütig auf das geringste deiner Geschöpfe blickst. Und wenn das Gebet die starre Seele löst, könnten wir da der unzähligen Millionen von Menschen vergessen, die dich nicht kennen, die dich nicht anbeten, denen dein Wort keine Mahnung, deine Liebe keine Zuflucht ist? In ihnen glüht derselbe Funke, welchen deine Lehre in uns zur Flamme werden ließ, die unser Aug erhellt und unser Herz erglühen läßt für das Gute und Wahre. O sende deinen Hauch von den Höhen, daß er den Funken anfache in jeder Menschenseele, daß alle Völker sich einen in der Erkenntnis und der Liebe, daß Israel aufhöre, das auserwählte Volk zu sein, weil alle Nationen sein Kleinod erwählt und zu ihm sich gewendet haben.

Wir beten zu dir als Kinder Israels, und wir sollten nicht zuvörderst des Märtyrertums gedenken, unter dem noch diejenigen leiden, die sich zu dir bekennen? Israel wird angefeindet und gescholten, o halte du deine Hand über dein Volk, das leidet, das gebeugt wird, weil es dich hochhält Wir sind nicht so selbstsüchtig, nur weil wir unter dem Schutze gerechter und weiser Gesetze leben, der Millionen unserer Genossen zu vergessen, die im Druck und Elend leben. Wir sehen unsern Glauben vor unsern Augen geschmäht und herabgewürdigt und allerorten die Netze ausgebreitet für die feigen und schwachen Seelen, daß sie um Amt und Ehren ihr religiöses Bekenntnis preisgeben. O schütze du dein Erbe, daß es nicht geschändet wird; o streite unsern Streit und führe die Gerechtigkeit zum

Siege, daß Israels Söhne frei dir dienen dürfen, und alle Völker erkennen, wie dein Name über uns ist genannt worden.

Du hast, Allgütiger, als dein Ratschluß Israel hinausschickte in alle Lande, dein Wort in den Mund des Propheten gelegt, daß wir eifrig mitarbeiten sollen an dem Heil des Landes, in welchem wir weilen, daß wir in seinem Wohle das unsrige befördern sollen. Und weil wir treue Bürger sind dieses Landes, das unsere Heimat ist durch die heiligsten Erinnerungen unseres Lebens, darum denken wir an geweihter Stätte in geweihter Stunde des Vaterlandes, an dem unsere Seele hängt in heißer Liebe und beten für dieses herrliche deutsche Reich, für sein Volk und für seine Fürsten, daß es frei und mächtig bleibe, daß jede tüchtige Kraft in ihm sich ungehindert rege, daß es fortschreite in allen Werken der Gesittung und der Gerechtigkeit, daß es als Sieger gekrönt werde im Wettkampf der Friedensarbeit.

Unendlich groß ist das Heer der Wünsche, die heut vor deinem Throne sich ausbreiten. Wer darf einen Wunsch als Gebet zu deinen Höhen senden, so ihn sein Herz anklagt, daß er Ungebührliches und Maßloses fordere? Da sieht ein Familienvater mit Bangen dem Winter entgegen; Weib und Kind sind sein Stolz und sein Labsal; um so ernster ist ihm die Sorge, ihnen in Ehren ein behaglich Dasein zu bereiten. O sieh auf ihn gnädig nieder, und gieb ihm Arbeit und gieb ihm Segen, daß er freudig glaube an den gütigen Vater im Himmel, der auf jedes seiner Kinder blickt. Zu dir tragen Witwen und Waisen die bekümmerten Herzen, weil ihnen der Hort und Halt ihres Daseins fehlt. O führe sie, o halte du die Müden aufrecht in Sturm und Wetter. Wie mancher seufzt in dieser Zeit, wo die Blätter welken und jede Krankheit und jedes Siechtum sich stärker fühlbar macht unter dem Drucke der Schmerzen, und bange Ahnungen durchziehen ihm die Seele, ob er je wieder des Frühlings Herrlichkeit erblicken werde. Ihm ist das Leben eine schwere Last geworden, die er dennoch nicht abschütteln möchte; ängstlich schaart sich um ihn der Kreis der Seinen und möchte aus den Ruinen des verfallenen Angesichts die Zukunft herausdeuten. O öffne, Gott des Heils, deinen Lebensquell, und wenn du den Tod verhängt hast, dann sei du ein Tröster in dem letzten Kampfe und öffne ihm die Pforten des ewigen Lebens.

Schmerzlicher noch als körperliches Leid dünkt das Leid der Seele, wenn Leichtsinn und Leidenschaft uns zur Sünde und Schuld verführt haben, und wenn nun unser Herz erbebt vor der Anklage, daß wir den Unschuldigen gekränkt, verleumdet, ausgebeutet, daß wir ihn an seinem Besitze, an seiner Ehre, an seinem Glauben und seiner Gesundheit geschädigt haben. Wer rettet den Sünder vor diesen Anklägern, die ihn quälen bei Tag und in den Nächten, die ihm wie sein Schatten folgen, wenn nicht der Gott der Gnade, vor dem er das Bekenntnis der Schuld und das Gelübde der Sühne niederlegt? O rette ihn, daß er sich und dich nicht verliert, daß er umkehre.

Auch die Glücklichen, denen das ganze Dasein festlich ist durch Erfolg und Ehre und des Hauses Freuden, sie beugen sich in demütigem Danke vor dir, der du Glück und Heil sprießen lässest. In stolzer Freude schauen die Eltern auf die Kinder, die in jugendlicher Kraft zu schönen Zielen streben; und in Liebe und Ehrerbietung blickt die Jugend auf die Eltern, als auf das verehrte Vorbild der eigenen Arbeit, und Jung und Alt vereint sich zu Dank und Bitte: O sei uns nah, o verlaß und verwirf uns nicht, verzeih unsere Sünde, heile unsere Wunden, kröne uns Alle mit deiner Liebe, mit deinem Erbarmen. Amen.

M. A.! Unsere Alten sagen: so einer am Rüsttage des Versöhnungsfestes von der Erde scheidet, dann ist es von schlimmer Vorbedeutung für sein Leben im Jenseits; ein glückliches Vorzeichen dagegen ist es, wenn er am Schluß des Versöhnungstages in eine höhere Welt eingeht. Verdienten unsere alten Lehrer das Beiwort des Weisen, wenn sie die ewige Seligkeit als von solch rein äußerlichen Dingen abhängig darstellten? Das ist ja die Wurzel alles Aberglaubens, daß rein zufällige Erscheinungen in Zusammenhang gebracht werden mit unserm Schicksal und unserer That, daß wir den Tag für einen Glückstag, und den andern für einen Unglückstag ausgeben, daß wir unsere Zukunft in den Sternen lesen wollen, während wir sie doch in dem Wichtigsten und Wesentlichsten im eigenen Herzen tragen. Wie mancher Edle ist durch die Jahrtausende hindurch, in welchen der Jomkippur gefeiert wird, am Vorabend dieses hohen Festes gestorben, und sein ganzer Wandel auf Erden war ein deutliches Vorzeichen, daß die von des Körpers Fesseln erlöste Seele die reinen Wonnen der Himmlischen genießen werde; und wie mancher ist in dieser langen Zeit am Schluß des Jomkippurs hingeschieden, dessen Schuld und Sünde uns ein banges Vorzeichen war, daß er nicht bestehen werde vor dem Richterthrone Gottes. Und sodann denken wir uns, es merkte Jemand an dem Tage vor dem Versöhnungsfeste, daß seine letzte Stunde naht und ihm fiele dieser Satz der Alten ein, sollten die Talmudlehrer nicht daran gedacht haben, daß dann diese durch Nichts erwiesene Behauptung, am Rüsttage des Jomkippur zu sterben sei von schlimmer Vorbedeutung, die letzten Stunden des Sterbenden noch mehr verdüstern müsse? Doch nein, die Alten haben keineswegs die Absicht, die Seligkeit des Himmels abhängig zu machen von der zufälligen Stunde unseres Sterbens, sondern sie ist in Wahrheit abhängig von allen Tagen unseres Lebens und denen gewiß, die in Gradheit gewandelt sind, ob sie nun vor oder nach dem Jomkippur von hinnen gehen. Sondern auf etwas ganz anderes zielten die Weisen mit ihrem rätselhaften Spruche.

Am Tage vor dem Versöhnungsfeste sterben heißt so viel als: sterben, bevor wir uns ausgesöhnt haben mit unserem Gotte, mit unsern Mitmenschen, mit unserm Schicksal; und am Schluß des Versöhnungstages sterben heißt so viel als von hinnen gehen, nachdem wir uns ausgesöhnt haben, nachdem die Seele ihre Ruhe und ihren Frieden erlangt hat. Und wer möchte nun zweifeln, daß die Alten

recht haben, wenn sie sagen: weh der Seele, die vor ihrem Jomkippur stirbt, an die der Tod herantritt, und noch lodert die Flamme des Hasses, der Mißgunst, des Zornes, und noch hadert sie mit ihrem Schicksale, mit ihrem Gotte, der sie in eine bestimmte Bahn gewiesen, und noch klagt sie Gott und die Welt an für jede Schuld, die ihr zum Vorwurf gemacht wird. Und Heil der Seele, die ihren Versöhnungstag gefeiert hat, so sie von dieser Erde Abschied nimmt. Sie überdenkt ihr Leben und findet manches Unrecht, das ihr zugefügt worden, manchen Schaden und manche Kränkung; aber dieses Unrecht, hat keinen Stachel zurückgelassen, der Groll ist überwunden, ohne Erregung erinnert sie sich dessen, der ihr das Dasein getrübt. Und wahrlich, wer selbst verzeiht, kann auch Verzeihung erbitten und erhoffen; je sanfter sein Gemüt gestimmt ist, um so mehr erblaßt auch der Gedanke an den Fehl, den er begangen, um so mehr wächst seine Zuversicht, daß die Reue seinem Gotte ein wohlgefällig Opfer sein werde. Er erwägt sein Thun, und wo er eine Krümmung findet, die noch gerad gebogen werden kann, da ist er hurtig zur Hand und tilgt die Folgen seines üblen Wandels, und wo der Schaden nicht zu bessern und aufzuheben ist, da sucht er durch seine Gesinnung zu sühnen, was er durch die That nicht vermag. Er hat den Frieden gefunden; er hat seinen Jomkippur gefeiert; das ist eine tröstliche Vorbedeutung für ihn, so der Tod an sein Lager tritt.

Nicht in den Tagen, sondern in den Herzen sind, so lehren uns die Alten, die Zeichen der Zukunft. Scheidest du in Frieden von der Erde, so findest du den Frieden in den Höhen; wie aber kann die Seele, die den Groll nicht fallen und fahren ließ, sich rechtfertigen vor der ewigen Gerechtigkeit? Wie wenig Menschen können sich dazu entschließen, Verzeihung zu gewähren, und die Schuld auszulöschen aus ihrem Herzen. Sind sie schon dazu entschlossen, so verlangen sie als Preis die tiefste Demütigung dessen, der sie gekränkt hat; sie wollen nicht verzeihen, sondern nur ihrem Stolze neue Nahrung geben. Und doch ist Verzeihung spenden eine der reinsten Freuden, die der Mensch sich bereiten kann. Jeder Groll, jeder Zorn, er mag zuletzt vielleicht, wenn es einmal gelingt, unsere Rache zu befriedigen, seine verzehrende Flamme gegen den Widersacher wenden; aber vor allem zehrt er am Zürnenden, und das Gebot der Schrift: „du sollst dich nicht rächen und du sollst keinen Haß tragen,“ [1]) kommt vor allem dem zu Gute, der den Haß und die Rache aus seinem Herzen reißt; und wie sehr verstärkt die heilige Erinnerung an die Heimgegangenen den Mahnruf zu verzeihen, zu vergessen und zu vergeben.

Keiner weiß, wie rasch seine letzte Stunde naht; ihre Schauer würden ins Trostlose steigen, wenn sie ihn unversöhnt trifft, wenn sie ihn trifft am Rüsttage des Versöhnungsfestes, das er dann, ach! nicht mehr feiern kann. Darum lehrt der weise König: „es ist die Weisheit des Menschen, daß er Langmut übt; und seine Krone ist, die Schuld zu vergeben“ [2]). Amen!

[1]) 3. M. 19_{18}. — [2]) Spr. 19_{11}.

85
Alt und lebenssatt.

M. A.! Wenn der Frühling sein erbauendes Werk verrichtet, so entfaltet sich alles langsam und fast unmerklich; aber plötzlich bricht der Herbst herein; kaum nach Tagesfrist finden wir des Sommers sonnige Landschaft in eine herbstlich nebelgraue Gegend gewandelt. So ist alles Aufbauen eine langsame Arbeit, das Zerstören aber das Werk des Moments. Auch über den Menschen bricht plötzlich sein Herbst herein, während die Entfaltung seiner Jugendkraft in langen Jahren sich vollzieht Wie oft geschieht es, daß wir Jemand begegnen, der uns noch ganz vor kurzem den Eindruck rüstigster Manneskraft machte, und ein kurzer Herbststurm hat den Stamm entblättert, oder seiner Krone die Farben des Welkens verliehen. Irgend ein Schmerz des Körpers, ein Schmerz der Seele erzeugt diese Wandlung: darum haben auch die alten Meister den Ausdruck קפצה זקנה, das Alter „überfällt" uns.[1])

So wird uns von Abraham erzählt,[2]) daß eine Stunde ihn zum alten Manne gemacht habe; das war die Todesstunde der Sarah, seiner Gattin. Es ist gewiß nicht das einzige Mal gewesen, daß der Tod eines lieben Menschen, einer Gefährtin, mit der wir Freude und Sorge teilten, plötzlich unser Dasein ins Wanken gebracht und den kraftvollen Mann in einen müden Greis verwandelt hat. Abraham hatte viel erfahren, viel gelitten und viel geleistet, aber seine feste Seele hat auch dem Körper Festigkeit und Widerstandskraft eingehaucht, aber in dem Moment, in dem sein Gemüt im tiefsten Innern getroffen wird, beugt sich auch der Körper, nicht so sehr unter der Wucht der Jahre als unter der Last der Trauer. Indes, auch dem greisen Abraham blühten noch Freuden; wohl war jede dieser fröhlichen Stunden beschattet, bewölkt, wehmütig angehaucht durch die Erinnerung an die traute Genossin seiner Jugend, trotzdem hat er sich sicherlich ergötzt an Isaak, seinem Sohne, an dessen glücklicher Ehe, an den Sprossen dieser Ehe, an dem wachsenden Wohlstande seines Hauses. Das waren Genüsse und Güter, die auch im Alter das Leben wünschenswert erscheinen ließen So gesegnet war das Greisentum Abrahams, daß unsere Weisen sagen:[3]) Bis Abraham habe es gar kein rechtes Alter gegeben, denn dieses mit seiner Hoheit und seinem

[1]) z. B. Taanit 5b. — [2]) Tanchuma zu I M. 24, — [3]) ebd.; Baba mezia 87a.

Frieden finde sich nur, wo in einer Familie Jung und Alt zusammenstimmen, wo das weiße Haupt auch ein weises Haupt ist, wo all die Verzichte, welche die Bürde der Jahre uns auferlegt, ohne Murren getragen werden.

Abraham war, wie es in der Schrift heißt, in seinen alten Tagen mit allem gesegnet. Dennoch lesen wir: "וימת אברהם בשיבה טובה זקן ושבע Abraham starb in einem glücklichen Greisentum alt und lebenssatt.[1]) Sind das nicht Widersprüche? Wer glücklich ist, warum sollte der lebenssatt werden, auch wenn das Leben sich über das gewöhnliche Maß ihm ausdehnt? Aber Abraham hatte die klare Erkenntnis, daß, wie nun einmal der Mensch geartet ist, es gut ist, daß diese Wanderung auch ihr Ziel erreicht. Es heißt in der Schrift: „Gott übersah am Schluß der Schöpfung Alles, was er geschaffen hatte, und siehe, es war sehr gut";[2]) dazu bemerkt Rabbi Meier[3]) unter Anwendung eines geistreichen Wortspiels mĕōd, sehr und mōt, Tod; das Beste an der Schöpfung ist dies, daß das Leben auch ein Ende hat, daß wir nicht dazu verurteilt sind, dies eine Zeit lang so anziehende aber auf die Dauer ermüdende Schauspiel ewig zu betrachten. Man braucht noch kein Pessimist zu sein und alles für eitel und nichtig zu halten und kann darum doch der Überzeugung sein, daß das Menschenschicksal auf Erden nicht bedeutend genug ist, um eine Ewigkeit auszufüllen. Schon bei der gegenwärtigen Kürze des menschlichen Daseins erfahren wir, daß die Erdgeborenen in höheren Stadien des Lebens abgestumpft werden gegen die Gaben wie gegen die Schläge des Schicksals, daß das Gute nicht so beglückt, daß das Böse nicht so bedrückt wie in jungen Tagen. So muß es bei unbefangenem Nachdenken keinem ein wünschenswertes Los sein, dies wechselnde Leben, wo eigentlich doch eine Woge der andern gleicht, allzulang oder gar ewig zu genießen. Wenn wir das Dasein der Meisten betrachten, denen ein hohes Alter beschieden ist, so ist die armselige Sorge um die körperliche Wohlfahrt der ganze Inhalt ihrer Existenz; das ist eine Zeit lang zu ertragen, ja es kann der Anblick des heranwachsenden Geschlechts, das aus uns stammt, das erntet, wo wir gesäet haben, sogar ein Quell hoher Freuden werden; aber auf die Dauer ist es eine Pein, die Jüngeren bei der Arbeit zu sehen, während wir müßig sind; und wenn so viele sich dennoch so leidenschaftlich ans Leben klammern, so ist die Sorge und der Schrecken vor der dunklen Zukunft dabei mächtiger als die Freude an der Gegenwart. Die bekannte Sage von dem ewigen, ruhelosen Wanderer, der sich nach dem Tode sehnt, eine Sage, die seltsamerweise ohne jeden historischen Grund ihre Spitze gegen das Judentum kehrt, hat die Phantasie so vieler hervorragender Dichter angeregt; das ist leicht erklärlich, denn diese Sage kündet die Wahrheit, daß es, soweit wir es beurteilen können, wahrlich kein Vergnügen wäre, ewig zu leben. Wenn das schlichte Gleichnis erlaubt ist: gesetzt, wir säßen

---

[1]) 1 M. 25_{7}. — [2]) 1. M. 1_{31}. — [3]) Ber. r. 9_{5}.

bei einem leckeren Mahle, alle Erdteile senden ihre Gaben, um unsern Gaumen zu ergötzen, aber endlich erlahmt die Genußfähigkeit, und was uns zuerst ein Genuß gewesen, wird uns später eine Plage; wir sehnen uns danach, daß das Mahl ein Ende erreicht. Es heißt von Abraham: „Das waren die Lebensjahre, welche er lebte"[1]); dieser scheinbar unnütze Zusatz, „welche er lebte", trifft den Kern der Sache. So lange Abraham noch als Greis ein thätiges Leben führen konnte, so lange hatte er Freude daran; als er aber müde wurde, und sich nun gefallen lassen mußte, ein müßiger Zuschauer der Ereignisse zu sein, da wurde er, obgleich Glück und Glanz ihn umgaben, lebenssatt

Hat diese Betrachtung nicht etwas mit den Erinnerungen Versöhnendes, die in dieser heiligen Stunde in unserm Gemüte erwachen, mit den Zukunftsahnungen, die heut lebhafter als sonst in uns aufsteigen? Wir sprechen noch gar nicht von den Verheißungen, von der Seligkeit des zukünftigen Lebens, welche die Religion uns verkündet; mancher Geist ist so ausschließlich auf die Erde gerichtet, daß er an seine Ewigkeit, an seinen Beruf für die Ewigkeit nicht gut glauben kann. Aber selbst diese Geister werden wenigstens den Kalkul verstehen, daß es auf Erden ewig nicht auszuhalten ist, daß selbst der Glücklichste, den Gott wie den Abraham mit allem gesegnet hat, einmal lebenssatt wird und gern stirbt. Das kurze Wort der Schrift: „im schönsten Greisentum, alt und satt;" zeigt uns den Tod als den Erretter und Befreier von der Erstarrung eines thatenlosen Daseins. So lehrt uns diese Stunde, daß der Tod keineswegs der Feind des Menschengeschlechts ist. Wohl ist uns bang, wenn wir der Guten gedenken, die von uns gegangen sind; aber es ist nicht nur das Los der Menschen, es ist auch ihr Glück, daß auf Erden kein bleibendes Sein für uns ist. Heil denen, die, so lange sie atmen, rüstig ihre Kräfte regen, auf daß sie, wenn der Tod herantritt, nicht auf verlorene Jahre zurückblicken; um wie viel länger wäre unser Leben, wenn wir es nach Stunden zählten, wenn wir, so lange wir können, thätig wären und das Gute förderten.

O, brich uns, Gott der Gnade, nicht in den Jahren der Kraft, gieb uns Zeit, uns zu dir zu wenden, Gutes zu wirken und unsere Seele zu bilden. Stets sei es uns gegenwärtig: es ist nicht nötig, daß wir leben, aber nötig ist es, daß wir, so lange wir leben, redlich schaffen! Dann bist du uns nahe im Leben wie im Tode, und deine Güte führt uns durch die dunkle Pforte zu einem andern Lichte. — Amen!

---

[1]) 1. M. 25_7.

Aron vor dem Altar.

M. A.! Als Aron, der Hohepriester, so lesen wir in der rabbinischen Erklärung zu einem Schriftwort,[1]) als Aron zum erstenmal hintreten sollte an den Altar des Stiftzeltes, um als ein Gottgeweihter das Opfer darzubringen, da bebte er zusammen, und seine Kniee wankten, denn ihm schien es, als erhebe sich am Altare die Gestalt eines Stieres. Vor seiner Seele stieg die Sünde auf, daß er dereinst das ihm anvertraute Volk zum Stierdienste Ägyptens geführt hatte. All die Schuld und die Schmach, die er damals auf sich geladen, lagen mit erdrückender Schwere auf seinem Gemüte; er konnte die Last nicht von sich wälzen, er konnte es nicht vergessen, wie tief er sich versündigt, wie tief er das Volk hineingerissen hatte. Jene Sünde des goldenen Kalbes, wie ein bedrohlicher Schatten stand sie vor Aron und schreckte ihn zurück; er fühlte sich unwert, der Diener Gottes zu sein, da er einmal der Diener eines Götzen gewesen war, da er sich schwach und nachgiebig gezeigt hatte, wo ihn sein Gewissen und seine Erkenntnis zu strenger und schroffer Abweisung unzweifelhaft verpflichtete. Aber da sprach Moseh zu ihm: Nur deine erregten Sinne zeigen dir das Stierbild am Altare deines Gottes; du hast keinen Grund, noch ferner zu zittern vor der Erinnerung an diesen Abfall. „Eile her zum Altare und bringe dein Sühnopfer, ein Ganzopfer, und erwirke Versöhnung für dich und dein Haus, und sodann bring das Opfer des Volkes und sühne auch sie; denn so hat Gott es geheißen. Und Aron brachte ein Kalb zum Sühnopfer";[2]) er wandelte symbolisch, wie die Alten sagen, dadurch seine Schuld zum Opfer.

Wie edel und erbaulich ist doch diese Gestalt des ob seiner Sünde bangenden Priesters. Die meisten Menschen, wie leicht vergessen sie ihr Unrecht, wenn es die Welt vergißt. Es ist erbärmlich, aber es ist nicht zu leugnen: auch die Bessern, auch diejenigen, die noch etwas Höheres kennen als die Furcht vor dem Strafrichter, spornt oder warnt, lockt oder schreckt nicht das eigene innere Rechtsbewußtsein, nicht die Liebe zur Tugend, nicht der Abscheu vor der Sünde, sondern das Verlangen nach Ehre, oder die Sorge, sie zu verlieren. Wie wenige wären gut, wenn sie nicht fürchteten, daß der böse Leumund sich an ihre Thaten heftet und ihren Ruf vernichtet. Die Ehre ist das Idol, und ehrlos dastehen vor den Menschen dünkt den Meisten eine schlimmere Pein, als gerichtet werden von dem eigenen Gewissen. Darum begehen nicht selten diejenigen ungescheut die schlimmsten

[1]) Sifra Schemini 8. — [2]) 3. M. 9, ff.

Ausschreitungen, die durch Rang und Würde so hochgestellt sind, daß sie die äußere Ehre wohl kaum verlieren können; darum reden wir von einem Kodex bürgerlicher Moral, weil nur die Bürger und einfachen Leute fürchten müssen, ihre Ehre einzubüßen, wenn sie durch ihr Verhalten mit den Regeln der Moral in Konflikt geraten; die Mächtigen und Einflußreichen halten sich durch diese Regeln nicht gebunden, denn die Masse, die von ihrer Gunst lebt, wird ihnen die äußeren Zeichen der Achtung und Ehrerbietung auch dann nicht versagen, wenn das Gebot der Moral ihrem Belieben weichen muß. Aber es ist überhaupt nur eine kleine Schar, für die die Mahnung zur Pflicht auch da noch mächtig ist, wohin das Auge des Nächsten nicht reicht, deren Gewissen auch noch dann die eigene Schuld merkt und richtet, wenn sie das Volk längst vergessen und vergeben hat.

Solch eine edle Gestalt, der auch die Sünde selbst die Hoheit eines edlen Geistes nicht rauben kann, ist Aron. Die Sünde des goldenen Kalbes ist längst von Gott vergeben, vom Volke vergessen; in dem schönen Wettstreit, das Stiftszelt aufzurichten, in dem freudigen Opfermut aller, ihre Kleinodien hinzugeben, um das Heiligtum und die Priester herrlich zu schmücken, hatte das Volk auch innerlich die Schande und den Schaden überwunden, den es durch den Abfall sich zugefügt hatte. Das Volk hatte dem Aron all die Liebe, die er als Friedensbote durch seine Milde und Sanftmut, als der freundliche Helfer und Berater aller Bedrückten und Beladenen sich erworben, bewahrt; und als er jetzt dastand im Schmuck des herrlich prangenden Priesterkleides, schien er allen berufen zum heiligen Dienste. Alle jauchzten ihm zu, keine Stimme erhob sich gegen ihn und mahnte ihn an vergangene Schuld. Aber der Jubel eines Volkes konnte die Stimme seines Gewissens nicht betäuben; mitten in all diesem Glanz sieht er das Stierbild, sieht er den Altar, den er selbst einst aufgerichtet dem ägyptischen Götzen. Keiner klagt ihn an; aber dieses große Herz ist tief bekümmert und wähnt sich verfolgt von den gespenstischen Schatten einer alten Schuld. Indes, wer so bereut, dem ist die Sünde selbst zur Heilsthat geworden. Aron bringt ein Kalb zum Opfer, denn die Sünde des goldenen Kalbes hat durch die Innigkeit, mit welcher er sie büßte, offenbar gemacht, wie rein und lauter diese Seele ist, und wie tief schmerzlich sie den Abfall von Gott empfindet. Darum sagen auch die Alten,[1]) daß dem wahrhaft Büßenden die Schuld selbst von Gott als Verdienst angerechnet wird.

Trefflich ist der Satz des R. Chanina: Es komme der Heilige und trete vor den Heiligen und sühne für die Heiligen. Es komme der Heilige dicht vor den Heiligen, d. i. Gott, und sühne für die Heiligen, das sind die Israeliten. In kühner Zusammenstellung verbindet der fromme Chanina die Gottheit und sündige Menschen unter dem Begriffe des Heiligen, weil in diesen die Glut der Sünde die Tugend nicht verzehrt, sondern zur Glut der Buße sich gewandelt hatte, durch

[1]) Joma 86b.

welche die Tugend nur zu hellerem Glanze geläutert wurde. Sünderdemut heiligt mehr als Tugendstolz und so verdient Aron das Beiwort, welches den Menschen zur Gottheit stellt. Und auch die Israeliten waren heilig, waren sittlich rein in ihrem Verhalten gegen Aron.

Wer hätte nicht schon sich selbst bei dem Versuche des Selbstbetrugs betroffen, die eigene Schuld auf andere Schultern zu wälzen, einen andern verantwortlich zu machen für das, was wir ersonnen, wenn es nur irgendwie einen schwachen Schein der Möglichkeit bietet. Die Israeliten, die anfangs den Aron gedrängt hatten, ihnen diesen ägyptischen Stierdienst einzurichten, hätten demnach ohne gerade direkt die Wahrheit zu verletzen, behaupten können: Ja, dieses goldene Kalb, wer hat es denn eigentlich verfertigt, wer den Altar aufgebaut? doch nur Aron, der uns von Moseh bestellt war als der Hüter des Dienstes des einzigen Gottes. Aber es heißt in der Schrift: „Gott suchte heim das Volk, weil sie das Kalb verfertigt, das Aron verfertigt hatte.“[1] Sprachlich ist dieser Satz nicht ganz korrekt, und auch sachlich läßt sich dagegen einwenden, daß es ausdrücklich heißt, Aron habe mit kunstfertiger Hand den Götzen geformt. Aber die gedankliche Richtigkeit läßt sich dem Satze: Das Volk hatte eigentlich das Kalb verfertigt, das Aron verfertigt hatte, nicht bestreiten. Sie waren die geistigen Urheber des Frevels, sie hatten ihn dazu gedrängt, sein Fehl bestand nur in seiner Schwäche; und sie waren ehrlich genug, dies einzugestehen, sie wollten nicht durch Winkelzüge sich herauswinden; sie waren die Hauptschuldigen und läugneten es nicht, und den Aron behielten sie lieb, obgleich doch wiederum nur durch seine Nachgiebigkeit der Abfall diese Ausdehnung und Kraft gewinnen konnte. Ob dieses Sinnes für Wahrheit und Treue, ob dieser Scheu, andere oder sich selbst zu täuschen nennt R. Chanina auch die sündigen Israeliten: Heilige; denn wer wahr ist gegen sich und gegen die Welt, der kann der Sünde wohl zuweilen Opfer bringen, aber ihr nie zum Opfer werden.

Und achten wir auf die Wendung im Satze des R. Chanina: Es komme Aron der Heilige und sühne für das Volk die Heiligen. Ja, bedürfen denn die Heiligen noch der Sühne? Scheint es doch vielmehr, als habe das Opfer nur den Zweck, die Unheiligen zu sühnen? Aber vor dieser Auffassung, als begnüge sich die Gottheit mit Opfern der Tiere, als verlange sie nicht vielmehr die Opfer unserer Neigungen und unserer Begierden, will der fromme Meister warnen. Die Vorgänge am Altare sind ihm wie das Spiegelbild des Seelenlebens, sind ihm wie die feierliche Form, in welcher die innere Empfindung sich offenbart. Der Priester hatte nicht die Macht, durch das Opfer die Sünde aufzuheben, die nicht zugleich im Gemüte durch Reue war verlöscht worden. So verstehen wir es, wenn die Seher und die Sänger im alten Israel vielfach ihre gewaltige Stimme gegen die Opfer erhoben haben, und wenn trotzdem der Opferkultus in

[1]) 3. M. 32 $_{35}$.

der Schrift geboten und im Stiftszelt gepflegt worden ist. Jene Weisen wollten den Wahn zerstören, als könnte durch das Opfer am Altar die Schuld getilgt werden; es hatte seine Bedeutung nur als Sinnbild dessen, was das Gemüt des Spendenden bewegte; es konnte, wie R. Chanina scharf und klar sich ausdrückt, nur die Heiligen sühnen. Jenes echte Reuegefühl, welches vor Gott sich anklagt, wenn uns auch die Menschen nicht anklagen können oder wollen, stellt den Aron so hoch.

Die Alten sagen[1]): es heißt in der Schrift: „Tod und Leben ist in der Gewalt der Zunge."[2]) Durch ein einziges Wort hat sich König David die ewige Seligkeit erworben, und dieses Wort lautet: חטאתי „ich habe gesündigt."[3]) Damals als David den Uria dem Tode überlieferte, um die Bathseba, sein Weib, in sein Haus zu nehmen, wie leicht hätte er jeden Verdacht von sich abwälzen können! Ja, er hätte es vielleicht vermocht, seine Schuld als Verdienst darzustellen und sich zu geberden, als nehme er die Bathseba, die Witwe des Uria, in den Königspalast, um die Tapferkeit und Treue ihres Mannes zu belohnen. Wer wußte denn von der Sünde? Selbst Joab, sein Feldherr, kannte nicht den ganzen Zusammenhang, und dieser war ihm aufs innigste ergeben; wie viele Mittel hat zudem ein König, um eine Schuld zu verheimlichen und den Mitwissern den Mund zu schließen. Nathan aber, der Prophet, ahnte, was vorgegangen war und trat hin, der schlichte wehrlose Mann als Ankläger vor den König; und wie David die Anklage hört, da sinnt er nicht auf Ausflüchte, um den Propheten zu täuschen, oder um ihn als falschen Ankläger hinzustellen, er denkt auch nicht an die königliche Macht, die es ihm leicht ermöglicht, den unbequemen Mann bei Seite zu schaffen, sondern in ein Wort faßt er zusammen den ganzen Schmerz seiner Seele: ich habe gesündigt dem Herrn.

Wer sich richtet, wenn keines Menschen Anklage ihm beschwerlich werden kann, der braucht nicht zu bangen vor dem Richter in den Höhen, dem wird sich die Sünde nicht in den Weg stellen, wenn er zu den höchsten Ehren, wenn er dereinst zur ewigen Seligkeit aufsteigen soll. Aron steht vor dem Stiftszelt, umjubelt vom Volke, bekleidet in strahlender Pracht; aber sein Auge ist nicht geblendet, sein Ohr nicht betäubt, sondern mitten in allem Glanze sieht er das ägyptische Stierbild, mitten in allem Jubel hört er die Stimme, die ihn an sein Vergehen mahnt. Gerade dadurch hatte er sich bewährt für das hohe Amt, das Gott ihm aufgetragen. „Der gesalbte Priester sühnt und bedarf der Sühne," lautet der Spruch des Weisen.[4]) Aber weil Aron streng war gegen sich selbst, weil er sich nicht überhob, sondern vielmehr sich beugte, weil ihm seine Schuld vor der Seele schwebte, durfte ihm Moseh zurufen: Dieses Schreckbild, das dich vom Altare Gottes scheucht, ist gar nicht vorhanden; du selbst hast es gebannt durch deine Reue; und nun tritt hin zum Altar und bring deine Schuldopfer und sühne dich und das Volk. — Amen!

[1]) Midrasch Tehillim 51 $_{1}$. — [2]) Spr. 18 $_{21}$. — [3]) 2. Sam. 12 $_{13}$. — [4]) Sifra zu 16 $_{32}$.

87.

Scheinheiligkeit und Scheinunheiligkeit.

M. A.! Der Prophet Hosea spricht am Schluß seiner ergreifenden Bußrede, welche alljährlich am Sabbat der zehn Bußtage verlesen wird, einen Satz aus, den er selbst als ein Rätsel giebt. Dieser Satz lautet[1]): „Wer ist so weise, daß er dies verstehe, wer so kundig, daß er dies erkenne, gerad sind die Wege des Herrn, die Gerechten wallen auf ihnen, und die Sünder fallen auf ihnen?" Das ist ein seltsamer Satz: derselbe Weg wird von den Gerechten und von den Sündern eingeschlagen, und die Gerechten gehen, und die Bösen stürzen auf demselben Pfade. Aber der Satz enthält wohl nichts anderes als eine Mahnung und Warnung an die Scheinheiligen; an die, die nicht mit reinem Sinn, sondern in selbstsüchtiger Absicht den Pfad der Frommen wallen, die durch den leeren Schein, durch äußeres Thun eine günstige Meinung erwecken wollen, aber ihr Herz weiß nichts von Frömmigkeit, und haftet an irdischer Lust und mißbraucht das Heilige selbst, Bräuche, von Gott eingesetzt zur Erbauung und Erhebung, zum Frevel und zur Täuschung. Darauf war ja die Wirksamkeit des Propheten vor allem gerichtet, den Israeliten vorzuhalten, daß diejenigen sich wohl am schlimmsten versündigen, denen die Formen der Religion wert, aber Kern und Wesen fremd sind. „Streit — so ruft er — Streit ist dem Ewigen mit den Bewohnern des Landes; denn es ist keine Wahrheit, keine Liebe, keine Gotteserkenntnis im Lande; mit Schafen und Rindern gehen sie Gott zu suchen: sie werden ihn nicht finden. Gerechtigkeit — so hört er Gott reden — verlange ich und nicht Opfer; Erkenntnis des Herrn ist besser als Opfer; ich will mich dir angeloben für die Ewigkeit; ich will mich dir angeloben durch Recht und Gerechtigkeit, durch Liebe und Erbarmen, durch Glauben und Erkenntnis."[2]) Das ist der Gedanke, der durch alle seine Reden leuchtet, Haß gegen die Form und den Schein, und eifriges Eintreten für die Wahrheit und die Liebe.

Zwar ist in unserer Zeit das entgegengesetzte Übel, die Scheinunheiligkeit, weit häufiger, als die Scheinheiligkeit. Viele wollen jetzt gottfremder erscheinen, als sie sind. Denn wenig Menschen giebt es, die in dem eigenen Geist die Gründe, die Richtschnur suchen für ihr Thun. Den meisten ist das öffentliche Urteil, oder auch das öffentliche Vorurteil der Tyrann, dem sie wie Sklaven gehorchen. Nicht

[1]) 14_{10}. — [2]) 4_{1}, 6_{6}, 2_{21}.

nur ihren Körper, sondern auch ihren Geist kleiden sie nach der neusten Mode; ein Irrtum von heute lockt und reizt stärker als eine erprobte Wahrheit. Wir reden von den ewigen Werken großer Geister: aber in Wirklichkeit ist die Gemeinschaft derer nur klein, welche den Goldesgehalt dieser Werke dem Flitter, welchen der Tag erzeugt, vorziehen; und die Gegenwart leidet an diesem Übel mehr, als irgend eine frühere Zeit. Was sonst ihr Vorzug ist, daß die Massen eingreifen in das öffentliche Leben, ist hier ihr Fehler. So viele giebt es, die nicht verzichten mögen, auch ein Wort mitdreinzureden bei den großen Fragen der Religion, des Staates, der Gesellschaft, aber sie haben keine Meinung, keine Überzeugung, ihnen ist Bildung und Wissen kein innerstes Bedürfnis des Geistes, sondern ein Schmuck, der dem schön ansteht, der ihn besitzt, und wenn ein falscher Schmuck denselben Dienst thut, zu glänzen, wozu sich erst um den echten bemühen? So horchen sie auf die Meinung, die am lautesten sich kund thut; diese, meinen sie, wird wohl die rechte sein.

Das öffentliche Urteil aber ist, wer kann es im Ernste leugnen, vielfach der Unglaube, die Gottlosigkeit, und um nicht den Schein der Unbildung auf sich zu laden, um nicht unmoderne Gedanken zu äußern, da bleibt nichts anderes übrig, als einzustimmen in den Ruf derer, welche Religion und Gottesglauben gering schätzen. Klein ist die Zahl derer, die den Vorwurf scheuen, sie seien nicht fromm; aber nicht aufgeklärt, das ist ein Verbrechen, wenn auch nicht gegen den Geist, so doch gegen die Parole des Jahrhunderts, und wer die Bräuche der Väter ehrt, wem die religiöse Satzung heilig ist, der gehört vielleicht schon deswegen von vorn herein nicht zur guten Gesellschaft. Und wie viel Schein und Zwang waltet hierbei. Was die Weisen der Vorzeit lehren, was den Vätern heilig ist, ist schon deswegen der Jugend verdächtig; mit innerem Widerstreben wird es beseitigt; denn man schämt sich dessen vor den Genossen. Der Talmud sagt[1]): achtzehn Strafgerichte hatte Jesajas seinem abtrünnigen Volke zu verkünden: aber das härteste war der Schluß: „es wird sich überheben der Jüngling über den Greis, der Verächtliche über den Würdigen.“[2])

Wohin wir blicken, da sehen wir die Menschen in den Schlingen der Tagesmeinung; und die Tagesmeinung ist gewöhnlich das Urteil nicht der großen und gewaltigen, sondern der kleinen und schwachen Seelen. Was unser großer Dichter von sich sagt, daß er fast jedes Wort in bewußtem Gegensatz gegen den herrschenden Geschmack und die Richtung seines Zeitalters geschrieben hat, das gilt wohl von jedem tiefen, für die kleine Schar der Besten seiner Zeit und darum für die Ewigkeit schaffenden Denker. Ja selbst, wenn die Menge sie auf den Schild hebt und die Gedanken dieser Helden auf ihre Fahnen schreibt, thut sie ihnen nicht selten weh, und selbst ein Moseh würde vielleicht erschrecken, wenn er sähe, welchen Gebrauch unverständige Bewunderer

[1]) Chagiga 14a. — [2]) 3_5.

selbst unter Kindern, die doch meist in Schule und Haus zum Guten geführt und nicht wie die Erwachsenen im Lärm der Welt zum Bösen verführt werden, Lüge und Täuschung der Lehrer und Erzieher als erlaubt. Und wie dicht schlingt sich vollends um die Erwachsenen dies Gewebe von Lüge; und da das feinere Gewebe sehr oft das festere ist, so hält Lüge und Täuschung die höheren Gesellschaftsklassen oft noch fester als die niederen umwunden.

Wir bereuen unsere Schuld. Du weißt es, du, unser Richter und unser Bildner, wie das Leben uns umstürmt und umwogt und uns von den Gestaden der Tugend reißt. Du hast uns in unserem Gewissen einen Prüfstein gegeben, ob unser Gebet um Verzeihung erhört worden ist. Können wir selbst uns bezeugen, daß wir wahrhaft bereut und uns erneut haben, so wird uns auch dein erlösend Wort nicht fehlen, daß die Erinnerung an die Guten, die Gott zu sich gerufen, uns schon hier auf Erden zu Gott und zur Tugend rufe. O daß dieser Friede des Gewissens uns als die edle Frucht des heiligen Festes reife! Amen!

M. A.! Ein größeres Maß von Wissen und Bildung legt ohne weiteres die Pflicht auf, auch im sittlichen Leben den Genossen ein Vorbild zu sein. Wer durch Geist im engeren oder gar im weiteren Kreise hervorragt, der lebt nicht nur für sich allein, sondern mit seinem Willen oder ohne seinen Willen wird er von Vielen beobachtet, und sein sittlicher Wandel bildet das Beispiel für Viele. Es giebt Leute, die Keiner nachahmt, und wäre das Mittel nicht gar zu drastisch, so wäre es manchmal zweckmäßig, irgend Jemand, der wegen seiner Thorheit in seinem Orte verrufen ist, zu einer Sünde zu verleiten, dann könnte man mit einiger Sicherheit rechnen, daß sie sobald dort nicht wieder einer begehen wird. Dagegen ist ein tüchtiger und begabter Mann ein Deckmantel für Viele. Die Welt läßt von dem Glauben nicht, daß Bildung die Sitten adelt, und meint sonach, was ein hochgebildeter Mann thue, könne nicht verwerflich sein. Darum muß ein Mensch, der durch Kenntnis und Geist ausgezeichnet ist, auch im gewöhnlichen Leben in Allem, was seine Wissenschaft und seinen Beruf gar nicht berührt, vorsichtiger sein als andere Sterbliche. Da ihn das Schicksal auf einen höheren Standpunkt gestellt hat, so wird er, falls er sich vergeht, חוטא ומחטיא „ein Sünder und ein Verführer". Wir klagen in unserer Zeit über die Entartung der niedern Volksklassen und wir vergessen, daß die besseren Stände ihnen ein nur allzu getreulich befolgtes Beispiel gegeben haben.

Unsere Alten sagen im Traktat vom Versöhnungstage[1]): es heißt in der Schrift: „Du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben,"[2]) d. h. lebe so, daß Gott durch dich von Andern geliebt wird. Denkt euch jemand, der fleißig den Wissenschaften obliegt und dann im täglichen Verkehr mild und rücksichtsvoll sich benimmt, dann werden die Leute, da sie den veredelnden Einfluß der Wissenschaften bemerken, von ihm

---

[1]) 86a. — [2]) 5. M. 6_5.

sagen: Heil seinem Vater, der ihn unterrichten ließ, Heil dem Lehrer, der ihn unterrichtete, weh denen, die nichts lernen! Dieser, der Wissen erworben, wie angenehm ist sein Verkehr; wie wohlgeordnet ist sein Leben! Von ihm, der durch sein Vorbild zur Tugend lockt, sagt die Gottheit: „Ja du bist mein Knecht, Israel, durch den ich Ruhm gewinne".[1] So er aber den Wissenschaften sich gewidmet hat und im Handel und Wandel unredlich ist und heftig und hart gegen seine Mitmenschen, was sagen dann diese von ihm? — Wie bedauernswert sind Vater und Lehrer, die ihn unterwiesen; Kenntnisse mag er besitzen, aber sein Thun ist verkehrt, seine Sitten verderbt; von diesen heißt es im Propheten: „Das Volk Gottes nennen sie sich und wandeln doch nicht im Gottesgebiete".[2]) Und es ist noch ein besonderes Glück, wenn das Volk richtig zwischen Wissen und Thun bei denen zu unterscheiden versteht, die nach dem bekannten Ausdruck Talente und keine Charaktere sind. Meist blendet das Wissen und der gelehrte Ruf, und sein sündiges Thun ist ein Freibrief für Viele. Auch unsere Religion weiß ein Lied zu singen — es ist ein trübes und trauriges Lied — wie durch die Gleichgültigkeit der Gebildeten der religiöse Sinn in allen Schichten ist untergraben worden. Die schwergeplagte Menschheit braucht den Aufblick zu Gott wie das liebe Brot, um das sie hart ringen muß; alle Wissenschaft der Welt kann ihr keinen Ersatz bieten für den verkümmerten Glauben, selbst wenn diese Wissenschaft, wie sie jüngst verkündet hat, es fertig bringen sollte, aus Luft und Wasser oder aus Steinen Brot zu schaffen.

Man kann zugeben, daß der Gebildete in seinem Geiste, in seinen Kenntnissen Elemente der Erbauung hat, die ihm, wenn er sie verwertet, den öffentlichen Kultus entbehrlich machen. Wenn er sie verwertet. Jeder prüfe sich, ob er es thut, ob er aus seinem Geiste auch sein Gemüt bildet. Wer ist so stolz und auf sich selbst gestellt, daß er meinte, für sich den öffentlichen Gottesdienst entbehren zu können? Aber selbst dann auch liegt ihm die Pflicht ob, die öffentlichen Heiligtümer der Religion zu ehren, damit das Volk an ihm kein Aergernis nehme. Wenn schon in Israel nach dem Spruche des Talmud einer für den andern bürgen muß, so übernimmt in Israel der Gebildete und Unterrichtete eine heilige Bürgschaft für die Menge, unter der er lebt; sein Beispiel baut auf und zerstört, tötet und belebt. Höher als das Licht der Wissenschaft ist das Licht Gottes, höher als die Fackel, die die Erde erhellt, ist der Strahl, der zum Himmel hinanleuchtet.

Haus Jakob, auf, wir wollen wandeln im Lichte Gottes! – Amen!

---

[1]) Jes. 49,$_{3}$. — [2]) Ez. 36,$_{20}$.



Predigten

Zum Schlußgebet des Versöhnungstages.



89.

Arbeiten bis zum Abend.

M. A.! Zur Abendzeit, wenn die Sonne sinkt, die Schatten wachsen, ist jedes Menschengemüt leichter erregt und den Ahnungen einer höheren Welt geöffnet. Was der Herbst alljährlich uns lehrt, das kündet uns alltäglich der scheidende Tag im erblassenden Abendrot. Wohl gewinnt die Landschaft einen eigentümlichen Reiz, wenn sie, wie in ein Lichtgewand gekleidet, sich unserem Auge zeigt. Die Sonne ist gleichsam hinab zur Erde gestiegen und läßt alles Irdische teilnehmen an ihrem sanften Glanze. Dennoch zieht die Wehmut durch unsere Seele, denn in diesem Kampfe des Lichts mit der Nacht, in welchem das Licht die ganze Fülle seiner Anmut und seines Zaubers entfaltet, in dem aber die Nacht siegend vorwärtsschreitet, sehen wir ein Abbild unseres eigenen Daseins. Immer stärker werden die Schatten, und endlich kommt über jeden Sterblichen die Nacht, die alles deckt, alles endet. Heil dem Menschen, dem das Leben endet nach hellem Mittagsstrahl, nach sanftem Abendglühen, der in jungen Jahren redlich gestrebt, daß Hand und Herz rüstig und hurtig wurden zu gerechter und zu emsiger Arbeit, der in den Jahren der Kraft wie die Mittagssonne gewesen für den Kreis, in dem er lebte, der durch seine Arbeit ein Segen war für sein Haus, für seine Heimat, für all die Genossen, die ihm vertrauten. Dann ist sein Greisentum ein sanftes Abendglühen, dann kleidet der Glanz seines Namens seine ganze Familie wie in ein Strahlenkleid, dann leuchtet sein Haus in der Ehre, die er ihm spendet, und wie die Sonne noch Licht spendet, nachdem sie längst untergegangen, so bleibt sein Name ein Ruhmesschild seinem Geschlechte, auch nachdem er längst eingegangen in das Reich der Schatten.

Es ist ein tiefsinniges Wort der Alten[1]): Bis zu Abraham gab es kein Greisentum. Buchstäblich kann dies nicht gemeint sein, denn wir wissen: nach dem Bericht der Schrift haben die ersten Menschen ein außerordentlich hohes Alter erreicht, das die Jahre des Abraham weit überragte. Aber das war nicht das Greisentum, von dem die Schrift sagt[2]): „ein prächtig Diadem ist das graue Haar, auf dem Wege der Gerechtigkeit wird es erworben.“ Menschen, denen im Genusse und in Selbstsucht die Jahre dahingehen, sie können kaum mit Recht die

[1]) Baba mezia 87a. — [2]) Spr. 16_{31}.

Ehrfurcht fordern, welche die Religion für die Greise verlangt, und welche die Jugend so willig und freudig ihnen weiht. Sie sind weit eher eine Warnung für das heranwachsende Geschlecht, daß es nicht in gleicher Weise das Leben vergeude. Wenn wir in einen Garten treten zur Zeit des Herbstes, wo so viele Bäume ihre Krone beugen, von reifer Frucht beschwert, und einige stehen daneben, die haben auch im Frühlinge geblüht, aber nur wenig und nur schlechte Frucht hängt an ihren Aesten, wie störend und unerfreulich ist solch ein Anblick! Wie die Frucht den Ast niederdrückt, so ist es gerade das Verdienst, das den Wackeren den Blick sinken läßt, während der Leere und Eitle das übermütige Auge emporhebt. Wie armselig ist ein Alter, ist der Herbst des Lebens, wenn dies Dasein keine Früchte trug, wenn der Mensch nicht Erfahrung und Einsicht in die Scheuer seiner Seele trägt, wenn er nicht Gutes schafft, solange er Kraft besitzt. Der Talmud sagt[1]: ein Greis ist nur, wer Weisheit erworben, und darum gab es bis zu Abraham keinen Alten in dem ehrwürdigen Sinne, den die Schrift damit verbindet. Er, der die Götzen zertrümmert hatte, der überall, wohin er seinen Fuß setzte, seinem Gotte Altäre errichtete, der selbstlos jedem Streit aus dem Wege ging und vor allem nach Weisheit und Gerechtigkeit trachtete, er konnte am Abend seines Lebens, da ihn selbst die Heiden als einen Gottesfürsten verehrten, freudig schauen auf den Weg, den er zurückgelegt hatte; er war der erste Greis nach dem Sinne Gottes.

Darum kann es für den Sterblichen keine andere Lebensparole geben, als das Wort des Psalmensängers[2]: „Es gehe der Mensch an sein Tagewerk und an seinen Dienst bis zur Abendzeit." Nicht allen ist es vergönnt, Großes zu leisten im Dienste der Menschheit. Es ist auch vielleicht nicht einmal notwendig und nützlich, daß gar zu viele große und geniale Menschen nebeneinander leben. Der große Baum braucht überall viel Boden; mehrere, zu nahe gepflanzt, zerschlagen sich nur die Aeste. Aber wer redlich arbeitet, der erfüllt seinen Zweck auf Erden. Es heißt in den Psalmen[3]: „Heil denen, die das Recht hüten, die Gutes thun zu jeder Zeit." Und die Alten fragen[4]: Wer ist es denn, welcher Gutes thut zu jeder Zeit? Und sie antworteten: Gutes thut zu jeder Zeit, wer arbeitet für Weib und Kind. Es ist das Los der Trägen, daß ihnen der Tag lang und das Jahr kurz erscheint, weil sie, wenn es vorüber ist, keinen Fortschritt wahrnehmen; es ist das Los der Fleißigen, daß ihnen der Tag kurz und das Jahr lang dünkt, denn die Arbeit ist die beste Kurzweil, und wenn das Jahr schließt, so hat es ihnen Ertrag und Erfolg gebracht. Wer von seiner Arbeit lebt, lehrt der Talmud[5], der gewinnt das Heil beider Welten, das Diesseits und das Jenseits. Und jetzt zur Abendzeit, wo dieser heilige Tag noch einmal seinen innigen Gruß uns sendet, was können wir uns Besseres einprägen, als das Wort

---

[1]) Kidduschin 32b. — [2]) 104_{23}. — [3]) 106_{3}. — [4]) Ketubot 50a. — [5]) Spr. d. V. 4_{1}.

des Sängers: Es gehe der Mensch an seine Arbeit und an sein Tagewerk, bis es Abend wird; es schaffe ein Jeder mit reger Kraft und redlichem Sinn. Keiner weiß es, wie rasch seine Sonne untergeht. Wohl ihm, wenn sein Nachruf lautet: Er hat gearbeitet, bis es Abend wurde.

Vater in den Höhen! Aus den geweihten Tagen des Gerichts, der Reue und der Versöhnung treten wir wieder zurück zur Arbeit des Lebens. O laß uns unsere Sonne nicht untergehen zur Mittagszeit; zerreiß nicht jäh unsern Lebensfaden, sondern gewähre uns, daß wir in Kraft und Rüstigkeit hinaufsteigen zu den Jahren des Greisentums. Wir wollen arbeiten, gieb du Erfolg; wir wollen kämpfen, gieb du uns Sieg. Gieb allen denen, die in den Jahren der Kraft treu sich mühen, einen lichten Lebensabend. — Amen!

90.

Pfade des Lebens.

M. A.! Im Talmud lesen wir[1]): Einstmals erkrankte R. Elieser schwer und seine Schüler kamen zu ihm, um ihn zu besuchen. Da sagten sie: Meister! lehre uns die Pfade des Lebens, so daß wir auch des ewigen Lebens teilhaft werden; da sprach er: „Achtet auf die Ehre eurer Genossen, und bewahret eure Kinder vor Grübelei, und setzet sie zu den Füßen der Weisen, und wenn ihr betet, so wisset, vor wem ihr betet. So ihr dies befolget, so gewinnet ihr das ewige Leben."

Diese Erzählung ist ungemein lehrreich; sie kommen zu dem kranken Meister, aber sie klagen nicht, sie trösten nicht, sondern sie richten seinen Sinn darauf hin, daß er sie belehre, wie er es in gesunden Tagen that. Wer die Leidenden, wer die Trauernden aufsucht, sollte sich daran ein Muster nehmen. Wenn wir an diesen Stätten der Trübsal klagen, so ermüden wir nur die Herzen, die wir aufrichten und erfrischen sollten; aber, auch wenn wir trösten, erreichen wir nur selten unsern Zweck. Kann unser Wort Schmerzen bannen, kann es, wenn wir zu einem Trauernden kommen, die Toten erwecken? So erweist sich unsere Rede als eitel und machtlos. Und nun erwägen wir, daß wir nicht die einzigen sind, die das Haus des Leids und der Trauer betreten; wenn nun alle denselben Gegenstand, der ja allerdings der nächste ist, besprechen, muß dann nicht die Seele des Kranken und des Trauernden vollends elend werden? Achten wir darauf, wie die Schüler des R. Elieser bei einem Krankenbesuch verfuhren. Ach, Krankheit ist ein unbequemer Gast und drängt sich ohnedies dem Leidenden auf. Darum bemühen sie sich, den Geist des Meisters abzulenken von dem Elend, das ihn bedrückt; indem sie Belehrung heischen, wissen sie in der zartesten Form, das Krankenzimmer in den Raum zu wandeln, in welchem R. Elieser sich am wohlsten fühlte, in ein Lehrhaus. O, sogar Lebensart kann man aus diesen Talmudfolianten holen, allerdings nicht so sehr die Höflichkeit der Form, als die Höflichkeit des Herzens.

Und sie sagten: zeige uns die rechten Pfade, daß wir um des vergänglichen Lebens nicht das ewige verlieren, die aus dem Diesseits wie aus einer Vorhalle zu der ewigen Seligkeit leiten. Und der fromme Lehrer war gern bereit, gleichsam in wenige Worte wie zu einem Scheidegruß alles das zusammenzufassen,

[1]) Berachot 28b.

was er Jahre hindurch ihnen ans Herz gelegt hat. Sollte dieses Abschiedswort des Meisters nicht auch eine passende Abschiedsbetrachtung sein an diesem heiligen Tag?

„Achtet, sprach er, auf die Ehre eurer Genossen." Das ist ein leichtes Gebot, so lange wir mit den Genossen übereinstimmen und dieselben Ziele verfolgen. Aber überall, in engern wie in weitern Kreisen, ist der Kampf der Meinungen nicht zu vermeiden, ja er soll gar nicht vermieden werden, weil aus ihm die Wahrheit und das Recht nur um so herrlicher sich emporringt. Aber der Streit wird vergiftet; statt zu glauben, daß der Gegner das Wohl des Staates, die Hebung der Religion wie wir erstrebt, wird er in seinem Charakter, in seiner Persönlichkeit verunglimpft, wird er als ein Feind geächtet, wird er aufs äußerste verfolgt. Schon im gewöhnlichen Leben achten wir nicht sorgsam auf die Ehre des Genossen, zerpflücken wir oft, um eine müßige Stunde auszufüllen, den guten Ruf unseres Nebenmenschen wie einen welken Kranz; vollends im öffentlichen Leben, wer seinem Vaterlande auf anderem Wege dient, wer Gott auf anderen Pfaden sucht als wir, von dem wird ganz vergessen, daß er unser Genosse ist, der wird wie ein Verbrecher und Verräter preisgegeben. Und das geschieht von allen Parteien, das Diesseits wird verstört, der Pfad zum Jenseits wird versperrt durch die Verletzung der Lehre: Achtet auf die Ehre des Genossen, erwäget, daß der Gegner nicht aufhört, zu euch zu gehören.

„Und haltet eure Kinder von Grübeleien fern." Es ist die Aufgabe der Erziehung, der Jugend feste Grundsätze zu geben, auf denen sie ihr Leben aufbauen kann; denken soll die Jugend lernen, aber nicht grübeln, sie soll erzogen werden in Ehrfurcht vor göttlicher Wahrheit, vor menschlicher Größe. Wo gäbe es eine Wahrheit, die nicht angetastet werden kann, wo eine große Persönlichkeit, die fleckenlos wäre? Der Wissenschaft darf es nicht benommen werden, jede Wahrheit aufs sorgfältigste zu prüfen, jede geschichtliche Persönlichkeit, wenn es geht, nach den innersten Beweggründen zu befragen. Aber die Jugend ist so geartet, daß sie dem Geistreichen, dem Neuen rasch zufliegt, daß die glänzende Lüge sie sicherer fesselt, als die schlichte Wahrheit. Wir haben die Pflicht, sie vor diesen glänzenden Lügen zu bewahren; die Skepsis, die Zweifelluft, die nicht den Mut hat, weder zu leugnen noch zu bejahen, ist stets das Kennzeichen eines zerrütteten Zeitalters; das Grübeln ist dann der Wurm, der die Frucht der Erkenntnis zerstört. Es giebt heut zu Tage eine Weisheit, welche es wünscht, daß die Jugend ohne Religion aufwachse, damit sie dann später, wenn sie reifer geworden, entscheiden könne, ob sie dem Glauben oder dem Unglauben sich zuwende. Wir können, auch ohne daß das Experiment gemacht worden ist, aufs bestimmteste voraussagen, wie es ausfallen würde; sie würden alle den Unglauben wählen, denn der ist unendlich bequemer, und das sophistische Herz würde schon etwas herausgrübeln, um die Wahl zu rechtfertigen. Wann hat es jemals einer schlechten Sache an Gründen gefehlt? Der Grübler gerät nicht in Verlegenheit. Darum

gilt es, die Jugend so zu erziehen, daß die Lehren der Religion nicht nur dem Gedächtnis bekannt, sondern dem Gemüte vertraut werden, daß sie gleichsam ein Teil unseres Selbst werden. Grübeln verhindert auch jede thatkräftige Entschließung, und der gescheiteste Mensch kommt vor lauter Erwägungen nicht zur That, wenn er statt eines Denkers ein Grübler wird.

Und zum dritten mahnt der Meister: „setzet eure Kinder zu den Füßen der Weisen", d. h. bevor ihr eurer eigenen Weisheit vertraut, horchet erst, was vorher weise Männer gedacht und gelehrt haben. Es ist eine besondere Gnade für denjenigen, der sich der Wissenschaft widmet, einen Mann zu finden, der den jungen Geist leitet, ohne ihn zu tyrannisieren, der die Selbständigkeit jugendlicher Seelen achtet und doch Einfluß auf diese gährende Seele zu gewinnen trachtet. Wer zu früh selbständig zu werden trachtet, bleibt stets unselbständig; wer wie die Spinne um sich selbst die Fäden der Gedanken ziehen will, wird eben nicht viel besseres als Spinngewebe schaffen. Auf jedem Gebiete menschlicher Thätigkeit gilt die Regel: erst lernen, dann sinnen, erst die Erfahrung, die das Menschengeschlecht aufgesammelt hat, sich zu eigen machen, dann mag einer den Versuch wagen, den Schatz zu mehren, sonst kommt man bestenfalls in die Gefahr, Erfundenes zu erfinden. Auch von der Religion gilt dies. In den trefflichen Werken unserer Weisen findet sich vieles, was die Gegenwart stolz als ihre eigenste Errungenschaft betrachtet. Wer zu den Füßen der Weisen sitzt, dem ist so vieles Neue aus alten Schriften wohlbekannt, der bekennt sich beinahe zu dem Spruch des großen Dichters, wenigstens so weit Religion und Moral in Frage kommt, daß alles Gescheidte schon einmal gedacht worden ist.

Und zum weitern sprach Rabbi Elieser: „Wenn ihr betet, so wisset, vor wem ihr betet." Die Welt schwankt, wenn man genau hinsieht, nicht zwischen Glauben und Unglauben, sondern zwischen Glauben und Aberglauben. Wer über alle Schranken der Religion kühn sich hinwegsetzt, wird meist die Beute der komischsten Märchen. Niemals hat man im alten Israel gezittert, wenn dreizehn an einem Tische saßen; niemals hat man ein Werk, das von der Vernunft gebilligt wurde, verschoben, weil der Tag nicht günstig war; niemals hätte eine fromme Frau, wenn sie den Trauring verloren hätte, mehr darin beklagt als den Verlust des Wertes und eines lieben Erinnerungszeichens, nie hätte sie in diesem harmlosen Zufall eine schlimme Vorbedeutung gesehen. Es ist ein ehernes Gesetz: wer Gott verläßt, wird ein Opfer von Wesen, die nur in der Einbildung existieren, aber darum nicht minder plagen. Es giebt Spötter über Gott, die Todesangst ausstehen, wenn sie eine kurze Weile in der Nacht ohne Licht sein sollen. Und alle diese Thorheit verträgt sich ganz gut mit dem, was man gewöhnlich Bildung nennt. Dagegen hat ein schlicht aber fromm erzogenes jüdisches Kind keine Ahnung von allen diesen blöden Dingen. Aber auch in der Auffassung Gottes selbst und der Art, wie man ihm dienen soll, macht sich der Aberglaube bemerkbar. Mancher

glaubt, er müsse ein bestimmtes Gebetsquantum wie einen Tribut an Gott abliefern; ein anderer meint, durch vieles Singen und Sagen einen Freibrief zu erhalten, daß er seine Brüder täusche und trüge; ein dritter läßt sich bereden, daß der Gott Israels ein Gott des Zornes und der Rache sei; und bebt und zittert in seinem Hause wie ein Sklave vor seinem grausamen Herrn. O merket, sagt R. Eliser, merket, vor wem ihr betet; allerdings läßt er keine Schuld ungeahndet, so der, welcher sie verübt, sie nicht durch Reue tilgt. Wäre er auch der gerechte Gott, wenn er ohne Grund verziehe? Aber er ist langmütig und reich an Liebe; er verlangt, wie der Talmud sagt, unser Herz, aber nur, um es uns geläutert wiederzugeben; das hebräische Wort für Beten, התפלל, heißt eigentlich nichts anderes, als sich selbst prüfen, prüfen, ob wir wert sind, vor Gott zu stehen; denn es wäre anmaßend, dem zu sagen, was wir bedürfen, der uns lieber hat, als wir selbst uns haben.

Wahrlich, R. Eliser hat uns köstliche Perlen anvertraut. O wenn wir auch unser Leben mit ihrem Glanze schmückten, wenn wir auch in dem Gegner den Genossen ehrten und als Verletzung der eigenen Ehre betrachteten, ihn zu beleidigen und herabzuziehen, o wenn wir dem heranwachsenden Geschlecht die Lehren der Religion einprägten, damit sie ihm zu leuchtenden, leitenden Sternen werden auf dem Meere des Lebens; o wenn wir uns und die Unsrigen dazu anhielten, den Geist zu bilden, indem wir ihn sättigen mit dem Wissen, das die Jahrhunderte uns reichen! Vor allem aber wollen wir den Aberglauben, der den Verstand und das Leben verdüstert, weit von uns weisen und an dich glauben, dir leben, dich lieben, Gott der Liebe. — Amen!

91.

Die Wehr gegen die Sturmflut.

M. A.! Es heißt in den Psalmen[1]): „Darob soll jeder Fromme beten, daß er zur Zeit es finde, daß „wenn mächtige Fluten dahinbrausen, sie ihm nicht nahen." Und wenn unsere Weisen fragen[2]), was bietet uns denn eigentlich Schutz und Wehr gegen die Sturmflut der Not? so nennen sie drei Dinge: אשה תורה מיתה. Die Frau, der Glaube und ein sanfter Tod.

Die Frau, das Haus ist die erste Schutzwehr, wenn die Stürme des Lebens uns umbrausen, wenn die Flut des Unheils oder der Sünde mächtig an uns emporsteigt. Während andere Religionen die Ehelosigkeit heiligen, ist der Lehre Judas die Ehe ein Heiligtum, und der Hohepriester durfte dereinst nicht den Dienst im Tempel verrichten, wenn ihm die traute Genossin des Hauses fehlte. Die Sünde und die Not, sie erreichen und bezwingen den Einsamen in kurzer Frist. Wer allein auf Erden lebt, für den haben alle Lockungen des Vergnügens, des Gewinnes, des Ehrgeizes einen ungleich stärkeren Reiz, und sie treiben ihn hinaus auf die hohe Flut, die ihn oft genug hinabzieht in ihre unendlichen Tiefen. Nur wenige hat die Gottheit so reich begabt, daß sie in sich, in der stillen Arbeit ihres Geistes, ein völliges Genügen finden, nur wenige können dem großen Römer das stolze Wort nachsprechen: ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin. Diese Auserwählten sind die seltene Ausnahme, nicht die Regel. Aber die meisten stehen nicht fest, wenn sie nur auf sich selbst gestellt sind; sie bedürfen einer Stütze, eines Halts. Ihn finden die Gatten aneinander. Nicht nur die alten Weisen lehren, daß die Frau eine Schutzwehr gegen die Sünde ist, sondern die Erfahrung der Gegenwart hat es zahlenmäßig erwiesen, daß die Unglücklichen, welche ob ihrer Verbrechen von der Staatsgewalt zur Verantwortung gezogen werden, entweder ehelos oder in schlechter Ehe leben. Wer nur an sich denkt, der opfert in einem bösen Moment einer sündhaften Regung leichtsinnig seine ganze Zukunft; wer aber ein Haus hat, der wird bei weitem nicht so leicht diejenigen, die seiner Hut

---

[1]) 32₆. — [2]) Berachot 8a.

anvertraut sind, preisgeben; er erwägt, daß in seine Schuld und Schande auch die hineingezogen würden, die er liebt; er bespricht mit der Genossin die bösen Pläne; und der sündhafte Plan wandelt sich viel seltener zur That, wenn er überlegt wird; sie, die die Gefährtin seiner Anschläge sein sollte, rettet ihn von denselben. Selbstverständlich ist in dem Satze der Alten das Wort Frau gleichbedeutend mit Haus, mit Familie; denn auch das Kind ist ganz anders geschützt vor der Versuchung, wenn es an die Eltern fest sich lehnt, wenn es sie mit Freuden zu Vertrauten seiner Gedanken wählt. Es unterliegt der Verführung, wenn es sich gewaltsam vom Elternhause losreißt. Und bedarf es erst des Nachweises, daß auch die Not nicht so rasch diejenigen überflutet, die treu zusammenstehen, daß sie ihr Lebensschiff durch alle Klippen und Riffe hindurchlenken und nicht scheitern, wenn sie sich gegenseitig ermutigen und helfen? Darum betet jeder Fromme in dieser Gnadenzeit für sein Haus und schließt sich inniger an die Seinen, daß er nicht vereinsamt und verloren werde

Und die zweite Schutzwehr nennt der Talmud die Religion. Wenn du stets zur Erde schaust, dann haftet mit dem Blicke auch das Herz am irdischen Gute. Wo giebt es auf Erden eine Macht, die dir gebieten könnte: Du sollst nicht gelüsten? Aber in jedem Menschen ist eine Ahnung, daß es ein hohes Wesen giebt, das die Gerechtigkeit liebt und uns in Herz und Seele schaut, und wenn wir von der Offenbarung des Sinai reden, so meinen wir nur, daß der Funke, der in jedem Sterblichen glüht, auf jenem Berge zur mächtigen weithin leuchtenden Lohe emporgeschlagen ist. Welche Ursache sollten die Mächtigen haben, die das irdische Gesetz wie Wachs zu modeln vermögen, statt das Recht zu beugen, sich vor dem Recht zu beugen, wenn nicht die Scheu vor Gott? Der Glaube thut Wunder: nicht in dem rohen Sinne, der vielleicht unter den Gedankenlosen der Religion Anhang gewinnt, aber unter den Denkenden ihr Abbruch thut. Aber er beugt die Hohen und erhebt die Gebeugten; er giebt dem Schwachen Mut und dem Starken Demut. Um ihres Glaubens willen haben unsere Vorfahren den Opfertod erlitten. Die Klugen, die von Gott nichts wissen, sind erstaunt über die Lebenskraft des jüdischen Volkes. Unser Stamm hat viel Ähnlichkeit mit einem, den die Ärzte aufgeben, und der nichts desto weniger fröhlich weiter lebt, der nach den Regeln der Kunst im Sterben liegt, und der in seiner Frische ihnen spottend zuruft: macht bessere Regeln, um mich zu erklären! Der Glaube ist der mächtige Damm, daß die Flut einer feindlichen Welt uns nicht überschwemmt. In persönlichen wie in den allgemeinen Sorgen hält er uns aufrecht; es fallen die welken Blätter, aber der Stamm bleibt und treibt frische Blüten, weil er zum Himmel ragt und von der Sonne den Strahl empfängt. So bleibt Israel, ob auch einzelne abfallen, weil es zu den Höhen emporschaut, von denen die Hilfe kommt. So betet jeder Fromme in dieser Gnadenzeit für seinen Glauben und festet diesen Glauben, indem er für ihn betet.

Todesstunde, und die sehr wenigen israelitischen Gemeinden, die in unfrommem Haß die heilige hebräische Sprache aus ihrem Gottesdienste hinausgestoßen haben, an Schma Jisroel wagte sich nirgends und nie der stürmische Sinn. Dieses Bekenntnis ertönt aller Orten, wo Israeliten sich zum Gebet zusammenschließen in den heiligen hebräischen Lauten: שמע ישראל יי׳ אלהינו יי׳ אחד Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig.

Dieser Satz ist uns nicht vom Sinai unter Donner und Blitz gekündet worden, wie die zehn Gebote; nicht unter besonders feierlichen Zeichen und Wundern ist dies Wort zum Ohr der Israeliten gedrungen, daß sie es zu hohen Ehren erhoben und es zum Grund- und Eckstein des Glaubens ausersehen haben. Es ist ein schlichtes Wort, das Moseh an sein Volk richtete am Beginne einer Rede, in der er mahnte, Gott zu lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Ein Menschenwort das Grundwort des Gottesglaubens, liegt darin nicht die Lehre, daß das Beste, was der Mensch wissen und glauben kann, ihm doch nur von einem Menschen gelehrt werden könne? Gott hat sich am Sinai offenbart; aber wäre dieses Saatkorn einer besseren Erkenntnis nicht auf wüstem Boden untergegangen, wenn Moseh nicht sein Pfleger gewesen? Moseh, in seiner Liebe, in seinem Zorn, in seiner Lehre, in seiner Mahnung, in seiner Duldung und Hingebung, er führte die Rede Gottes zum Herzen seines Volkes; Gott lehrt uns nicht auf dem Weg der Wunder, sondern durch seinen heiligen Geist, d. h. durch weise und fromme Männer, die durch ihren hohen Geist und durch ihre sittliche Würde und Reinheit hinausragen und sich auszeichnen vor aller Welt. So verstand es der Sänger, wenn er betet[1]): „Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir." Aus Dankbarkeit gegen Moseh und aus Ehrfurcht vor seinem heiligen Geist haben die Israeliten sein Menschenwort zur Parole des Glaubens erkoren.

Höre Israel; höre, verstehe, begreife. Kein Glaube an das Unbegreifliche ist das Judentum. In dieser Thora steht keine Lehre, die nicht aus der Vernunft wiedergeboren werden könnte. Diese Thora soll für unseres Volkes Weisheit und Einsicht vor den Nationen zeugen. Wie könnte sie das thun, wenn ihre Lehren absurd wären, wenn die Annahme derselben ein Opfer des Intellektes erforderte? Es gab Zeiten, in denen die Hüter uns eng verwandter Bekenntnisse die Bibel aus den Händen des Volkes nahmen, es nicht duldeten, daß sich der Laie damit beschäftigte. Sie fürchteten — was weiß ich, was sie fürchteten? Nie hat es solche Zeiten für das Judentum gegeben. Nicht umsonst lautet Israels Parole: Schma Jisroel: Höre, verstehe, Israel.

Verstehe, der Ewige, dein Gott, ist der Eine, ist einzig. Der Gedanke ist so vernunftgemäß, daß die Lehre von der Gotteseinheit und -Einzigkeit, oder, wie man es mit dem wissenschaftlichen Ausdruck bezeichnet, der Monotheismus, fast zur Alleinherrschaft

---

[1]) Ps. 51 $_{3}$.

auf dem Gebiete des philosophischen Denkens gelangt ist. Aber wenn schon jede Aufklärung des Kopfes auch ihre sittlich heilsamen Wirkungen hat, wie sollte die Aufklärung über das höchste Problem des Geistes nicht unser Herz erheben und veredeln? Der Ewige ist einzig. Kein enger Nationalgott, der die Schranken eines bestimmten Landes nicht durchbrechen kann, waltet über Israel, sondern der Gott, der Himmel und Erde gebildet hat. Gott ist einzig, alle Völker der Erde hat er ins Leben gerufen. Warum sollte er eins vor dem andern bevorzugen, warum sollte er das eine auszeichnen, das andere zurücksetzen, wird er nicht vielmehr alle mit gleicher Liebe umfassen? Der Ewige ist einzig, es giebt keine aparten Schutzgeister, die dem Einen Heil und Segen ins Haus tragen und die Andern es entbehren lassen. Wir stehen alle unter desselben Gottes Schutz und Hut, des Gottes, der keinen Mittler kennt; wenn er zürnt, wenn er straft, nicht an ihm kann es liegen, sondern an uns. Wohl nennen wir Israeliten den Ewigen unsern Gott. Aber spricht nicht auch ein Unterthan zuweilen von seinem Könige? Will er damit sich ein Vorrecht aneignen vor den andern Bürgern; und nicht vielmehr die Innigkeit und Treue bekunden, mit der er dem Könige ergeben ist? So nennt Israel den Gott des Himmels und der Erden seinen Gott, weil wir nichts Höheres erkennen und haben, als diesen Hort des Lebens.

Und „Gott ist einzig," du selbst ein Ebenbild der Gottheit, und wie du sind alle, die ein menschlich Antlitz tragen, Ebenbilder des einzigen Gottes ohne Unterschied der Nation, des Glaubens, der Rasse, der Gesichtsfarbe. Der Einheit Gottes entspricht die Einheit des Menschengeschlechts, die gleiche Verpflichtung, Jedem zu helfen, wenn er in Not ist, keinem weh zu thun; denn „hat nicht ein Gott uns erschaffen, haben wir nicht alle einen Vater? Warum soll treulos sein ein Mann wider seinen Bruder?"[1]) Darum ist die Sehnsucht nach den messianischen Zeiten den Israeliten natürlich, wie das Verlangen, den gefesselten Bruder erlöst zu sehen. Darum schließen wir unser täglich Gebet mit der Hoffnung auf den Tag, wo Gott einzig und sein Name einzig sein wird.

Der Midrasch[2]) enthält die Sage, Gott habe den Israeliten alle sieben Himmel geöffnet, daß sie erkennen, es gäbe keinen Gott außer ihm. Da habe das ganze Volk ausgerufen: „Wen habe ich im Himmel, und wenn du bei mir bist, so begehre ich nichts auf Erden;"[3]) so will ich denn an jedem Tage in deine Tempel wallen und es dort bekennen: Höre Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig. Was das bedeutet, daß Gott den Israeliten alle Himmel geöffnet habe? Nichts anderes, als daß er ihnen den freien klaren Blick gewährt hat, der durch alle Welten hindurch den Ursprung der Welten erkennt. Aber aus der geistigen Erkenntnis muß sich die sittliche That ergeben, sonst gliche die Erkenntnis einer stattlichen Pflanze, die keine Frucht trägt. Der Wille muß sich

---

[1]) Maleachi 2_{10}. — [2]) Dt. r. 2_{32}. — [3]) Ps. 73_{25}.

finden und fügen in die Vorschrift, welche der Geist ihm giebt. Was der Geist als Recht erkannte, das muß ihm als Richtschnur dienen, von der er nicht abweicht, denn so lehrt der Dichter: „Vergebens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reinen Höhen streben". So enthält die Lehre von dem Einzig-Einen Gotte nicht nur die höchste Erkenntnis, sondern das wichtigste Gesetz, die Lebensordnung, in unsern Nebenmenschen unsern Bruder zu sehen.

O möge diese Lehre uns stets gegenwärtig in den Kämpfen, in der Arbeit des Lebens sein und uns dazu leiten, ehrfurchtsvoll auf Gott und liebevoll auf unsern Nächsten, unsern Bruder, seine Kinder zu schauen. Möge dieser heilige Tag seine sühnende Kraft bewähren an uns und an ganz Israel, daß wir gestärkt und gestählt aus den Höhen der Religion niedersteigen in das Gewühl der Alltäglichkeit, daß an dem Schilde des Glaubens an eine höhere Waltung sich machtlos erweisen die Pfeile der Versuchung.

Du schaust, o Gott, nach dem Worte deines Sängers, aus den Himmelshöhen, zu sehen, ob einer verständig sei, ob einer dich sucht. Dein Fest, deine Unterweisung gab uns das Verständnis, dich zu suchen, dich zu finden, den Einzig-Einen. Hilf uns, daß wir dich nicht verlieren, daß wir uns nicht verlieren im Lärm der Welt. Was wir bitten und ersehnen, mit kindlichem Sinne tragen wir es noch einmal vor den Vater voll Liebe. Gieb unserer Arbeit deinen Segen, möge Liebe und Treue in den Häusern walten, daß allen, die durch die Bande des Bluts zusammengehören, die Gemeinschaft der Seelen das Dasein verschöne, daß sie sich einander und an einander erfreuen. Entfache den Mut des Hoffens und Glaubens den Betrübten, denn wer auf dich seine Kraft setzt, der findet den Pfad, der aus der Nacht zum Licht führt. Deinen Segen dieser Gemeinde, dieser Stadt, diesem Vaterland und seinem erhabenen Fürsten, daß die Waltung des Landes ein Werk der Gerechtigkeit und des Friedens werde. Lehre uns dich lieben, dir folgen, an dich glauben, schreib uns ein in das Buch des Lebens, daß wir deinen Namen ehren und bis zur letzten Stunde die Parole Israels hochhalten:

שמע ישראל יי׳ אלהינו יי׳ אחד

Höre Israel, der Ewige ist *unser* Gott, der Ewige ist *einzig*! — Amen!

93.

Der Ewige ist Gott!

M. A.! Wenn wir von diesem hohen Feste scheiden, dann ist der letzte Gruß, den wir ihm zurufen, das kurze Wort: יהוה הוא האלהים der Ewige ist Gott! Sieben Mal ertönt mit lauter Stimme dieses heilige Wort, entsprechend den sieben Tagen der Woche, zum Zeichen, daß wir an jedem Tage mit diesem Schlachtrufe, mit diesem Friedensrufe hinausziehen wollen in den Kampf des Lebens. Bei feierlichem Anlaß ist dereinst dieses Wort von dem ganzen Volke Israel gesprochen worden, und es verlohnt sich, daß wir diesen Anlaß uns ins Gedächtnis rufen zu erbaulicher Betrachtung.

Der Prophet Elia lebte im Lande Israel zur Zeit des Königs Ahab. Ahab war ein schwacher Fürst, aber sein Weib Isebel, eine Meisterin in jeder bösen Kunst, riß gewaltthätigen Sinnes den König und das Volk zum Dienste der Götzen. Dem Baal wurden aller Orten Altäre errichtet, und die Priester und die Propheten des Einzig-Einen waren verfehmt und gerichtet. Elia allein war übrig geblieben, ein Herold der Wahrheit im Lande der Lüge; und zum Zeugnis, was ein Mann vermag, wenn es ihm heiliger Ernst ist um seine Überzeugung, trat er waffenlos dem Könige gegenüber, und, als sei er der Fürst und der Gebieter, sprach er zu Ahab: Auf, sammle ganz Israel auf den Berg Karmel und alle die Propheten des Baal und der Astarte, die vom Tisch der Königin leben. Und Ahab, da er dem gewaltigen Gottesmann gegenüberstand, vergaß seine Macht und seine Krone und that, wie Elia ihn geheißen. Und Elia trat zum Volke und sprach: Wie lange noch wollt ihr wie ein Vogel hüpfen von einem Zweig zum andern? Ist der Ewige Gott, so folget ihm nach, ist es Baal, so folget ihm. Und das Volk wagte keine Antwort. Und Elia redete: Ich bin übrig geblieben ein Prophet des Herrn, allein, und der Propheten des Baal sind vierhundertfünfzig. Nun bringet denn zwei Farren, diese nehmen den einen, und ich den andern, jeder bereite ein Opfer seinem Gotte, aber Feuer lege keiner an. Jeder mag seinen Gott anrufen; wem nun sein Gott im Feuer anwortet, das sei Gott, der werde im Lande verehrt. Und die Baalspriester, erschreckt vom Eifer und der Feuerrede des zürnenden Sehers, wagten keine Einsprache gegen diesen Pact, sondern fügten sich

ihm und riefen zum Baal vom Morgen bis Mittag, und sie rasten um den Altar. Da verhöhnte sie Elia: Rufet lauter, denn er ist ein Gott, er ist wohl in Gedanken oder in Geschäften oder hat einen Weg, vielleicht schläft er noch, daß er erwache! Und sie riefen mit lauter Stimme und schnitten sich in ihre Körper, wie es ihr Brauch war, mit Schwertern und mit Spießen; aber ihnen ward kein Wort, kein Laut, kein Ruf. Da rief Elia das Volk heran, und er baute auf den zerstörten Gottesaltar, und es war zur Abendzeit, da trat hin Elia, der Prophet, zum Altar und betete: Ewiger, Gott Abrahams, Isaaks und Israels, o, daß heute kund werde, daß du, Gott bist in Israel und ich dein Knecht, daß ich auf dein Geheiß dies alles gethan habe. Erhöre mich, Gott, erhöre mich, und dies Volk soll erkennen, daß du, Ewiger, Gott bist, und daß du ihre Herzen zu dir wendest. Da fiel ein Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer, und das Volk sah es, und sie fielen auf ihr Antlitz und sie riefen: „Der Ewige ist der Gott, der Ewige ist der Gott[1].“

M. A.! Wer von uns wäre so gefestet in seinem Glauben oder in seinem Unglauben, daß auf ihn nicht das Wort des Elia paßte: Wie lange werdet ihr wie ein Vogel hüpfen von einem Zweige zum andern? Wie lange noch werdet ihr schwanken zwischen Gott und dem Götzen? Im ganzen Lande Israel gab es damals nur zwei, die nicht schwankten, das war Elia und Isebel. Elia ganz gottbegeistert, Isebel ganz dem Götzen unterthan, das Volk aber war wie der Vogel, der von einem Zweige zum andern hüpft, der jeder Lockung folgt; es fehlte die Überzeugungstreue, die Charakterfestigkeit, und der Eindruck dieser Schwäche preßte dem strengen Elia das Geständnis ab: es wäre besser, daß ihr Baal gehöret, als daß ihr wie ein Trunkener zwischen Gott und dem Götzen taumelt.

Und wie sehr ist dies Mahnwort des Elia dieser Zeit gemäß und diesen Menschen der Gegenwart, von denen so wenige den Mut einer Meinung haben! Die meisten von uns haben ein Herz für den Glauben ihrer Väter, es geht ihnen an die Seele, wenn dieses Kleinod geschmäht wird, sie empfinden es schmerzlich, wenn von den Genossen Übles geredet wird, und beklagen tief den Riß, der in diese Zeit gekommen ist durch den Lärm der Böswilligen. Wie viele mögen im alten Israel, da Isebel und Ahab zum Baalsdienst drängten, im innersten Gemüte den Abfall beklagt, in stiller Kammer ihn beweint haben. Aber unter den vielen war nur einer, der mit dem Schild der Wahrheit gewappnet, den ungleichen Kampf aufnahm. Und wie wenige unter uns haben den Mut, laut zu bekennen, ja, ich bin ein Israelit und fürchte den Ewigen, den Gott des Himmels; wir möchten unser Judentum verbergen und machen dabei doch nur den lächerlichen Eindruck eines Menschen, der in so auffälliger Weise etwas bei Seite schiebt, daß alle Welt erst recht es merkt und das Auge auf ihn richtet.

[1]) I. Kön. 18.

Ein Mann stellte sich zur Zeit des Ahab in den Riß und heilte ihn. Wer weiß es nicht, wie viel der vermag, der kühn und stolz im Vertrauen auf eine gerechte Sache für diese eintritt! Da weichen Tausende vor Wenigen zurück. Unsere Feinde frohlocken in dieser Zeit, weil wir selbst schwach und feig uns zeigen, weil wir aus tausend Rücksichten es scheuen, unser Judentum frei zu bekennen und einzustehen für den Glauben unserer Väter. Der Kampf ist heute nicht mehr zwischen Gott und Baal. Aber sind denn die Götzen von der Erde verschwunden? Sind sie verschwunden aus unserer Mitte, schwanken wir nicht zwischen Gott und dem Genusse, zwischen Gott und dem Gelde, zwischen Gott und dem Ehrgeiz? Alle Opfer bringt einer dem Ehrgeiz; er demütigt sich vor den Mächtigeren, daß dieser böse Trieb befriedigt werde; er opfert seine Ehre um Ehren, seine Würde um Würden, und er erreicht, daß die Menschheit ihn fürchtet und vor ihm sich bückt. Aber vor diesem Altar des Ehrgeizes ist es kalt und öde; ob einer noch so laut um diesen Götzen lärme und seinen Körper quäle, daß das Blut ihm fließt, auf diesen Altar kommt nicht das Feuer vom Himmel, das erwärmt und begeistert. Alle diese Götzen hören uns nicht und nützen uns nicht in den schweren Stunden; sie bringen dem Kranken kein Labsal, sie bringen dem Trauernden keinen Trost. Aber Elia ruft mit dem feurigen Herzen, und das Feuer des Himmels antwortet ihm, und das Volk verläßt die Götzen und ruft: Der Ewige ist Gott, der Ewige ist Gott.

Warum wollen wir schwanken, da uns die falschen Götter doch nicht helfen können, da der Götze von Gold stumm bleibt bei unserm Flehen, da die Ehren der Erde den Schattenbildern gleichen, da nutzloser Genuß den Menschen verschlingt, der von ihm die Freuden des Lebens hofft? Wie einst dem Elia zur Abendzeit ein Feuer vom Himmel niederblitzte, o, daß auch uns ein heiliges Feuer erfaßte und unsere ganze Seele erglühen ließe in edler Begeisterung, und wir aufhörten zu schwanken zwischen Gott und dem Baal, und frohgemutet vielmehr bekennen: Der Ewige allein ist Gott. — Amen!

Predigten

Zu den ersten Tagen des Laubhüttenfestes.



94.

Die Besiegung des bösen Feindes.

M. A.! Wie Kampf und Siegesfeier verhält sich die erste Hälfte des Monat Tischri zur zweiten. Vom Neujahrstage ab bis zum Tage der Versöhnung haben die Gläubigen in Israel gekämpft mit all den bösen Feinden, welche unser Dasein bedrohen und entstellen, und endlich zur Abendzeit, als der freudig-feierliche Ruf: der Ewige ist Gott, siebenmal mit lauter Stimme erscholl, da klang es an das Ohr wie der begeisterte Ruf des Siegers, der nach langem Mühen die Feste erstürmt und nun auf den Höhen, auf den Höhen des Lebens, das Banner Gottes entfaltete.

Der böse Trieb, der יצר הרע, ist es, welcher allerwegen sich der Freude entgegenstellt; nicht Sorge, nicht Not und Krankheit sind so arge Feinde der Freude, als das böse Herz. Unter heftigen Schmerzen bewahrt eine große Seele nicht allein Standhaftigkeit, sondern auch eine Heiterkeit und Frische des Geistes, welche den Schmerz selbst zum Gegenstand scherzhafter Rede und weiser Betrachtung macht; die Not ist für solchen Geist nicht ein Joch sondern ein Sporn, sie treibt zur Arbeit, und dem Ernst, den keine Mühe schreckt, fehlt nur selten der Erfolg. Wie sie alle heißen mögen, diese Feinde von außen, welche das Geschick der Menschen bedrohen, sie thun uns weh, aber sie können die Freude nicht ganz aus der Seele scheuchen, wenn ihnen nicht die eigene Leidenschaft, unser böser Trieb, zu Hilfe kommt. Unser Herz ist gleichsam eine Feste, die durch keinen äußern Feind, nur durch Verrat fallen kann. Darum ist der Trieb zur Sünde das eigentlich Böse in der Welt.

Der Talmud sagt[1]): Der böse Trieb hat sieben Namen in der Schrift: Gott nennt ihn den Bösen. Die Menschen verklagen den Zufall, der ihr Vermögen schädigt, ihren Körper verletzt, und es ist sicherlich hart, wenn einer um den Ertrag seiner Arbeit kommt, wenn einer von Siechtum bedrückt wird, aber böse wird er erst, wenn sich der Kleinmut hinzugesellt, wenn das Gewissen den Vorwurf erhebt: dein Leichtsinn hat Armut oder Krankheit über dich heraufgebracht, wenn unser Schicksal unsere Strafe ist. Hiob konnte mitten in aller Not ausrufen: ich weiß, mein Erlöser lebt; denn böse ist die Sünde, aber nicht die Not.

Moseh nennt den bösen Trieb ערל, den Unbeschnittenen, den Unerzogenen. Moseh ist der Erzieher seines Volkes, sein Gesetzgeber, er kämpft an gegen den Irr-

[1]) Succa 52 a.

tum, als sei die Neigung zum Schlechten eine elementare Macht, die sich gar nicht bezwingen lasse. Dieses Vorurteil ist auch in der Gegenwart häufig, und es ist ein Funken Wahrheit darin. In der That lebt in uns allen der Drang zur Sünde, und in tausendfältigen Formen tritt er in die Erscheinung; ein wilder Dämon ist in unserem Gemüte; wird dieser entfesselt, so ist der Mensch das wildeste der Tiere. Aber es ist unsere Aufgabe, ihn zu fesseln und zu erziehen. Der böse Trieb ist nichts anderes, sagt Moseh, als Mangel an Erziehung; wohl sind die Charaktere der Menschen, ihre Temperamente, verschieden, aber recht erzogen, ist jeder zu zähmen und zu bilden, und Manchen, den seine Leidenschaft zum Verbrecher gemacht hat, hätte dieselbe Leidenschaft zu hervorragender Leistung geführt, wenn sein Geist die rechte Schulung empfangen hätte. Heftige Temperamente sind wie Feuer und Wasser; schädlich, wenn sie ohne Fessel und Zügel ihren eigenen Impulsen folgen; nützlich und zum Wohle der Welt fast unentbehrlich, wenn sie in früher Jugend zum Guten geleitet werden. Darum nennt Moseh den bösen Trieb den Unbeschnittenen.

David aber nennt ihn den Unreinen, den Häßlichen. David, der Sänger, hat die feinste Empfindung des Schönen. Man sieht das Schöne im Wohlklang der Worte, im Ebenmaß der Form; man hat es oft ausgesprochen, das Schöne, das ein rein ästhetisches Wohlgefallen erregt, sei sich selbst genug. Aber in Wirklichkeit kann Formenschönheit nur einen flüchtigen Genuß gewähren; wir bewundern dann im Worte des Dichters, des Künstlers, die Fertigkeit, mit der er wie spielend alle Schwierigkeiten bewältigt, aber wir werden nicht begeistert, nicht erwärmt; wir bleiben kalt bei dieser seelenlosen Technik. Aber all die großen Dichtungen, die einen ewigen Ruhm sich errungen, sie haben zu diesen äußern und nicht gut zu entbehrenden Vorzügen noch einen, sie sind von der Idee des sittlich Guten erleuchtet. Die Gewalt der Rede, das tiefe Gefühl für Wohllaut, die glänzenden Bilder, sie gewinnen erst Wert durch die große Seele, die sich in ihnen mit ihnen schmückt, in ihnen sich ausprägt. Darauf beruht auch die Erscheinung, daß es uns ein Bedürfnis ist, von diesen Meistern zu glauben, sie seien auch gute Menschen gewesen; wir können uns das Schöne gar nicht denken ohne das Gute, und David, der Sänger, der die ewigen Lieder gedichtet hat, weiß, aus welchem Quell die unversiegliche Lebenskraft in seinen Sang geströmt ist, er ist begeistert für das Schöne, und ihm ist das schlechthin Häßliche die Sünde.

Salomo aber nennt den bösen Trieb den Feind, den Feind seiner selbst. Willst du nicht brav sein aus Gerechtigkeit, sagt Salomo, so sei es aus Selbstliebe. Salomo ist der Vertreter der Lebensklugheit, in seinen Sprüchen finden wir Perlen, die er aus dem Grunde des menschlichen Herzens heraufgeholt hat. Die Meinung ist sehr häufig, daß, wenn wir nur die Klugheit und unseren eigenen Vorteil zu Rate ziehen, wir nie zum Unrecht neigen müßten. O nein, sagt Salomo, die Sünde ist auch eine Thorheit, und auch dein eigener Vorteil ist bei der Tugend. Ob

Ehrlichkeit die beste Politik ist, mögen die Staatsmänner entscheiden; daß sie aber den Einzelnen am besten durchs Leben führt, lehrt des Volkes Weisheit in mancher Wendung. Welch Weh, in steter Unruhe zu leben, von der Furcht gepeinigt zu werden, daß die Schuld entdeckt und bestraft würde. Wer eine Maske trägt, muß der nicht jeden Moment in Angst schweben, daß ihm die Maske vom Angesicht gerissen wird? Ich rede hier noch nicht von der Gewissensnot, aber kann der Ertrag der Sünde irgend welche Freude bereiten, wenn die Furcht uns quält, irgend ein Zufall könnte uns um den Preis der Anstrengungen bringen und unsern Namen mit Schande bedecken? Da sagt der weise König: die Sünde ist die Thorheit, ist der Feind, ist nicht die Eigenliebe, sondern, wenn ich so sagen darf, der Eigenhaß.

Jesaja, der Prophet, jedoch nennt sie das Hindernis. Das Hindernis, daß der Mensch aus der Niedrigkeit des Tieres in die Regionen des Geistes sich erhebe. Der Mensch ist nicht dazu geboren, einzig zu arbeiten für den Bedarf des Körpers. Die ganze Natur soll sich wiederspiegeln in dem engen Raume seines Gehirns; er soll Vergangenheit und Zukunft mit seinem Geiste umspannen; er soll den Gründen der Dinge nachspüren, die Wissenschaft und die Forschung sollen ihm die meisten Freuden gewähren. Der Talmud sagt[1]): R. Jochanan b. Sakai wußte Großes und Kleines und fügt erläuternd hinzu: das Große ist die philosophische Wissenschaft, das Kleine sind die talmudischen Diatriben der Abaje und Raba über dunkle juridische Punkte. Aber dieses Große wird nur gewonnen von der Selbstlosigkeit; wer auf dem Gebiete der Wissenschaft gute Frucht gewinnen will, der darf nicht früh ernten wollen. Gerade sie verlangt hingebende Arbeit, ohne Hast, ohne Rast. Nur der reine Trieb nach Wahrheit erzielt hier dauernde Erfolge. Aber die Sünde, welche nichts anderes ist als die Selbstsucht, benimmt dem Menschen die Kraft zum Aufschwung in die Gebiete, wo der Mensch erst seine Würde und Hoheit fühlt; darum nennt Jesaja, der hohe und gewaltige Prophet, den bösen Trieb mit dem fünften Namen „das Hindernis."

Hesekiel nennt ihn den Stein, denn so heißt es: „ich werde wegnehmen das Herz von Stein aus eurem Fleische[2])." Unser Herz muß zart und weich sein, muß empfänglich sein für die Eindrücke der Außenwelt, um die rechte Freude zu empfinden; aber die Sünde, sie macht uns gefühllos gegen fremde Not. Wer Leid über seinen Nächsten bringen kann, der wird nach und nach hart und verstockt; das sind die harten, kalten, wie sie die Sprache so treffend bezeichnet, herzlosen Naturen, die eigentlich schon tot sind bei lebendigem Leibe. Sie kennen höchstens die Freuden rein körperlicher Genüsse; jene edlen Freuden, welche die gute That, das reine Wohlwollen so oft uns bieten, sind nicht beschieden diesen steinernen Herzen; jeder Aufruf zum Wohlthun prallt an ihnen ab, wie die Flut am Steine. Hesekiel nennt den bösen Trieb den Stein, den der Sünder an Stelle des Herzens trägt.

[1]) Succa 28a. — [2]) 36_{26}.

Der Prophet Joel giebt ihm die siebente Bezeichnung und nennt ihn den Versteckten. Darin besteht die größte Gefahr, die er unserm Glücke bereitet: er ist das Böse, und giebt sich den Anschein, als erstrebte er das Gute. Die Trägheit thut, als wäre sie die Sorge für körperliche Gesundheit; hartherziger Geiz nennt sich Sorge für Weib und Kind und läßt den Notleidenden darben aus lauter Liebe für die Seinen. Und sodann heißt der böse Trieb der Versteckte, weil er oft plötzlich wie aus einem Hinterhalt über uns hereinbricht. Irgend ein Anlaß erregt unsern Zorn gegen einen Menschen, den wir liebten, der unserer Liebe wert ist; diesen Moment benutzt der Versteckte und ist willig, mit seiner Hilfe den Freund durch Worte, durch Thaten zu kränken und überfällt die Feste in dem Momente, wo der Wächter schläft oder trunken ist. Joel war Zeuge der großen Verwüstung, die ein Heuschreckenschwarm unversehens über das blühende Palästina brachte; solch eine Verwüstung bringt auch der böse Trieb unserm Gemüte, wenn er die Obmacht gewinnt.

Und diesem Feinde mit den sieben Namen haben wir siebenmal entgegengerufen das Feldgeschrei der Guten, der Ewige ist Gott, und mit diesem Rufe haben wir gesiegt. Von Andacht gehoben war die ganze Gemeinde; alle Eitelkeit der Welt war entschwunden, und wir hatten gesiegt. Und dieses Siegesfest zu feiern, uns zu freuen über die Erlösung, ist einer der Zwecke, denen Sukoth gewidmet ist.

Auch für die Sieger in dem Kampf hat der Talmud sieben Namen, er teilt die Guten in sieben Klassen, vergleicht sie der Sonne, dem Monde, dem Himmel, den Sternen, den Blitzen, den Blumen und dem goldenen Leuchter im Heiligtum[1]. Vielleicht gelingt es uns, eine Erklärung dieser Bilder aufzufinden.

Die Sonne, sie erwärmt und erleuchtet, aber sie ist weit weg von den Wohnungen der Menschen, sie ist ein Bild jener vornehmen Tugend, die alles Gute leistet, aber sie weiß sich himmelweit unterschieden von den Sterblichen, denen sie ihre Güte spendet. Die Sonne wird oft von Wolken bedeckt und leuchtet nicht; solch vornehme Tugend ist nicht davor sicher, daß sie nicht zuweilen, von Wolken des Unmuts beschattet, ihre Gaben einhält. Und der Mond ist nun gar erst nach langen Zwischenräumen sichtbar und lebt von erborgtem Lichte. Das sind die Leute, die nicht aus der vollen Kraft des eigenen Herzens schaffen, sondern der Vorbilder bedürfen, nach denen sie sich richten, des Sporns, der sie treibt; dann, wenn sie dieses Muster vor Augen haben, erfreuen sie gleich dem Monde mit ihrem sanften Strahl; aber ihr Wirken ist kein gleichmäßiges, ein oft unterbrochenes. Und die dritte Klasse ist dem Glanze des Äthers vergleichbar: das ist ein weit ausgebreitetes Leuchten; aber es dringt nicht tief, es könnte nicht wie die Sonne den Keim aus der Erde rufen, es könnte nicht die Wogen aus ihren Gründen heben; das sind Menschen, die von allem etwas wissen, für alles ein gewisses Interesse haben.

---

[1]) Sifre 2_{10}.

Aber auch die Vielseitigkeit ist ein Fehler; wer vieles beginnt, führt nichts zu Ende; wer an vielem Anteil nimmt, wird bei der Beschränkung der menschlichen Kraft nichts wesentlich fördern. Und eine vierte Klasse ist wie die Sterne, sie leuchten für sich; sie schaden keinem, aber sie nützen auch keinem. Die fünfte Gattung wird den Blitzen verglichen. Eine gewaltige Erregung erweckt des Blitzes blendendes Licht, seine erschütternde Kraft; aber nur für einen Moment, dann ist alles vorüber. So ist Mancher in einer großen Erregung, welche ein gewaltiges Ereignis in seiner Seele erzeugt, fähig, gleich dem Blitze, durch eine große That zu blenden, zu erschüttern. Wir staunen über seine Leistung, aber es ist nur ein momentanes Aufflackern, die Erregung schwindet, und aus dem Helden ist ein Alltagsmensch geworden. Die sechste Klasse vergleicht der Talmud den Blumen; das sind die duftigen Kinder der Erde; sie werden von allen geliebt, ohne daß sie gerade einen besonderen Nutzen bringen; sie sind geliebt, weil sie lieblich sind, weil sie durch ihre Anmut erfreuen. Es sind die bescheidenen, anspruchslosen Naturen, die durch ihre Harmlosigkeit, durch ihren reinen Sinn überall sich Freunde erwerben, überall gern gesehen werden; aber ihnen fehlt das nützliche Werk.

Alle diese sechs Klassen, die vornehme Tugend, und die andere, die stets ein Muster braucht, die Tugend, die sich für alles und drum für nichts sich ernst interessiert und diejenige, die nur für sich leuchtet, die Tugend, die nur in Momenten der Erregung sich offenbart, und die andere, die nur durch ihre Anspruchslosigkeit anspricht, sie gleicht nicht dem Ideal, das wir alle im Herzen tragen. Nicht aus der Natur kann für sie das Gleichnis genommen werden.

Die echte Tugend ist wie der goldene Leuchter im Heiligtum. Ein ständiges Licht wurde auf ihm unterhalten; er stand mitten im Heiligtum, er war aus Einem Guß, gediegenes Gold. So ist der bewährte Charakter sich ewig gleich in der Weisheit und der Liebe, die er über seine Umgebung ausbreitet, er steht mitten unter seinen Genossen, er ist nicht stolz auf seine Vorzüge; er ist ein ganzer Mann, nicht schwankend wie ein Rohr, sein Herz ist fest und gediegen. Diesem gebührt der höchste Siegespreis, die reinste Festesfreude. Aber will der Sieger sich seines Erfolges freuen, soll ihn die Furcht nicht plagen, daß irgend ein unvermuteter Zufall ihm die Frucht des Sieges entreißt, so thut er wohl, mitten im Triumph der Gefahr zu gedenken, und gleichsam in voller Waffenrüstung zu jubeln.

Darum ertönen auch die Weisen, die in vollen Akkorden uns am Jomkippur erschüttert haben, in leisen Klängen durch die Gebete der sieben Sukoth-Tage. Wir werden gemahnt, daß der Mensch jeden Augenblick darauf achten muß, den bösen Trieb niederzuhalten, der am Jomkippur nur bezwungen, aber nicht erstickt werden kann und soll, und der sich stets aufs neue erhebt. Daran mahnt uns die Hütte, ein Symbol des Festes, — daß keiner glaube, er sei durch seine Tugend nun in einem festen Hause gesichert gegen den bösen Feind; wir wohnen alle in Hütten und

Irrungen zu einander gehören, die sich nur durch ein Mißverständnis, durch die Schwäche des einen entfremdet haben. Wohl ist auch der, der sich anklagt, die Freundschaft eine Zeit lang getrübt zu haben, innig erfreut, daß die Trübung schwindet, wohl fühlt er es als ein Glück, dem nahe zu sein, der ihm so lange gefehlt hat, und den zu suchen nur die brennende Scham ihn zurückhielt. Aber so frei und rein wie der andere kann er doch nicht sich benehmen; die Last, die ihm auf dem Herzen liegt, muß erst abgewälzt, der Schatten, der zwischen ihnen steht, erst gescheucht werden. Je edler der Sinn des Schuldigen ist, je weniger der Wurm der Bösen den Kern seines Charakters benagt hat, um so lebhafter wird das Verlangen sein, zuerst zu bekennen, und sodann sich der Freude des Wiedersehens hinzugeben. Nur wem die Wahrheit nicht heilig ist, wird die Freundschaft erneuen und das Bekenntnis verschieben oder für entbehrlich halten. Und wiederum, nur wer die Liebe des Freundes nicht erprobt hat, wer an seinen Edelsinn nicht glaubt, oder wer sich vor sich selbst, vor seiner Schwäche, vor neuem leichtsinnigen Treubruch fürchtet, wird auch nach dem Eingeständnis des Unrechts von der Befürchtung nicht lassen, daß vielleicht doch die begangene Unbill einen Stachel im Herzen des andern gelassen, daß die Verzeihung des Liebenden und darum willig Vergebenden keine vollständige gewesen ist. Wer es bei sich empfindet, daß er ernstlich Abbitte gethan, so daß die Worte nicht die Gesinnung verdeckt sondern sie offenbart haben, wird von seiner Reue die Vergebung erwarten, wie er von dem hellen Ton, der von der nahen Bergwand sich bricht, den Wiederhall erwartet, und sich dann arglos des wiedergewonnenen Glückes freuen, das ihm nur werter geworden, weil der Verlust desselben ihm drohte.

Und diese beiden Freunde, die sich entzweit und wiedergefunden haben, es ist Gott der Allliebende und die Gemeinde Israel, oder vielmehr jeder einzelne in dieser Gemeinschaft. In diesem Sinne sagen unsere Alten[1]): Das Verhältnis zwischen dem reuigen Sünder und der Gottheit werde durch die Buße ein viel innigeres als das zwischen Gott und dem Frommen, der nur selten gefehlt hat, der nur wenig von der Bahn der Tugend gewichen ist. Nur der Bußfertige weiß, was für einen Schatz er an seinem Glauben besitzt, wie nur, wer sich aus Bedürftigkeit herausgearbeitet, wer selbst Not erfahren hat, den Wert des Reichtums kennt und ihn zu nutzen versteht. Und wie nur die aufrichtige Freude an einander ein Beweis, daß die Wolke des Mißverständnisses zwischen Freunden geschwunden ist, so ist die rechte Gottesfreude ein Zeugnis der rechten Buße. Sukoth folgt auf Jomkippur, das innige Einverständnis auf das reuige Geständnis, die Liebe auf die Versöhnung.

Am letzten Tage des Sukoth, am Hoschana Rabba, ist bekanntlich ein feierlicherer Gottesdienst als an den andern Mittelfeiertagen, und nach dem Inhalt

[1]) Berachot 34 b.

der Gebete sowohl als nach dem Symbole, welches die Propheten für diesen Tag eingeführt haben, läßt er sich bezeichnen als der endgiltige Abschluß des am Jomkippur unternommenen Versöhnungswerkes. Oftmals begegnet man der Frage: wozu wird an diesem Tage die Erinnerung an Jomkippur wieder erneut? Wozu diese Klänge, die eben erst verhallt sind, wieder an unser Ohr schlagen? Aber diese Frage erledigt sich durch die eben vorgeführte Betrachtung. Der letzte Tag des Sukoth ist unsere endgültige Einzeichnung in das Buch der Guten, denn Sukoth ist das Fest der Freude, wir haben an ihm zu zeigen, daß es nicht die Furcht war, die uns an den heiligen Tagen ins Gotteshaus führte, sondern die Liebe, daß wir vor ihm nicht schrecken wie vor einem Gewaltigen der Erde, wie vor einem Richter, der mit unerbittlicher Strenge nur blutiges Urteil spricht, sondern daß wir ihm innigst geneigt sind, daß wir uns herzlich sein erfreuen. Ob Jomkippur uns wirklich erneut und aufgebaut hat, erst zu Ende des Sukoth-Festes kann es offenbar werden, und so ist die innige Beziehung zwischen Hoschana Rabba, dem Sukothschlusse, und der heiligen Zeit der Buße, wie sie in unsern Gebeten sich ausspricht, sehr wohl begründet.

Wie sich nun wohl Freude an Gott äußert? Zuvörderst darin, daß alle Handlungen, die wir ihm widmen, nicht den Charakter des Erzwungenen an sich tragen. Dann, daß wir die Wonne, die unser Herz erfüllt, ausströmen lassen auf unsere Mitmenschen. Die Freude, sie ist gesellig, sie schließt sich jedem an; sie wägt nicht mißgünstig ab: dieser ist zu groß, also wird er mich verstoßen, und jener ist zu klein, also wird mich sein Umgang entwürdigen, dieser ist zu gelehrt, also bin ich ihm lästig, und jener zu geistesarm, also wird er mir lästig, und wie alle diese kleinlichen Abwägungen immer heißen mögen, sondern ihm genügt die Gemeinschaft der Kinder Gottes, um diese Unterschiede einer überfeinerten Bildung und steifer Verkehrsformen zurücktreten zu lassen.

Wie diese Gedanken im Sukothfeste hervortreten, darauf wollen wir jetzt, unser Augenmerk richten.

ולקחתם לכם וגו' „Und ihr sollt euch nehmen am ersten Tage des Festes eine Frucht vom Baume Hadar, Palmzweige und Myrthen und Bachweide und euch freuen vor dem Ewigen, eurem Gotte, sieben Tage[1])."

Und ihr sollt **euch** den Feststrauß nehmen, so ermahnt uns die heilige Schrift, und dieses Wörtchen „**euch**", das hier eingeschoben ist, ist von der größten Bedeutung, um die sittliche Wirkung der göttlichen Gebote klar zu stellen. Gar viele halten die Satzung des Herrn und lassen keinen Finger breit ab; sie ist ihnen wie das Gebot eines Herrn, der zu seinem Vorteile und Gewinn Befehle erteilt. Es fällt ihnen nicht ein, daß, so wie der Arzt nicht zu seinem, sondern zu des Kranken Nutzen Vorschriften giebt, so auch der große Seelenarzt, als welcher er die kranken Herzen der ganzen Menschheit in Pflege nimmt, einzig uns gesunden lassen will.

[1]) 3 M 23$_{40}$.

Es ist von einem weisen Manne, der aufgefordert wurde, das Dasein Gottes zu beweisen, gesagt worden: Wie soll ich Gottes Dasein beweisen wollen, da er mir doch näher ist, als ich mir selber bin? Mit demselben Rechte kann man sagen: Wie sollte ich Gottes Satzung auffassen als Gebot, das mich fesselt, das mich beengt und quält, da sie mir doch so wichtig ist, als meine Selbsterhaltung? Es ist noch ein Rest des Heidentums, das in seiner Armseligkeit die Gottheit als neidisch auf das Glück der Menschen, als Feindin ihres Wohls sich dachte, wenn wir glauben, wir bringen Gott Opfer und nicht vielmehr uns. Wenn wir die guten Werke, die religiösen Dienste, die wir üben, als eine Steuer betrachten, die wir einem allmächtigen Fürsten bringen, der über uns Gewalt hat, nun, dann thun wir gerade genug, wenn wir unsere Schuldigkeit thun. Ist es nicht lächerlich, Freudigkeit von einem Steuerzahler zu fordern? Wer wird ferner sein ganzes Leben der Frohn hingeben und nicht vielmehr sich damit begnügen, strikt nach Vorschrift thun und nicht darüber. Aber schon unsere Weisen sagen[1]: „Jede Furcht schließt die Liebe aus, aber eine Furcht schließt die Liebe ein: die wahre Gottesfurcht.“ „Euch“ nehmet den Feststrauß, nicht mir.

Es läßt sich kaum leugnen: auch wir, die wir die Gebote Gottes üben, wir fürchten sie nur, wir ehren und lieben sie nicht. Wir erfüllen sie nüchtern wie ein gewöhnliches Geschäft. Was aber dem Leben unserer Väter einen so sonnigen Reiz verlieh, das war die Freudigkeit, mit der die Gebote erfüllt wurden, daß jeder sich ganz besonders glücklich und gehoben fühlte, wenn z. B. der Feststrauß durch besondere Schönheit sich auszeichnete, daß sie die Eitelkeit auf äußere Dinge, die etwa noch in ihnen glimmte, in den Dienst der Religion stellten. Da nahm jeder sich einen Eßrog, wie es in der Schrift heißt und freute sich; heute bringen wir in dem besten Falle ihn unserem Gotte wie eine Steuer und thun unsere Schuldigkeit. Was ihnen eine Lust war, ist uns eine Last; was ihnen eine frische Blüte war, ist uns das gepreßte Blatt einer Kräutersammlung, unsere religiöse That kein Werk der Liebe, sondern ein Werk des Zwanges, kein Geschenk, das wir dem Freunde darbringen, und wobei uns das Geben eben so sehr erfreut als den andern die Gabe, sondern ein Opfer, das wir einer neidischen, einer feindlichen Macht reichen.

Das Heidentum ist darum noch nicht beseitigt, weil es in unsern Schulbüchern heißt: „wir glauben alle an einen Gott“, weil dieser Glaube so oft mit dem Munde bekannt wird. Das Heidentum ist nicht nur ein Irrtum, sondern auch eine Sünde, nicht nur eine falsche Auffassung von Gott, sondern eine falsche Sittenlehre. Und können wir uns bereden, daß der Stamm welk ist und abgestorben, wenn er alljährlich frische Frucht trägt, können wir sagen, das Heidentum ist tot, da seine Frucht, die unsittlichen Grundsätze, eine Gottesfurcht, die eher Gespensterfurcht zu nennen wäre, und Menschenfeindschaft, lebt? Es kommt noch mehr darauf an, daß wir den Glauben an Gott kennen als darauf, daß wir ihn bekennen, daß wir mit dem Worte den rechten Begriff verbinden.

[1]) Sota 31 a.

Wäre nicht ein Fest der Freude geradezu eine Ironie, der Hohn eines Despoten, wenn die vielen Schranken, die unsern Willen begrenzen, nicht den Zweck hätten, uns zu erziehen? Kann sich der Sklave in Gegenwart des Herrn frei ergehen? Muß er nicht jeden Augenblick seine Launen fürchten? Ist nicht die Leutseligkeit welche den Sklaven ermutigt, eben dadurch doppelt gefährlich? Und doch heißt es: ושמחתם לפני ה' אלהיכם Ihr sollt euch vor dem Ewigen, eurem Gotte, freuen. Nein, Liebe sei der Grundton deines Glaubens, deines Lebens. So du nur Gott fürchtest wie einen Herrn, so feierst du wohl Jomkippur, aber nicht Sukkoth, so bringen wir Gott Opfer und nicht uns, Gott aber will nur die Opfer, die wir uns selbst bringen. „Daß es euch gefalle, so sollt ihr opfern." [1])

Können wir aber unseren Nebenmenschen Liebe weihen, wenn wir sie Gott versagen? Der Talmud erzählt[2]): Ein Mann, der wegen seiner Mildthätigkeit sich uszeichnete, der freigebig spendete, wo er Not traf, wurde einst von einem Heiden gefragt, warum er dies thue: die Armen seien eben von Gott gestraft, der ihnen a ihren Bedarf reichlich hätte geben können; jede milde That sei gleichsam ein Unterfangen, dem göttlichen Willen entgegenzutreten; wenn der König seinen Sklaven zürnte und ihnen ihren Unterhalt nicht reichte, wer möchte es wohl wagen, einen Befehlen zuwiderzuhandeln? Und dem Heiden wurde auf seinen höhnischen Einwurf zur Antwort: Das Gleichnis mit dem Könige sei nicht so ganz unpassend; nur seien die Menschen nicht Sklaven, sondern Kinder Gottes. Wie, wenn ein König seinem Sohne zürnte, ihn in ein Gefängnis würfe und ihm jede Speise versagte, und wenn nun ein Günstling des Königs den verstoßenen Sohn dennoch speiste, möchte da wohl der König so sehr dem Günstling grollen und ihm nicht vielmehr danken, daß durch dessen Milde die äußersten Folgen des königlichen Zornes verhütet wurden?

Wir brauchen dieser Erzählung der Alten kaum hinzuzufügen, daß auch in er jüdischen Antwort das Bild des Königs nicht dem Begriffe Gottes entspricht; vielnehr hat nach der jüdischen Lehre die Not nicht nur die Aufgabe, den Widerwilligen u strafen, sondern zuvörderst die, ihn zu erziehen, dann aber durch die Anregung ur Mildthätigkeit helfend und veredelnd zu wirken auf beide, auf den Empfangenden nd Gebenden. Vortrefflich ist das Wort des Talmud: Mehr Wohlthat geschieht em Reichen durch den Armen, als dem Armen durch den Reichen. Denn dem rmen wird nur aus leiblicher Not geholfen, der Reiche aber mit dem Himmelsmanna ligen Genusses gespeist, den der Mensch darin findet, ein Bote Gottes zu sein. lber das ist an dem obigen Gleichnis richtig: so lange wir uns Gott als Herrn enken, sind die Menschen Knechte, sind sie einander fremd und haben keinen besondern Grund, sich gegenseitig zu fördern. Wenn wir ihn aber Vater nennen, so sind die Menschen Brüder; und ob wir auch einen leiden sehen, wir dürfen nicht glauben,

[1]) 3 M. 19_5. — [2]) Baba b. 10a.

daß er auf ewig vom Angesicht Gottes getrennt sei. Denn wo gäbe es einen Vater, der sein Kind ganz verstößt? „Vergißt eine Mutter ihres Säuglings, — so lautet die tröstende Rede des Herrn an seinen Propheten, — läßt ab, sich zu erbarmen ihres Kindes? und könnte auch diese vergessen, ich vergesse nicht.“ [1]) So erzeugt die Freude an Gott die Liebe zum Menschen, sie hängen miteinander zusammen wie Frucht und Stamm. Es giebt Menschen, welche ihre Pflicht gegen den Nächsten nicht versäumen; aber ihrem Thun fehlt der Schmelz und die Frische, es erfreut nicht, weil es nicht aus heiterem Gemüte stammt. Es giebt stolze Naturen, die in ihrer Welt- und Menschenverachtung ihrem Nächsten wohl ihr Geld aber nicht ihre Liebe schenken, die sich mit ihm nicht eins fühlen, deren Herz wie eine feste Burg ist gegen die Regungen des Mitleids und der Neigung.

Unsere Weisen sagen [2]): die Zusammensetzung des Feststraußes enthalte symbolisch eine Warnung gegen diese stolzen unzugänglichen Naturen. Da sei der Eßrog, wohlschmeckend und süßen Duft verbreitend, — das sind die Menschen, die kenntnisreich sind und durch ihr edles Walten den reinen Hauch himmlischer Liebe über sich ausbreiten. Da seien die Palmenzweige, — mahnend an die Frucht, die zwar dem Gaumen munde, aber nicht wie der Eßrog durch Wohlgeruch erfreut, das sind die Kundigen, aber nicht gemeinnützig Strebenden, die wohl ihren nächsten Bekannten nützen, aber nicht über einen großen Kreis den Duft edler Menschlichkeit gießen. Da sei die Myrthe, der Liebling des Menschen, — das Sinnbild derer, die überall sie üben, wo man der Liebe bedarf, die, wie die Myrthe weithin ihre würzigen Düfte sendet, so auch überall mit ihrer rettenden That zur Hand sind, die darum vor Gott und ihren Brüdern hochstehen, wenn auch ihr Geist nicht in die Höhe ragt. Da ist endlich die Bachweide, ohne Duft, ohne nährende Frucht — ein Sinnbild der Leeren am Geist und am Herzen. Da sollte man nun glauben, diese verschiedenen Klassen gehören nicht zu einander? O nein, in einen Strauß sollen sie gewunden werden; wer reich am Geist und am Herzen ist, soll sich erinnern, daß er zu einer Gottesfamilie gehört mit den Niedrigen; diese sollen gehoben und zu edlem Empfinden auferzogen werden durch den Verkehr mit ihren höher fühlenden, höher denkenden Genossen. Denn so heißt es: „Er, der im Himmel seine Söller erbaut hat, hat auf Erden seinen Bund gegründet“ [3]). Seinen Bund; nicht der einzelne, der hochragt, sondern die Gesamtheit, die wie im Feststrauß die Verschiedensten zu einer Einheit zusammenwindet, verherrlicht den Gott der Liebe, vor dem der Geringe nicht verstoßen wird. Gott dienen heißt, die Menschen lieben, heißt das Gute thun, nicht als Pflicht, sondern als Genuß. — Amen!

---

[1]) Jes. 49_{15}. — [2]) Lev. r. 30_{12}. — [3]) Amos 9_{6}.

96.

Der Feststrauß.

M. A.! Es mag oft im Leben sich ereignen, daß Ernst und Freude in überstürzender Eile auf einander folgen, daß ein Haus, über welches eben noch dichte Wolken unheimliche Schatten verbreiteten, kurz darauf in heiterem Sonnenlichte glänzt, daß über ein anderes, vor kurzem noch von Fröhlichkeit umstrahlt, von den Blumen der Lust umrankt, der Sturm dunkle Nebel heraufbringt und die Blumen welken läßt in schleuniger Hast. Aber dieser jähe Wechsel, der dem Spruchdichter die Lehre eingiebt[1]): „Heil dem, der ständig fürchtet", ist nicht die natürliche, jedenfalls nicht die erfreuliche Ordnung der Dinge. Gern bereitet sich der Mensch auf Lust und selbst auf Leid vor, da das Gemüt sich einrichtet für den Schlag wie für die Gabe, mit welchen das Schicksal ihn bedenkt. In kleinen Dingen mag Ueberraschung zuweilen angenehm berühren, obgleich sie im allgemeinen einem geordneten Sinn eben als ein Plötzliches und Unerwartetes und Unvorbereitetes nicht zusagt und eigentlich nur für stumpfere Gemüter zu empfehlen ist. In großen Angelegenheiten ist sie stets störend. Wie ein Fürst nicht in eine Stadt einzieht, es sei denn, daß er sich vorher angemeldet hätte, und daß Boten seine Ankunft künden, so ist es auch mit einer großen Freude. Wie die Stadt sich gern festlich schmückt, um ihren Fürsten zu empfangen, wie es sie stört, wenn er sie im Werktagsgewande überrascht, so will auch unsere Seele gern sich festlich weihen, um den lieben Gast, die Freude, würdig bei sich aufzunehmen, sie will ihre Lichter und Blumen und Fahnen daranwenden, um den ersehnten Freund zu begrüßen. Darum ziemt der Seele eine Zeit der Sammlung, um für die Freude offen zu sein, zumal wenn vorher eine ernste Stimmung längere Zeit sie beherrscht hat.

Von diesem Gesichtspunkte war es in Israels Gotteshäusern stets ein Gegenstand genauer Erwägung, warum so rasch und jäh dem Jomkippur das Sukkoth, dem Fasttag der Festtag folgt. Noch klingen die erhabenen Töne des hochheiligen Festes durch unsere Seele; wir müssen eine Brücke bauen vom Jomkippur zum Sukkoth.

---

[1]) 28_{14}.

Unsere Gemütsstimmung am Jomkippur ist der Dämmerung vergleichbar. Der Tag ringt mit der Nacht, das Gefühl unserer Schwäche und das Vertrauen auf Gottes Gnade, die Furcht vor der Zukunft und die Hoffnung auf die Zukunft. Aber ist es nicht in jeder von Gott durchhauchten Seele die Dämmerung des Morgens, aus der siegend das Licht hervorbricht? Paßt hier nicht wörtlich das seltsame Wort des heut verlesenen Propheten-Abschnittes: „Und es ist ein Tag, nicht Tag und nicht Nacht, aber zur Abendzeit da ward es Licht“[1])? Ward es nicht Allen Licht zur Abendzeit, als wir in hellen begeisterten Tönen Schma Jisroël sangen, als wir laut bekannten: ה׳ הוא האלהים, Gott der Allgütige ist auch der Allgerechte? Den Zusammenhang dieser Feste nicht verstehen, ist fast schon mehr als ein Fehler unseres Verstandes, es ist eine Anklage, ein Vorwurf gegen unser Herz: Warum soll ein mit Gott und der Menschheit innig versöhnter Sinn sich nicht recht innig freuen können? Ja, muß die Freude nicht um so frischer sein, je frischer die Versöhnung ist, je weniger des Werktages rauhe Arbeit die reine Fläche unseres Herzens beschattet und verdunkelt hat? Nur wer erbaut und gefestigt ist, der kann fröhlich sein.

Unsere Weisen sagen[2]): Wenn zwei Heere zum Streite wider einander ziehen, da kann keiner den Sieg mit Zuversicht dem einen voraussagen; nur der Erfolg giebt ein Recht zum Jubel. Sehen wir das eine Heer mit Palmenzweigen geschmückt aus dem Felde heimkehren, kein Zweifel, die haben gesiegt, denn nur der Sieger schmückt sich, nicht der Geschlagene. So offenbaren wir uns als Sieger im schwersten Kampfe, wenn wir zum Feste am Sukkoth mit Palmzweigen durch unsern Tempel ziehen. Frohgemut erkennt der Gläubige seinen Sieg über die unlauteren Leidenschaften, denn die Freude ist ein Zeugnis des reinen Friedens. Es ist das Erbteil des mit Gott Geeinten, und sie wenden darauf des Psalmisten Wort an נעימות בימינך נצח „die Anmut, der liebliche Zweig in deiner Rechten, er meldet den Sieg“[3]).

עם נברא יהלל יה „Dieses durch den Jomkippur wiedergeborene Volk kann Hallel, kann Loblieder singen“[4]). Unsere Weisen sagen[5]): Hallel, die Psalmenreihe, die wir an den Festen singen, enthält Jubelhymnen für die Befreiung aus Aegypten, für den Schutz Israels in der Gegenwart, für die künftigen Siege, wenn unser Stamm schwer umdrängt sein wird von den Feinden der Religion, der Aufklärung, der Sittlichkeit, sodann für die endliche Ueberwindung der Unholde in den Tagen des Messias. Das scheint sonderbar: Gott danken für noch nicht errungene Siege. Und doch, warum sollte der Feldherr, der siegreich heimkehrt uach schwerem Kampfe, nicht zuversichtlich sein? Am Neujahrstage, am Versöhnungstage wird nicht Hallel gebetet; aber am Sukkoth jubelt die Seele über Vergangenheit und Zukunft. Denn was der treue Israelit an sich erfahren hat, Erbauung und Erneuung und Einigung mit Gott, warum sollte er das nicht der Menschheit zutrauen, warum nicht die

---

[1]) Sach. 14_{7}. — [2]) Lev. r. 30_{2}. — [3]) Ps. 16_{11}. — [4]) 106_{19}. — [5]) Pesachim 117a.

Genesung hoffen aller derer, die im Irrtum und in der Sünde liegen, da er selbst ist befreit worden?

Und diese Freude am Sukkoth findet zuvörderst ihren Ausdruck in einer Hymne, in einem Lob über die Ernte, über den Segen, den Gott durch den Ertrag der Erde gespendet hat. Bei keiner Arbeit ist es so sichtbar, daß Gott der Menschen Werk gedeihen lassen und zerstören kann, daß unser Thun fruchtlos ist ohne seine Güte, wie beim Ackerbau. Wer durch Handel große Schätze erwirbt, wer als Künstler Erfolge erzielt, wer sein Handwerk mit Glück betreibt, der kann sich, wenn er sich absichtlich verblenden will, der Täuschung hingeben, sein Sinnen, seine Klugheit bringe den Reichtum, mehre den Gewinn. Wie aber wäre diese Verblendung möglich demjenigen, der am schwersten zu arbeiten hat, dem Landmann? Keiner erkennt klarer als er, daß alles Thun des Sterblichen nur ein Anfangen ist und kein Ende, ein Streben und kein Erreichen. An den Erzeugnissen, welche dem Menschen am notwendigsten sind, zeigt uns Gott unsere Abhängigkeit. Was der Landmann Monate hindurch gepflegt hat, wie oft zerstört es nicht das Unwetter in wenigen Minuten, ja wie oft verliert der Boden nicht auf Jahre hinaus die Kraft, Frucht zu tragen! Da offenbart sich uns unsere Ohnmacht und der menschliche Mund, der schon stolz rufen wollte: כחי ועצם ידי עשה לי את החיל הזה „meine Kraft und die Stärke meiner Hand haben dies Vermögen erworben“ [1]), verstummt vor dem Donnerworte der Natur. Das Dankfest dafür, daß Gott den Ertrag unserer Arbeit segnet, ist nicht deswegen ein Erntefest, weil wir dessen, was die Erde erzeugt, am meisten bedürftig sind, sondern weil an der Entfaltung des Saatkorns zur Frucht sich am lebendigsten darthut, daß das Beginnen in Menschen-Hand, das Vollbringen aber in Gottes Hand liegt.

Und wie tiefsinnig und anregend ist die Wahl der Pflanzen, deren Bund wir am Sukkoth in den Tempel tragen sollen: ולקחתם לכם פרי עץ הדר כפת תמרים וענף עץ עבת וערבי נחל „Und ihr sollt euch Frucht nehmen vom Baume Hadar und Palmenzweige und Myrthen und Bachweiden“ [2]). Warum — fragt das schlichte Urteil, das nicht tiefer nachgrübelt, — so viele Pflanzen, die keine Frucht tragen, bei dem Bunde, durch den wir symbolisch für die Frucht danken? Den Eßrog, den versteht jeder. Mit der schönsten Frucht danken wir für die Frucht überhaupt, wie wir wohl einem Fürsten das schönste und edelste Geschenk des Gartens reichen. Aber wozu der Palmzweig und die Myrthe und die Bachweide? — Weil das Judentum seine Bekenner dazu mahnen will, Gott zu preisen für die Gesamthervorbringung der Natur, nicht nur für die Dinge, die gerade unsern Hunger stillen. Wenn die Palme durch ihre Erhabenheit unser Empfinden höher spannt, und durch diese Eigenschaft, die wir vorzüglich an ihr rühmen, das Sinnbild eines zu Gott aufstrebenden Geistes wird, daß wir mit dem Dichter sagen: צדיק כתמר יפרח „der Fromme blüht wie die Palme“ [3]), wenn

---

[1]) 5. M. 8_{17}. — [2]) 3. M. 23_{40}. — [3]) Ps. 92_{13}.

die Myrthe durch ihren Duft erfreut, wenn endlich die Weide des Baches kahlen Rand umrankt und der Landschaft einen zwar bescheidenen aber ungern entbehrten Schmuck verleiht, ist das keines Dankes wert? Genießt der Mensch nur, was er ißt, daß er Gott nur preisen soll um der Frucht willen, genießt er nicht vielmehr ihre Schönheit, ihre Anmut, die Erhabenheit der Natur? Ist ihm nicht der Anblick der einfachsten Pflanze erfreulich, wenn er auch nur wenige Stunden durch saatenloses Land gegangen ist, erquickt sie nicht in der Oede, oder an Bergeswand oder Flußufer, wo ihre stärkeren Genossen nicht fortkommen, weil der Boden, sei es zu steinig, sei es zu weich und nachgiebig ist, um sie aufzunehmen? Dem Bauer mag das Uebermaß der Blumen, welche die Erde aus freiem Triebe zwischen die Aehren streut, nicht erfreulich sein, aber wie sehr würde er sie vermissen, wenn sie ganz ihm fehlten, wenn der bunte Kranz, der jetzt bei heiterm Spiel das Haupt des Landmanns schmückt, nicht da wäre.

Wir sollen die Natur nicht so nüchtern und praktisch anschauen, als sei sie nur da, um Brot zu liefern, als sei der Schöpfer gewissermaßen zu tadeln, daß er die Blumen gedeihen läßt neben der Frucht. Wir sollen uns daran gewöhnen, die Natur als Ganzes zu begreifen und zu bewundern, wie in dem weisen Haushalt der Schöpfung auch die Weide mit Recht ihre Stätte findet, wie auch sie nicht zu entbehren ist. Ein Bund ist Eßrog und Palmzweig und Myrthe und Weide, sie gehören zu einander, denn die Natur, das große Kunstwerk, ist schon in ihren Teilen schön, aber wie jedes Kunstwerk, am schönsten als Ganzes.

Unsere Weisen sagen[1]): die Frucht vom Baume Hadar, das ist ein Symbol Gottes, und der Palmzweig weist nicht minder auf den Schöpfer, und die Myrthe ist gleichfalls ein Sinnbild des Höchsten, und ebenso sei die Bachweide ein Symbol des allmächtigen Gottes. Dieser wunderliche Satz will nichts anderes sagen: Sieh die Offenbarung Gottes nicht immer in dem, was durch besondere Schönheit und Nützlichkeit allen deinen Sinnen sich aufdrängt. In Allem, was aus Gottes Hand hervorgegangen ist, kündet sein Geist sich an. Die Weide und die Palme, die Myrthe und der Eßrog, sie lehren alle den Einzig Einen. Und wie von der Natur, so gilt auch von der Geschichte, von dem Walten Gottes über die Menschheit der Satz: משפטי ה' אמת צדקו יחדו „Die Satzung des Herrn ist Wahrheit, sie ist gerecht in ihrer Gesamtheit“[2]). Auch die Menschheit offenbart sich nicht in einzelnen hervorragenden Erscheinungen, sondern als Ganzes.

Unsere Weisen sagen[3]): in diesem Strauß ist der Eßrog ausgezeichnet durch Duft und Wohlgeschmack; da ist die Palme, die prächtige Frucht erzeugt, aber nicht durch ihren Duft erfreut; da ist die Myrthe, lieblichen Wohlgeruch spendend, aber ohne Frucht und endlich die Weide, durch nichts ausgezeichnet, ein fast nutzloses Gewächs. Und dennoch sollen wir nicht mit dem Eßrog allein vor Gott treten, auch

---

[1]) Lev. r. 30_9. — [2]) Ps. 19_{10}. — [3]) Lev. r. 30_{12}.

die Weide, die verachtete Pflanze, müssen wir mitbringen. Diese vier Pflanzen nun, sagen sie, sind Israel selbst. Da giebt es manche, die sind gelehrt und werkthätig, die sind wie der Eßrog, duftend und wohlschmeckend. Andere wieder schlichte Menschen, nützlich wirkend, aber ohne die zarten Regungen, welche eine edle Bildung dem Herzen verleiht: das ist die Frucht der Palme, ohne Wohlgeruch, aber eine treffliche Gabe dem Gaumen. Andere wieder seien gelehrt, besäßen Bildung, haben die Zartheit, die der Verkehr mit den großen Geistern aller Zeiten herausbildet, aber es fehlt ihnen die werkthätige Liebe, sie sind angenehm, anregend, lieblich, gern gesehen. Indes zur Zeit der Not müssen wir uns nach andern umsehen. Das ist die Myrthe, duftend, aber nicht nährend. Und endlich die große Masse, den Weiden vergleichbar, die weder durch ihre Anmut erfreuen, noch durch ihre Liebe nützen, die Armen am Geist und Gemüt.

Da sollte man nun meinen, daß Gott die Gelehrten und Werkthätigen ehren und die Geringen gering schätzen müßte. O nein, so ergeht der Ruf durch das Festgebot an die Besten: so ihr eure Gaben spendet wie ein Wesen höherer Gattung, so ihr wohlthut, ohne euch eins und gleich zu fühlen den geringern Brüdern, so lange seid ihr eurem Gotte kein gefälliger Anblick. In einer Reihe, in einem Bunde müßt ihr stehen mit den Armen und Elenden; wer auf seine Tugend stolz ist, der gleicht einer Frucht, die vom Wurme benagt ist, wer, auf seine Bildung hochmütig, den Ungelehrten verachtet und von sich weist, gleicht der Myrthe, die niemandem Frucht spendet. Auch der Höchste und Beste gewinnt Rang und Wert erst durch die anderen, die ihn heben, denen er wohlthun kann. Das ist ein Feststrauß für den Ewigen, wenn die Gaben, wenn die Menschen, wenn die Völker sich ergänzen in friedlichem Bunde! — Amen!

97.

Eine Satzung für alle Geschlechter.

M. A.! Denken wir uns, daß Jemand an einem Tage in eine Stadt kommt, an welchem die Bürger mit schmetternden Tönen in die Feldschlacht ziehen, und daß er an einem anderen Tage in der Stadt weilt, an welchem die Scharen eben als Sieger heimkehren, denken wir uns, daß er mit lebendigem Anteil die Kämpfenden und die Siegenden begleitet hat, so wird er gewiß einen tiefen Blick gethan haben in Wesen und Gemütsart der Insassen dieses Ortes, er wird mitergriffen sein von der Erregung der Bewohner. Aber so er nur in so außerordentlichen Momenten diesen Ort beobachtet, so wird er von dem stillen Frieden und der harmlosen Freude, die dort walten, keine rechte Vorstellung gewinnen. Wie die Leute gewöhnlich ihre Tage dahinbringen, ob in Ruhe oder Unruhe, ob in Genuß oder Sorge, das wird er, da er nur in erhöhten Stimmungen sie gesehen hat, nicht beurteilen können.

Ungefähr ähnlich geht es denen, die nur das Neujahrsfest und den Versöhnungstag mit uns feiern und sonst sich fernhalten. Sie hören des Schofars erweckende Klänge, sie vernehmen den schmetternden Ton, mit dem Israel in den Kampf zieht gegen alle Sünde, gegen alle Lüge, sie lauschen, wie die dumpfen Laute der durch manche Gebrechen, durch manchen Schicksalsschlag gebrochenen Seele sich dann wieder auflösen in jubelnden Mut, dem Schicksal die Stirn zu bieten. All diese Vorgänge, all diese Sinnbilder wirken auf ihre Seele, all diese Töne finden geistig belebt einen Nachhall in ihrem Innern. Und nun gar die weltüberwindende und weltverklärende Stimmung des Jomkippur, der Jubel der Sieger im Streite mit dem bösen Gelüsten unseres Herzens, diese durch das Fasten dargestellte Befreiung von der niederzwingenden Macht des Irdischen, sie haben gewiß jede Seele erregt, die sich dem Zauber dieses Tages hingab. Aber Roschhaschono und Jomkippur sind wie zwei hohe, alles überragende Bergesgipfel; sie sind nicht das Gebirge, sie sind nicht die Landschaft, sie sind nicht das Leben. An diesen beiden Tagen, so erbaulich und lehrreich sie sind, kann man den ganzen Inhalt des Judentums nicht erkennen; man sieht es nicht in seiner gesunden Lebensfreude, in seiner fröhlichen Arbeit.

Heut sind wir wieder unter uns in dem engeren Kreise derer, die alle Heilsstationen des Glaubens auf der Wanderung durch das Jahr mit größerem oder geringerem Anteil beachten, wir erst haben die volle Ernte der Religion, wir erst genießen die Früchte des Sieges, der uns im Jomkippur zu Teil geworden ist, indem wir uns der Festesfreude hingeben. Der Kampf und der Sieg, so erhebend sie beide sind, sind nicht der Endzweck, sondern der Preis des Kampfes ist die ungetrübte Freude der reinen Seelen. Wer auf steiler Bergeshöhe einen prächtigen Ueberblick hatte und hochentzückt war, läßt dann gern im Verkehr mit lieben Gefährten beim traulichen Mahle all die erhabenen Bilder nachwirken, durch die Schilderung des Wortes noch einmal aufleben, und all das Schöne, das er auf dem Gipfel mit großer Anstrengung erreicht und errungen hatte, wird ihm durch die Erinnerung und das behagliche Gespräch darüber zum gemütlichen Genuß.

So ungefähr verhält sich Sukkoth zu den hohen Festen, die wir durchlebt haben. Sukkoth sagt uns durch den Feststrauß: diese Welt ist so schön, sie ist ein Paradies, wenn du wie Adam schuldlos darauf weilst, wenn du auf Gottes Ruf: „Wo bist du?“ getrost und getreu rufen kannst: „Hier bin ich!“, wenn wir uns nicht zu verbergen brauchen vor dem Auge Gottes. Am Neujahrstage ist des Mondes schmale Sichel kaum am Horizont sichtbar, am Sukkoth blickt der Vollmond, die ganze Landschaft wie in ein Meer von Silberstrahlen tauchend, auf uns nieder. So ist die Lebensfreude gewachsen durch die innere Läuterung.

Allerdings ist Sukkoth ein Erntefest, und Jahrhunderte hat Israel nicht mitgeerntet, haben die Völker der Erde es ausgeschlossen vom legitimsten und natürlichsten Erwerbe, vom Ackerbau. Es könnte scheinen, als habe es keinen Sinn, wenn eine Gemeinschaft, die ausgeschlossen ist vom Besitz an Grund und Boden, dennoch Erntefest feiert, als habe die Satzung des Feststraußes nur eine Bedeutung gehabt, so lange die Israeliten im heiligen Lande wohnten und den Acker bestellten. Aber derselbe Moseh, der mit wunderbarer Klarheit die Schicksale Israels vorausgesagt hat, daß es fremd und verstoßen durch die Lande wallen werde, hat dennoch bestimmt, daß das Sukkoth mit seinem Pflanzengewinde ein חקת עולם לדרתיכם, „ein ewiges Gesetz sein solle für alle Geschlechter“ [1]), daß es auch für diejenigen gelten sollte, die keine Scholle ihr eigen nannten. Denn nicht an den Boden gebunden ist der Mensch und seine Freude. Seine Heimat ist sein Herz. So hier der Roschhaschono das Unkraut ausgejätet, so hier der Jomkippur die Saat des Guten zur Reife gebracht hat, dann freue dich am Sukkoth der Ernte, und nimm den Palmzweig und den Eßrog, die Myrthe und die Weide, auch wenn dir selbst kein Halm reifen sollte. Denn wie die Erde um die Sonne kreist, so dreht sich irdisches Glück um das Licht des Himmels. Es ist nicht wahr, daß die Bösen froh sind, daß ihre Lebensernte reich ist. Und könnten auch ihre Scheuern den Segen nicht fassen, den

---

[1]) 3. M. 23_{40}.

der Acker spendet, es giebt kein Sukkoth ohne Roschhaschono und Jomkippur, es giebt keine Freude an der Erde ohne Versöhnung mit dem Himmel. Das Herz ist die Sonne, die uns das Leben erhellt. Ist es im Gemüte dunkel, so kann uns das Licht von außen nichts nützen. Darum gab es ein Sukkoth zu allen Zeiten, darum tragen wir den Palmzweig auch in trüben Tagen, in Tagen des Mangels, der Sorge, der Qual und der Knechtschaft; denn immer giebt es freie Seelen, die, wenn sie nur mit Gott im Reinen und vor Gott rein sind, den Druck der Welt nicht spüren.

Es heißt im Psalm: צריק כתמר יפרח כארז בלבנון ישגה „der Gerechte blüht wie die Palme, wie die Ceder im Libanon ist er gewaltig“[1]). Hier sind zwei Gleichnisse in einen Vers zusammengedrängt; er wird mit der Palme, er wird mit der Ceder des Libanon verglichen. Die Palme gedeiht gewöhnlich nur auf üppigem Boden, den Thau und Regen netzt, auf den die Sonne lange und heiß niederscheint. Die Ceder hingegen erhebt sich zu gewaltiger, himmelragender Höhe auf dem Gipfel des Libanon, wo ein kaltes und rauhes Klima jedes andere Wachstum wesentlich beeinträchtigt, wo außer diesen Riesenbäumen nur wenig Pflanzen gedeihen. Die Ceder erhebt sich auf diesen steinigten, unfruchtbaren Gründen, trotzend dem Wetter und den Winden, wie im Triumphe erst recht zu gewaltiger Höhe. Nicht anders ist der Gerechte; er gedeiht überall, wo die Außenwelt ihm günstig ist, wo das Gesetz ihn schützt, wo Wohlwollen ihm entgegenkommt, da wird er wie die Palme blühen in blühender Landschaft. Und wo er kämpfen muß mit aller Unbill, wo er, wie von einem Wall, von Feinden umstaut ist, da ist er wie die Ceder, ein Zeugnis des Lebens in der Region des Todes, die in sich so viel Kraft trägt, daß sie den Elementen zum Trotz sich mächtig emporhebt. Freilich die Ceder des Libanon trägt keine Frucht. So braucht der wackere Mensch, um sich in all den Stürmen nur zu halten, seine ganze Kraft auf und kann den Nebenmenschen nicht dienen.

Das war das harte Los Israels in der alten Zeit, sie konnten nicht entwurzelt werden, wie die Ceder, aber sie wurden nicht nützlich und ersprießlich denen, unter welchen sie lebten. Klaget nicht Israel an, wenn es vor Zeiten, wenn es auch heute in unzivilisierten Landen nur seine zähe Lebenskraft bekundet, nur für sich lebt und dem Lande, in dem es weilt, nicht ergiebigeren Nutzen bietet; gleich jener Maid des Hohen Liedes konnte Israel sprechen: אל תראוני שאני שחרחרת ששזפתני השמש „schauet mich nicht so verwundert an, daß ich gar so düster bin, mich hat die Sonne gebrannt“[2]); es hat genug zu thun, um auf einem Boden, steinig wie der Libanon, in einer Zeit, rauh wie der Winter, sich nur zu halten, und es hat sich als unverwüstlich erwiesen, ja es hat sich nur um so tiefer eingewurzelt. Aber Früchte tragen konnte es nicht. Jedoch überall, wo Israel freundlich aufgenommen wurde, wo wir Anteil haben an Grund und Boden, wo wir unsere Kräfte regen können, wo das Eis des Vorurteils schmilzt, wo wir gleichsam eingepflanzt sind in guten

---

[1]) Ps. 92_{13}. — [2]) 1_{6}.

Boden, und Sonne und Regen nicht fehlen, da sind wir wie die Palme, die sich nicht damit begnügt, für sich hochhinaufzustreben, sondern die Frucht trägt und Segen spendet. Das ist ja auch der eigentliche Beruf, den Gott dem Abraham und seinen Sprossen sogleich beim Eintritt in die Weltgeschichte mitgegeben hat: היה ברכה „werde ein Segen“[1]). Gewiß, auch unsere Väter, die gleichsam auf dem Libanon wohnten, jenem Berge, der den Namen „der weiße Berg“ von dem Schnee hat, der seine Firnen krönt, unsere Väter die keine Ernte hielten, auch sie feierten Sukkoth, denn da die erste Hälfte des Tischri eindringlichst zu ihren Herzen geredet hatte, so hatten sie eine Seelenernte, so ward ihnen diese Welt eine Stätte hoher Gedanken wie die Palme, ein Ort duftiger Lieder wie die Myrthe, ein Raum demütiger Ergebung wie die Weide, ein Garten lieblicher Lebensfrüchte wie der Eßrog. Das gequälte Israel war der witzigste Stamm der Welt, der Witz war die Rache, mit welcher die geistige Überlegenheit sich an der rohen Kraft des Unterdrückers rächte. Aber für die Menschheit war dies Juda gewiß ein erstaunlicher Anblick, jedoch unfruchtbar wie die Ceder. Dagegen hat Israel, wo es glücklich lebt, auch stets das eifrige Bemühen, durch seine Arbeit das Glück des Landes zu mehren, in dem es weilt.

Die Juden sind, wie mit Recht gesagt worden ist, ein dankbares Geschlecht; dies beweisen wir in der Gegenwart nicht selten dadurch, daß wir gegen unseren offenbaren Vorteil zu den Parteien gehören, die in einer mehr als die heutige von Vorurteilen erfüllten Zeit unser Recht verteidigt haben. Aber Israel ist glücklich, nachdem es so lange ausgeschlossen war, daß es jetzt dem Staate dienen, jeder Arbeit, jedem Berufe sich widmen kann. Auch für diese Ernte des Jahrhunderts danken wir, indem wir das Festgewinde im Gotteshause emporheben. Und heute, wo viele unserer Genossen miternten den Ertrag des Feldes, ist uns Sukkoth erst recht „ein ewiges Fest für alle Geschlechter“.

An ihm freuen wir uns des Ertrages, mit dem du, o Gott, den Acker gesegnet hast, an ihm jubeln wir über die Ernte, die der Seele geworden in den hochheiligen Festen, die wir jüngst gefeiert haben, und frohen Herzens gedenken wir, daß jetzt in der zivilisierten Welt Israel einem Gerechten gleichet, der wie die Palme blühet, daß es die Rechte, die uns geworden sind, vergilt, indem unsere Genossen in vordersten Reihen wirken für Gemeinwohl, für Wissenschaft, für Recht und Wahrheit. Das hast du, o Gott, an uns gethan, an dessen Treue wir in bösen, bitteren Nächten nicht gezweifelt haben: כי שמחתני ה׳ בפעלך במעשי ידיך ארנן „du hast uns erfreut durch deine Thaten, ich juble über das Werk deiner Hände.“ — Amen!

---

[1]) 1. M. 12_2.

98.

Staubwolken.

M. A.! Wenn lange Zeit Dürre und Trockenheit über eine Gegend geherrscht hat, und die leiseste Luftbewegung gewaltige Staubwolken aufregt, die das Grün der Pflanzen verdecken oder verunstalten, die dem Menschen den Aufenthalt im Freien stören, dann sehen wir freudig auf das dunkle Gewölk, das gewitterankündend sich am Horizont zusammenzieht, und dessen Entladung in mächtigen Regenschauern den Staub löschen und an die Erde bannen wird. Es erhebt sich der Sturm, der das Gewölk hinaufbringt, — aber siehe da, bevor er die Fluten entfesselt, daß sie erquickend zur Erde niederrauschen, läßt er noch in gewaltigen Wirbeln, stärker als je vorher, den Staub auffsteigen, daß wir vor seinen Verheerungen und seinen schädlichen Einflüssen auf unsern Körper rasch uns flüchten. Dann öffnen die Wolken ihre Schleusen und bannen die Kraft des Staubes, sich zur Qual der Sterblichen in die Höhen zu erheben, und freudig atmen wir in der geklärten und gereinigten Luft, deren Labsal uns um so süßer und erquickender ist, je mehr vorher der Äther mit schädlichen Dünsten erfüllt gewesen ist.

Nicht anders geht es in der Welt des Geistes mit den Vorurteilen, durch die Erkenntnis und Gesittung verzögert werden. Wenn schon das Gewitter im Anzuge ist, das diese Vorurteile wegzuschaffen bestimmt ist, wenn schon die Helden des Geistes sich erheben, um ihnen den Garaus zu bereiten, dann entfaltet noch einmal das Vorurteil seine letzte verheerende Kraft und wirbelt gewaltigen Staub auf, und will sich nicht fügen der Macht, die es zu Boden wirft. Aber gerade wenn es am heftigsten tobt, dann sind auch schon die Wetter nahe, die es niederschleudern. Irrtümer, die lange Zeit die Welt beherrscht haben, entfalten oft ihre verderblichste Wirkung, kurz bevor sie von der Bildfläche verschwinden, durch Wahrheit und Fortschritt bezwungen. Geht es doch in den kleinen Kämpfen des Einzellebens kaum anders. Es ist ein bekanntes Sprichwort, daß die Hilfe am nächsten ist, wenn die Not am größten ist. Deckt sich dieses Volkswort nicht ganz mit dem Gleichnis, daß der Staub am stärksten wirbelt, wenn schon die Regenwolken sich türmen? Und es ist derselbe Sturm, der beides thut, der zuerst den Staub in die Höhe jagt und dann den Regen bringt, der ihn bändigt. So ist oft dieselbe Ursache, welche die Not zu gefährlicher Höhe

steigert, zugleich ein Antrieb, um sie zu beseitigen; und man kann das Sprichwort, ohne seinen Kern zu verletzen, ganz gut dahin ändern, weil die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten.

Das gilt auch von Irrtümern und Vorurteilen, die das Völkerleben stören. Die Erregung, die dem Irrtum eine besonders große Macht verleiht, erweckt dadurch auch die Kräfte zu seinem Sturze. Denken wir nur an die Zeit, in welcher das Heidentum in der zivilisierten Welt den Todesstoß erhielt. Es ist zu keiner Zeit so mächtig gewesen. Derselbe Mann, der auf dem Throne das frevle Wort ausgesprochen, „der Staat das bin ich", der den Despotismus auf die Spitze getrieben, hat gerade dadurch am meisten dazu beigetragen, jenes System der Allgewalt eines Einzelnen zu stürzen. Es war noch die letzte glänzende Entfaltung eines Prinzips, das dem Untergange geweiht war, das auf morschem Grunde dem Auge noch kurz vor dem Zusammensturze glänzend sich zeigte.

Alle diese Erwägungen haben, wie es scheint, für uns Israeliten etwas Beruhigendes, wenn wir an die Not denken, von der unsere Gemeinschaft seit Jahren besonders schwer heimgesucht wird, an das Feuer der Verwüstung, das in unzivilisierten Landen heftig lodert, das aber auch in die Stätten der Kultur hinüberzüngelt. Es ist oft genug hervorgehoben worden, daß diese Verfolgung in Widerspruch steht mit all den großen Grundsätzen des Menschenrechts, die zwar so alt sind als die Gerechtigkeit selbst, und die von weisen und religiösen Männern längst ausgesprochen worden sind, die aber erst im letzten Jahrhundert als die Grundlage des Staates und der menschlichen Gesellschaft verkündet worden sind. Aber sind diese großen Prinzipien auf irgend einem andern Gebiete schon zu unangefochtener Herrschaft gelangt, haben sie nicht noch überall zu kämpfen mit den Resten, mit dem verjährten Staub vergangener Jahrhunderte?

Wenn wir im Eingangs erwähnten Gleichnis bleiben sollen: Jahrhunderte lebte Israel in dieser Dürre, jede Erregung des geschichtlichen Lebens jagte ihm den Staub in Aug und Kehle, störte sein Dasein und bereitete ihm Pein. Nun zieht in diesen Zeiten, wo die Völker sich ihrer Existenz bewußt werden und sich mündig fühlen, ein Gewitter herauf, das den Dunst und Moder veralteter Vorurteile wegfegen, das auch die sittliche und geistige Atmosphäre reinigen wird und uns die Freiheit und Gerechtigkeit bringen wird. Wir leben in diesen Stürmen, in dieser Bewegung, in diesem Kampfe, der auch für Israel ein gesichertes Dasein herbeiführen soll. Da hat sich denn auch das ereignet, was in der Natur so oft geschieht: der Sturm, der den Regen bringt, offenbart sich zuerst dadurch, daß er den Staub in die Höhe schleudert; das alte Vorurteil gegen das Judentum, in seinem Besitze bedroht, strengt sich noch einmal an, um uns zu schaden und um dann für immer von der Flut der geläuterten Erkenntnis an den Boden gefesselt zu werden. Wie wir auch schwer leiden, wir haben den Trost, daß wir zu unsern Widersachern alle diejenigen haben, die ihrer Anschauung nach vergangenen Zeiten

angehören, und daß unser Anwalt ein jeder ist, der von der Gegenwart erkämpft und von der Zukunft erhofft ein menschenwürdiges Dasein für alle redlich Strebenden.

Und Israel kann Gerechtigkeit und Liebe verlangen, weil seine erhabene Lehre sie schon vor Jahrtausenden von unsern Vorfahren gefordert hat für Alle, die nicht durch Sittenlosigkeit und tierische Entartung Menschenwert und Menschenwürde mit Füßen getreten haben. Die Zukunft unserer Religion wäre gefährdet, wenn nicht die Forderungen einer erhöhten Zivilisation zusammenfielen mit den Lehren, die Moseh uns am Sinai gegeben hat, wenn wir nicht von dieser Lehre rühmen dürften: die Menschheit hat noch einen weiten Weg zu wandern, bis sie das von unserm Gesetzgeber gesteckte Ziel erreicht. Gewiß hat die Nächstenliebe, die die Schrift verkündet, ihre Grenzen. Es wäre Heuchelei, wenn wir behaupten wollten: der Israelit der alten Zeit hat auch den, der seine Kinder dem Moloch opferte, der seinen Nebenmenschen seinem Götzen schlachtete, der schamlos alle Schranken der Sittlichkeit und der Natur selbst durchbrach, ruhig in seinem Lande geduldet; und wo giebt es ein Land, das verständige Männer regieren, und in dem solche Greuel geduldet werden? Wer solches übt, ist ein Feind der menschlichen Gesellschaft und hat auf Duldung keinen Anspruch. Darum lesen wir in der Schrift zuweilen harte Satzung ausdrücklich gegen die Völker gerichtet, welche nicht nur Götzendienst trieben, sondern auch sonst zu tierischer Roheit herabsanken. Wenn aber ein Nichtisraelit in Palästina lebte, der sich nicht zum Judentum bekannte, aber sonst durch sein Thun keinen öffentlichen Ärger und Anstoß erregte, so wird er an unzähligen Stellen der Schrift der Liebe des Israeliten aufs wärmste anempfohlen. So lesen wir z. B. in dem Kapitel, das heute recitiert worden ist, mitten in der Satzung von den Festen das Gebot: „So ihr erntet, so dürfet ihr die an dem Rande des Feldes wachsende Frucht nicht abmähen, ihr dürft auch keine Nachlese halten, dies alles müßt ihr dem Armen oder dem Fremden überlassen, ich bin der Ewige, euer Gott." [1])

Warum dies Gebot in der Ordnung der alljährlich wiederkehrenden Feste steht? Weil es nach jüdischer Anschauung keine religiöse Feier eines Festes giebt, wenn nicht alle an der Freude Anteil nehmen. Es sollte dazumal, als Israel noch in seinem eigenen Lande lebte, der Glanz der Feste allen Bewohnern leuchten, der Reiche durfte sich nicht freuen, wenn er nicht wußte, daß auch der Arme in seinem Orte mit ihm sich des Festes freuen kann, wenn er nicht auch ihn für diesen Tag aus dem Dunst irdischer Sorge und Not gerissen hatte. Hier aber stellt die Schrift den Armen und den Fremdling auf eine Linie. In dem Schriftwort, wo uns das Laubhüttenfest als ein Freudenfest verkündet wird, heißt es: „Freue dich an deinem Feste, du, dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levite, der Fremdling, die Witwe und die Waise, die in deinen Thoren weilen." [2])

Für Israel, so lang es in der Volksheimat lebte, konnte es kein Fest geben,

---

[1]) 3 M. 23_{22}. — [2]) 5 M. 16_{14}.

ohne daß es alle zur Freude berief, die in seiner Mitte weilten, und der Fremde hatte in der Reihe derer, welche der Teilnahme des Israeliten empfohlen werden, eine Stelle neben dem Leviten, dem Hüter der religiösen Lehre.

Damit ist wohl erwiesen, daß, wenn die Staubwolken des Vorurteils schwinden werden, wenn die Flut der Erkenntnis, den Boden erquickend und die Luft klärend, niederrauschen wird, wenn die Völker Gerechtigkeit und Liebe zollen werden, daß an diesem Tage dies Judentum nicht beschämt werden wird, sondern sein eigenes Bild nur wiedergestrahlt sehen wird in der Menschlichkeit, mit der seinen Bekennern begegnet wird. Wir Israeliten aber, wir müssen es in unsere Seele prägen, daß es keine Freude im religiösen Sinne giebt, wenn wir den Groll im Gemüte nähren oder auch nur dulden. Selbst unsere Widersacher haben noch Anspruch auf unsere Liebe. Wie einst Jakob zu jenem Engel sprach, der in der Nacht mit ihm rang: ich lasse dich nicht, bis du mich gesegnet hast, so müssen auch wir durch unser Thun unsern Gegnern Achtung und Anerkennung gleichsam abzuzwingen suchen.

Es ist bekannt, daß nach der Ansicht des Talmud[1]) die vielen Opfer, die am Sukkoth im Tempel gebracht wurden, gleichsam Sühneopfer waren für die Sünden der heidnischen Völker. Wie viel fehlt uns noch zu der edlen Milde, die in diesem talmudischen Satze sich ausspricht. Der Israelit wohnt in seiner Hütte nur dann freudig und getrost, wenn die Freude, die sein Zelt erhellt, ihren Ausgang findet zu den Dürftigen ohne Unterschied des Bekenntnisses, dann kann selbst der Israelit, dem der Staub veralteter Vorurteile ins Angesicht weht, mit dem heiligen Sänger sprechen: „und die Nähe Gottes ist mein Glück, ich habe auf den ewigen Gott mein Zelt errichtet, zu erzählen all sein Wirken." [2]) — Amen!

---

[1]) Succa 55b. — [2]) Ps. 73_{28}.

99.

Plan und Ausführung.

M. A.! Wenn ein Meister voll Geist und Erfahrung einen Plan entwirft, nach welchem ein mächtiger und schönheitsstrahlender Bau sich erheben soll, so wird wohl der Kenner die Höhe des künstlerischen Vermögens nach dieser Zeichnung beurteilen können, allenfalls wird auch ein verständiger Laie sich ein ungefähres Bild machen können von dem Eindruck, den das fertige Werk hervorbringen möchte. Aber beide werden übereinstimmen in der Meinung, daß noch die Hauptsache fehle: nämlich die Ausführung des Planes. Indes gesetzt, ein anderer führte den Plan aus, und es erhebt sich das Werk, welches das Auge des Betrachters fesselt und ihn entzückt, dann sagen wir wiederum: die Hauptsache war doch der Plan, dieses Blatt Papier, auf welchem der Meister den künstlerischen Gedanken festgehalten hat; die Herstellung verlangt kein Genie, nur ein tüchtiges, handwerksmäßiges Können.

So lange die Idee des Bauwerkes nur noch auf dem Papier lebte, war uns die Ausführung das Wesentlichste. Als sie in mächtigen Mauern verkörpert vor uns stand, trat wieder der Gedanke in seine geheiligten Rechte. Denn dieser Gedanke, den der Geist des Künstlers geboren hat, er wäre, wie von den Winden verweht, rasch vergessen und verloren worden; er hätte allenfalls, so lange er sein schattenhaftes Dasein auf dem Papier gefristet hätte, einige angeregt, aber nicht die Masse der Menschen erweckt und begeistert. So fehlte ihm fast alles, da die Verkörperung durch Holz und Stein ihm fehlte. Dennoch werden wir die Geburtsstätte des fertigen Werkes nur im Kopf des Denkers suchen und die praktische Leistung des Bauenden ungleich geringer anschlagen.

Es ist das ein Verhältnis ähnlich dem, wie es in der Religion zwischen Moral und Ceremonialgesetz besteht. Es ist richtig, Zweck und Ziel der Religion ist einzig: Gott erkennen und die Menschen lieben. Eine klare Einsicht in das Wesen Gottes, ein gutes System der Moral enthält alles, was die Religion als ihre Aufgabe hinstellt. Wir haben keine anderen Pflichten als die, uns zu bilden und unseren Nebenmenschen zu lieben. Wozu also die Reihe der Ceremonien, wozu die Feste, von denen uns doch ein dunkles Gefühl sagt, sie seien so notwendig für die Entfaltung aller edleren seelischen Keime?

Auch dem Moseh, dem großen Meister, welcher den Bau der jüdischen Religion aufgeführt hat, ist das sittliche Leben die Hauptsache, und die späteren jüdischen Gelehrten haben im allgemeinen diesen Gedanken festgehalten. Bekannt ist der Spruch des Talmud [1]): Größer ist, wer Gerechtigkeit übt, als einer, der alle nur denkbaren Opfer im Tempel gebracht hat; denn es heißt: „wer Recht und Gerechtigkeit thut, ist vorzüglicher vor Gott denn der Opfernde“ [2]). Die Thora ist, so sagen sie ferner, [3]) von Anfang bis Ende Menschenliebe. In dem Sündenbekenntnis, das wir am Jomkippur gesprochen haben, ist keine einzige Übertretung des Ceremonialgesetzes erwähnt, und jeder, der auf eine sittliche Lebensführung Wert legt, und gehörte er auch irgend einer beliebigen Religionsgemeinschaft an, könnte dieses Bekenntnis ebenso gut sprechen wie der Israelit. Es ist dies gewiß ein höchst merkwürdiges und hochbedeutsames Zeichen, wie innerhalb des Judentums der Kern der Religion in einem sittlichen Wandel gefunden worden ist. Aber wäre Moseh nichts weiter gewesen als ein trefflicher Moralist, sein Name wäre wahrscheinlich nicht auf die Nachwelt gekommen, sein Werk würde nicht dauern und Segen spenden bis auf den heutigen Tag. Mit guten Lehren allein wird keine Religion geschaffen, wird nicht die Begeisterung eines Volkes geweckt, dazu bedarf es eines festen und wohlgeordneten Gefüges von Ceremonien, wie es Moseh und die späteren Weisen, je nach dem Bedürfnis der Zeiten, herstellten.

Moseh konnte nicht nur die klugen Pläne ersinnen, er verstand es auch, die Werke zu errichten, die dauernd von seiner göttlichen Weisheit zeugen werden. Jeder hat recht, der da sagt: Nicht die Ceremonien sind die Hauptsache in der Religion, ebenso wie jener andere Recht hat, der da sagt: Nicht die Mauern sind das Wesentliche, sondern der Geist des Baumeisters, der den Rhythmus seiner Seele in den toten Stein gehaucht hat. Aber in diesem toten Stein hat die flüchtige Idee des Künstlers die Form gewonnen, durch die sie zu späten Zeiten gelangt ist. Durch das Ceremoniell, durch die Feste und ihre Symbole, haben die herrlichen Lehren eines Moseh Macht gewonnen über ein ganzes Volk und sich durch die Jahrtausende fortgepflanzt. Wir leben im Raume, aber der Raum wird erst wohnlich durch Boden, Giebel und Mauer. So wird der Gedanke gehalten durch die Form, und wollten wir heute den sittlichen und gedanklichen Inhalt des Mosaismus aus den heiligen Schriften herausnehmen und die Formen schwinden lassen, wir würden binnen kurzem vom Judentum nur noch wie von einem Gewesenen und nicht wie von einem Lebendigen reden. Heute, wo der Bau dasteht, sagen wir, die Idee ist die Hauptsache, hätten wir nur die Idee, wir würden sogleich sagen, der Bau ist das Wesentliche.

So hat Moseh das Judentum geordnet, daß Feste und Symbole, Formen und Bräuche in das ganze Dasein des Israeliten eingewoben sind, um ihn an seinen Ursprung und seine Pflicht zu erinnern. Freilich ist auch hier der Mißbrauch nicht ausgeschlossen. Es kann das Ceremonialgesetz so ausgedehnt werden, daß es, statt

---

[1]) Succa 49b. — [2]) Spr. 21_3. — [3]) Sota 14a.

den Weg zu Gott zu weisen, diesen Weg verstellt, daß es die Gläubigen ständig beschäftigt und zu den höheren Zielen des Lebens sie nicht kommen läßt. Wir schützen uns durch Kleider vor den rauhen Einflüssen der Luft, aber ein Übermaß der Gewänder erhöht nur die Empfänglichkeit für diese schädlichen Einwirkungen und ist nur um so gefährlicher für unsere Gesundheit. So kann das religiöse Leben ersticken unter der Wucht einer gar zu großen Ceremonialsatzung, und zuweilen war das Judentum auch von diesem Schaden bedroht. Indes diese Gefahr ist für die Menschen der Gegenwart keine besonders große.

Diese allgemeinen Betrachtungen werden gerade am Sukkothfest besonders in uns angeregt, weil dieses Fest eine Fülle von Sinnbildern, von Ceremonien hat. Wenn wir die heilige Schrift nach der Ursache des Laubhüttenfestes fragen, so erhalten wir die Antwort: weil Gott die Israeliten vierzig Jahre in Hütten hat wohnen lassen. Indes, eine geschichtliche Thatsache, über die Jahrtausende dahin gegangen sind, ist noch kein passender Gegenstand einer religiösen Feier, die eine ganze Woche für sich in Anspruch nimmt, eine solche Feier muß Bedeutung für die Gegenwart haben. Wenn wir den Geburtstag eines uns lieben Menschen feiern, so sagen wir allerdings: wir begehen den Tag festlich, an welchem diese uns werte Persönlichkeit geboren worden ist; in Wirklichkeit feiern wir das gegenwärtige Glück, daß er unter uns lebt, daß wir uns im Moment seiner freuen. Und das gilt auch vom Sukkoth der Gegenwart; das geschichtliche Ereignis ist Anlaß, nicht Ursache. Gott, als den auch für das irdische Wohl der Menschen liebevoll Bedachten, feiern wir am Schluß der Ernte, und weil sich diese Vorsehung und Vorsorge dereinst besonders gewaltig in der Wüste gezeigt hat, als Gott die Israeliten in saatenlosem Lande vierzig Jahre erhielt, so knüpfen wir dies Fest der Ernte, des vorsorgenden Gottes, an dieses geschichtliche Ereignis, und nennen es das Fest der Hütten.

Wie passend ist da das Symbol der Hütte! Die Hütte hat für uns einen zweifachen und fast entgegengesetzten Sinn: einmal liegt für uns in dem Wort der Begriff der Hut und des Schutzes, und sodann der Begriff des Gebrechlichen. Und so sagt uns dies Symbol: dein Dasein ist eine Hütte, gebrechlich, wenn es auf deiner schwachen Kraft ruht; dein Dasein ist sicher und geschützt unter der Hut Gottes. Paßt dann das Symbol nicht vortrefflich zum Fest des vorsorgenden Gottes?

Sodann der Feststrauß, durch den sich Sukkoth auszeichnet. Sukkoth ist ein Fest der Ernte; sehen wir uns in der Welt um, so fühlen sich meist nur die Landleute veranlaßt, den Schluß der Ernte freudig zu begehen. Es hat fast den Anschein, als hätte nur der Bauer ein Interesse an dem Gedeihen der Saaten, an dem Glücke, daß die Erde ihre reichen Erträge spendet. Ist das Fest der Ernte aber wirklich nur für den Mann des Ackers bestimmt? Ziemt es nicht allen, den Dank an Gott zu richten für den Segen der Flur, für die Fürsorge des Allgütigen? Darum ist Sukkoth, das Erntefest, in Israel eine Reihe von Freudentagen für das ganze Volk.

Wie seltsam ist der Strauß zusammengesetzt: da ist Eßrog, die liebliche Frucht, sodann ein Palmzweig, Myrthen und Bachweiden. Wofür dankt man gemeinhin im Herbst? Dafür, daß die Erde Frucht gegeben hat. Dann wäre aber der Eßrog allein vollständig ausreichend gewesen. Indes, der Mensch hat reichere Ernte von der erzeugenden Natur als die, daß sie seinen Hunger stillt. Sie erbaut seinen Geist durch ihre Erhabenheit; davon zeugt die Palme. Sie erfreut durch lieblichen Duft. Dafür spricht die Myrthe. Ja die einfachste, an sich nicht besonders beachtete Pflanze schmückt den Raum; oder ist ein mit Weiden umhegter Bach nicht schöner als ein anderer, dessen Ufer kahl sind? Und zu einem Strauß soll dieses alles vereinigt sein. Denn schöner noch als die einzelne Erscheinung aus der belebten oder leblosen Welt ist die Natur in ihrer Gesamtheit, in dem steten Wechsel der verschiedensten Dinge. Sukkoth zeigt uns den fürsorgenden Gott, der unser gebrechliches Dasein stützt und schützt, hält und hütet, der durch die erzeugende Natur nicht nur den Körper, sondern auch die Seele nährt und pflegt. Ein einfacher Gedanke, so einfach, daß wir ihn vergessen würden, wenn nicht eigentümliche Ceremonien und geistvoll gewählte Symbole ihn uns in Erinnerung brächten. Sie allein bewirken es, daß uns die Thora ständig neu erscheint, und daß die einfache Wahrheit mit stets frischem Reize auf uns wirkt. Möge uns allen die Freude werden, die in der Hütte des Friedens wohnt. — Amen!

100.

Das Dankfest.

M. A.! Je strenger und schroffer irgend eine Leistung gefordert wird, desto lässiger und mißmutiger wird sie gewährt. Wir folgen dem äußeren Zwange, aber wir sind aufs tiefste empört, unser ganzes Innere bäumt und sträubt sich dagegen, daß wir es müssen; das kann natürlich sehr ungünstig zurückwirken auf den Wert dessen, was wir thun. Darum sehen wir in der Geschichte wie in der gegenwärtigen Weltordnung jeden Freistaat einer Despotie unendlich überlegen. Wären die Menschen Maschinen, so müßte der Despot, der über Millionen menschlicher Kräfte unbedingt verfügt, unüberwindlich sein; aber die Menschen sind freie Wesen, sie verlieren die Blüte ihrer Kraft, wenn sie Zwecken dienen sollen, die nicht die ihren sind.

Aber auch der Dank für eine Wohlthat, die wir empfangen haben, der Beifall für eine schöne Geistesarbeit, die unsere Seele erhoben hat, darf nicht gefordert werden, sonst erstirbt uns im Munde das Wort, mit dem wir unseren Beifall äußern wollten. Irgend eine schöne geistige Schöpfung hat unseren Sinn erregt; wir sind froh bereit, unserer Empfindung Worte zu leihen; da hören wir, daß unser Beifall als ein schuldiger Tribut gefordert wird, und wir werden wortkarg und halten zurück, weil sich der Mensch nun einmal auch zu dem, was er will, ungern zwingen läßt. Die Anerkennung, die ihm als freie Huldigung Bedürfnis gewesen wäre, widerstrebt ihm, sobald sie abgefordert wird.

So ist auch die Dankbarkeit eine Tugend, deren Übung uns oft genug erschwert wird. Alle Menschen stehen in gegenseitiger Beziehung zu einander; das ist der schönste Zug in dem vielverschlungenen Getriebe der Civilisation, daß einer immer für den anderen arbeitet; wenn einer am Morgen in sein Zimmer tritt und nun erwägen wollte, wie vieler Menschen Arbeit in der ersten Viertelstunde des Tages ihm unmittelbar und mittelbar zu gute kommt, er würde mit diesen Erwägungen kaum bis zum Abend fertig werden, er würde rasch merken, wie er mit seinem Dasein gleichsam nur ein Faden ist in dem großen Gewebe und gar nicht getrennt von demselben gedacht werden kann.

Aber so nützlich auch immer dem Einzelnen die Leistungen seiner Mitbürger sein mögen, so ist er dadurch noch nicht zur Dankbarkeit gegen sie verpflichtet. Das Dankgefühl wendet sich vielmehr in diesem Falle gegen die Gottheit, die uns in einem Lande, in einer Zeit, in einem Orte leben läßt, wo die Segnungen einer entwickelten Kultur uns zuteil werden.

Auch im Verhältnis des Lehrers zum Schüler wird zuweilen die Dankbarkeit allzu stark betont. Im Altertum wurden Wissen und Bildung nicht für Geld feilgeboten; es war die freie Gabe eines edlen Geistes, der begierig war, sich mitzuteilen, wenn er einen tüchtigen Jünger an sich heranzog und ihn lehrte und bildete. Selten wurde ein Jüngling dem Unterricht vieler anvertraut, sondern er schloß sich einem Meister an, und es entwickelte sich die tiefste Seelengemeinschaft zwischen dem Lehrer und dem Schüler; von Sold und Bezahlung war dabei nicht im entferntesten die Rede. Dieses Verhältnis hat sich in Bezug auf den höheren Unterricht in jüdischer Wissenschaft bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Niemals ist es an den Lehrstätten jüdischer Gelehrsamkeit, wo sich oft Hunderte und Tausende um einen berühmten Talmudlehrer schaarten, Sitte gewesen, den Unterricht zu bezahlen. Und sodann war es vorwiegend ein Meister, dem der Schüler alles verdankte; da war es natürlich, daß der Jünger mit dankbarer Verehrung zu ihm aufblickte, daß er ihm mit ganzer Seele ergeben war. Auf einem solchen Boden konnte der Spruch erwachsen: Die Scheu vor deinem Lehrer sei so groß wie die Scheu vor Gott.[1])

Heute ist dies vielfach anders geworden. Heute lehrt uns nicht nur der Lehrer, sondern die große und stattliche Schaar der Bücher, aus denen fern wohnende Meister, aus denen die großen Geister der Vorzeit uns grüßen, heute ist im allgemeinen der unpersönliche Unterricht fast so wichtig geworden als der persönliche. Sodann ist die Lehrkraft nicht in Einem konzentriert, sondern sie verteilt sich auf viele; und wenn nun einer, mit den Belegstellen aus alten Schriftstellern bewaffnet, dieselbe Dankbarkeit für die Lehrer von der Gegenwart fordert, den die Vorzeit ihnen gezollt hat, so verkennt er den Unterschied der Zeiten.

Wer von den Bildnern der Jugend es versteht, auf die ganze Charakterbildung, auf die ganze Verstandesrichtung seiner Zöglinge Einfluß zu gewinnen, wer Persönlichkeit auf Persönlichkeit wirken lassen kann, den wird die Jugend nicht vergessen, und dessen freundliches, selbst durch Sonderbarkeiten nicht entstelltes, sondern uns nur um so lieberes, Bild wird noch im späten Alter uns in der Erinnerung haften. Die Dankbarkeit kann nicht kommandiert werden; wo wir fühlen, daß wir gleichsam nur eine Ware gekauft haben, die uns ganz gut zu statten kommt, aber aller Orten zu haben ist, da kann der Dank nicht aus den Tiefen der Seele quellen. Ja, selbst bei wirklichen Wohlthaten wird uns der Dank zur Last, wenn wir merken, daß das gute Werk nicht aus reinen Trieben entsprossen

---

[1]) Spr. d. V. 4_{14}.

ist. Hier gilt die Erfahrung: Die ihn nicht suchen, finden ihn, und die ihn verlangen, verlieren ihn. Die reinste Genugthuung über ein gutes Werk besteht in dem Guten, das wir schaffen; der wahrhaft Brave, der in seiner Jugend durch gute Menschen gefördert worden ist, dankt am liebsten und besten dadurch, daß er später gleiche Liebesthaten ausübt. Wie jede andere Empfindung, so ist auch der Dank ein um so innigerer, je mehr er das Gepränge der Worte meidet.

Aber wenn der Dank gegen die Menschen oft genug als ein Druck empfunden wird, so ist der Dank gegen Gott nur eine Erlösung. Israel feiert heute solch ein Dankfest für die Ernte, die in die Scheuer gebracht ist. Das schwere Werk eines Jahres ist für den Landmann zu Ende; aus der Aussaat, die wir in den Acker streuten, ist der Ertrag geworden, der uns jetzt vor dem bittersten Feinde des Menschengeschlechts, vor dem Hunger, schützt. Aber wenn der Landmann auf all den Segen blickt, dann löst sich aus seiner Brust der Jubelruf: Gott sei Dank, daß die Naturgewalten meiner Arbeit nicht Feinde, sondern Freunde gewesen sind! Mitten in der Arbeit, da drängt ein Geschäft das andere, da fehlt die Sammlung zum Gebete; aber wenn das Werk vollendet ist, da tritt vielleicht dem Landmann mehr als jedem anderen Menschen der Gedanke vor die Seele: Dein Mühen wäre umsonst gewesen ohne Gottes Schutz, und die Religion kommt uns nur zu Hilfe, indem sie ein Dankfest anordnet, indem sie unserem heißen Empfinden zum rechten Ausdruck verhilft. „Weil du der Allgütige bist, darum ist es schön, dir zu danken", heißt es im Gebete. Was die fadenscheinige Tugend der Menschen spendet, ist oft des Dankes nicht wert, ist oft gespendet, um zu prunken, um Preis und Ehre zu gewinnen, um sich einem Genossen zu verpflichten, daß er zu jedem Dienste bereit sei. Nur dem Gütigen zu danken erfreut, und darum ist es schön, Gott zu danken, weil er die ewige Güte ist.

Natürlich geht das Erntefest nicht nur den Ackersmann, sondern uns alle an. Wenn Dürre oder Regen die Saaten vernichtet, und die Scheuer bleibt leer, hungert da nur der Landmann? Wenn das Brot wohlfeil ist, und jedes Verlangen nach Sättigung gestillt werden kann, ist es nicht ein Segen für alle? Es ist die engherzigste und blödeste Anschauung, das Fest der Ernte auf diejenigen zu beschränken, die sie einfahren.

Aber würden die schönsten Dankespsalmen Gott erfreuen, wenn der, der eine reiche Ernte sein eigen nennt, herrisch und hochfahrend würde, wenn der Besitz ihn übermütig machte? Wie viele, die die Prüfung der Armut gut bestanden haben, sind bei der Prüfung des Reichtums unterlegen; Hoffart ist in ihre Seelen eingezogen, und das Gold ist ihr Götze geworden. Unsere Alten sagten: Wer sich größer dünkt als seine Genossen, der ist schon ein Unterthan böser Triebe geworden. Darum, willst du Gott danken für den Segen, den du erfahren hast, so nimm die Bachweide in die Hand, so zeige dich im Glück demütig und bescheiden. Und wer Besitz hat, der hat die Pflicht, nicht nur seinem Körper, sondern auch seinem

Geiste zu leben, daß gebildete und anmutige Rede seinem Munde entströme, daß wie ein lieblicher Duft sein liebliches Wort die Genossen erfrische: danke Gott mit der Myrthe, dieser duftigen, anmutigen Pflanze, dem holden Sinnbild geistiger Frische, die weithin erquickt und labt. Und vergiß in deinem Glücke nicht derjenigen, die das Glück entbehren; die beste Form, sich für empfangene Wohlthat erkenntlich zu zeigen, ist: selbst wohlthätig sein, und kein Mensch wird dies mit stolzem, unfreundlichem Sinne thun, der es weiß, daß er nicht seines Glückes Meister ist, sondern es auch nur wie eine Gnade empfangen hat. Danke Gott mit dem Eßrog, dieser süßen, schönen Frucht, mit einem fröhlichen, liebeerfüllten, liebespendenden Herzen.

Vor allem aber werde nicht der Sklave deines Glückes; es giebt einen Reichtum, der der Feind seines Herrn ist, der ihm Sorge bringt statt Freude, der sich wie ein Schwergewicht an seine Füße hängt und jeden Aufschwung lähmt. Da wird gerechnet, daß dieser Reichtum um keinen Deut sich mindere, sondern stets wachse und sich mehre. Alle Gedanken haften an diesem Mammon. Erhebe deinen Geist, denke an deinen höheren Beruf, werde nicht der Knecht, der dem Golde dient, über dasselbe wacht, sondern bleibe der Herr, der es mit Weisheit nutzt; nicht zur Erde herab, sondern zum Himmel hinauf richte sich dein Auge! Danke mit dem Palmzweige, dem Zweige jenes stolzen Baumes, der hoch hinausragt über seine Genossen.

Wohl dem, der alle diese Tugenden zu einem Bunde vereinigt, der Gott dankt, indem er im Glücke demütig bleibt, indem er die Gaben des Geistes pflegt und entfaltet, indem er fröhlich spendet und den eigenen Sinn nicht an das Irdische bindet. Dieses letztere ist das Wichtigste, darum wird über den Palmzweig der Segen gesprochen. O, wie süß ist es, Gott zu danken, der nicht Gefallen daran hat, uns zu beugen und zu demütigen; wie schön ist es, das Wort des Sängers zu erfüllen: „Danket dem Ewigen, denn er ist gut, und ewig währet seine Liebe.“ [1]) — Amen!

---

[1]) Ps. 118_1.

Predigten

zum Schlußfeste.

101.

Regen.

M. A.! Das Gebet um Regen, das heut in feierlichen Worten zu Gott emporgeschickt wird, giebt dem Schlußfest sein besonderes Gepräge. Gestern legten wir den Feststrauß aus der Hand, wir griffen nach den Zweigen der Weide, die die Ufer einrahmt, und beteten, daß die Flut der Flur nicht fehle. Das nun war die einleitende Vorbereitung zum heutigen Gebet. Unsere Weisen sagen [1]), das Schlußfest sei ein Fest für sich; und das mit gutem Grunde, denn während wir am Sukkoth unsern Blick rückwärts wandten zur abgeschlossenen Ernte und für die Gaben des verflossenen Jahres freudig dankten, senden wir heute unsere Blicke auf den öden Acker und erbitten für das kommende Jahr den Regen, der den Boden lockert, der das Saatkorn zum Keimen bringt. Das Sukkoth galt der Ernte, das Azereth der Aussaat, und so haben beide Feste einen verwandten und doch verschiedenen Charakter.

Israel, obgleich Jahrhunderte hindurch von jedem Besitz an Grund und Boden völlig ausgeschlossen, hat doch nie vergessen, daß der Ackerbau, dieser Anfang aller Gesittung, auch fort und fort die Grundlage derselben ist. Es giebt selten einen Besitz, der sich in längerer Weise von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt, wenn er nicht an der Scholle haftet. Unsere Alten geben dieser volkswirtschaftlichen Wahrheit einen überschwänglichen Ausdruck, wenn sie sagen [2]): einer, der keinen Grundbesitz hat, sei eigentlich gar kein Mensch. Aber so merkwürdig dieser Satz sich anhört, er ist in seinem innersten Kerne wahr; und alle Staatsweisheit, die nicht nur für den Tag lebte, ist darauf bedacht, recht vielen Anteil zu verschaffen an Grund und Boden. Je größer die Zahl dieser ist, desto sicherer ist die Aussicht, die staatliche Ordnung gegen den Umsturz zu schützen. Je mehr Menschen aus dem Grundbesitz herausgedrängt werden, desto größer wird die Gefahr, daß eines Tages diejenigen, die nichts zu verlieren haben, den Staat zerstören.

Indes Israels fromme Söhne haben auch in den Jahrhunderten, wo auf der weiten Erden kein Halm ihnen gehörte, der im Boden wurzelt, am Sukkoth für die Ernte gedankt und am Schlußfest für die Aussaat gebetet, als weilten sie noch im heiligen Lande, als wären sie noch wie ehedem ein Volk von Ackersleuten. Denn ihnen war, als sie zum ersten Mal in die Fremde zogen, vom Propheten die Mahnung geworden, für jedes Land, dessen Frucht sie genießen, wie für das eigene zu arbeiten und zu beten. Dies Gebet um Regen richtet unsere Blicke wieder auf die Arbeit, auf irdisches Sorgen

[1]) Succa 48a. — [2]) Jebamot 63a.

und Streben; aber wie Natur und Geist aus demselben göttlichen Urquell stammen, so ist dem denkenden Menschen die sichtbare Natur gleichsam eine Offenbarung des verhohlenen Geistes: die Welt der Erscheinungen ist gewissermaßen die Spiegelung der Welt der Gedanken.

Herbstliches Welken und der Regen, der auf das Saatkorn fällt, daß es sich auflöse, und dadurch auflebe und sich erneue, ist auf die Schicksale der Menschenseele gedeutet worden, und Moseh hat in einem feierlichen Liede die Flut, die von den Höhen kommt, zum Gleichnis erwählt für die Gotteslehre, die vom Himmel in die Seelen strömt. In diesem Liede, das der Abschiedsgruß des Moseh an sein Volk war, heißt es[1]: יערף כמטר לקחי תזל כטל אמרתי כשעירים עלי דשא וכרביבים עלי עשב. Es träufele wie der Regen meine Lehre —, es riesele wie der Thau mein Wort —, wie Gewitterflut auf die Pflanzung —, wie Hagelschauer auf das Kraut. In vier Wendungen wiederholt hier Moseh dasselbe Gleichnis. Nun giebt ja die Fülle der Worte zweifellos der Rede Rundung und Schönheit; aber viermal dasselbe zu sagen, das wäre schon eine Überfülle, ein Schwulst, der dem sonst so engen und knappen Ausdruck der Schrift nicht entspräche. Aber es scheint, als wenn diese Formen desselben Gleichnisses auf verschiedene Wirkungen hinzielten, welche die Religion auf uns ausüben soll.

Der Regen ist für das Gedeihen der Flur unumgänglich. Aber wird die Saat nicht vernichtet, wenn er allzu lange auf sie niederträufelt? So braucht der Mensch die Sabbate und Feste, an denen die vom Kampf müde gewordene Seele sich erfrischt an den Lehren der Religion, an denen die Ruhe des Körpers uns frei macht für seelische Erhebung und Erbauung. Wie der Regen die Keimkraft weckt, so erweckt Sabbat und Festtag durch religiöse Belehrung die Kräfte der Seele. Alle guten Geister ziehen an solchen Tagen ein in die frommen Häuser; die Bande der Familie werden fester und inniger; Freundschaft und Geselligkeit werden gepflegt, und die sonst für sich leben, kommen in Zusammenhang mit den Gefährten. Reicher ist das Mahl, gewählter das Gewand. Denn auch das ist ein Vorzug des Menschen, daß er sich nicht nur kleidet, um sich zu schützen, daß er nicht nur ißt, um den Hunger zu stillen, sondern daß er in beiden ein höheres Empfinden zu befriedigen versteht, daß ein besonders festliches Mahl auch die Gemüter verbindet. Ein armes Menschenherz kann in der Dürre untergehen ohne Sabbat und Feste, besonders die Unzähligen, deren Los die harte Arbeit ist. Da kommt die Religion wie Regen für die schmachtende Landschaft, und alle Tugenden blühen auf dem Boden, den sie befeuchtet hat. Das ist, was geschrieben steht: es träufe wie der Regen meine Lehre.

Aber Sabbate und Feste sind nur wohlthuend, wenn sie die Arbeitszeit in bestimmten Zwischenräumen unterbrechen. Sechs Tage sollst du arbeiten, dann sollst du am siebenten ruhen und den Tag und dadurch dich selbst heiligen. Nichts ent-

[1]) 5 M. 32_2.

nervt und ermattet so sehr als eine allzulange festliche Erregung. Die Werktagsarbeit ist vor Gott so heilig wie die Sabbatruhe. Das Auge blickt verzagend zu den Wolken, wenn der Regen allzulange niederströmt; und so frommt es Keinem, allzulange zu feiern. Aber sollen nun die Werktage ohne religiöse Erbauung sein? Darauf antwortet Moseh: es riesele wie Thau mein Wort. Unvermerkt senkt sich zur Morgenzeit und zur Abendzeit der Thau auf die Flur und dann leuchten die Pflanzen wie mit Perlen besät; an heißen Tagen fällt er stärker nieder auf den dürstenden Boden. Keinen stört der Thau, niemand braucht seinetwegen von der Arbeit zu lassen. Ohne den Thau würde die Saat vergehen in der regenlosen Zeit. Nicht minder soll uns die Religion nahe sein in der Werktagsarbeit. Wie Morgen- und Abendthau die Flur erfrischt, so sollen wir unser Tagewerk mit Gebet beginnen und schließen. Und wie in heißen Tagen der Thau stärker niederrieselt, so sollen wir, wenn die Arbeit schwerer, die Last drückender wird, mit um so innigerem Gebet uns am Morgen rüsten und am Abend erholen. Solche Religiosität stört nicht, sondern stärkt in der Arbeit. Auch in der Religion ist das Zuviel verderblich, das wußte schon Koheleth, der den Spruch uns lehrt: Sei nicht überfromm[1]. Religiöse Überspannung ist ebenso bedrohlich wie jede andere Übertreibung, ja wohl noch bedrohlicher; dennoch soll auch über unser Alltagsleben die Religiosität ausgebreitet sein, wie der Thau unvermerkt einen frischen leichten Schimmer über jeden Grashalm breitet. Darum heißt es: es riesele wie Thau mein Wort.

Aber es giebt Zeiten, wo die Flut von den Höhen nicht so sanft und mild wie Thau und Regen niederkommt. Wenn die Gewitterflut in gewaltigem Tosen herabströmt, so ist dies für das Gedeihen der Saat von geringem Belang. Aber siehe da, vordem herrschte eine erdrückende Schwüle, wie in Dunst gehüllt war die Landschaft, selbst der rührige und arbeitsfrohe Mensch empfand es wie eine Last, die auf ihm lag, und verlor die Lust zur Arbeit. Da türmte sich das dunkle Gewölk, Blitz und Donner erschreckten den Sterblichen, der Himmel öffnete seine Schleusen, und in mächtigen Strömen entluden sich die Wolken, daß jeder, das Unwetter fürchtend, sich unter das schützende Dach flüchtete. Nach kurzer Frist war jedoch das Wetter vorüber, die Luft war rein, die Dünste waren gewichen, der Druck war geschwunden, und frischer und froher war das Gemüt der Menschen. Ähnlich ist die Wirkung der Religion auf uns am Neujahrs- und Versöhnungstage. Die Sünde beschwert unser Gewissen, wir atmen mühsam unter ihrer Wucht; da sind diese hochheiligen Tage wie Gewitter, reinigend und lösend die schuldbeladene Seele. Wir waren zerfallen mit Gott und der Welt und fühlen uns wieder vereint und versöhnt; darum heißt es von der Religion: wie Gewitterflut auf die Pflanze.

Und jetzt kommen wir zum letzten Teil des Gleichnisses. Oft wird der Acker von argen kalten Hagelschauern heimgesucht, unter denen der Halm schwer sich beugt,

---

[1]) 7_{16}.

und Korn und Staude leiden unter den harten Schlägen. Der Landmann zittert, wenn solche Wetter hereinbrechen, für die Ernte, er bangt für den Ertrag der Arbeit eines ganzen Jahres; und wie schreitet er, nachdem die Wolken sich verzogen haben, hinaus aufs Feld; er wagt kaum noch zu hoffen, und er sieht allerdings die Halme zu Boden gedrückt. Aber ob auch einige gebrochen sind, die meisten werden sich wohl schon wieder aufrichten, wenn die Sonne auf sie scheint. Jedoch mit freudigem Erstaunen merkt er, wie durch diesen Hagelschauer unzähliges Gewürm, das Blatt und Frucht zernagt hat, getötet worden ist; diese Todfeinde der heranblühenden Frucht sind vernichtet. Das tröstet ihn, wenn auch ein Teil der Halme sich nicht wieder aufrichten sollte. So sind die Tage der Trauer, welche das Leben uns bringt, welche die Religion eingesetzt für allgemeines wie für persönliches Mißgeschick. Der Verlust lieber Menschen, an denen unsere Seele hing, ist solch ein Hagelschauer, der für den ersten Augenblick so viele Hoffnungen, die in unseren Herzen blühten, niederwirft, so viele Freuden wie mit dem Hauche der Verwesung trifft. Aber auch in unserem Innern nistet so mancher Wurm, der an den Früchten unserer Arbeit nagt. Denn vergiftet Neid, gemeine Rachsucht das Leben, da zeigt uns eine große Heimsuchung die Vergänglichkeit alles Irdischen, und all das arge Gewürm ist vernichtet durch diese ernste Erfahrung. Die Religion hat Gedenktage für den Niedergang unseres nationalen Glanzes, hat Stunden ernster Erinnerung an die Heimgegangenen festgesetzt; solch trauriges Gedenken beugt uns nieder, aber es zerstört auch, indem es an Tod und Vergehen uns mahnt, all die bösen Feinde, welche in unserem Gemüte die Tugend und den Frieden untergraben. Wie der Hagelschauer den Acker von bösem Gewürm befreit, so ist die Religion, auch wenn sie uns zur Trauer ruft, nicht ohne erbauliche und erziehende Wirkung. Die religiösen Menschen trauern auch anders, wie die gottlosen. Darum heißt es: wie Hagelschauer auf das Kraut.

Nicht zwecklos also hat Moseh in seinem Gleichnis die Worte gehäuft, sondern weil das Jahr, weil das Leben sich zusammensetzt aus Fest- und Arbeitstagen, aus Tagen der Erschütterung und der Erholung, wie aus Tagen der Heimsuchung und der Trauer, und weil die Religion zu allen diesen Zeiten zu uns redet, darum sagt er: es träufe wie der Regen meine Lehre —, es riesele wie Thau mein Wort —, wie Gewitterflut auf die Pflanze —, wie Hagelschauer auf das Kraut.

So mögest du, o Gott der Gnade, bei uns sein zu jeder Zeit und deine Lehre jede Stunde unseres Daseins verschönen, dein wollen wir gedenken auf den Höhen der Freude, dein wollen wir eingedenk sein in der Tiefe der Not. Du bist es, der aus der Sünde emporhebt, du bist es, der unsere Arbeit segnet. Wie der Regen die Flur erfrischt, so erfrischt dein Trost die in Trauer Verschmachtenden. Schütze die Äcker zur Winterzeit; gieb jedem, der fromm mit einem Gebete zu dir den Tag beginnt und seine Arbeit weiht, Erfolg und Gedeihen Tag für Tag. — Amen!

102.

Im Kampf des Lebens.

M. A.! In diesen Tagen schließt die Reihe der Feste, welche das neue Jahr uns als erste Gabe bringt, und die erschütternd und erfreuend, beugend und erhebend, ernst und freudig auf uns eingewirkt haben, und wir treten gar rasch wieder zurück in den Lärm und das Gewühl des Tages. Aus den reinen Höhen religiöser Betrachtung steigen wir nieder in den Kampf des Lebens.

Ja, in den Kampf des Lebens. Denn gerade dadurch wird ja dieser Niedergang jeder bessern von Gott angehauchten Seele so schwer, daß das Leben ein steter Kampf, ein rauhes feierliches Gegeneinander und kein stilles, friedliches Neben- und Miteinander ist. Wohin unser Blick fällt, überall ist Streit und Fehde, nur selten kann unser Auge ausruhen von den Scenen des Unheils, die an ihm vorüberziehen, diesen Scenen, welche allgemach den Blick ermüden und das Herz verhärten. Dies Stürmen und Drängen, dieses Haschen und Greifen nach Schatten und Schemen, ist es nicht der Hauptinhalt unseres Erdendaseins, über dessen Kürze wir klagen, das wir aber verschleudern, als dauerte es eine Ewigkeit? Sie alle, klagt Koheleth,[1]) sie mühen sich unsäglich, aber das Auge wird nicht satt vom Sehen, und das Ohr nicht befriedigt vom Hören, sondern Ohr und Auge einsichtiger Menschen wird erst recht hungrig und sehnsüchtig nach dem Frieden und der Ruhe bei ber Betrachtung dieser rastlosen Arbeit, welche keinen Nutzen der Seele bringt.

Das Leben, es soll ein Kampf sein des Geistes mit der Leidenschaft; aber es ist ein Kampf der Menschen untereinander in großen und kleinen Kreisen. Welch ein arges Schauspiel bieten nicht schon die Schicksale der großen gebildeten Völker unseres Erdballs, welche sich in dem letzten Menschenalter vollzogen haben. Krieg reiht sich an Krieg, und die zarte Blüte echter Humanität, welche, wenn auch schwach, so doch hoffnungsreich aufgegangen war, mehr als je ist sie wilden Stürmen preisgegeben und der ewige Frieden, welcher die ganze Menschheit umschlingen soll, diese Sehnsucht, dieser Traum der Edelsten nnd Besten, diese Verheißung der Propheten, er klingt wie ein Märchen, das uns schon die Kinder nicht mehr glauben wollen.

Und giebt es noch hie und da einen, der an dem Ideal, von dem die reinen Seelen nicht lassen können, festhält, so lächelt man über ihn wie über einen Schwärmer, der sich mit Phantomen quält, und kaum zieht eine leichte Wolke über die Stirn dessen, der lächelnd die Menschheit auf ewig dazu verdammt wähnt, in der Wüste zu leben, auf ewig dazu verurteilt glaubt, mit Sieben Wasser zu schöpfen. Wie sollten wir nicht zagen, wenn wir, erfüllt mit dem geistigen Gehalt der heiligen Friedensfeste, es sehen, wie die Erde sich immer mehr und mehr in ein großes Kriegslager wandelt, wie selbst die Zeiten, in welchen die Waffen ruhen, nur gleichsam als Pausen betrachtet werden, in welchen die Streitenden Kräfte sammeln zu neuer Zerstörung und Befehdung? Gar genau und vortrefflich schildert der Prophet die Zeit der Verheißung: לא ישא גוי אל גוי חרב ולא ילמדו עוד מלחמה. „Kein Volk wird gegen das andere Krieg führen, aber sie werden auch das Kriegshandwerk nicht mehr lernen." [1]) Denn allzusehr sind die Menschen geneigt, das was sie üben, auch zu bewahren.

Und wollten wir auch uns mit Gleichgültigkeit wappnen gegen die Erschütterungen, welche den Frieden und die Kultur dieses Jahrhunderts bedrohen, wollten wir vergessen, daß wir am Rande des Sukkothfestes stehen, des Festes der Verbrüderung und der Menscheneinheit, erinnert uns nicht jeder Tag auch in den kleinen Kreisen alltäglicher Wirksamkeit, wie der Krieg auch die Losung ist nicht nur der Völker, sondern auch der einzelnen Menschen in ihrer engen Thätigkeit? Wie oft warfen uns nicht die Wellen des Lebens gerade gegen den, der uns verbunden ist durch innige Freundschaft, und wir streiten und ringen und stören unser Dasein in diesem tollen Kriege aller gegen alle und wir rütteln in Kampfeslust an Banden, welche wir für das ganze Leben geknüpft wähnten! Was das Leben dieser Tage kennzeichnet in seinen großen und kleinen Geschicken, das ist ein fieberhaftes Begehren, welches keine Mühe scheut, vor keiner Arbeit zurückschreckt, jede Kraft in uns erweckt, jeden Nerv in uns spannt, die nicht spart und alles aufbietet, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Lebhafter sind in uns die Wünsche, glühender die Begierden, stürmischer wallt das Blut, und die Menschheit will sich bereden, es gebe nichts Unerreichbares.

Wer wollte läugnen, daß die Triumphe, welche die menschliche Macht in dieser Zeit gefeiert hat, das Große, das sie geleistet hat, ihren Ursprung haben in dieser Leidenschaftlichkeit, welche jede Fähigkeit, die im Menschen schlummert, wachruft und in den Kampf führt? Aber wen erfüllt es nicht mit Bangen, wenn er sieht, wie dieses Aufgebot so großer Kräfte im Grunde nur daran arbeitet, sich selbst zu zerstören, wie das Wachstum der menschlichen Einsicht und seiner Herrschaft über die Natur zum großen Teile nur dazu dient, die Macht, die andern schadet, zu erhöhen, keineswegs aber dazu verhilft, den Frieden und das Glück der Seelen aufzubauen? Wen überkommen da nicht ängstliche Zweifel, ob das Zukunfts-

[1]) Jes. 2_4.

ideal, von dem uns Sukkoth erzählt hat, sich jemals erfüllen wird, ob nicht vielmehr Koheleth recht hat, wenn er an die Spitze seiner Reden über die Eitelkeit menschlichen Schaffens den Satz stellt: דור הולך ודור בא והארץ לעולם עומדת „Geschlechter kommen, Geschlechter gehen, aber die Menschheit bleibt stets dieselbe“ [1]); in ihrem Hassen und Lieben, in ihrem Thun und Leiden; sie haßt das Edle, sie liebt das Gemeine, sie haßt die Propheten und liebt die Schmeichler, sie thut das Böse und leidet durch Leidenschaft?

Sukkoth spricht zu uns von der Verbrüderung der Völker, wir schauen ins Leben und sehen oft Entfremdung unter Brüdern, und immer steiler erhebt sich die Scheidewand, welche die Nationen trennt, und immer bedrohlicher verbreitet sich der Gedanke, als seien Menschen, die eine andere Sprache reden, unter einer andern Zone wohnen, nicht nur Fremde, sondern sogar Feinde. Da muß es wohl jedem, der im Ernst von der Geistesfrucht des Hüttenfestes gekostet hat, der geweilt hat im Reiche des Friedens und sich geweidet hat an seiner Blüte und seinen Reizen, schwer werden, zurückzugehen in den Kampf des Lebens, wo Bruder wider Bruder sich erhebt, wo keine durch Sitte und Ordnung gesetzte Schranke so stark ist, daß der Strom der Begierden sie nicht durchbreche, wo kein Band, das Liebe und Freundschaft gewoben, so fest ist, daß die Selbstsucht es nicht zerreiße.

Aber giebt es denn in diesem Kampfe für die reine Seele, die an Siegespreisen, welche in solchem Streite winken, keinen Anteil wünscht, keinen Schutz und keine Wehr? Hat diese waffenreiche Zeit gar keine Waffe für ein gottseliges Gemüt, welches den Jubel und die Freude über Erfolge, welche der eine Teil der Menschheit auf Kosten des andern erfochten hat, wie einen stechenden Schmerz empfindet und von ihm mit Koheleth denkt: לשחוק אמרתי מהולל ולשמחה מה זו עושה. „Diesen Jubel nenne ich Wahn, und diese Freude, was hat sie gefördert, was hat sie geschaffen?“ [2])

Als Moseh vom Berg niederstieg, wo er geweilt hatte vierzig Tage und vierzig Nächte, da brachte er die Tafeln des Gottesbundes mit hinab, und diese Tafeln, sie waren gleichsam der Brustschild, der ihn deckte in den Stürmen des Lebens. Und so darf auch jeder von uns getrost in den Kampf treten, der auf den Höhen der religiösen Betrachtung nicht umsonst geweilt hat, sondern von ihnen hinabgebracht hat den Balsam des Lebens. Es heißt in der Schrift: „Du sollst nicht leer vor Gott hintreten“ [3]); aber noch wichtiger ist, daß wir nicht leer von ihm scheiden, daß wir von seinem Angesicht gehen, gesättigt mit der Heiterkeit der Seele, dem Frieden des Herzens, dem Mut des Hoffens und Glaubens. Wahrlich, der ist ein Thor, der ohne Waffen in Feindesland zieht und glaubt, er würde sie dort finden. Daheim muß er sich rüsten, und dann mag er in den Streit gehen. So müssen auch wir bei Gott, der Heimat unserer Seele, uns wappnen, um in der Fremde uns durchzuhelfen;

[1]) 1_4. — [2]) 2_2. — [3]) 2. M. 23_{15} u. ö.

am sichern Gestade müssen wir unser Lebensschiff bauen, um auf der sturmdurchwühlten See hochwogender Begierden nicht unterzugehen. Wer mit leckem Kahn sich in die Flut hinauswagt, er darf nur sich anklagen, wenn sie ihn verschlingt. Ob es auch wettert und dunkelt, er muß die Kraft des Auges spannen zur Ausschau nach jenem Hoffnungssterne, der uns durch dieses wolkengetrübte, klippengefährdete Dasein leuchtet; er erlischt nicht, solange unser Auge nicht erlischt. Das ist der Glaube an den Fortschritt der Menschheit, an den endlichen Sieg des Edlen und Guten. Bevor wir vom Feste scheiden, wollen wir uns noch ein wenig umschauen nach diesem Sterne; denn wir verlieren uns aus dem Auge, wenn wir dies aus dem Auge verlieren; wir fallen, wenn wir diese Hoffnung fallen lassen.

Wohl wenige Bücher giebt es, die so geeignet sind, unsere Stimmung zu trüben, jede Freude zu bannen und in ihr Gegenteil zu wandeln, wie das Buch Koheleth. Keiner hat wie dieser so grell und scharf die Nichtigkeit und Eitelkeit des menschlichen Schaffens beleuchtet, keiner ist so geschickt wie er, in jede Blume der Fröhlichkeit den Wurm einzusenken, der sie verzehrt, jede blühende Freude mit dem Gifthauch anzuwehen, daß sie erbleicht und welkt. Und dieser unwirsche Gast, er tritt auf Geheiß unserer Weisen gerade am Freudenfeste zu uns und will mit seiner trüben Miene unsere Lust stören. Und als hätten wir mit diesem düstern Lehrer, der den Scherz eine Thorheit und nichtsnutzig den Jubel nennt, als hätten wir an ihm noch nicht genug, so wird auch die Erinnerung an die Toten an diesem Tage wieder in uns erweckt. Schon der Herbst, der durch das heut gesprochene Gebet um Regen gewissermaßen religiös eingeleitet wird, wenn er die ganze Natur in die Farbe der Verwesung kleidet, wenn er den Schmuck des Waldes zur Erde schleudert, wenn er den Strahl der Sonne schwächt, und die Erde matt und kalt und kahl wird, zähmt und dämpft unsere Freude; jedes Blatt, das unser Fuß zertritt, predigt uns die menschliche Vergänglichkeit. Nun vereint sich dem Herbst noch Koheleth, der düstere Prediger, und zu ihnen gesellen sich die stummen, und doch so beredten Schattenbilder, welche aus dem Schreine unseres Gedächtnisses aufsteigen, alten Schmerz erneuernd, die Mahnung des Herbstes verstärkend. Wie sollen wir diesem dreifachen Sturm auf unser Lustgefühl widerstehen, zumal ein Bund von dreien nicht leicht gesprengt wird? Wohl mag ein Tropfen Wermuth im Kelche der Freude passend sein; aber in diesen Kelch fallen, wie es scheint, so viele bittere Tropfen, daß der süße Wohlgeschmack der Fröhlichkeit von ihnen fast aufgesogen wird.

Nun allerdings, wer leichten Sinnes nur auf das Nächste schaut, dem muß freilich der Herbst und Koheleth, ja die Feier der Toten jede Freude, jede Lust vergällen, jede Hoffnung rauben und seinen Lebensmut trüben, er könnte nicht erfüllen das Gebot: ושמחת בחגך: „Du sollst dich freuen an deinem Feste." Anders geht es dem, der mit seinem Geist ins weite schaut. Ihm ist gerade der Herbst eine Bürgschaft, eine außerordentliche Stärkung seiner Zuversicht, daß die Ideale seiner Seele sich verwirklichen werden, daß die innere Stimme, welche ihm die selige Botschaft seiner

Unsterblichkeit kündet, nicht lügt: ihm ist der Herbst eine dringende Mahnung, nur ja nicht, wenn Sturm und Wetter über die Landschaft zieht und dieselbe verödet, sogleich zu verzweifeln und den Glauben aufzugeben an den kommenden Frühling.

Giebt es ein klareres Bild des Todes, aus dem das Leben sprießt, als gerade den Herbst? Und giebt es darum einen reichern Born der Hoffnung und der Zuversicht und einen festern Damm gegen alles Verzweifeln und Verzagen als gerade den Herbst? Wenn zwischen den Völkern der Erde sich Stürme erheben, welche ihren Blütenschmuck zur Erde schleudern, wenn die Wetterwolken des Krieges den lichten Himmel des Friedens decken, wenn um die Herzen der Menschen sich das Eis des Hasses legt, und sie vergessen, daß sie alle einen Vater haben, und wir schier verzweifeln möchten ob all dieser Roheit und Härte, so lehrt uns der Herbst: was in der Geschichte der Nationen sich ereignet, es findet sein Spiegelbild in dem Walten der Natur; aber all diese Stürme, sie können die ewig jugendliche Kraft der Erde nicht brechen; und so kann kein Mißgeschick den ewig frischen Stamm der Menschheit stürzen; ein Zweig mag dorren und verwesen, aber frisch und üppig und jugendkräftig bleibt Wurzel und Stamm, und mit ihm die Hoffnung auf den großen Völkerfrühling. Und wenn der einzelne unter seinen Leiden seufzt, wenn die Hagelschauer des Unheils sich über ihn ergießen, ja wenn ihn der Todesengel mit kalter Hand erfaßt, und er darob verzweifelt an der allwaltenden Liebe Gottes, so sagt ihm der Herbst: Was fassen dich Todesschauer und wilde Angst? Es giebt keinen Tod für den, der an Gott, der an den Adel der eigenen Seele glaubt. Auch das Saatkorn, das der Landmann heut in den Boden streut, möchtest du für verloren halten, da es während des langen Winters doch offenbar verwesen wird; aber gerade aus der Verwesung erblüht ihm wieder das Leben, und so kann es wohl sein, daß der Herbst in dem Menschen, der im Geiste lebt, die Festesfreude erhöht, statt sie zu schwächen.

Wenn er jedoch in denen, welche nur im Körper und für den Körper leben, den lauten Jubel über die reiche Ernte und die Aussicht auf Genuß dämpft und mäßigt, wer möchte hierin nicht den Fingerzeig der göttlichen Weisheit erblicken, welche dadurch die Menschen warnen und mahnen will, welche durch denselben Vorgang den Weisen erfreut und den Thoren schreckt und warnt? Auch Koheleth predigt die Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen, aber wen dies allzutrübe stimmt, der muß sich sagen, daß er doch zu sehr am Irdischen hängt, daß sein Herz für die Festesreife noch nicht gereift ist. Das ist es ja eben bei der irdischen Lust, daß das eine Wort Tod uns aus ihr aufschreckt und sie zerstört. Anders ist es mit der Freude im Herrn, die vom Tode nicht gestört wird, die den Tod überdauert, die aus ihm nur um so reiner erblüht. Wer aber ausruft: שוש אשיש בה׳ תגל נפשי באלהי. „Ich freue mich am Herrn, meine Seele frohlocket ob meines Gottes“ [1]), dem wird die Erinnerung an die Toten die Freude nicht rauben,

[1]) Jes. 61_{10}.

sie wird ihn ernst uud wehmütig, aber nicht trübe und düster stimmen. Und wer hätte es nicht an sich selbst verspürt, wie unser Herz niemals so reich und rein sich wähnt, als wenn Freude und Wehmut zugleich in ihm wohnen? Die im Leben uns nahgestanden haben, und die nun von uns getrennt sind, sie fehlen ja unserer Freude; wie sollte aber diese Freude dadurch gemindert werden, daß die Erinnerung an all die Lieben, die von uns gegangen sind, uns dieselben zum Teil wieder näher rückt, daß sie uns wieder mit denen vereint, die wir so schwer vermissen?

Unsere Weisen sagen [1]), das Schlußfest gehöre nicht zum Sukkoth, sondern sei „ein Fest für sich;" die siebzig Opfer, die in den ersten Tagen im Tempel gebracht wurden, die brachte Israel für die Nationen, die dennoch Gott fremd sind, aber sich dereinst um ihn scharen werden. Am Schlußfeste opferte Israel für sein eigenes Heil; es war gleichsam ein Gastmahl, das der Vasall seinem Herrn einzig und allein gab [2]). Verstehen wir den Sinn dieser Worte richtig, so sollen sie bedeuten, Sukkoth meldet uns von der künftigen Herrlichkeit des großen Gottesreiches; das Schlußfest, das uns schon durch das Gebet um Regen ins praktische Leben zurückruft, erinnert uns an die schwere und edle Pflicht jedes Israeliten, selbst mitzubauen an dem Gottesreiche der Zukunft. Wir sind gar zu sehr bescheiden, wo es sich um gute Thaten handelt, indem wir sagen: was nützt mein geringes Scherflein bei dem großen Werke, — und wir behalten das Scherflein für uns. Aber diese Bescheidenheit ist zumeist ebenso erheuchelt, wie unberechtigt. Jede edle That, sie ist nicht wie ein Sandkorn, das der Strom hinwegschwemmt, sondern sie ist ein Baustein an dem großen Zukunftsbau, der die ganze Menschheit aufnehmen wird. Jeder einzelne halte es im Gedächtnis, daß er ein Teil ist des großen Ganzen und thue an seinem Teile und an seiner Stelle seine Schuldigkeit. Nur wer am Schlußfest sich ernstlich vornimmt, die Ideale treu zu hüten im Staube des Tages, der hat die wahre Festesfreude. Die Ausschau auf die Wolken, die das Leben trüben, auf den Herbst und sein welkes Antlitz, die Erinnerung an den Tod und die Toten, sie stimmt ihn ernst, sie macht ihn wehmütig, aber hoffnungslos kann der nicht werden, der sich selbst für das Reich Gottes erzogen hat. —

Und du, allgütiger Gott, sei mit den Lebenden, sei mit den Toten; gieb den Lieben, die uns vorangegangen sind zur ewigen Ruhe, die Seligkeit, die du deinen Frommen verheißen hast; die Lebenden stärke in den Kämpfen des Daseins, daß ihre Hand nicht ermatte, daß sie sich lebendig regen am Aufbau deines Reiches. — Amen!

---

[1]) Succa 48a. — [2]) ebd. 55b.

103.

Salomo und Elisa ben Abujah.

M. A.! Das biblische Zeitalter wie das talmudische haben jegliches einen gewaltigen Herrscher aufzuweisen im Reiche des Geistes, die aber alle Schärfe des Verstandes nicht vor Sünde und Abfall bewahrt hat. Das ist Salomo und Elisa ben Abujah. Denn es gilt auch auf dem Gebiete der Forschung die Erfahrung, daß allzu scharf schartig macht. Auch der Denker muß die Grenzen ehren, welche dem menschlichen Erkennen gesetzt sind; er muß langsam und mit Bedacht die Wege bahnen, welche ihn aus dem Gebiete, das er sicher beherrscht, und in dem er zu Hause ist, hinausführen in die unbekannten Lande. Wenn er tollkühn vorstürmt, so ist auch der Weiseste nicht vor dem Irrtum behütet und mag zusehen, wie er sich wieder zurückfindet. Es ist kein geringes Opfer, das der Forscher bringt, wenn er sagt: hier muß ich Halt machen, hier ist die Grenze, und wie sehr auch mein Auge sucht, es kann von dem, was jenseits dieser Grenze liegt, keine klare Anschauung gewinnen. Der Midrasch sagt: All die Güter und die Segnungen und die Tröstungen, welche die Propheten geschaut haben, sie haben sie nicht umsonst gesehen, sondern weil sie eifrig ausgeübt haben fromme Pflichten und gute Werke. Aber wie, fragt der Talmud, haben die Propheten überhaupt etwas erkannt von diesen verhohlenen Dingen, da doch geschrieben steht: „kein Auge sieht es außer Gott allein“ [1])? Und wiederum, meint ein anderer, heißt es doch beim Propheten Amos [2]): „Gott thut nichts, es sei denn, daß er sein Geheimnis offenbare seinen Dienern, den Propheten“? Wie ist dieser Widerspruch zu heben? Da entscheidet ein Lehrer: Die Propheten erkennen wohl, aber wie einer, der durch die Spalte einer Thür in das Zimmer hineinlugt, es ist keine volle, keine sichere und bestimmte Anschauung. Auch die Giganten, die den Himmel stürmen wollen, sie fallen nur um so tiefer. Der deutsche Dichter hat uns in seinem tiefsinnigsten Werke es gezeigt, wie der Aufschrei, daß „wir nichts wissen können“, in den Abgrund der Sinnenlust und der Schuld führt.

Salomo ist hierfür ein beredtes Beispiel; er, der, wie es uns das Buch Koheleth berichtet, alles Wissen eitel findet, weil er nicht alles wissen kann, alles Genießen eitel findet, weil er nicht alles genießen kann, wurde am Abend seines Lebens eine Beute der Verführung. „Und es war zur Zeit, da Salomo alt wurde, wandten seine Frauen sein Herz zu den fremden Göttern.“ [1]) In jungen

[1]) Jes. 64_3. — [2]) 3_7.

Jahren hatte er die Weisheit seine Freundin genannt, hatte er in die Erkenntnis die Ehre seines Lebens gesetzt, hatte er den Tempel errichtet und ihn der Andacht geweiht für Israel und die Heiden. Aber im Alter, das sonst die Leidenschaften kühlt und auch den Schuldigen zur Pflicht zurückführt, wird der weise König zum Götzendiener, weil seine heidnischen Frauen ihn bethörten. Die Ordnung des Lebens scheint uns auf den Kopf gestellt, daß der Geist des Jünglings klar und sein Charakter gefestet ist, während das Urteil des Greises sich verwirrt, und unwürdige Sitten sein Leben entstellen, aber die Verachtung der Wissenschaft führte ihn zur Sünde und zum Aberglauben.

Indes, das jüdische Volk hat Salomo wegen seiner späteren Sünden nicht ausgeschlossen aus der Reihe der großen Lehrer und Meister; es behielt in dankbarer Erinnerung den Spruchdichter voll Lebenserfahrung und echter Klugheit, den Erbauer des Heiligtums zu Jerusalem, den, der zuerst der weltlichen Weisheit eine Stätte in Juda gegründet hatte. Das Richteramt ist Gottes, aber des Menschen ist es, die zu ehren, welche dem Geist neue Wege eröffnet haben. Seine Schriften lehren uns, und sein Leben warnt uns.

Der Talmud sagt[2]), Salomo hatte sieben Namen, er hieß Jedidja, der Freund Gottes, denn er war auf dem Thron geboren, der Sohn eines Weisen, eines Gerechten, von edler Herkunft, er hieß Salomo, der Friedensfürst, denn David, sein Vater, hatte alle Feinde an den Grenzen des Landes besiegt, und er konnte in Ruhe sein Reich verwalten. Er hieß Koheleth, der Redner zur großen Gemeinschaft, weil ganz Israel um ihn sich scharte und auf sein verständig Wort horchte; er hieß Agur, der Sammler, denn viel Weisheit hatte er eingesammelt; er hieß Jakeh, der Speiende, weil er durch seinen späteren Wandel sein eigenes Wort geschändet hat; er hieß Lemuel d. i. bei mir ist Gott, denn Moseh hat es verordnet, daß der König in Israel sich nicht viel Frauen, viel Rosse und viel Silber halte, damit sein Herz sich nicht überhebe und Gott vergesse. Salomo aber hatte gesagt: „Lemuel", ich bin des göttlichen Geistes voll; ich bin, mitten unter allen Genüssen der Erde, vor der Sünde behütet, und sodann hieß er Jtiel, d. i. bei mir ist die Kraft; denn da er nach verborgener Weisheit strebte, sagte er: bei mir ist die Kraft, und ich werde es vermögen.

Diese sieben Namen künden seinen Ruhm und seine Schande, und dieser Ruhm ist nicht vergessen, ist nicht verkümmert worden durch die Schuld seines Alters; auch durch die Dämmerung des Greisentums bricht das Licht seiner Jugend durch, und als dereinst die Weisen das Buch Koheleth bannen wollten, weil es zum Unglauben verführe, da fanden die Verteidiger einige Stellen heraus, wo der Eitelkeitsprediger sich der Einsicht seiner jungen Tage erinnert.

Und das talmudische Zeitalter hatte gleichfalls einen Mann, der in seiner Jugend eine Leuchte seines Volkes, später ein Opfer seiner Forschung wurde, die

[1]) 1 K. 11_4. — [2]) Koheleth r. 1_2.

keine Schranken anerkennen wollte, d. i. Elisa ben Abujah. Er wollte, wie der Talmud[1]) sich ausdrückt, in das Paradies eindringen; so nennen die Weisen jene höchste Wissenschaft, die sich mit den Problemen beschäftigt des Ursprungs der Welt, der Entstehung und der Berechtigung des Bösen, der Ewigkeit der Seele, kurz mit all den Geheimnissen, welche auch der größte der Propheten nur durch einen Felsenritz gesehen hat. Aber er war wohl nicht mit der rechten Weihe in das Heiligtum getreten; er kam, geschädigt an seiner Seele, heim aus dem Paradiese und wurde nun der erbitterte Feind des Judentums; sogar die Kinder jagte er, wo er es vermochte, aus den Schulen, in denen ihnen der Glaube und die Satzung Israels gelehrt wurde; absichtlich verletzte er die Heiligtümer seines Volkes.

Aber trotz dieser Greuel hielt R. Meïr treu zu ihm. Dieser, der Meïr, der „Leuchtende," hieß wegen seines klaren Verstandes, war dereinst der Schüler Elisas gewesen; auch später erfuhr er von dem Abtrünnigen noch manch kluges und aufklärendes Wort, da wollte er, da konnte er nicht von ihm lassen, er hatte den glühenden Wunsch, den Meister emporzuziehen aus dem Abgrund, in den er geraten war. Der Midrasch[2]) erzählt uns: Einstmals saß R. Meïr an einem Sabbat und hielt Vortrag im Lehrhaus von Tiberias; sein Lehrer Elisa aber ritt auf dem Markt. Da sagten sie zu R. Meïr: Dein Lehrer Elisa ist auf dem Markt. Nun ging R. Meïr zu ihm hinaus, und dieser fragte: womit waret ihr im Lehrhaus beschäftigt? R. Meïr sagte, wir erwogen den Satz: „und Gott segnete das Ende des Job über seinen Anfang".[3]) Nun, wie hast du dies gedeutet? fragte Elisa. Einfach, er gab ihm doppeltes Vermögen, meinte R. Meïr. O, sagte Elisa, dein Lehrer Akiba hat dies anders aufgefaßt: Gott segnete das Ende des Job über, d. i. wegen seines Anfangs, wegen der guten Werke, die er in seiner Jugend geübt hatte. Wieder fragte Elisa: es steht geschrieben: „der Thora gleicht nicht Gold und Glas."[4]) wie fassest du diesen Vers auf? Die Thora, meinte R. Meïr, ist schwer zu erwerben wie Gold und leicht zu verlieren wie Glas. Jedoch Elisa meinte: Geräte von Gold und Glas lassen sich, wenn sie Schaden erlitten haben, zusammenlöten; auch der Gelehrte, der sein Wissen vernachlässigt hat, kann den Schaden leicht wieder gut machen.

Es ist klar, daß in dieser Wechselrede eine versteckte Verteidigung Elisas liegt; er hält sich nicht für verloren, da er in seiner Jugend der Thora sich gewidmet hat, und meint, der Schaden, den sein Abfall ihm gebracht, sei leicht wieder gut zu machen. Und nun ermahnt Elisa den R. Meïr, wieder ins Lehrhaus zurückzukehren, denn er habe ihn schon zweitausend Schritt außerhalb der Stadt begleitet, und weiter dürfe man am Sabbat nicht gehen. Da rief R. Meïr bittend aus: So viel Weisheit ist in dir! kehre doch mit mir um ins Lehrhaus! Jedoch Elisa sagte: das vermag ich nicht mehr, ich war einmal zu Roß und schwärmte um die Synagoge an einem Jomkippur, der auf einen Sabbat fiel, da hörte

[1]) Chagiga 14b. — [2]) ebd. 15a Koh. r. zu 7_8. — [3]) Hiob 42_{12}. — [4]) ebd. 28_{17}.

ich eine Stimme: „Kommt zu mir, ihr verwilderten Söhne, kommt zu mir, und ich komme zu euch, außer Elisa ben Abujah, der meine Kraft kannte und sich wider mich empörte“.

Elisa hat sich schwer versündigt, er bleibt im Pfuhle, weil er an der eigenen Kraft verzweifelt, seine Charakterschwäche läßt ihn die Stimme vernehmen, daß er allein ausgeschlossen sei von der Heimkehr zu Gott; und der Talmud [1]) fragt: aber wodurch ist denn Elisa gefallen? hat ihn der Ehrgeiz verführt, hat ihn die Genußsucht gelockt? Nichts von alledem. Seine Vernunft hat ihn gestürzt; im Paradies der Forschung traf ihn die Schlange der Verführung; denn, sagte er, es steht in der Schrift: „wenn du ein Vogelnest triffst, so sollst du die Mutter fortschicken und die Küchlein behalten, damit es dir wohl gehe und du lange lebest“.[2]) Nun sah ich Einen, der stieg am Sabbat auf einen Baum und nahm die Mutter samt den Küchlein und kam ungefährdet herunter; und am darauffolgenden Tage stieg ein Anderer hinauf, der ließ die Mutter frei, und nur die Küchlein nahm er, wie es in der Schrift geboten, und kaum war er unten, so biß ihn eine Schlange und er starb. Wie erfüllt sich an dem die Verheißung: damit es dir wohl gehe und du lange lebest? Und ein anderes Mal sah er bei der hadrianischen Verfolgung, wie man die Zunge aus dem Leichnam eines großen und frommen Lehrers riß; und Elisa ben Abujah sprach: diese Zunge hat sich gemüht um die Thora ihr Lebelang, und dies ist ihr Lohn? Und er leugnete den Lohn der Gerechten und die Unsterblichkeit.

Ihn störte der Lauf der Welt, der oft den Ungerechten zum Glanze erhebt und den Gerechten zu Boden drückt. Er wußte nichts von der Seligkeit nach dem Tode, von der Seligkeit, die schon hier auf Erden jeder wahrhaft Fromme empfindet, er hatte keine Ahnung, daß der Gefolterte selbst sich oft glücklicher fühlt als seine Dränger, daß oft der Glanz uns blendet, wenn wir die Gottlosen glücklich wähnen.

Elisa wurde krank auf den Tod, Rabbi Meïr kam zu ihm und pflegte ihn; als er dem Tode nahe war, sprach Rabbi Meïr: Thue Buße! Da meinte Elisa: Jetzt sollte er mich aufnehmen, in einer Stunde, wo mir die Fähigkeit, Gutes, die Fähigkeit, Böses zu thun, schon geschwunden ist? Aber tröstend erwiderte Rabbi Meïr: Heißt es doch in den Psalmen: „Du bringst den Menschen bis zur Ermattung, und dann sprichst du: Kehrt um, ihr Menschenkinder!“[3]) Elisa weinte und starb. Rabbi Meïr aber freute sich und sprach: es scheint mir, daß er in reuigen Gedanken verschieden ist. Als man ihn begraben hatte, erzählt der Talmud weiter, stieg eine Feuersäule aus dem Grabe, und sie gingen zu Rabbi Meïr und sagten: es brennt aus dem Grabe deines Meisters; da breitete er seinen Mantel über das Grab und sprach: „Die Seele war in Nacht gehüllt in ihrem irdischen Sein; und nun ihr Morgen anbricht, will sie der Gute, d. i. Gott, erlösen, so mag er es thun, wenn nicht, so will ich sie erlösen.“

Was hat diese Feuersäule und was diese scheinbar hochmütige Rede Rabbi Meïrs

[1]) Koh. r. ebd. — [2]) 5. M. 22_6. — [3]) 90_3.

zu bedeuten? Rabbi Meïr glaubte, daß die Seele des Meisters zu Gott gekommen sei, aber eine Feuersäule stieg aus dem Grabe. Auch Elisa, der Abtrünnige, hatte eine Schar von Jüngern; seine Bosheit war mit seinem Tode nicht untergegangen; sie wucherte weiter in allen denen, die er verführt, die er zum Abfall verleitet hatte; aus seinem Grabe stieg ein verzehrendes Feuer, das wider ihn zeugte. Da deckte es Rabbi Meïr mit seinem Mantel; all die Weisheit, die er dem Elisa verdankte, die mannigfache Anregung zum Guten, die Elisa in glücklichen Jahren ihm gegeben hatte, sie brachte er heran, daß das Feuer erlösche, und er sprach: diese Seele war in Nacht gehüllt, während ihres Erdenwandels, nicht böse Begierden, nicht rohe Leidenschaften haben sie verführt, sondern die Nacht, welche über die Erde gebreitet ist, die Verworrenheit des Weltenlaufs hat diesen Geist gar zu sehr bedrückt; es war der heiße Drang nach dem Lichte, der ihn vernichtet hat; darum, will ihn der Gute erlösen, so mag er es thun; er verdient es eher als die Anderen, die gefrevelt haben aus böser Lust; aber selbst, wenn er durch seine späteren Unthaten den Lohn seiner Jugendarbeit verwirkt hätte, so will ich ihn erlösen. Ich, sprach Rabbi Meïr, bin ein lebendiges Zeugnis seines Eifers für Gott; ihm, so rühmt Rabbi Meïr, verdanke er das Heil, daß er Israel lehren könne, daß er in einer zerrütteten Zeit die göttliche Wahrheit gerettet habe, und nun sollte die Seele Elisas verloren sein, sollte das Verdienst, das er sich um Rabbi Meïr erworben hatte, nicht imstande sein, ihn zu erlösen?

Nicht Salomo, nicht Elisa ben Abujah können verloren sein, weil sie ihr späteres Leben mit dem Makel der Schuld befleckt haben; sie warnen uns und lehren uns Enthaltsamkeit auch im Drang nach dem Wahren; sie mahnen uns, den sicheren Besitz zu hüten und ihn nicht gering zu schätzen; aber ihre Seelen können nicht verloren sein, da sie durch die Weisheit ihrer Jugend späte Geschlechter unterrichtet haben.

Und verwandt mit diesem kühnen Worte Rabbi Meïrs: „ich will meinen Lehrer erlösen“, ist die Seelenfeier, welche wir am Schluß der Feste feiern. Wir beten um das Seelenheil unserer Eltern, wir geloben Spenden für die Armen. Ist dies nicht ein deutliches Zeugnis, daß unsere Eltern uns zur Gottesfurcht erzogen haben? Verhüllt ist uns der Seelen Lohn und Strafe; aber klar ist uns die göttliche Gerechtigkeit; und ob auch unsere Väter gesündigt hätten, unser Gebet, unsere Spenden kommen vor Gott, ein Zeugnis, daß unsere Vorfahren uns zur Gottesfurcht, zur Menschenliebe erzogen haben, und dieses Zeugnis muß sie erlösen, denn es kündet, daß sie für das Reich Gottes gearbeitet haben. In der Reihe von Israels Geisteshelden treffen wir nicht nur untadlige Weise, sondern auch Sünder wie Salomo und Elisa ben Abujah, deren Einsicht aber durch ihre Schuld nicht völlig verdunkelt wird. Ihr Schicksal mahnt uns, nicht vorschnell zu urteilen über die Ratschlüsse Gottes, „nicht unseren Mund herzugeben, um unser Leben zu versündigen.“ [1]) — Amen!

[1]) Koh. 5_5.

104.

Der Streit der Schulen.

M. A.! Zur Zeit, als die Hand der Römer auf Israel lastete und unsere Ahnen sich erhoben zu fast hoffnungslosem Kampfe gegen Roms Übermacht, war unser Volk auch von inneren Kämpfen zerrüttet. Selbst die Lehrhäuser, in denen das Gesetz und die Überlieferung erklärt wurden, waren Stätten bitterer Fehde geworden. Hillel und Schammai, die beiden großen Lehrer, hatten Schulen gebildet; die Meinungen der Hilleliten und Schammaiten gingen in vielen Punkten, welche die religiöse Übung betreffen, auseinander; das Volk, das den Streit der Gelehrten nicht begriff, geriet in Verwirrung, und die eine Thora, die vom Sinai gekommen war, schien in zwei geteilt und gespalten.

Von dieser Zeit berichtet der Talmud [1]) folgendes: Drei Jahre stritten die Schüler Schammais und Hillels, die einen sagten: unsere Normen sind die richtigen; die anderen sagten, nein unsere Normen sind die richtigen! Da wurde einmal der Wiederhall einer göttlichen Stimme vernommen, und deren Urteil lautete: Diese und jene sind Worte des lebendigen Gottes, aber Norm für die religiöse Übung sollen die Worte der Hilleliten sein. Und warum? weil sie sanft und demütig sind, weil sie im Lehrhaus nicht nur ihre eigene Ansicht, sondern auch die Meinung der Schammaiten vortragen, weil sie sogar zuerst die Ansicht der Gegner und dann erst die ihrige vorbringen.

Eine höchst merkwürdige Erzählung. Nicht nur, daß eine göttliche Stimme sich hineinmischt in den Streit der Gelehrten, der doch durch Gründe und nicht durch Wunder entschieden werden kann, so ist auch dies Gottesurteil menschlichem Verstande schier unbegreiflich. Es ist wohl schon vorgekommen, daß Schwächlinge, um es mit keinem zu verderben, in einem Rechtsstreite beiden recht gegeben haben, aber wie ist es mit den Grundsätzen der Moral, ja nur mit den Regeln des gesunden Menschenverstandes vereinbar, daß die Gottheit sowohl den Schammaiten wie den Hilleliten zurief: beides sind Worte des lebendigen Gottes?

Um dies zu verstehen, müssen wir uns nur vergegenwärtigen, daß bei diesem Streite nicht Fragen des Rechts und der Moral oder der religiösen Lehre in Betracht kamen — in diesen Dingen herrschte fast völlige Übereinstimmung —, sondern die Fehde bewegte sich auf dem Gebiete des Ritus, der religiösen Übung.

[1]) Erubin 13b.

Nun ist aber bekanntlich bei jeder Ceremonie nicht diese, sondern die Gesinnung das Entscheidende. Die Ceremonie ist der Körper, die Gesinnung ist die Seele. Ist es aber nicht sehr gut denkbar, daß zwei Menschen, die einen religiösen Brauch ganz verschiedenartig ausüben, dabei von derselben innigen Frömmigkeit beseelt sind? Die Schüler Schammais und Hillels strebten den hohen Vorbildern, die ihnen ihre Lehrer gaben, nach; sie waren fromm, gläubig, von heiligem Eifer beseelt; in vielen rituellen Fragen gingen sie auseinander, aber da sie gleich warm für das Judentum empfanden, warum sollte nicht von beiden gelten: diese und jene sind Worte des lebendigen Gottes?

Wir wollen das durch ein paar schlichte Beispiele des gegenwärtigen religiösen Lebens klar zu machen suchen. Zwei Israeliten bringen zum Sukkoth den Palmzweig ins Gotteshaus, der eine meint, er müsse in die Höhe und in die Tiefe und nach allen Himmelsrichtungen den Palmzweig schwingen, um gleichsam den Segen Gottes von allen Seiten auf sich zu lenken, der andere kann an diesem Thun kein rechtes Gefallen finden. Können darum nicht beide von denselben heiligen Regungen erfüllt sein gegen den guten Gott, der den Acker segnet? können wir sagen: der eine hat unrecht, der andere hat recht, und erfüllen nicht vielmehr beide bei aller Verschiedenheit Worte des lebendigen Gottes? Oder der eine schlägt an seine Brust am Jomkippur und wirft sich nieder und beugt sein Angesicht zur Erde. Wenn nur das Herz pocht, sobald er sich an die Brust schlägt, so nur die Seele sich beugt, wenn der Körper niederfällt, wer wollte diese Bräuche tadeln, auch wenn er sie selbst nicht übt? Warum sollte der lebendige Gott nicht auch in diesen Formen sich offenbaren? So disputierten die Hilleliten über die Art, in welcher man der Sukkothpflicht genüge, in welcher Haltung man das Schemagebet verrichten solle und dergleichen mehr; sie stritten auch darüber, ob es nicht besser für den Menschen gewesen wäre, daß er garnicht geboren worden wäre, eine Frage, die offenbar nur von Fall zu Fall sich erledigen läßt.

Ein „Bath-Kol“, der Wiederhall einer göttlichen Stimme, hatte diese Entscheidung gebracht, die alle zufrieden stellte. Gott kommt nicht vom Himmel, um das zu melden, was verständige Menschen sehr leicht von selbst einsehen können. Aber ist nicht Volkes Stimme Gottesstimme? Das Volk sah die Schüler Schammais und Hillels um Fragen des Ritus in heftiger Fehde, — wenn sie heute lebten, würden sie vielleicht die Orgelfrage debattieren — aber es sah dieselben Männer vereint bei jedem guten Werke, die Hungrigen zu speisen, die Kranken zu pflegen, die Toten zu bestatten, und sagte sich: sie sind beide fromm, und auf verschiedenen Wegen dienen sie beide mit gleicher Innigkeit dem lebendigen Gotte, und ein Wiederhall dieser Volkesstimme, dieser Gottesstimme drang spät genug, nach drei Jahren, in das Lehrhaus und glättete dort die Wogen des Streites.

Sollten wir von dieser alten Geschichte garnichts lernen können? Ein Jahrhundert heftiger religiöser Fehde liegt hinter uns; der Streit hat oft die häß-

lichsten Ausschreitungen hervorgerufen; er hat die Familien zerrüttet, die Kinder von den Eltern getrennt und zuweilen die erhitzten Gemüter zu offenbaren Verbrechen getrieben. Worin unterscheiden sich nun die Parteien? Lehren etwa die einen, man solle den Armen verhungern, den Kranken verkommen lassen? Ach nein, in allem Wesentlichen herrscht Übereinstimmung, wir alle feiern dieselben Feste, wir alle glauben an Gott, an ein jenseitiges Leben, an Lohn und Strafe, wir alle hoffen auf eine Zeit der Erlösung und Verbrüderung, wenn auch freilich weder die Frommen noch die Aufgeklärten, — um die landläufigen Bezeichnungen beizubehalten —, sich eine klare Vorstellung von dem Jenseits und dem messianischen Zeitalter bilden können. Dem gegenüber, was uns verbindet, sind die Unterschiede geringfügig, und dennoch, wie viel fehlt dazu, daß wir sprechen: Diese und jene meinen es ehrlich, haben das Streben, das Judentum zu erhalten; und darum: diese und jene reden Worte des lebendigen Gottes!

Freilich für die Praxis des Lebens kann es nicht genügen, daß wir das Richtige zweier Ansichten anerkennen und beide Ansichten gelten lassen. Das Volk braucht eine feste Norm, und es richtete sich in alter Zeit nach den Hilleliten. Man hatte dafür schwerwiegende Gründe, die auch den Jetztlebenden zu denken geben. Zuerst, die Hilleliten waren sanft und demütig. Wie oft ist die Festigkeit, die bei einer bestimmten Meinung verharrt und sich von ihr nicht abbringen läßt, nichts anderes als Trotz und Eigensinn; sie haben sich verrannt und schämen sich, es einzugestehen. Aber solche Beschränktheit konnte einer den Hilleliten gar nicht zutrauen; sie waren sanft und demütig und zeigten im alltäglichen Leben es oft genug, daß sie nicht ihr eigenes Urteil vergötterten, daß sie sich gern eines besseren belehren ließen. Das Volk konnte sich in den feinen und oft spitzfindigen Erörterungen des Lehrhauses nicht zurecht finden, aber es dachte sich, daß die Sanften keine einseitige Entscheidung treffen und vorurteilsfrei prüfen werden.

Die Hilleliten nun bekundeten diesen freien Sinn dadurch, daß sie nie nur ihre Ansicht vortrugen, sondern stets auch den Gegner zu Worte kommen ließen, ja, daß sie dem Gegner das erste Wort ließen. Also die Gottesstimme, die für die Hilleliten entschied, läßt sich herbei, die Gründe dafür anzugeben. Sie lassen sich in dem Satze zusammenfassen: Die Duldsamen, die Milden, die Sanften haben in religiösen Dingen in erster Reihe recht.

In der Gegenwart haben die Freunde des religiösen Fortschritts einige Ähnlichkeit mit den Schülern Hillels. Warum nun machen die Freunde des religiösen Fortschritts so wenig Fortschritte? Es scheint, weil sie nicht duldsam genug sind, weil sie oft die Spuren Hillels verlassen. Schon das eigene Verlangen zu begründen, ist ihnen oft zu viel; nun gar sich in die Ansicht der Alt- und Strenggläubigen zu vertiefen, den Gründen derselben nachzuspüren, das scheint ihnen vollends ein überflüssiges Bemühen. Es geht im religiösen Kampf fast noch schlimmer wie im politischen, wo die eine Hälfte des Volkes der anderen

alle möglichen Fehler des Verstandes und des Charakters vorwirft. So gilt vielfach den Aufgeklärten jeder Altgläubige als beschränkt, den Orthodoxen jeder Freisinnige als gottlos.

Aber Duldsamkeit ist auch unter den Parteien der Probierstein dafür, welcher Ring der echte ist. Wer um den Beifall der Gottesstimme, der Volksstimme wirbt, der muß in den Pfaden der Hilleliten wandeln und sanft und demütig sein und deutlich erkennen lassen, daß er die Überzeugungen anderer achtet und sorgfältig prüft, bevor er der seinigen folgt. All dieser Hader hindert nur, daß wir durch diese Schleier und Hüllen hindurch den Kern der Religion klar erkennen. Der wahre Gottesdienst wird nicht in den Tempeln geübt, sondern in der Arbeit unseres Berufes, wo die Verführung lebhaft uns lockt, wo es gilt, ihr mannhaft zu widerstehen. Über das, was das Leben von uns fordert, haben sich die Schulen Schammais und Hillels nie gestritten.

Wir lesen im Talmud [1]): Über drei ruft Gott selbst sein Lob aus: über den Jüngling, der in der Großstadt lebt und nicht der Sünde unterliegt, über den Armen, der, wenn er einen Wertgegenstand findet, ihn seinem Herrn wiedergiebt, über den Reichen, der seine Früchte im Geheimen verzehntet und verteilt. Das sind die hohen Ziele wahrer Frömmigkeit; wenn die Stimme des Gewissens und der Pflicht zur Jugend lauter redet als der Ruf des Vergnügens, wenn die Tugend sich mächtiger zeigt als die Armut, wenn der Reiche die Pflichten fühlt und erfüllt, die sein Besitz ihm auferlegt, und Wohlthat im Stillen übt.

Die Zeit der Feste geht ihrem Ende zu; die Zeit der Arbeit beginnt. Die Tugend, die die Schüler Hillels geübt haben, sie hilft meist nicht nur in dem religiösen Streite, nein, Sanftmut und Milde überbrückt jede Kluft, Achtung vor dem Rechte, vor der Überzeugung anderer, die ja, auch wenn sie unsere Gegner sind, nicht aufhören, unsere Genossen zu sein, diese Achtung adelt unsere Überzeugungen und verschafft uns den Sieg. Nicht nur im Gotteshause, auch draußen im Leben sei Friede unser Losungswort, und der Kampf gelte allein der Verführung, daß der Jüngling, daß der Arme und der Reiche stärker sei als die Sünde und ihre Lockung. Der Streit verliert sein Gift und seine Bitterkeit, wenn die Parteien Achtung vor einander haben. Warum sollen wir nicht glauben: Diese und jene sind Worte des lebendigen Gottes! — Amen!

---

[1]) Pesachim 113a.

105.

Die Predigt.

M. A.! Als Moseh kurz vor seinem Tode noch einmal eine feierliche Mahnung an sein Volk richtete, schilderte er die Wirkung, die er für sein Wort wünschte, in folgenden Gleichnissen. „Es träufe wie Regen meine Lehre, es riesele wie Thau mein Wort, wie Sturmgüsse auf die Saat, wie Fluten auf das Gras, denn den Namen Gottes rufe ich, seine Größe will ich künden!“ [1])

Wer dem Tode nahe ist, hat nicht viel Worte übrig und hier braucht Moseh vier Gleichnisse für dieselbe Sache! Wenn wir es recht erwägen, so haben wir in diesen Sätzen Wert und Wesen der religiösen Rede genau umschrieben.

So oft hören wir für die Predigt, welche an heiliger Stätte verkündet wird, die Bezeichnung „Gotteswort“. Die Zuhörer denken meist von diesen Reden nicht so erhaben und beurteilen sie nach persönlichem Gefallen und Mißfallen. Das ist ein schroffer Gegensatz; jedenfalls liegt in dem Ausdruck „Gotteswort“ eine ungeheure Übertreibung. Jeder Redliche, dem es vergönnt ist, an gottgeweihter Stätte zum Volke zu reden, möchte gern Wahrheit, reine, lautere Wahrheit künden; aber das wollen die braven Menschen an jeder Stelle, in jeder Lage. Wie wir uns auch drehen und wenden mögen, so bleibt doch die Predigt „Menschenwort“, erhabener nur durch den Inhalt, durch das Ziel, „die Größe Gottes zu künden“.

Wer hatte eher ein Recht, sein Wort Gotteswort zu nennen, als Moseh, von dem Gott meldet: „In meinem ganzen Hause ist er vertraut“ [2]), der in der Gottheit webte und strebte? Aber unser Text lehrt uns, daß Moseh bei weitem nicht so unbescheiden war, als es heute viele sind, die nicht entfernt an ihn heranreichen. Er brauchte die Ausdrücke: meine Lehre, mein Wort. Gott offenbart sich, Gott waltet in jedem reinen Wahrheitsstreben, in jedem Worte, in welchem ein reines Streben sich kund thut. Aber der Weiseste, wie Moseh, weiß es am besten, daß der Mensch nur der Absicht sich bewußt ist, nicht des Ziels; darum ist ein Moseh nicht so verwegen, seine Rede Gottes Wort zu nennen, und irgend einer der Nachgeborenen sollte sich dessen erdreisten?

Und was will Moseh seinem Volke spenden? Zuvörderst „Lehre“, Wissen, Erkenntnis. Damit waren viele Hörer von jeher nicht besonders einverstanden.

[1]) 5. M. 32_2. — [2]) 4. M. 12_7.

Die Menschen wollen lieber bewegt, erregt, erschüttert, begeistert als belehrt werden. Es ist so süß, wenn freudige oder auch wenn schmerzliche Empfindungen in uns geweckt werden, es ist so kahl und nüchtern, wenn wir schlechtweg unterrichtet werden, es giebt Saiten unseres Gemütes, die bei jeder Berührung mächtig tönen, dagegen ist das Nachdenken und Lernen ein hartes, anstrengendes und langweiliges Geschäft; wer z. B. von Tod und Sterben redet, der hat geschwind stimmungsvolle Hörer.

Moseh hat dies so gut gewußt wie irgend einer, der, um ein flüchtiges Gefallen zu erwecken, den Neigungen der Menge entgegenkam. Aber die Religion des Judentums will den Geist nicht einschläfern, daß er gleichsam nur so dahinträumt, sondern sie will den Verstand wecken, daß er klar die Bedingungen des Daseins erkenne. Das Judentum ist Lehre, das Gotteshaus ist Lehrhaus. Man spricht nicht mit Unrecht von Tempeln der Kunst und stellt die Forderung, daß die Dichtung nicht herabsteige und sich erniedrige, um die Menge durch wohlfeile Künste, sei es zu ergötzen, sei es zu rühren. Und diejenigen, die für die Religion reden, sollten kein höheres Ziel kennen als dies, der Menge zu gefallen? Die Seele ist ein Ganzes, und Geist und Gemüt sind nicht zu trennen, wer den Geist nicht belehrt, wird auch das Gemüt nicht dauernd aufrichten.

Aber da vernehmen wir die Klage: Das Gebiet der Religion ist eng, mit wenigen Begriffen, Gedanken und Regeln ist alles erschöpft. Auch hier kann uns Moseh ein Führer sein, er ruft am Eingang seiner Botschaft Himmel und Erde zum Zeugen. Was heißt das anders, als daß wir aus Himmel und Erde, aus allem, was vorgeht, Zeugnis schöpfen können und sollen, um Gottes Größe zu verkünden?

Es gab Zeiten, wo man sagte, der Künstler solle nur erhabene Gedanken, große geschichtliche Momente malen und durch seine Kunst feiern. Was kam dabei heraus? Trotz großer Begabung und ernsten Strebens, Gemälde, die wir nur verstehen, wenn man uns vorher eine lange Erklärung gegeben hat, wir bleiben kalt gegenüber diesen anspruchsvollen, wandfüllenden Tafeln. Dagegen giebt es eine Kunst, da stellen sich die Maler die denkbar einfachsten Aufgaben, ein paar Haustiere, eine Wiese, eine Bauernstube, ein dörfliches Fest u. ä., und diese Bilder gewähren uns einen hohen Begriff menschlichen Könnens, und wir fühlen uns erfreut und befriedigt. Es ist allerwegen besser, tüchtig im Kleinen als ein Stümper in Erledigung großer Aufgaben zu sein.

Und wie die Kunst fast jede Erscheinung adeln kann, so giebt es auch eigentlich kein Gebiet, das von der Erörterung an heiliger Stätte, ausgeschlossen ist, der Religion ist nichts fremd, alles, was die Zeit bewegt, soll seinen Wiederhall finden an heiliger Stätte, denn alles hat eine Beziehung auf Gott, auf die Religion, und es gilt, diese Beziehung aufzusuchen, die Gedanken und Strebungen der Zeit herauszuheben aus dem Streit und dem Staub und sie im Lichte der Ewigkeit

zu erklären, zu verklären; so sollen sie besprochen werden, daß sie, wie es in dem Mosehsworte heißt, „die Größe Gottes verkünden."

Die Form der Behandlung solcher Fragen wird eine andere sein im Gotteshause wie draußen auf den Kampfplätzen des Lebens, denn das Gotteshaus ist das Friedenszelt. Aber die ganze Welt, Himmel und Erde, wie es in dem Liede des Moseh heißt, soll hier sich spiegeln im Lichte der Religion. Unsere Brüder drüben jenseits des Meeres haben dies, trotz einzelner Fehler und Übertreibungen, viel besser begriffen und geübt als wir und dadurch dem Besuch der Gottesdienste eine mächtige Anregung gegeben. Es giebt keinen Gegenstand, der nicht ins Gotteshaus gehört, er muß nur in der gehörigen Form dort eingeführt werden.

Und über diese Form geben die Gleichnisse des Moseh eine ergiebige Auskunft. „Es träufe wie Regen meine Lehre". Der Regen, sagen die Alten, ist für den Wanderer unbequem, aber für die Landschaft ein Segen. So kann es vorkommen, daß eine religiöse Rede dem und jenem unbequem ist, der findet den Gegenstand zu hoch, der andere zu trivial, das schließt nicht aus, daß sie für die Gesamtheit nützlich und ersprießlich ist. Es soll niemand von den Menschen gering denken, zu denen er redet, das ist sündhaft und thöricht. Unsere Alten raten dem Redner, Ehrfurcht zu haben vor der Gemeinde, denn dies ist ein wirksames Mittel des Erfolges, aber gerade wer seine Zuhörer achtet, der wird ihnen nicht ohne weiteres zu Munde reden und nicht unbedingt nach ihrem Geschmacke sich richten.

Nun fährt Moseh fort: „Es riesele wie Thau mein Wort." Der Thau rieselt unvermerkt hernieder, niemand wird von ihm gestört, niemand sieht sein Kommen. Er ist da und erquickt die Flur. Die religiöse Rede wendet sich auch an den Willen, sie will bessern, sie mahnt, sie warnt. Etwa indem sie schilt und stürmt und poltert, oder indem sie mit ätzendem Spotte verfolgt, oder durch eine genaue Schilderung eines Fehls einen Menschen bloßstellt? O nein, nicht jede Arznei ist bitter, und oft gelingt die Heilung, auch ohne weh zu thun, ohne zu verwunden. Eine moralische Betrachtung schildert ein sittliches Übel, erklärt seine Ursache, kennzeichnet seine Schäden, zeigt den Weg, es zu beseitigen, und diese allgemeine Betrachtung, die niemand kränkt, niemand beleidigt, die wie Thau das Herz erfrischt, hat unvermerkt auch auf den Einzelnen gewirkt und ihn gebessert.

Aber ein Moseh stellt noch höhere Ansprüche an sich. Versuche es ein jeder, nach Kräften ihm nachzustreben. Jene sanfte, milde, gleichmäßige Wirkung, die der Wirkung des Thaues, des Regens vergleichbar ist, genügt ihm nicht, er will erschüttern, er will begeistern. Ein Gewitter stürmt durch die Landschaft; die Saaten, die aufgerichtet dastanden, liegen am Boden, es ächzen der Bäume stolze Kronen, dunkle Wolken türmen sich am Horizonte, der Himmel hat seine Schleusen geöffnet, und dies ganze düstre Bild des Schreckens wird hin und wieder für einen Moment durch grelle Blitze aufgehellt. Aber kurze Zeit darauf hat sich das

Wetter verzogen, und Saaten und Bäume sind erfrischt und neubelebt. So konnte der Propheten Rede erschütternd wie ein Gewitter und dadurch belebend wirken. Und anderenteils konnte das Wort jener gewaltigen Männer fortreißen, begeistern, es konnte wie Frühlingsregen ein rasches Wachstum des Guten und Edlen erzielen.

Jedoch alle diese Erfolge blühen nur dem, der, und hätte er auch die glänzendste Begabung, nicht sich selbst sucht und seinen Glanz und seine Größe, sondern der mit Moseh spricht: „Den Namen Gottes rufe ich, seine Größe will ich künden." Auch die Rede vor Gott und für Gott braucht den Schmuck nicht zu verschmähen, der geistlicher und weltlicher Rede schön ansteht. Aber ohne das heilige Feuer von innen wird selbst der fähige Mann nur ein Wortkünstler bleiben, der allenfalls Bewunderung aber keine Siege des Göttlichen gewinnt.

Die religiöse Beredsamkeit hat in Israel im letzten Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen; aus einer Verwilderung ohnegleichen haben wir den Weg zurückgefunden zum Wahren und Schönen, aber wir sind noch weit, weit entfernt vom Vorbild der Propheten, die alles, was sie und ihre Zeit bewegte, in ihren Reden zum Ausdruck brachten. Hier gilt es, die Lehre zu beherzigen: „Erweitere Deine Zelte" [1]), Himmel und Erde sollen durch des Menschen Mund für Gott Zeugnis geben. Auch die weltliche Weisheit ist eine göttliche, alles gehört in die Synagoge, was von Gottes Größe kündet. Die Predigt ist keine abgeschlossene Kunstform, sie ist nicht für die Denkträgen, sondern sie soll in volkstümlicher Weise womöglich alle Gebiete menschlichen Geistes aufklären mit dem Lichte der Religion, dazu soll sie allerdings auch die Müden stärken und das Gemüt erfrischen. „Es träufe wie Regen meine Lehre, es riesele wie Thau mein Wort, wie Gewittergüsse auf das Gras, wie Frühlingsregen auf die Flur, denn Gottes Namen rufe ich, seine Größe will ich künden." — Amen!

[1]) Jes. 54_2.

Predigten

zu Chanukka und Purim.



106.

Judentum und Heidentum.

M. A.! Am 25. des Monats Kislew, des dritten der Herbstmonate, feiert Israel sein Lichtfest zum Gedächtnis an die erneute Weihe des Heiligtums durch Juda Makkabi, den gottesfürchtigen und tapferen Mann.

Es war ein seliger Moment nach unsäglicher Not, ein Sonnenblick des Heils, wie er nur selten hineinfiel in das dunkle Schicksal Israels, und die zum Preise Gottes geweihte Leier, die dereinst die Verbannten an den Strömen Babels weggelegt hatten, sie wurde wieder hervorgesucht von den heiligen Sängern, sie stimmten ein neues Lied an, „das Lob des Herrn in der Gemeinde der Frommen.“[1]) Israel freute sich seiner Tapferen, die Söhne Zions ihrer Führer, „denn gnädig war Gott seinem Volke und schmückte die Demütigen mit Heil, sie, die das Lob Gottes im Munde und das schneidige Schwert in ihren Händen führten, das Strafamt zu üben unter den Völkern, die Zucht unter den Nationen, an ihnen zu erfüllen vorgeschriebenes Recht, ein Ruhm für all seine Frommen.“[2])

Ermattet war Israel hingesunken vor dem Zorne des Syrers, hoffnungslos hatte das Volk den Kampf aufgegeben, und der Triumph des Antiochus schien vollständig; da hatte sich Mathathias erhoben mit seinen fünf Söhnen, und für eine kurze Frist vermochte diese Heldenschaar einen neuen Glanz zu erzeugen und den Untergang aufzuhalten.

Aber wenn nur der Sieg des Staates Judäa am Chanukkafeste gefeiert würde, so möchten sich wohl Bedenken erheben, ob dieser Sieg, so herrlich und gewaltig er war, diese Feier verdient. Denn es war nur ein flüchtiger Strahl, der Judas Dasein erhellte; des Mathathias tapfere und edle Söhne fielen als Opfer des Verrats im rüstigsten Mannesalter, der Bürgerkrieg zerrüttete das Land, und bald folgte auf das harte Joch der Syrer das härtere der römischen Zwingherren. Dennoch war das neue Lied, das die Makkabäer am Chanukka anstimmten, der Heroldsruf einer neuen Zeit, wo die Götzen in Trümmer sinken, und der jüdische Glaube, wenn auch in vielen und wichtigen Punkten verändert und seiner ursprünglichen Hoheit entkleidet, seinen Siegeslauf durch die Welt beginnen sollte.

---

[1]) Ps. 149_1. — [2]) ebd. 4 ff.

Am 25. Kislew hatte vordem der syrische Feldherr unter dem Beifall der Fremden und vieler abtrünniger Israeliten das Heiligtum von Jerusalem dem obersten Götzen der Heiden geweiht und dessen Bildnis aufgestellt in dem Allerheiligsten; eine Ringschule aber war eröffnet worden in Jerusalem, in welcher die Jünglinge, keuscher Sitte vergessend, nach Art der Hellenen sich in allerhand Wettspielen übten, und selbst aus den Kreisen der Priester drängten sich viele zu den neuen Künsten und dem neuen Glauben und verachteten das Alte; und an demselben Tage hat Juda Makkabi das Heiligtum gesühnt und dadurch für immer den Sieg des Adonai, des Gottes der Juden, über den Götzen, den „wüsten Greuel", der Heidenwelt, besiegelt.

Daniel hatte von einer Bildsäule geredet, deren Haupt war von schönem Gold, die Brust und die Arme waren von Silber, der Leib und die Lenden von Kupfer, die Schenkel von Eisen und die Füße teils von Eisen und teils von Thon. Da löste sich ein Stein los, nicht von Menschenhand, und schlug das Bild auf die Füße von Eisen und Thon und zermalmte sie; und da waren auch das Gold und Silber und Kupfer zugleich zermalmt, und sie schwanden wie Spreu in der Sommertenne, und keine Spur ward von ihnen gefunden. Aber der Stein ward zu einem großen Berge und füllte die Erde.

Alle einsichtigen Erklärer der Gegenwart beziehen die Gesichte des Daniel auf die Zeit der Makkabäer, und der Beiname Makkabi „der Hammer" paßt ja, wie es scheint, ganz vortrefflich zu dem Gleichnis vom Stein, der das Bild zerschlägt.

Kein Zweifel, daß das Buch Daniel auf der Makkabäer heldenmütiges Beginnen zielt, daß ihm Juda Makkabi, Juda der Hammer, der Stein ist, der das hellenistische Weltreich und die hellenistische Bildung umstürzt und begräbt. Kein Zweifel, daß das hoffende Auge des Sehers eine Zukunft erblickt, wo diese Bewegung, die von Juda Makkabi ihren Ausgang genommen, den ganzen Erdball durchzittert und niederwirft die falschen Götzen und ihre weihelosen Altäre.

Aber es entsteht die Frage: wie hat diese Weissagung sich erfüllt? Hat Juda, der Hasmonäer, wie glänzend auch immer seine Siege waren, die er mit geringer Schaar gegen mächtige Heere errang, die hellenistische Welt wirklich wesentlich geschädigt? Wir lesen im Gegenteil, daß Paläſtina nur für kurze Zeit selbständig blieb, daß es, durch Zwietracht zerrüttet, bald wieder in die Gewalt der Heiden kam.

Trotz alledem hat sich die Weissagung des Buches Daniel genau bewährt, denn an dem Widerstand, an dem Heldenmut der makkabäischen Schaaren, jener Krieger, die Psalmen sangen, wenn sie das schneidige Schwert wider ihre Dränger erhoben, entfachte sich die religiöse Begeisterung in Judäa, welche darauf mehrere Jahrhunderte hindurch das kleine Land durchglüht und dasselbe zum Herd der mächtigsten religiösen Bewegung gemacht hat.

Fast zwei Jahrhunderte gingen nach dem Tode Juda Makkabis darüber

hin, bevor aus den engen Grenzen Palästinas das Feuer hinausströmte in die heidnische Welt, jede Spur der alten Mächte versengend und verzehrend, und ein neuer Glaube die Welt in neue Formen goß. Feindlich standen damals Israels Führer der neuen Lehre gegenüber; sie hielten treue Wacht über den heiligen Hort. Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen, sie nicht zu verleugnen; sie waren der Meinung, die Israel teilt bis auf den heutigen Tag, daß die neue Lehre zwar manche herrliche Perle der alten Wahrheit entlehnt habe, daß sie aber nimmer so rein und lauter sei als die Satzungen des Sinai. Wie durften sie einem Glauben sich freundlich zeigen, der bei seinem Entstehen sich fast ausschließlich an die Juden richtete, diesen jedoch ungleich weniger bot an Aufschluß über die Welt und das eigene Gemüt, an Trost und Anhalt in ernsten Stunden, an klaren und sicheren Regeln fürs Leben, als die alte, durch die weisen und gottesfürchtigen Meister fortgebildete Lehre?

Aber beklagenswert ist es, daß dieses unfreundliche Urteil aus diesen ersten Zeiten sich fortpflanzte zu den spätern Geschlechtern, zu Jahrhunderten, wo sich die Ohnmacht der neuen Lehre gegenüber dem Judentum längst erwiesen hatte, wo sie aber nicht minder als der Stein sich zeigte, der dem Koloß des Heidentums den thönernen Fuß zerschlug, und dessen mächtiges Dröhnen die Erde erfüllte.

Wohl war die Tochter hart und rauh gegen die jüdische Mutter, und dieser wurde das Dasein schwer unter der Herrschaft des Sprößlings, der allen gesitteten Völkern gebot und noch heute gebietet. Dies alles trübte vielen Israeliten den Sinn, daß sie die große Gottesthat, die Erlösung der heidnischen Welt, die sich damals vollzog, nicht begriffen, daß sie nicht einsahen, wie nächst der Offenbarung am Sinai die Geschichte der Religion kein gewaltigeres und kein segensreicheres Ereignis zu verzeichnen hat als dieses Ausströmen eines großen Teils der jüdischen Wahrheit zu den heidnischen Völkern.

Viele unserer großen Lehrer haben es für gut befunden, an der Spitze ihrer Werke es auszusprechen, daß alles, was die Schrift und der Talmud von den Götzendienern Schimpfliches reden, keine Anwendung ertrage auf diese Bekenner des neuen Glaubens, denn sie seien ja vom jüdischen Lichte erleuchtet, obgleich dessen Strahlen nicht voll und klar in die Gemüter gefallen sind. Dennoch begegnet uns hie und da ein Jude, und es ist nicht selten ein Aufgeklärter, der wegwerfend und absprechend von diesem Glauben redet, an welchem die civilisierten Völker hängen, und es ist dies oft die einzige Form, in welcher er sein Judentum bethätigt; die Abneigung gegen das Fremde ist an die Stelle der Liebe zu dem eigenen ererbten Glauben getreten.

Freilich, noch heute dringt manch unduldsames Wort aus diesen Kreisen zu uns herüber; ja, es kann vorkommen, daß Priester dieses neuen Glaubens, dazu geladen, Zeuge zu sein der Weihe eines Gotteshauses, dieses zurückweisen, weil

es ein jüdisches Gotteshaus war. Es ist eine harte Verirrung, so vollkommen das beiden Religionen Gemeinsame zu verkennen. Wir aber, wie ernste Bedenken wir auch gegen diesen Glauben haben, so ernst, daß viele Israeliten lieber den Tod erlitten haben, denn daß sie sich zu ihm bekannt hätten, wir erkennen die Zeichen, daß er aus der Lehre und dem Leben unseres Volkes entsprungen ist, wir wissen, daß es unwürdig wäre, diesen Sprößling des Sinai mit dem Wahn des Heidentums in eine Reihe zu stellen, und wir ehren die Weisheit Gottes, der durch diese wunderbare Bewegung den Götzendienst gestürzt und die Menschen für eine bessere Erkenntnis gewonnen hat. Längst vorbereitet war diese Bewegung im jüdischen Volke, und der Stein, welcher den griechisch-römischen Koloß zertrümmert hat, war durch die Makkabäer ins Rollen gekommen. Wäre Juda Makkabi zu Grunde gegangen, wäre es den Syrern gelungen, auch Judäa ihren Göttern unterthan zu machen, dann hätten auch die Bedingungen zu der großen religiösen Revolution gefehlt, welche einige Jahrhunderte später die altgewordene Welt verjüngt haben.

Das Buch Daniel läßt uns den rechten Standpunkt gewinnen, von dem aus wir dies welthistorische Schauspiel klar übersehen können. Indem Juda Makkabi den fast erstorbenen jüdischen Geist wieder zum Leben erweckte, indem er durch seine Siege, durch seine Gesänge Begeisterung in die ermatteten Seelen hauchte, gab er dem religiösen Bewußtsein eine kaum geahnte Stärke und Freudigkeit; ein neues Feuer durchglühte die Nation. Wie die Lavaflut die Erde spaltet und weithin sich ergießt, so drängte diese Glut zum Ausbruch. Damals, als Juda Makkabi in Jerusalem einzog und das Chanukkafest feierte, hatte der Stein sich losgelöst wider das Heidentum, Israel war wieder lebendig, Israel, das mit Göttern und Helden streitet und immer obsiegt.

Bekannt ist die Sage von dem Krüglein heiligen Öls, das die siegenden Israeliten in dem entweihten Tempel an entlegener Stätte vorfanden, und das durch ein Wunder für acht Tage reichte. Es ist nicht zufällig, daß gerade dieses Märchen dem Volksgeiste vertraut geworden ist, während so viele rühmliche Thaten der tapferen Hasmonäer weniger gekannt sind. Ein Volk gewinnt nicht selten eine Sage deswegen lieb, weil in ihr Charakter und Schicksal, sei es seines Helden, sei es des Volkes selbst, mit besonderer Deutlichkeit ausgeprägt ist, und kaum giebt es eine bessere Symbolik für das Schicksal der Makkabäer als dieses Märchen vom Ölkrüglein. In einem entlegenen Winkel Palästinas wohnte Mathathias mit seinen Söhnen, um sich vor den Schergen zu schützen; wäre er nicht gewaltsam hineingestoßen worden in diesen Streit, sein Ehrgeiz hätte ihn nicht gedrängt, die Leitung des Widerstandes zu übernehmen; aber kein Fleck des Landes ist vor dem syrischen Übermut sicher, Mathathias muß vor seinen Augen die Schande des Götzendienstes sehen, er selbst wird aufgefordert, durch sein Beispiel die andern zum Abfall zu verleiten. Da erwacht in ihm der Zorn,

der die Israeliten aus Duldern zu Helden bildet, und wie das Ölkrüglein an einer entlegenen Stelle gefunden wird, so erhebt sich aus der kleinen vergessenen Stadt der Widerstand gegen den Unterdrücker.

Aber nun geschieht ein Wunder. Der kleine Krug enthält eine überschwengliche Fülle des Öls, und fort und fort speist er die Flamme. Wer ist das anders als Juda Makkabi, an dessen Begeisterung sich eine Flamme entfacht hat, die den Erdball entzündet und erleuchtet hat?

Wie vortrefflich ist das Heidentum gerüstet gegen den jüdischen Geist; so verlockend stellt es sich dar, daß es den Verrat hineinträgt in die jüdischen Reihen, und wir dürfen auch nicht glauben, daß die Ansprüche, welche Antiochus an die Juden stellte, so unerhört und absonderlich gewesen wären. Das Buch der Makkabäer selbst berichtet uns, daß, als Antiochus Befehle gab, alle Stämme seines weiten Reiches zu einem Volke zu verschmelzen, und sie aufforderte, ihr altes Herkommen aufzugeben, ihm alle Völker gehorchten bis auf Israel. Dieses Heidentum des Antiochus war so hübsch verziert mit hellenischer Kunst, da war alles so prächtig und geschmackvoll, daß die Barbaren willig ihre rohen Fetische vertauschten mit den künstlerischen Gebilden der Griechen. Israel allein blieb ungehorsam; — wie sollte Antiochus nicht an Eigensinn und Empörungslust glauben, zumal die vornehmen Israeliten ihn in dieser Meinung bestärkten? Wo bot ihm die hellenische Welt das Beispiel eines so starren Festhaltens an eigentümlichen Glaubensvorstellungen, daß ihm der Eifer der Juden wäre verständlich geworden? Nirgendwo. Das höchste Ideal des Griechen war das Vaterland, dieses erweckte seine Leidenschaften, seinen Eifer, die Religion hatte nur Macht über ihn, soweit sie mit den vaterländischen Einrichtungen zusammenhing. Nichts anderes als politische Beweggründe mußte der Syrer hinter dem jüdischen Widerstande vermuten; daher die steigende Erbitterung, weil sich die Streitenden nicht verstanden.

Es wird erzählt, daß die Fürsten der Fremden, wenn sie nach Jerusalem kamen, begierig waren, das Allerheiligste zu betreten; vergebens baten dann wohl die Priester, es zu unterlassen, da es nur dem Hohenpriester am Versöhnungstage erlaubt sei, in den geweihten Raum zu gehen; vergebens beteuerten sie, daß dieser Raum kein Bildnis der jüdischen Gottheit enthielte, allzu heftig war die Neugier, und wenn sie eindrangen, und der Raum leer war, und keinem Götzenbilde ihr Blick begegnete, da war ihr Erstaunen nur noch mächtiger. Unfaßlich war ihnen dies Volk, denn sie hatten keine Vorstellung von einem unsichtbaren Gotte.

Judentum und Heidentum, da war kein Friede möglich; denn wie konnte Einverständnis walten, wo jedes Verständnis fehlte? Bevor Mathathias zum Kampfe aufrief, da hatte es fast den Anschein, als werde das Heidentum siegen, denn ihm halfen viele, denen die rauhe Sitte der Väter unbequem war, und die der hellenische Glanz blendete, und wiederum waren die Frommen ohne Mut,

sie trugen in dumpfer Ergebung ihr Los und gefährdeten durch Übertreibung der religiösen Pflicht das Dasein des Judentums. Mathathias selbst erfuhr es, daß, als einst der Syrer an einem Sabbat seine Schaar überfiel, sie sich lieber töten ließen, denn daß sie sich zur Wehr setzten. Da erhob sich dieses Geschlecht und war den Abtrünnigen ein Schrecken und den Frommen ein Sporn, und es wich die Verzagtheit und die feige Ergebung, und sie waren mächtig im Streite. Juda, das schon am Boden lag, ermannte sich und begann aufs neue den Kampf mit den Heiden, und der 25. Kislew, einst der Tag der Entweihung, wurde zum Tag der Weihe. Gott hat an diesem Tage die Klage zur Lust gewandelt, und die Lichter wurden entzündet; sie sangen ein neues Lied, denn eine neue Zeit war aufgegangen, der Stein hatte sich gelöst, besiegelt war das Geschick des Heidentums, daß ihm das Recht geschehe, wie es verheißen war, ein Ruhm für alle Frommen. — Amen!

Chanukka 1915.

107.

Der Sieg der Makkabäer.

M. A.! Wenn in einem rauhen und strengen Winter ein milder, sonniger Tag die wolkenschweren Wochen freundlich unterbricht, so erregt dieser eine lichte Tag weit freudiger unsere Seele, als wenn im Sommer lange Zeit der Himmel sich hell und heiter über unseren Häuptern wölbt. Dieser milde, lichte Tag ist uns eine Botschaft, ist uns eine Bürgschaft, daß der Winter nicht ewig währen, daß die Sonne die Nebel und ihre Schauer verdrängen wird. Wem das Leben schwer ist wie ein harter, kalter Winter, dem entfacht ein Sonnenblick des Erfolges den fast erloschenen Lebensmut und giebt ihm die Kraft, gelassen die Bürde weiter zu tragen; war auch der Erfolg nur vorübergehend, wie ein Meteor aufleuchtend und wieder verschwindend, er reicht dennoch aus, um die Zuversicht zu beleben, daß einmal die Nebel der Sorge dauernd weichen werden vor der Sonne des Heils.

Solch ein langer, banger Winter war Israels Geschichte Jahrtausende hindurch, seitdem Staat und Tempel unter den Schlägen Babylons zusammengestürzt waren. Auch der Sieg der Makkabäer, den wir in diesen Tagen feiern, hat daran wenig geändert. Als die Hand Gottes in der Vorzeit strafend über Ägypten dahinfuhr, wurde durch diese Gottesthat ein Jahrtausend staatlicher Selbständigkeit eingeleitet; aber die Siege Juda Makkabis, trotz ihres Glanzes und ihrer Größe, haben es nicht verhindert, daß wenige Jahrzehnte nach seinem Tode der Aufruhr das Land zerrüttete, und fremde Mächte das Schicksal Israels bestimmten.

In den alten Schriften[1]) finden wir die Frage: „Was hat denn dies Chanukkafest eigentlich zu bedeuten“? Lohnt es sich, ziemt es sich, ein dauerndes Fest mit wachsendem Lichterglanz für einen Triumph zu stiften, der, wie blendend er auch im Moment gewesen ist, doch den endgiltigen Sieg unserer Widersacher nicht verhindert, kaum aufgehalten hat?

Aber wie sehr würden wir die Größe der Makkabäerkämpfe verkennen, wenn wir ihren Wert an dem kurzlebigen politischen Erfolge messen wollten. Juda Makkabi hielt nur kurze Rast, als er den Tempel weihte und das Licht entzündete zum Preise Gottes und zur Feier des Sieges. Aber dieses Licht ist nicht erloschen, es hat uns durch die Jahrtausende begleitet, und der Name des frommen Helden

[1]) Sabbat 21 b.

ist noch heut unser Ruhm und unsere Ehre. Als im vorigen Jahrhundert die Herolde einer neuen Zeit das Recht Israels laut verkündeten, da haben es sonst ganz verständige und uns wohlgesinnte Männer anfangs nicht gewagt, zu verlangen, daß die Israeliten in Reih und Glied mit den anderen Bürgern dem Vaterlande mit der Waffe dienen sollten; sie fürchteten vielleicht, mit dieser Forderung uns zu schaden, weil die Juden, matt und müde vom tausendjährigen Drucke, den Aufgaben des Krieges nicht gewachsen schienen. Aber in einigen unserer Freunde erwachte die Erinnerung an die Makkabäer, die einer Welt gegenüber sich behauptet hatten, und sie trauten dem Stamme, aus dem Mathathias und seine Söhne entsprossen waren, auch die Kraft zu, diesen schönsten und schwersten Dienst des Bürgers dem Staate zu leisten. So haben diese Helden noch zwei Jahrtausende nach ihrem Tode für uns gekämpft und gesiegt, und indem sie uns mitgeholfen haben, im Heere des Vaterlandes eine Stellung zu gewinnen, uns aus der Schmach und Rechtlosigkeit mit emporgehoben.

Israel durfte von dem Siege Juda Makkabis, ob er auch keine dauernde Segensspur im politischen Leben des Volkes zurückgelassen hat, den Vers des heiligen Liedes anstimmen: „Ob dieses Sieges wird man Gott singen und ihn ehren und niemals schweigen"; durch alle Zeiten wird diese stolze Erinnerung tönen, denn niemals hat sich das ganze Volk Israel heldenhafter erwiesen als in diesen Tagen. Wohl hatte schon oftmals Gott freundlich und segnend sein Antlitz Israel zugewandt in den Tagen der Vorzeit; aber nur in einzelnen ausgezeichneten Männern loderte das heilige Feuer; die Menge blieb kalt und starr. Als die Ägypter Israel verfolgten, da heißt es:[1] „Gott wird für euch streiten, und ihr dürft ruhig sein", und ein weiser Lehrer sagt: Die Israeliten haben die Befreiung aus Ägypten gar nicht verdient, sie sind nur erlöst worden aus Rücksicht auf die späteren Geschlechter, auf diejenigen, die später in Feuersgluten standhaft blieben und nicht von ihrem Glauben ließen. Die heilige Schrift erzählt von einzelnen Gottesmännern, die hoch sich erhoben, die gleichsam zum Himmel hinaufragten; aber das Volk blieb unten in der Tiefe, es wurde nicht hinaufgezogen zu den Höhen, auf denen die Propheten und die Weisen standen.

Jedoch dieser Schatten, der so viele Zeiträume der Geschichte Israels verdunkelt, er ist für das Zeitalter, an welches das Makkabäerfest uns mahnt, nicht vorhanden. Da ist das Volk der eigentliche Held; Juda Makkabi ist nur der Erste unter Gleichen; wir sehen eine Nation, unsägliches leidend, unsägliches vollführend, weil sie tief verwundet wird vom Hochmut des Tyrannen.

Es war ein gefährlicher Gegner, mit dem Israel damals zu ringen hatte; mit doppelter Waffe nahte er sich, mit glatter Zunge und mit glattem Schwerte. Die Kultur der Griechen war nach Asien herübergekommen und hatte in raschem

[1] 2. M. 14,14.

Fluge Länder und Völker erobert; hellenische Bildung wurde in den Kampf geführt gegen die Lehre des Sinai. Hellenische Bildung! Herrliches, viel umfassendes Wort! Wer möchte sein Haupt nicht neigen vor dem Weisen, der den Gifttrank weniger scheute als die Sünde und die Lüge, aber die Selbsterkenntnis als das höchste Gut gepriesen hat. Doch er war nicht der einzige Vertreter des griechischen Geistes; neben ihm gab es Klüglinge, die sich rühmten, sie könnten einen Satz und sein Gegenteil mit gleich wirksamen Gründen beweisen, denen die Achtung vor der Wahrheit völlig verloren gegangen war, die ihren Verstand wie eine Ware zu Markte trugen und sich jedem Beliebigen verkauften; diese feilen Gesellen konnten das Schlechteste mit schönem Scheine verbrämen und betrogen und verwüsteten das Herz des Volkes.

Niemals war es den Hellenen in den Tagen ihres Glanzes und ihrer Freiheit in den Sinn gekommen, einen Menschen göttlich zu verehren. Aber damals, als sie Asien sich unterwarfen, war die Menschenvergötterung, jene lächerlichste und lästerlichste Art des Götzendienstes, alltäglich geworden; dabei raunte im geheimen einer dem anderen zu: „Sei gescheidt und glaube gar nichts.“ Das waren die Hellenen, die gegen Glauben und Sitte Israels zu Felde zogen, die frivole Aufklärung, die, weil es Aberglauben und Ammenmärchen giebt, nun sogleich alles Heilige und Ehrwürdige dazu zählt und Pflicht und Gesetz als Schranken betrachtet, um die ein kluger Mensch sich nicht viel kümmern dürfe. Es war ein entnervtes Geschlecht, das zwar von dem Guten und Erhabenen schön zu reden verstand und Sprüche voll Weisheit ständig im Munde führte, aber die Geißel von Despoten und Gauklern geduldig ertrug.

Das war kein leichter Kampf, den Judas schlichter Glaube gegen diese gleißende Wortkunst zu bestehen hatte. Aber wie der Herbstwind wohl die Blätter und die morschen Zweige niederschleudert, jedoch Stamm und Aeste, so diese gesund sind, muß stehen lassen, so hat auch damals jener herbstliche Aufklärungssturm nur diejenigen weggerissen, die ohndies an dem gemeinsamen Glauben nicht fest hafteten; der Kern der Nation blieb treu, unberührt von der neuen Modeweisheit.

Da nun die glatte Zunge des Verführers keinen rechten Erfolg hatte, so wurde die andere Waffe hervorgeholt; das Schwert sollte der Zunge nachhelfen, daß die ungelenken und ungelehrigen Juden Hellenen würden und ihre altmodischen Heiligtümer und frommen Sitten aufgäben. Das war jener Fanatismus des Unglaubens, der auch unseren Tagen nicht ganz fremd ist, der nach seiner hochmütigen Meinung alles begreift und nur das eine nicht begreift, wie die Menschen so thöricht sind und am Heiligen festhalten, und der sie nun mit Gewalt zur Vernunft bringen will.

Zahllose Opfer hat dieser Kampf gefordert, eine fast sträfliche Sehnsucht nach dem Opfertode hatte sich des Volkes bemächtigt, sie drängten sich fast dazu, mit ihrem Leben zu zeugen für die Wahrheit. Da erweckte Gott in Modiin, der entlegenen Bergstadt, die Führer im heiligen Streit; der Syrer wurde verjagt, und der Tempel

geweiht, und Juda Makkabi sang das Lied von der Weihe des Hauses im davidischen Geist: „Ich erhebe dich, Ewiger, da du mich emporgezogen hast.“ [1]) Jubelnd umstanden die Tapferen den Führer; sie hatten ihr köstlichstes Kleinod wiedererlangt.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Es war doch nur wie ein schöner Wintertag, dem bald neue Stürme folgten; es kamen unselige Tage, da wurde Jsrael in die Tiefe gestoßen, und niemand zog es empor; rasch kam das Unheil, wo am Abend der Jubel ertönte, da vernahm man schon am Morgen die Klage; wüst und in Trümmern lag das Haus, das die Makkabäer geheiligt hatten. Aber in aller Marter und Not sang Jsrael das alte Lied, und wenn Chanukka kam, da zündeten sie die Lichter an, als stände noch das geweihte Haus, als wüßten sie gar nichts davon, daß der Sturm der Zeiten dieses Haus hinweggefegt hatte. Auf Tempeltrümmern das Lied von der Tempelweihe, im Todesbangen das Lied von der Erlösung; so hat die Erinnerung an eine glorreiche Vergangenheit den Mut für die Zukunft belebt, sie war der verjüngende Trank, der die matten Herzen rascher schlagen ließ; sie hat uns durch den langen, harten Winter begleitet, und im tiefsten Drucke hat Licht und Lied des Chanukkafestes die Hoffnung aufgerichtet, daß bessere Tage kommen werden.

Aber wenn wir nun das Gleichnis so weit geführt haben und gern zugeben, daß der Triumph der Makkabäer wie ein schöner Dezembertag die Seelen belebt hat, um des Winters Frost und Schauer leichter zu überwinden, so können wir doch nicht leugnen, daß ein noch so milder Wintertag keine rechte Frucht hervorbringt, daß der Frühling mit seinem Leuchten und Prangen, mit seinem Sprießen und Keimen, mit seinem Blühen und Duften ungleich herrlicher ist. Juda Makkabi war ein Krieger von seltener Art; die Geschichte aller Zeiten hat nur wenige Helden und Feldherren, die mit so reichem Lorbeer geschmückt sind, sein Name ist uns ein leuchtender Ruhmesschild. Aber in unserer Mitte war der Kriegsruhm nie das Höchste. David durfte einst den Tempel nicht aufrichten, weil er zu viel der Siege erfochten hatte, weil die Hand, die so viel Wunden geschlagen, nicht würdig schien, den Grundstein zu legen zum Hause Gottes, das dem Frieden und der Versöhnung geweiht ist. Oftmals ist, so wir das Schicksal Jsraels erwägen, unser Jahrhundert mit dem Zeitalter der Makkabäer verglichen worden. Heut wie damals begegnen sich das Judentum, das so lange abgeschlossen gelebt hatte, mit der Kultur der Zeit. Aber die Kultur der Gegenwart ist nicht krank und matt wie jene heidnische, die zum Tode reif war; sie ist trotz mancher Auswüchse kerngesund, und man kann wohl sagen, trotz mancher Bitternis ist es eine Lust, in diesem Zeitalter zu leben. Nicht Despotenlaunen, sondern Gesetz und Recht herrschen über die Geschlechter der Sterblichen; nicht Menschenvergötterung, die schlimmste Form des Götzendienstes, waltet,

---

[1]) Pſ. 30,2.

sondern die Mächtigen der Erde beugen sich vor dem Gott in den Höhen. Warum sollten wir von dem Geiste dieser Zeiten geringschätzig und verächtlich reden, warum sollten wir Feindschaft setzen zwischen ihm und dem alten Judentum, da doch beiden so viele Ziele gemeinsam sind?

Tiefsinnig ist das Wort des weisen Sängers: „Nur wo sich die Völker trennen gegenseitig im Verachten, — Keins von beiden wird bekennen, daß sie nach demselben trachten." Juda Makkabi ist uns ein Vorbild in seiner Treue, in seinem heldenhaften Sinne, und niemals werden wir aufhören, von ihm zu singen und zu sagen; aber wir brauchen in unseren Tagen keinen trotzigen Kämpfer, der unseren Feinden ein Schrecken ist, der uns trennt, sondern weit eher entspricht unserem Ideal der Mann, der im Vordergrunde der in diesen Wochen im Gotteshause gelesenen Schriftteile steht, Joseph, der Sohn des Jakob, der in Ägypten viel Unfreundliches erfahren. Aber als die Ägypter sein bedürfen und ihn zur Macht berufen, da hat er all die Unbill, die er erduldet hat, vergessen und vergeben, da gehört er mit ganzer Seele dem Volke, dem er ein Retter und ein Erlöser wird. Das ist die Aufgabe, die den Edlen in Israel, und da eigentlich jeder bestrebt sein sollte, ein Edler zu sein, die ganz Israel vorgezeichnet ist. Wir bewundern Juda Makkabi, aber wir beklagen sein Los, daß er von Kampf zu Kampf hat wallen müssen, und nur eine kurze Rast gewonnen hat, das Heiligtum zu weihen. So hat er den Winter in Israels Geschichte für eine flüchtige Spanne Zeit unterbrochen, aber nicht abgewendet. Der brächte uns keinen Segen, der heute nach ihm sich richtete und mit der Waffe des Wortes und der Schrift daran arbeitete, Juden und Judentum abzusperren. Unser Glaube leuchtet um so herrlicher, wenn er mit all dem Großen und Schönen sich schmückt, was die Weisen dieser Zeit geschaffen haben. Wir singen das alte Chanukkalied, aber wir ersehnen ein höheres und reineres, dessen Grundton die Versöhnung ist. Darum, weil wir die Palmen des Friedens tragen, sprechen wir in unserem Herzensfrieden: „Israel wird niemals wanken." — Amen!

108.

Das Recht der Makkabäer.

M. A.! Es ereignet sich oft, daß Einer, der im leidenschaftlichen Kampfe für das Volkswohl emporgestiegen ist, auf diesen Höhen des Erfolges Volk und Ideal verleugnet und die Selbstsucht enthüllt, der nur an persönlicher Macht gelegen ist. So viele, die am lautesten und lebhaftesten sich als Volksfreunde bekunden, sehen die Volkstümlichkeit, die sie dadurch erlangen, nur als die Staffel an, auf der sie emporsteigen wollen; sind sie erst oben, dann stoßen sie die Leiter als wertlos bei Seite und benehmen sich oft noch herrschsüchtiger, als geborene Aristokraten; sie verbinden die Roheit des Plebejers mit dem Eigenwillen des Despoten, während die von Jugend auf an die Herrschaft Gewöhnten die persönlichen Neigungen hinter glatten Formen verbergen. Dadurch wird das Freiheitsstreben so mancher, die am glühendsten von Freiheit reden, verdächtig; die Glut ist nicht echt, sie wollen nur von der wohlbesetzten Tafel der Mächtigen einige gute Bissen erhaschen und scheren sich im Grunde ihres Herzens wenig um die Menge, die ihnen begeistert zujauchzt.

Aber nicht nur die Freiheit, auch die Religion hat ihre falschen Propheten, die unter der Maske der Frömmigkeit nur an ihr eigenes Wohl denken, die demütig zur Erde blicken, die sehnsüchtig zum Himmel aufschauen, und die doch am eifrigsten nach den Gütern und Herrlichkeiten der Erde schielen. Echte Freunde des Volkes und der Religion sind selten; darum thut die jüdische Gegenwart gut daran, die Blicke weit rückwärts schweifen zu lassen in eine Vergangenheit, die Jahrtausende hinter uns liegt und sich zu bilden und aufzurichten an dem Beispiele der Selbstlosigkeit, das uns die Makkabäer bieten. Was war das für eine feige Brut, die damals in Israel würdelos dem halbwahnsinnigen Antiochus nachlief! Aufklärung, hellenische Bildung, das waren die Schlagworte. Aber die Führer schämten sich nicht, um die Gunst der Syrer zu gewinnen, den Tempelschatz zu berauben. Einer dieser Wichte überbot immer den anderen, durch dieses dem Heiligtum gestohlene Gut den nimmersatten Herrn auf seine Seite zu ziehen. Leute, die sich anmaßten, Hohepriester in Israel zu sein, verleugneten so sehr ihre Angehörigkeit zum jüdischen Stamme, daß sie mitten in einer meist jüdischen Bevölkerung nur dem Herrn zu Liebe griechische Namen annahmen.

Niemand konnte es ihnen verargen, daß sie vor den Griechen Respekt hatten; dies Volk, das allen Künsten, allen Wissenschaften oblag, und das doch so tapfer und kriegstüchtig war, um unter eines genialen Jünglings Führung wie im Fluge Asien zu erobern, kann kaum über Gebühr bewundert werden. Aber was wir oft beobachten, daß, wer einen Großen nachahmt, meist nur dessen Schwächen kopiert, zeigte sich auch hier: die Griechlinge nahmen mit Lust all den Aberglauben, all die Sittenlosigkeit an, durch die sich die Hellenen zum Nachteil von den Israeliten unterschieden. Auch ein ausgesprochener Freigeist, der sonst den Hellenen zujubelt und von der fanatischen Strenge der Makkabäer peinlich berührt wird, kann, wenn er nicht alle Gerechtigkeit vergessen hat, unmöglich auf die Seite des Antiochus oder gar seiner gottlosen und läppischen Anhänger unter den Juden sich stellen.

Das beste Zeugnis für die redlichen und verständigen Absichten der Makkabäer haben die Syrer selbst gegeben, als nach dem Tode des Antiochus ein syro-hellenischer General jenen Hohenpriester, der den Tempelschatz in Jerusalem an Antiochus ausgeliefert hatte, als einen böswilligen, den Juden wie den Syrern gleichverhaßten Störenfried, töten ließ. Das war in jeder Zeit das wohlverdiente Schicksal der Überläufer und Verräter, daß sie überall zurückgestoßen und um den Preis des Abfalls gewöhnlich betrogen werden. Die Aufklärung war auf Seiten Juda Makkabis, der den unsichtbaren Gott verehrte, der die Religion der Zukunft verkündete, und das gedankenlose Nachbeten und die öde Genußsucht auf Seiten derer, die von den Hellenen eigentlich nur das Schlechte entlehnten.

Es ist etwas Wunderbares um die Prinzipientreue, die nicht nur weltlichen Verlockungen gegenüber Stand hält, die vielmehr von dem als wahr Erkannten nichts opfert, selbst wenn um scheinbar geringe Opfer Sieg und allgemeine Anerkennung zu erreichen wären. Der Talmud sagt, ein Fasttag sei eingesetzt worden zur Erinnerung und zur Sühne dafür, daß die heilige Schrift ins Griechische übertragen wurde. Erstaunt fragt man auf den ersten Blick, ob dies Übersetzungswerk nicht viel mehr Anlaß zur Freude biete. Das Hebräische ist doch nun einmal in alter und neuer Zeit nur in einem engen Kreise gekannt. Unsere Vorfahren hielten die heilige Schrift in Ehren; wie aber sollte die Verheißung der Propheten sich erfüllen oder der Erfüllung sich nähern, wenn die Thora nicht hinausgetragen wurde zu den Heiden? und wie konnte dies anders geschehen, als durch eine Ubertragung in die damalige Weltsprache, das Griechische?

Wenn wir heute von unserer höheren Warte auf die Geschichte des Altertums blicken, so können wir ohne jede Übertreibung das Urteil fällen: an dem Tage, an welchem die Thora des Moseh in Egypten ins Griechische übertragen wurde, wurde das Heidentum in seinen Grundfesten erschüttert, an ihm beginnt die neue Zeit, der Triumphzug des Judentums, der zwar auch heute noch nicht vollendet ist, aber doch überreich ist an glänzenden Siegen des Geistes. Ist denn die civilisierte Welt nicht, wie unsere Gegner sagen, durchaus verjudet, und wäre dies möglich gewesen, wenn

die Schrift nicht in griechischem Gewande zu den Völkern hinausgeschritten wäre? Der Talmud sagt[1]): die Welt verfinsterte sich an jenem Tage, man sollte umgekehrt meinen, die bisher dunkle Welt erhellte sich an ihm, da die Sonne, die bisher nur über Juda gestrahlt hatte, über der ganzen Menschheit aufging. Der Dichter erzählt von einem Regentropfen, der aus der Wolke in die Muschel fiel und dort sich zur herrlichen Perle gestaltete, die als der prächtigste Schmuck an dem Diadem des Kaisers prangt. Ein Tropfen jenes Himmelsthaues, der uns mit der Thora geworden ist, fiel durch jenes schlichte und nichts weniger als gelungene Übersetzungswerk in die heidnische Welt und wurde der Keim einer Weltreligion, die jetzt mit ihrem Glanze über so viele Länder leuchtet.

Aber etwas von jener spröden Strenge der Makkabäer beseelte den talmudischen Meister, der diesen Tag einen Unglückstag für Israel nannte. Kann denn ein Buch vollgiltig übertragen werden? Ist nicht jede Übersetzung nur ein matter Abglanz des Originals? Und vollends in jener wenig sprachkundigen Zeit! Enthielt das griechische Werk nicht unzählige kleine und große Fehler, von denen manche geradezu die Keime weithin geltender religiöser Lehren geworden sind? Es hat kurz vor dem Ausgang des Mittelalters einen großen Gelehrten das Leben gekostet, als er gegenüber der griechischen und lateinischen Bibel ein Zurückgehen auf den hebräischen Grundtext im Namen der Wissenschaft verlangte; auch die ihn auf den Scheiterhaufen schickten, mußten wohl ein Gefühl davon haben, daß diese Forderung des Gelehrten, vom Standpunkte der Wissenschaft beinahe selbstverständlich, an dem Bau überkommener Glaubensvorstellungen gefährlich rüttelte.

Das wars, was die alten Weisen bestimmte, die in der besten Absicht unternommene griechische Übersetzung der Bibel zurückzuweisen. Die Wahrheit soll keinen Pact eingehen, sie soll lieber für den Augenblick unterliegen und auf einen kleinen Kreis von Bekennern sich einschränken, als die Welt zu ihren Füßen sehen um den Preis von Zugeständnissen an den Irrtum. Auch wer es weiß, daß die Geschichte gewöhnlich andere Wege einschlägt, wird doch Ehrfurcht hegen vor jenem unerbittlichen Wahrheitseifer, den der Talmud als ein Erbe der Makkabäer übernommen hat.

Um so merkwürdiger ist es, daß der Talmud selbst spröde ist im Preise dieser Helden, die doch das Vorbild gegeben haben zu jener schroffen Abweisung aller fremden Einflüsse. Aber die Nachkommen der Makkabäer haben den Geist ihrer Ahnen nicht fortgepflanzt. Dieses Geschlecht, das emporgekommen war durch seinen Eifer für Freiheit und Religion, hat später seinen Frieden mit Griechen und Römern geschlossen, und zur Zeit, als der Tempel zerstört wurde, haben die späten Sprossen jener Helden es nicht verschmäht, am römischen Hofe an allen frivolen Ergötzlichkeiten jener Zeit teilzunehmen und die Lehrmeister der Cäsaren in allen unlauteren Vergnügungen zu werden. Es ist ja vielleicht interessant, daß die alternde, den

[1]) Meg Taanit 8. Tebet.

Fünfzig nahe, makkabäische Prinzessin Berenike den jungen Titus, den Besieger Judaeas, völlig gefangen nahm und fast ihn bestimmte, sie auf den Kaiserthron neben sich zu erheben, aber die talmudischen Lehrer, welche die Zeitgenossen jenes Agrippa und der Berenike waren, hatten für derartige Triumphe wenig Sinn, und die Erinnerung an jene Helden wurde zurückgedrängt, da die entarteten Nachkommen der Hasmonäer ihren Ahnen so gar nicht entsprachen.

Wir aber haben ein volles Recht, diese Periode des Kampfes der Hasmonäer mit den Syrern in der Geschichte unseres Stammes besonders auszuzeichnen. Ohne den Eifer zu billigen, der oft in Fanatismus ausartete, dürfen auch wir in Ehrfurcht uns beugen vor den Helden, die das Leben freudig opferten für ihren Glauben. Was damals als Aufklärung sich aufdrängte, war oft, wie heutzutage, nur Gesinnungslosigkeit, Feigheit, Modethorheit und leere Genußsucht. Trotz mancher Ausschreitungen sind diejenigen hohen Ruhmes wert, die mit dem Sänger der Psalmen zu Gott riefen: „Die Schlingen der Frevler umringen mich, aber Deine Thora vergesse ich nicht.“ [1]) — Amen!

---

[1]) 119_{61}.

109.

Der Sieg der Makkabäer, seine Licht- und seine Schattenseite.

Es ist eine harte und freudlose Erfahrung, daß Völker, die dazu berufen sind, durch gemeinsames Ringen hohe Ziele der Gesittung zu erreichen und die Menschheit zu fördern auf der Bahn des Geistes, daß gerade diese oft gegeneinander in Feindschaft entbrennen, die schöne Kraft vergeuden in gegenseitiger Fehde und dadurch jeden Fortschritt in Frage stellen. — Man braucht nicht in die Vergangenheit hinabzusteigen, wir können in der Gegenwart bleiben, wir brauchen sie nicht zu suchen, sie drängen sich uns auf, die Beispiele, wo Eifersucht, Ehrgeiz und die Lust zu herrschen den Haß gesäet haben zwischen großen und edlen Nationen, und böses, stechendes Unkraut ist aus dieser Saat emporgewachsen.

Jeder Krieg ist ein grauses und peinliches Schauspiel, es schmerzt, wenn zu so vielen Feinden des Menschen, welche die Natur gegen ihn aufstellt, der Mensch selbst sich als der schlimmste hinzugesellt. Aber wird das Schwert geführt zwischen Nationen, die auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen, so leidet wenigstens dieses kostbare Gut, für dessen Mehrung und Veredlung alle Guten streben, keinen Schaden. Entbrennt ein Streit zwischen einem rohen und einem gesitteten Volke, so blüht die Hoffnung des Sieges dem kultivierten Stamme, denn die Kultur ist nicht nur ein Schmuck, sie ist auch, wenn es sein muß, eine Waffe; und dieser Sieg ist ein Erfolg des Geistes, weiter dehnt sich die Grenze des Gebietes, wo die Civilisation das Scepter führt, und dieser Erfolg kann einigermaßen für das vergossene Blut versöhnen.

Aber wenn die Bannerträger des Fortschritts wider einander streiten, Leute mit engem Herzen und engem Kopfe fragen auch dann nur: wer hat gesiegt? und ungebändigt ist der Jubel, wenn der eigene Stamm den Lorbeer gewonnen hat. Wessen Blick jedoch hinausreicht über den Grenzpfahl seines Vaterlandes, wessen Herz nicht ganz ausgefüllt ist von patriotischer Verzückung, sondern noch Raum hat für die Sehnsucht nach einer Gesittung, welche die durch Sprache und Regierung geschiedenen Völker wie zu einer Familie verbindet, der empfindet es schmerzlich, daß dieser Sieg des einen Volkes, wie sehr er auch in sich berechtigt und erfreulich ist, eine Niederlage der Menschheit bedeutet. Denn er schwächt und durchbricht die

Phalanx des Geistes und des Fortschritts; durch die Risse des Damms flutet die Roheit und die Verwilderung hinein, es modert die Saat, und selbst wenn die Flut wieder zurücktritt, sind die wohlgepflegten Felder versandet.

Darum ist der Kampf zwischen den Hellenen und den Juden, an welchen uns das Chanukkafest mahnt, ein nicht ganz erfreuliches Kapitel in der jüdischen Geschichte. Wohl ist der Name der Makkabäer ein stolzer Ruhmestitel, wohl ist Israel, wie es im Dulden und im Siegen sich in dieser Zeit bewährt hat, über alles Lob erhaben. Daniel, der mutvoll in die Grube der Löwen hineinsteigt und unversehrt hervorgeht, ist das Volk selbst; denn wenn das kleine Judaea mit Antiochus, den Besieger Ägyptens, den Kampf aufnimmt, was heißt das anders, als sich unter Löwen stürzen? Und wenn Juda Makkabi als Sieger das Schlachtfeld verläßt und in Jerusalem einzieht, um die von den Juden verlassene, von den Heiden entehrte Stätte aufs neue zu weihen, ist das nicht soviel, als wenn einer den Löwen, den Fürsten der Wüste, bändigt? Jene drei Männer, welche ob ihrer Treue in des Ofens feurige Glut geworfen und dort von einem Engel behütet wurden, sie sind ein Symbol des Glaubensmutes ihres Volkes und seiner Ausdauer, die den Sieg gewann.

Mit welch grausen Bildern schreckte, mit welch lieblichen Bildern lockte der Syrer! Ein freier und ungezügelter Lebensgenuß, und was griechisches Talent und was asiatischer Reichtum bieten konnte, um diesen Genuß zu erhöhen und zu verschönen, das fand sich hier zusammen. Um alles, was aus Syrien kam, wob sich in Judaea der Reiz der Neuheit, der Zauber der Mode; wer gar keinen Geschmack hatte, glaubte, er benehme sich geschmackvoll, wenn er es den Hellenen nachthat. Da folgten so viele den lockenden Tönen und befanden sich wohl dabei und wurden von den Syro-Hellenen geehrt, wenn sich diese auch wahrscheinlich im engen Kreise über die ungeschickten Juden, die aber auch alles nachäfften und in den Übungen der Palästra linkischer waren als ein attischer Sklave, ihren Spaß trieben. Diejenigen, die das Leben ernst nahmen, glaubten sicherlich auch damals, griechische Bildung sei ein wertvoller, aber schwer zu gewinnender Besitz. Aber die jungen Stutzer in Jerusalem, welche mit den Offizieren des Königs Umgang pflegten und die neusten Witze der übermütigen Antiochier zu erzählen wußten, lachten nur über die Schwerfälligen. Geht es uns ja mit der modernen Bildung oft nicht anders. Mancher meint, es sei eine ernste Lebensarbeit, den Geist der Zeit in sich aufzunehmen; und wie viele unserer Stammesgenossen glauben ihn fix und fertig zu besitzen, wenn sie sich im Gasthause an die allgemeine Tafel setzen und an dem Gotteshause mit vornehmen Lächeln vorübergehen. Hier die Schranke des Gesetzes, dort die Freiheit des Genießens, hier der Haß, dort die Gunst des Herrn, hier das Vorurteil, dort der Vorteil; war das nicht der Feuerofen der Prüfung, von welchem wir im Buche Daniel lesen, und ist es nicht ein Wunder, daß trotz allen Abfalls der jüdische Stamm unverletzt aus dem Feuer hervorging, daß keine seiner Wurzeln entkräftet, keiner seiner Zweige versengt wurde, daß trotz der mächtigen Glut nur die Blätter gefallen, aber

der Stamm und die Zweige geblieben sind? Dennoch möchten wir, wenn auch von einem Standpunkt, welcher den alten Lehrern fremd war, ihrem Satze beistimmen[1]: „Die acht Tage Chanukka sind bestimmt, daß man Lob- und Dankeslieder singe, aber sie brauchen nicht durch festliche Male ausgezeichnet zu werden". Wir haben keinen Grund, uns dieses Sieges allzusehr zu freuen. Was wäre Herrliches geboren worden, wenn sich der griechische und jüdische Geist in Liebe und Frieden vermählt, wenn die Hellenen einen edleren Vertreter als jenen tollen, vom Größenwahn besessenen Antiochus, zum Judentum gesandt hätten!

Noch heute strebt die Menschheit nach nichts Höherem, ja kann sie nach nichts Höherem streben, als nach der Vereinung dessen, was die Griechen und Israeliten mit besonderem Eifer ausgebildet haben. Das Ideal der Gegenwart ist Humanität, echte Menschlichkeit. Humanität aber ist nichts anderes, als der Bund der Wahrheit und der Schönheit; Wahrheit ist das Erbe Israels, Schönheit das Kleinod von Hellas. Sie sind beide nicht die mächtigsten Reiche der alten Welt gewesen; eng war ihre Heimat; eng, wie die Quelle, aus der der mächtige Strom hervorfließt. Ein Strom hat sich ergossen durch die Jahrtausende, und die Menschheit wäre verkommen, hätte sie sich nicht an diesen Quellen gelabt. Es kam eine Zeit, da dürstete die Welt nach Gott, nach einem Glauben, nach einem Halt fürs Leben; sie schöpften aus dem Strom, der dem Quell Judas entflossen war; nicht ganz rein war die Flut, durch manches Gebiet war sie geströmt, manchen Zufluß hatte sie in sich aufgenommen, sie war getrübt durch fremden Beisatz. Dennoch hat sie den Durst gestillt und die Welt vor dem Verschmachten gerettet. Und wieder kam eine Zeit, da merkten die Menschen, daß sie gar zu sehr dem Glauben sich hingegeben, daß sie sich selbst Fesseln geschmiedet hatten, und heischten Erlösung und Erhebung; da griffen sie zurück zu den vergessenen, verstoßenen Hellenen, an den Urbildern der Schönheit erholte sich der Geist, und die Barbarei begann zu schwinden. Wann bricht der Tag an, wo der Kultus der Wahrheit sich vertragen lernt mit dem Kultus des Schönen, wo die Menschen es einsehen, daß der Blick so nach außen wie nach innen gerichtet sein muß, daß nicht Weltverachtung und nicht Weltvergötterung Welterkenntnis ist!

Damals in den Tagen der Makkabäer begegneten sich die Träger der Kultur, die Juden und die Griechen; aber es waren nicht die echten Griechen, die die Menschheit lehren bis auf den heutigen Tag. Antiochus und seine Genossen hatten den Namen und den Schein, aber nicht das Wesen und die Größe ihres Volkes. Jede entwickelte Bildung hat wie das Licht ihren Schatten, das ist der Luxus, die Schlaffheit der Sitten, und was bei dem Denkenden als ernster Zweifel, als ein schweres Ringen mit den Rätseln der Welt sich kund thut, das äußert sich bei den Leichtsinnigen als frevle Spottlust, als übermütige Selbstvergötterung.

[1]) Sabbat 21b.

Da schloß sich Juda ab vor dem hellenischen Geist, einen mächtigen Damm hat es aufgerichtet gegen diesen Strom der Bildung, welche der seinen fremd war, und wie lange ist es in dieser Abgeschlossenheit geblieben! Das Chanukkafest mahnt uns an den Sieg Judas; aber es mahnt uns auch: damals wurde der Grundstein gelegt zu der Mauer, welche das Judentum abschloß. Wohl hat es auch hinter dieser Mauer seine Triebkraft nicht verloren. Einzelne große Männer verstanden es auch, eine Bresche zu legen in diese Mauer. Aber sie vermochten nicht sie abzubrechen; zu schwer war den Makkabäern der Sieg geworden; was Wunder, daß die Juden den wiedergewonnenen Schatz eifrig, übereifrig hüteten und bewachten!

Die Feinde unseres Glaubens werfen uns vor, daß wir uns in unsern Gebeten das „auserwählte Volk" nennen. Das ist nun wieder so ein Gemeinplatz, wo Wahres und Falsches gemischt ist; jedes große Volk hat einen Beruf in der Geschichte der Menschheit, hat einen Zweck auf Erden zu erfüllen; zu diesem ist es von der Gottheit erwählt. Traurig ist es, wenn eine Nation sich nicht für auserwählt erachtet, wenn sie glaubt, sie habe keine Aufgabe, keinen Anteil an dem großen Werke der Förderung der Menschheit. Aber auch das führt ein Volk irre, wenn es sich allein für auserwählt hält, wenn es geringschätzend die andern ausschließen möchte von der großen Arbeit. Mit offenem Auge, mit offenem Herzen auf die Welt schauen, lernen und lieben, das macht ein Volk groß. Wenn Israel in früheren Zeiten, bei aller Treue und Tüchtigkeit der einzelnen Glieder, so sehr zurückblieb, so lag die Schuld zum Teil auch daran, daß es sich allein für auserwählt hielt und meinte, wir könnten, wir dürften von den andern Völkern nichts lernen. Wenn es in dem letzten Jahrhundert sich so wunderbar emporgehoben hat, so strömt ihm dieser Segen aus der lebendigen Teilnahme an der Bildung der Zeit.

Den Adelsbrief, den ihm die Geschichte bestätigt hat, kann Israel freilich nicht aus der Hand geben, daß es dazu berufen ist, das höchste Kleinod der Menschheit, die religiöse Wahrheit, den Glauben an Gott, zu hüten und zu pflegen. Aber gerade dieser Beruf verlangt Anschluß an die Bildung der Zeit, daß die Wahrheit, dieser Baum des Lebens, genährt werde mit allen Säften, daß der Aether und die Erde, die Sonne und die Flut ihn sättigen und seine Wurzel sich feste und sein Gezweig sich breite und sein Blatt blühe.

Und neben Israel hat nicht etwa erst die Gegenwart, — nein, hat schon ein alter Lehrer[1]) — Hellas hingestellt als den Hüter des goldenen Horts; denn zum Erhabenen muß sich das Schöne gesellen; Japhet, der jüngere Sohn des Noah, galt dem Altertum als Ahn des griechischen Volkes, — die Lautverwandtschaft mit Japetos wies darauf hin, — und Sem, der ältere, war der Ahn

[1]) Megilla 9b.

der Juden; mit Beziehung auf dieses Verhältnis sagt Rabbi Simon ben Gamaliel mit einem freilich unübersetzbaren Wortspiele: „die Helle, die Schönheit von Hellas, soll wohnen in den Zelten Sems“ und erkennt somit an, was seinem Volke fehlt, wonach es zu streben hat. Aber Juda hat die Mahnung seines Lehrers nicht befolgt, es konnte dieselbe nicht befolgen, allzu tief hatte der Kampf der Makkabäer seine Furchen gegraben in die Geschicke unseres Volkes. Die Kluft, welche uns von diesem großen Kulturvolke des Altertums trennte, war zu groß geworden. Mancher Meister in Israel hat noch in der Folgezeit von den Griechen gelernt; aber das jüdische Volk war ihnen entfremdet.

Schammai[1]) lehrt im Gegensatz zur Meinung Hillels und zu unserer Uebung, man solle am ersten Tage des Chanukka acht Lichtlein anzünden und an den darauf folgenden sieben Tagen immer je eins weniger; dieses Verhältnis entspräche unserer Auffassung des Festes: es war ein Triumph, blendend für den Moment. Indes, wenn man ihn genauer betrachtet, so schwindet zwar das Licht nicht völlig, aber es wird schwächer.

Die Alten haben nicht Unrecht, wenn sie auf die „Verkündigung des Wunders nach außen“ das Hauptgewicht legen, wenn sie meinen, man müsse die Lichter zu einer Zeit und an einem Orte anzünden, daß sie den Nicht-Juden besonders in die Augen fielen. In der That, der Glanz des makkabäischen Heldentums war größer als die Helle und die Wärme, welche es seinem Volke gespendet hat; Ruhm haben wir reichlich gewonnen von diesen Helden, die wie die „Hämmer“ niederfielen auf das Haupt der Feinde; aber es ist in alter und neuer Zeit ein Jammer, wenn Völker, die der Welt etwas zu bieten haben, die ein Diadem des Geistes auf dem Haupte tragen, statt sich zu vereinen, einander befehden. Wir erheben natürlich keinen Vorwurf, keine Anklage gegen jenes Heldengeschlecht, welches damals den Riß unseres Stammes geheilt hat. Die Makkabäer wohnen in dem Herzen ihres Volkes und sie verdienen seine Liebe. Es war eine Ungunst des Geschickes, daß gerade der rohe Antiochus mit seinem Aufklärungsfanatismus nur die Ausartung und Unsitte des hellenischen Wesens unseren Vorfahren gezeigt und dadurch den Haß und die Leidenschaft der Patrioten gegen alle fremde Bildung wachgerufen hat. Singen wir immerhin die alten Siegeslieder, aber trachten wir auch nach dem neuen Liede, nach der neuen Weihe, daß die zwei Flammen, die von Juda und von Hellas, zu einer großen Leuchte zusammenschlagen, zur Leuchte der echten Menschlichkeit. — Amen!

[1]) Sabbat ebd.

110.

Haman.

M. A.! Es gehört wenig Verstand und nur viel Charakterlosigkeit dazu, die Volksleidenschaften aufzuwühlen. Wer fort und fort dieselbe Lüge vorbringt, unbekümmert darum, daß sie längst widerlegt ist, der findet bei Tausenden von harmlosen Menschen Glauben, weil einfache Leute sich dieses bewußte und kecke Verleugnen der Wahrheit gar nicht vorstellen können.

Ja, wir erleben den wunderlichen Prozeß, daß die Verlogenheit sich an dem Urheber der Lügen rächt, daß dieser allgemach seine eigenen Märchen glaubt. Freilich ist dieser Glaube sehr verschieden von dem, den wirklich wahrheitstreue Menschen für ihre Ueberzeugungen hegen. Aber so viele, die Tag um Tag darauf ausgehen, ihre Genossen zu blenden, zu bethören, zu berauschen und dann im Rausch zu thörichten Streichen fortzureißen, verlieren, da ihnen stets nur das Ziel vorschwebt, die Leidenschaften aufzuregen, fast ganz die Fassungskraft für den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge. Was schön klingt, was für den Augenblick wirkungsvoll ist, das scheint ihnen begehrenswert, dem jagen sie nach. Die glänzende Pose gilt ihnen alles, es ist ihnen gleichgiltig, daß sie Gifte dem Volke reichen, wenn nur diese Gifte dem Gaumen der Menge munden und mit Gier von ihr verschlungen werden, und sie wissen dann schon gar nicht mehr durch die lange böse Gewöhnung, daß sie das Volksgewissen verwirren und krank und elend machen.

Die große Masse hat soviel Ursache unzufrieden zu sein. Trotz schwerer Arbeit weicht oft die Sorge nicht von ihren Häupten; aller Fleiß, aller Eifer reicht oft nicht aus, das Notwendigste zu schaffen; von denen, bei welchen sie Hilfe heischen, werden sie mit Worten statt mit Werken abgespeist. Überdies ist es so menschlich zu meinen, daß die Früchte der Freude und des Vergnügens, von denen die Erde voll ist, für alle blühen, und um so härter ist dann die Wahrnehmung, daß die Einen mühelos danach langen, während die Meisten davon ausgeschlossen sind. Da kommen denn die Verführer und sagen: diese oder jene Menschenklasse ist an allem Unheil schuld! Wie leicht glauben dann die Gequälten, was sie so gern glauben möchten, daß nicht an ihnen selbst, die doch wohl vollauf ihre Schuldigkeit thun,

oder in einer harten, schwer zu ändernden Weltordnung die Ursache ihrer Leiden liege, sondern daß diese von einer lügnerischen Rotte denuncierte Menschenklasse das Übel hervorgebracht habe.

Die heilige Schrift zeigt uns an Haman das Modell eines Judenfeindes, der eine ungeheure Bewegung gegen die Juden entfacht, und der doch eine durchaus untergeordnete Persönlichkeit war, dessen ganze Kraft zu schaden in seiner Charakterlosigkeit bestand. Das ist ja das Ärgerliche an diesen Kämpfen mit Judenfeinden in alter und neuer Zeit, daß auch der Triumph über diese verlogenen Gesellen gar keine Freude macht, weil es sich gar nicht lohnt, über sie zu siegen, weil sie weder durch Geist noch durch Thatkraft sich auszeichnen. Auf unsere Gegner und auf ihre Macht im Lande paßt freilich das Wort: „Übers Niederträchtige nimmer dich beklage, denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage."

Es giebt in der Geschichte große Bösewichte, die, wenn sie durch ihre schlechten Ziele uns Abscheu einflößen, doch durch die Energie, durch die stürmische Leidenschaftlichkeit ihres Wollens, durch die Gewalt ihrer Persönlichkeit unseren Respekt erzwingen. Solche Gegner hatte das Judentum wohl nie. Haman ist für alle das Vorbild, ein geistig beschränkter, niedriger Sklave, dem die Höhe der Macht keine Spur von hoher Gesinnung verliehen hat.

Der Talmud sagt: Haman war der oberste der Schacherer, der für zehntausend Talente die Juden vom Könige kaufen wollte, daß er mit ihnen thue, wie es ihm beliebe. Welch eine niedrige Gesinnung, die Existenz eines Volkes wie den Gegenstand eines Geldgeschäftes zu beurteilen, Glück und Leben einer großen Gemeinschaft nach dem Maßstabe zu messen, ob es dem Könige Gewinn bringt, sie zu dulden, und die etwaigen Gewissensbedenken des Ahasverus mit zehntausend Talenten beschwichtigen zu wollen, die der allmächtige Minister, wer weiß woher, sich erworben. Ist es eine Ehre, sich mit einem Gegner zu messen, der, wie Haman, vom blödesten Aberglauben erfüllt ist, der es von irgend einem aberwitzigen Verfahren des Losens abhängig macht, wann er seine bösen Pläne ins Werk setzen soll? Wie gemein und feig benimmt Haman sich bei seinem Sturze! Von Ehre, Charakter, persönlicher Würde hat er offenbar keine Ahnung. Selbst wo er seinen Untergang vor Augen sieht, hat er nicht den Mut, zu sterben, und ist nur ein neues Zeugnis dafür, daß die Könige schlecht und die Opfer ihrer despotischen Launen werden durch die haltlosen und charakterlosen Menschen, mit denen sie verkehren.

So geistlos dieser Haman ist, das Sprüchlein, mit dem einst Haman die Juden vor dem Ahasverus und den Persern angeklagt hat, wird noch heute von den Judenfeinden mit geringen Änderungen nachgeplaudert: „Da ist ein einig Volk, sagt er, zerstreut und doch von den anderen Völkern getrennt, und ihre Satzungen sind verschieden von denen aller Völker, und die Gesetze des Königs üben sie nicht, und der König hat gar keinen Vorteil, sie zu dulden."

Unser Schicksal soll unsere Schuld sein; zerstreut unter den Völkern sind wir, aber wären wir nicht lieber auf der heimischen Scholle geblieben, haben wir die Stürme gerufen, die uns nach allen Enden der Erde getragen haben? Und wir sind trotz alledem ein einig Volk, — wer wollte, es wäre wahr! Daß eine religiöse Gemeinschaft, die ihre tausendjährigen Traditionen hat, einig ist, ist wahrlich keine Schande; leider existiert diese Solidarität nur in den Träumen unserer Feinde, wir spalten uns häufig um ein Nichts und bieten den Gegnern das unerfreuliche Schauspiel öder Zänkereien.

„Unsere Gesetze sind verschieden von denen anderer Völker". Dadurch sind wir getrennt: wir haben unsere Feste an Tagen, welche für die anderen Werktage sind; wir haben uralte eigentümliche Ordnungen für den Gottesdienst wie für das Haus. Aber was haben nur die anderen für Schaden, wenn wir diese alten Satzungen beobachten? Es ist doch nicht nötig, daß alle Bewohner des Landes gleichsam dieselbe Uniform tragen, wenn sie nur sonst in der Förderung des Volkswohls einig sind. Eine Verleumdung aber ist es, daß wir „die Gesetze des Königs nicht befolgen", jeder gute Israelit weiß es, daß der Prophet Jeremias uns die Förderung des Wohles der Länder, in welche die Stürme der Weltgeschichte uns gebracht haben, anbefohlen hat, und nur Haman und seine zahllosen Nachfolger verfolgen uns mit dieser verleumderischen Lüge.

Und bringt es dem Könige, dem Staate, wie Haman sagt, wirklich keinen Gewinn, uns zu dulden? Sind die Israeliten nicht meist rührige, ehrliche, sparsame Bürger? Zugegeben, daß der Handel keine Güter schafft, aber erstens sind nicht alle Juden Kaufleute, und sodann ist der Handel die Macht, die so vielen Erzeugnissen des Bodens und der menschlichen Geschicklichkeit erst Wert verleiht, gewissermaßen sie erst zu Gütern emporhebt.

So verlogen die Anklagen Hamans waren, sie haben dennoch Anklang gefunden, und noch heute finden die Hamane Beifall, weil sie den Volksleidenschaften schmeicheln. Wir lesen nirgendwo, daß Mordechai sich Mühe gegeben hat, Haman zu widerlegen. Aber wir lesen im Midrasch[1]): Als Mordechai von den Anschlägen Hamans hörte, rief er auf der Straße einen jüdischen Knaben zu sich heran und sagte zu ihm: Auf, sag mir ein Bibelwort, das dir besonders vertraut ist. Und der Knabe sprach: „Sinnet Pläne, sie sind zerstört, sprechet Worte, sie bestehen nicht, denn mit uns ist Gott"[2]). Dies schlichte Gottvertrauen erhob den Mordechai und erhebt uns über die Not der Zeit, über Haman und seine Sprossen. — Amen!

---

[1]) Esther r. 7_{12}. [2]) Jes. 8_{10}.

111.

Purim.

M. A.! Es giebt eine Ueberlieferung[1]), daß unsere Vorfahren, trotz der Wünsche des Mordechai und der Esther, den Purimtagen keinen höhern festlichen Charakter beimessen wollten; sie entschlossen sich gern dazu, diese Tage durch Speise und Trank, durch Lust und Fröhlichkeit, durch Schenken und Wohlthun auszuzeichnen, aber nicht einmal im Gottesdienst des Purim ist eine wesentlich erhöhte Feierlichkeit bemerkbar. Jene Psalmen, die wir an allen Festen, die wir sogar an Chanukka und an Neumonden anstimmen, das Hallel ertönt am Purim nicht im Gotteshause. Es wird den Talmudlehrern[2]) schwer, es zu erklären, warum nicht auch zum Preise der Errettung in der Zeit des Ahasverus die Hallellieder gesungen werden. Offenbar hat sich das Volksgefühl dagegen gesträubt, die Erinnerung an jene Befreiung durch Mordechai und Esther mit so hohem und heiligem Sang zu feiern, wie wir ihn freudig erheben, so wir des Auszuges aus Aegypten oder so wir der Heldenthaten der Makkabäer gedenken.

In der That haben weder die Menschen noch die Ereignisse, an die uns Purim mahnt, etwas besonders Erhabenes. Der Talmud erzählt[3]), ein Teil des Synhedrion, d. h. einige der Besten und Edelsten des damaligen Israel, habe sich von Mordechai fern gehalten; und wir können uns ungefähr vorstellen, was diese gelehrten Häupter gegen den ja zweifellos mit vielen Tugenden gekrönten Mann einzuwenden hatten Denken wir uns, Mordechai wäre weniger klug gewesen, er hätte der Esther nicht den schlauen Rat erteilt, ihre Angehörigkeit zum Judentum zu verbergen, so wäre wahrscheinlich nach menschlichem Ermessen Esther dennoch auf den Königsthron gestiegen, Haman aber, der Feigling, hätte sich wohl gehütet, gegen den Stamm Pläne zu schmieden, dem die Königin angehörte; die ganze Gefahr wäre vermieden worden. Mordechai war nicht der letzte unter denen, die beim besten Willen Unheil anstiften, weil sie entweder selbst mit ihrem religiösen Bekenntnis hinter dem Berge halten oder ihren Angehörigen dazu raten. Und dieser wackere Mann, dessen stärkste Seite sonach der Mut nicht gewesen ist, hatte zur Unzeit wieder zu viel Mut, sogar Uebermut. Warum erwies

[1]) Megilla 5b. [2]) 14a. [3]) 16b.

er nur dem Haman nicht die Ehre, die der König verordnet hatte, warum warf er sich nicht vor Haman nieder? Das ist nun einmal im Orient eine Form der Verehrung, wie sie die Herrscher und ihre Günstlinge für sich fordern. Das Judentum verbietet dergleichen Förmlichkeiten nicht; sie sind unzähligemal vor und nach Mordechai von Juden geübt worden, ohne daß diese sich dadurch in ihrem religiösen Gewissen beschwert gefühlt hätten. Mordechai hat den bösartigen Feind ohne Not gereizt, vollends im Momente des Triumphs! Wir glauben es dem Talmud gern, daß nicht alle Israeliten einverstanden waren mit jenem wüsten Hinmorden ihrer Widersacher, wenn auch die Juden sich nicht soweit vergaßen, um zu rauben und zu plündern. Von der Stadt Susa, von den Einwohnern der Residenz des Königs, heißt es[1]): Die Stadt Susa war betrübt, als Israel gefährdet war, und die Stadt Susa war wieder fröhlich, als die Gefahr wich. Sicherlich lebten auch Feinde der Juden in Susa, aber da die große Mehrheit der Einwohner den Juden wohlgesinnt war, so war es kein Akt der Notwehr, so gegen die Feinde zu wüten. Ueber solche Siege singt man keine Hallelpsalmen.

Auch Esther zeigt bei vielem Lichte einigen Schatten; sie hieß als Jungfrau Hadassa, die Myrthe; sie war hold und lieb und anmutig, und daß sie jeden Schmuck verschmähte, als sie vor dem Könige erschien, ist ein Zeugnis ihrer Bescheidenheit. Später hieß sie Esther, der Stern, sie war ein Stern, aber keine Sonne. Schon unsere alten Weisen haben es herausgefunden, daß ihre anfängliche Weigerung, zum König zu gehen und für ihr Volk zu bitten, schlecht von ihr begründet wurde. Wie konnte sie glauben, daß die Verordnung, jeder müsse sterben, der ungerufen zum Könige komme, auf die Königin werde angewendet werden!

Wie unwürdig benimmt sich Ahasverus, ein frappantes Beispiel dafür, daß kein Herrscher so abhängig, so ohnmächtig ist, als ein Despot. Er ist die Marionette in der Hand seiner Diener. Das eine Gute freilich müssen wir gelten lassen, was auch der Talmud von ihm rühmt: er schreibt sich diejenigen auf, die ihm wohlgethan haben. Aber so wenig kennt er seine königliche Pflicht, daß er, als Haman die Vernichtung eines ganzen Volkes fordert, nicht einmal fragt, wie das Volk heiße, und dem Günstling die grausame Forderung bewilligt.

Haman selbst hat keine Spur von Größe. Er ist feig und eitel; nur unter Despoten können solche Lakaien zu den höchsten Aemtern gelangen. Und unter welch komischen Verhältnissen wird Haman von seinem Schicksal ereilt; er fällt, eigentlich unschuldig, als das Opfer eines lächerlichen Mißverständnisses seitens des eifersüchtigen Königs.

Und dennoch, obgleich diese ganze Purimgeschichte wenig erhabene Momente enthält, haben sich die alten Weisen zu dem Satze verstiegen: Mordechai sei in

---

[1]) 3_{15}, 8_{15}.

einem Zeitalter von demselben Gewichte gewesen, als Moseh in dem seinigen, und ein wegen seines Tiefsinns bekannter Talmudheros, Rabbi Simon ben Lakisch, behauptet gar, wenn auch alle Reden der Propheten und Weisen ihre Geltung verlören, das Buch Esther würde dauern und seinen Wert behalten. Das scheint ein kühnes Wort, besonders gegenüber den letzten Kapiteln des Büchleins, die uns eher stören als erbauen. Was hat denn diese Erzählung so Tröstliches, um ihr einen so großen Wert zu verleihen? Nun, wie es scheint, gerade in dem nüchternen Hergang, in der Einfachheit der Ereignisse und der Menschen, die uns in dem Büchlein geschildert werden, liegt ein großer Trost, wenn wir vor den Gefahren bangen, die das Judentum bedrohen.

Wir lesen von dem Auszug aus Aegypten, und das Lied des Moseh findet noch heute einen Widerhall, da Gott Himmel und Erde erregte, um die Dränger zu strafen. Aber damals geschahen Zeichen und Wunder; die spätern Geschlechter können sich nicht zu dem Glauben aufschwingen, daß Gott wieder so Gewaltiges vollbringen werde, um Israel zu helfen. Wir vernehmen sodann von den Kämpfen der Makkabäer, und die Seele unseres Stammes jubelt, daß solche Helden aus unserem Geschlechte entsprossen sind; aber diese Helden sind von seltener Art. Es wäre schlimm um uns bestellt, wenn wir zu unserer Rettung aus mancherlei Gefahren immer Männer bedürften, die den Makkabäern gleichen.

Da kommt uns das Büchlein Esther recht gelegen, um uns zu lehren, daß Gott auch oft durch einfache Vorgänge die Frevler zu Falle bringt und die Gerechtigkeit zum Siege führt. Wer möchte wagen, die Charaktere des Moseh und des Mordechai zu vergleichen. Darum bleibt es doch wahr, daß Mordechai gerade so sehr ein Retter Israels gewesen ist als Moseh. Was am Schilfmeere geschah, was Juda Makkabi vollbrachte, steht einzig da; was Mordechai und Esther litten und vollführten, hat sich oft im Laufe der Jahrhunderte wiederholt. Wie oft drohte irgend ein Verhängnis von einem Mächtigen, der den Juden feindlich gesinnt war. Da wurde dieser Mächtige von einer Krankheit heimgesucht; ein jüdischer Arzt wurde zu ihm gerufen, und am Krankenbett, wo auch ein hartes Gemüt milder ist, wurde der böse Befehl abgeschwächt, widerrufen. Um solch ein Helfer zu werden, bedurfte es keines Heldentums, bedurfte es nur der bei vielen vorhandenen Pflichttreue und Liebe zur Glaubensgemeinschaft. Darum schöpfen wir aus dem Buche Esther, wenn wir um die Zukunft Israels sorgen, sicherer Trost als aus allen Reden der Propheten. Wenn Gott auch durch Mordechai und Esther hilft, dann kann es uns niemals an Helfern fehlen.

Es schmeichelt dem Selbstgefühl der Menschen zu glauben, daß Wunder geschehen, um sie zu befreien; der Dichter des Nathan schildert uns eine Maid, die sich gern einredet, nicht ein Mensch, sondern ein Engel, ihr Engel, habe sie aus Feuersgefahr befreit; so Viele, wenn ein Arzt ihnen ihre Krankheit hebt, glauben nicht an die natürliche Wirkung der Arzneien, sondern an die irgend einer

Wunderkur. So hoffen auch viele im Gange der Geschichte auf Wunderkuren. Aber der Besonnene fühlt sich erleichtert, wenn er sieht, daß ein schweres Uebel auf ganz natürlichem Wege und mit geringen Mitteln gehoben werden kann. Ein jüdischer Finanzmann, der es heutzutage ablehnt, einem Staat Dienste zu leisten, der die Juden bedrückt, ist noch kein Held; aber er thut seine Schuldigkeit und verschafft seinem religiösen Bekenntnis Achtung und erweckt vielleicht das Gewissen unserer Gegner. Die Politik der kleinen Mittel ist nicht ganz zu verschmähen. Mordechai und Esther sind keine überragenden geschichtlichen Gestalten, aber Gottes Größe zeigt sich in jener Zeit darin, daß auch ein Mordechai erlösen kann.

Die geschichtliche Wahrheit dieses Buches ist angezweifelt worden; aber warum sollte sein Inhalt nicht wahr sein, da ja, was dort erzählt wird, in ähnlicher Weise sich unzählige Male wiederholt hat? Tröstlicher, als alle Propheten, ist die Purimkunde, daß Gott keine Wunder braucht, um zu erretten und zu erlösen. — Amen!



Betrachtungen.

112.

Der Beginn des Schuljahres.

Die Menschen haben mannigfache Jahresanfänge. Noch heute befolgen wir als Bürger die Anordnung des mächtigen Römers und beginnen unser bürgerliches Jahr mitten im Winter. Als Israeliten feiern wir Neujahr im Herbste, wenn der Kreislauf von Pflügen, Säen, Blühen, Reifen und Ernten sein Ende erreicht und aufs neue beginnt, und diese Einrichtung muß wohl am ehesten an die Natur sich anschließen, denn als vor hundert Jahren unsere Nachbarn im Westen bei der radikalen Umgestaltung der staatlichen Ordnung auch einen neuen Kalender einführten, setzten sie gleichfalls den Jahresanfang in den Herbst.

Aber auch im Frühling beginnt eine neue Ordnung, und besonders die Schule schließt und beginnt ihre Arbeit wieder zur Frühlingszeit. Die Schule aber greift in unsern Tagen in Staat und Familie viel tiefer ein, als dies früher der Fall war. Wie lange ist es her, da wuchs der bei weitem größte Teil der Menschen fast ganz ohne Unterricht auf; Schreiben und Lesen waren Künste, durch deren Uebung einer über die Menge hervorragte, und das wirtschaftliche Uebergewicht, das die Juden trotz aller Bedrückung vor Zeiten über ihre Umgebung errangen, ist zum Teil damit zu erklären, daß unter den Juden fast alle irgend eine Schrift schreiben und lesen konnten; dadurch wurde ihre geistige Entwicklung gefördert, und sie gewannen einen Vorsprung im wirtschaftlichen Verkehr. Heute jedoch ist zum Segen für die Völker in allen civilisierten Landen die allgemeine Schulpflicht eingeführt, und vielleicht wird man in künftigen Zeiten unser Jahrhundert mehr noch wegen dieses sozialen Fortschritts, als wegen seiner großen Erfindungen und Entdeckungen ehren. So sehr wird der Segen der öffentlichen Schule in allen Kreisen empfunden, daß ein deutscher Kaiser seine Söhne in eine öffentliche Lehranstalt geschickt hat, und es gereicht unserm gegenwärtig regierenden deutschen Kaiser sicherlich nicht zum Schaden und nicht zur Schande, daß er wie jeder andere deutsche Bürger auf der Schulbank gesessen hat.

Aus der Schule sprießt der Familie Freude und Sorge. Im Verein mit den Genossen lernt das Kind seine Kräfte kennen und recht schätzen. Ein neuer

Gegenstand stellt an seinen Verstand, an seine Fassungskraft erhöhte Ansprüche, und der Wille des Schülers erlahmt zuerst gegenüber der neuen Aufgabe; da sieht er, wie die andern sich mühen und es erreichen, und sein Eifer erwacht, er nimmt einen neuen Anlauf und kommt gleichfalls ans Ziel. Andererseits entreißt ihn die Schule der Gefahr, sich zu überschätzen, er erkennt die Grenzen seiner Kraft an dem, was die Gefährten leisten, während der Privatunterricht leicht zur Ueberhebung verführt. Die Eltern haben an der Schule einen meist untrüglichen Gradmesser. Elternliebe übersieht die Fehler und vergrößert die Vorzüge und möchte doch gern wieder klar und deutlich sehen, um in der Erziehung nichts zu versäumen. Da kommt die Schule und meldet den Eltern das nüchterne und dennoch nicht lieblose Urteil unparteiischer, berufstüchtiger Menschen und giebt der häuslichen Erziehung Halt und Richtung. Von dem Augenblicke, wo das Kind in die Schule zieht, gehört es nicht mehr ganz den Eltern; das geht so mancher Mutter tief ins Herz, aber der Mensch lebt nicht ausschließlich sich und den Seinen; er ist ein soziales Geschöpf, und jeder Mensch gehört der Menschheit. Wenn die Ernte abschließt, so sind die Empfindungen verschieden, denn der eine hat eine volle Scheuer, der andere hat nur wenig eingefahren; aber rasch reiht sich an die Ernte die Aussaat, und die Arbeit für die Zukunft leidet, wenn wir allzu lange Erwägungen über die Vergangenheit anstellen. Das gilt auch für Schluß und Beginn des Schuljahres. Reue ist das unfruchtbarste und Besserung allein ein einträgliches Geschäft. Nicht sich ärgern, sondern sich bessern sollen diejenigen, die ohne Erfolge das alte Schuljahr beschlossen haben.

Die Weisen Israels sind so begeistert für öffentliche Schulen, daß sie ausdrücklich erklären, ein verständiger Mann dürfe gar nicht in einem Orte wohnen, in dem es keine Schulen giebt. „Jerusalem ist nur zerstört worden, weil man auf die Volksschulen nicht Acht hatte",[1]) weil die Gelehrten in ihrer hochmütigen Weisheit nur um tiefe wissenschaftliche Studien sich kümmerten, nicht aber daran dachten, einen breiten Strom des Wissens ins Volk hineinzuleiten. „Die Welt besteht nur um der Worte willen, die von unschuldigen Kinderlippen in den Schulen gesprochen werden".[2]) Und mit strengen Worten sagen sie, eine Stadt, in der es keine Schulen giebt, verdiene, daß man sie vom Erdboden vertilge.

Aber das Wissen soll kein Vorrecht derer sein, denen ein großer Besitz es erleichtert, Lehrer und Lehrmittel zu finden. Der Talmud mahnt: „Achtet auf die Kinder der Armen, denn von diesen geht die Lehre aus; achtet auf die Kinder der Unwissenden, denn von ihnen geht die Lehre aus".[3]) Die Wissenschaft ist kein Erbgut, das sich wie Geld und sonstige Habe vom Vater auf den Sohn überträgt, sondern nicht selten läßt Gott, der volkstümlicher ist als die Menschen, eine glänzende Kraft aus dem Kinde eines Armen und Geringen aufsprießen, und erweist sich auch dadurch als der Allgütige, „der aus dem Staube den Armen auf-

[1]) Sabbat 119b. — [2]) ebd. — [3]) Sanhedrin 96a.

richtet, vom Boden den Dürftigen erhebt".[1]) Darum sollte jeder, der berufen ist, eine Gemeinde zu führen, auf jedes Talent achten und ihm den Weg ebnen, der in die Hallen der Wissenschaft führt.

Unsere Alten sagen: wenn Gott die Armen zur Rechenschaft deswegen fordert, daß sie sich nicht der Wissenschaft gewidmet haben, so macht R. Akiba ihnen die Verteidigung schwer. Die Armen sagen: wir haben Sorge ums Brot, um das Notwendigste, es wird uns schwer genug, den Hunger abzuwenden, den Körper vor Schaden zu wahren, wo sollten wir die Zeit und die Gemütsruhe gewinnen, um uns mit höheren Lebensfragen zu beschäftigen, wie sollten wir unsere Kinder zum Quell des Wissens führen, da wir kaum Speise und Trank ihnen reichen können? Dagegen, sollte man meinen, läßt sich garnichts einwenden. Da wird R. Akiba aufstehen und sie widerlegen. Er hatte bis zu seinem Mannesalter in den Tag hineingelebt ohne Pflege des Geistes, spät erwachte in ihm der Wissenstrieb. Er lebte in großer Dürftigkeit; das hinderte ihn nicht, daß er mit seinem eigenen Sohne in dieselbe Schule wanderte, um für sich das Versäumte nachzuholen, um sein Kind vor dem schlimmsten Mangel, vor dem Mangel an Wissen, zu schützen. Und wie R. Akiba, so haben in alter und neuer Zeit Viele es verstanden, ihre irdischen Bedürfnisse aufs äußerste einzuschränken, nur um den Hunger nach Erkenntnis zu stillen. Diese Bedürfnislosen sind dann nicht selten durch ihren Geist und ihren Charakter die Lehrer der Menschheit geworden.

Lernen ist dem Juden eine religiöse Pflicht; das erste, was wir im täglichen Gebete von Gott heischen, ist Weisheit und Erkenntnis. „Ein Mensch, der weise ist, ist ein Heiligtum." Und vollends sollten wir religiöses Wissen pflegen, weil dieses mehr als alles andere den Charakter bildet. Denn das Wissen allein giebt ja dem Menschen noch keinen Wert. Unsere Alten haben dafür ein treffendes Gleichnis: es steht ein Haus mit herrlichen Schätzen gefüllt, um dieses Haus zieht sich eine Mauer, mit einem mächtigen Thore; aber dieses Thor und dieses Haus ist verschlossen; voll heißen Verlangens nach diesen Schätzen steht ein Wanderer am Eingang und kann sein Sehnen nicht stillen. Da tritt jemand an ihn heran und überreicht ihm einen Bund Schlüssel mit den Worten: diese Schlüssel öffnen dir alle Thüren des Hauses. Flugs stürmt er an die Pforte, aber siehe da, keiner der überreichten Schlüssel paßt, bis er enttäuscht erkennt, daß ihm gerade der wichtigste Schlüssel fehlt, derjenige, der ihm das Thor öffnet, das ihn zum Hause führt. So liegen die Himmelsschätze, alle die idealen Güter, wohl verwahrt: Gottesfurcht und Charaktertüchtigkeit ist der Schlüssel zum äußern Thore; Wissen öffnet die Pforten des eigentlichen Schatzhauses; was frommt uns nun das Wissen ohne die Tugend?

Religion ist in ihrem innersten Kern Sache der Empfindung, des Gemütes; aber vieles an ihr kann erlernt werden; das Gemüt kann durch das Wissen von

[1]) Ps. 113,. —

der Religion zum Empfinden der Religion, zur Religiösität erzogen werden. Die heilige Schrift, die Geschichte und die Litteratur Israels, unsere Gebete, unsere Gebote bieten hierfür einen schier unerschöpflichen Stoff. Da gilt es beim Beginn eines neuen Schuljahres mancherlei zu erwägen.

Zuvörderst muß die Religion früh in dem Herzen des Kindes Herrschaft gewinnen. Früher noch als der Lehrer muß die Mutter die heilig-hohen Vorstellungen, die rührend-einfachen Geschichten in die Kindesseele pflanzen; das Kind muß es vor dem Abc erfahren, daß es das Wichtigste ist, brav und gut zu sein, und wie jene biblischen Vorbilder zu Gott aufzuschauen. Sodann sollen die Eltern sich hüten, den Unterricht in der Religion als einen Gegenstand zweiter Ordnung anzusehen; dadurch verderben sie die Kinder und die Frucht des Unterrichts. Es hat überhaupt eine eigene Bewandtnis mit der Rangordnung der Lehrgegenstände. Im ganzen Lande hält man, soweit die Fortschritte der Schule in Betracht kommen, die Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze für geringwertiger als die grammatischen Regeln und die Vokabeln einer erloschenen Sprache. Wer nicht im Bann dieser Verhältnisse lebt, wird dies kaum für möglich halten.

Das Lernen ist eine ernste Aufgabe. Draußen lockt der Frühling, aber hinein in die Schulstube ruft die strenge Pflicht; freudiger genießen wir die Freiheit in der Natur nach den Stunden tüchtiger Arbeit. Frühzeitig soll der Mensch es erfahren, daß das Leben eitel und inhaltslos ist, wenn es ein müheloses Genießen ist. So wird allmählich das Lernen selbst ein Genuß und eine Freude. Der Weise kennt keine höhere Freude! Ihm ist die Arbeit des Geistes Pflicht und Genuß und Gottesdienst, alles in einem; möge die Schule recht viele zu solch hohem Ziele führen!

113.

Aller Anfang ist leicht.[1]

Der deutsche Sänger, dem die Menschheit für Sprüche kerniger Lebenswahrheit tief verpflichtet ist, spricht einmal die Sentenz aus: „Aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen." Es ist klar, daß dieser Satz auch einer Anwendung auf das religiöse Leben fähig ist; aber ist er auch richtig? Der Dichter selbst spricht zweifellos seine innerste Ueberzeugung aus, denn er legt den Spruch einer Persönlichkeit in den Mund, die am ehesten als der Träger seiner eigensten Gedanken gelten darf, der Satz steht zudem in einer Schrift, die der weise Mann in hohen Lebensjahren verfaßt hat. Der Spruch hat offenbar eine feindliche Spitze gegen einen andern, den wir oft vernehmen.

Aber wenn wir einen Blick ins Leben werfen, so ist es nicht schwer einzusehen, daß der Anfang meist leicht ist. Kommen wir doch alle rasch über die Anfangsgründe hinweg; nur bei dem weiteren Fortschreiten erlahmen und ermüden wir. Vielleicht ist am Ende alles Streben auf Erden unter dem Gleichnis eines Verganstiegs am besten zu verstehen, der von vielen unternommen wird. Unten am Fuße sind der Leute viel. Das erste Stück wird leicht überwunden; je höher wir kommen, desto steiler und desto stiller wird es, und desto mehr bleiben zurück; der letzte Teil, bevor wir zum Gipfel vordringen, ist gemeinhin der schwierigste, und wer bis dahin die Geduld nicht verloren hat und sich umsieht, der merkt, daß der Schwarm der Begleiter, der ihn beim Beginn des Aufstiegs umgeben hat, sich fast ganz verloren hat, daß nur wenige die Ausdauer haben, die zur Spitze führt.

Bleiben wir bei dem Einfachsten stehen. Die Eltern sind gewöhnlich höchst erstaunt, welche Fortschritte ihre Kinder in den ersten Monaten des Schulunterrichts machen, wie rasch sie da das Neue in sich aufnehmen; aber ebenso verwundert sind sie, daß dann der Fortschritt viel langsamer wird, daß die Aufgabe,

---

[1] Auch zum Sabbat in den Bußtagen.

das rasch Aufgenommene und Erfaßte zu verarbeiten, soviel Zeit in Anspruch nimmt; wäre der Anfang wirklich, wie man sagt, das Schwierigste, dann wäre ja in den ersten Schuljahren das Schlimmste überwunden, und die Bahn müßte dann von allen rasch und glatt durchschritten werden. Das ist nicht der Fall, und die Schwierigkeiten müssen sich doch wohl erst später einstellen und der Satz: „aller Anfang ist schwer", ist vielleicht nur ein pädagogischer Kunstgriff, ist nur das Zuckerbrot, um die Unmündigen heranzulocken.

Fast unwiderleglich scheint uns das Wort: „aller Anfang ist schwer" auf dem Gebiete des Erwerbs von Geld und Gut. Hier hören wir häufig, daß der Besitz lawinenartig wächst, daß, wer nur den Grund gelegt hat, über das Steigen des Baues ohne Sorgen sein darf. Bleiben wir bei dem Gleichnis von der Lawine. Die Lawine wächst eine Zeit lang mit rapider Schnelligkeit, um dann mit gewaltigem Krachen in den Gründen nach allen Richtungen zu zerstäuben. Ist das nicht unzählige Male das Schicksal des Besitzes? Der Arme, dem seine Not nicht Rast läßt, über die Gesetze des Lebens nachzudenken, hält Erwerben für ungleich schwerer, als Erhalten, die Erfahrung aber zeigt, daß die Welt sich dreht, daß, die gestern oben waren, heute vielleicht schon unten sind, daß die Münze rund ist und rollt, daß die Geldscheine leicht sind und flattern, daß die Geschlechter steigen und fallen und nur selten auf der errungenen Höhe sich behaupten können.

Sogar beim Fortschritt der Kultur, beim Sieg sittlicher Ideen sehen wir, daß der Anfang leichter ist als die spätere Arbeit. Vor einem Jahrhundert erhob sich in der Welt der Ruf, die Juden gleichberechtigt neben die andern Bürger des Landes zu stellen; die Juden selbst konnten damals nicht viel für sich thun. Der Gefesselte kann sich nicht selbst aus dem Gefängnis befreien, sagen die Alten; sie mußten hauptsächlich anderen die Aufgabe überlassen, ihnen die Fesseln abzustreifen, und wie liebenswürdig gestalteten sich fast in allen Landen die Anfänge der Emanzipation! Es schien, als wollten uns die Völker das lange Unrecht abbitten, so begeistert, so herzlich sprachen die Anwälte unseres Rechts; unsere Schwächen wurden entschuldigt, verteidigt, ja fast in Vorzüge umgewandelt, und unsere Tugenden wurden aufs glänzendste gepriesen. Die Meisterstücke der Beredsamkeit in den Volksvertretungen wurden geleistet, als Männer, die einem andern religiösen Bekenntnisse anhingen, begeistert für uns sprachen. Nicht überall hat so lieblichem Anfang die weitere Entwicklung entsprochen. Männer, denen wir die geistige Kraft zutrauen, sich von jedem Vorurteil zu befreien, zeigen sich spröde gegen unser heißes Sehnen, in Reih und Glied mit den andern Bürgern, gleichberechtigt und gleichverpflichtet an der staatlichen Arbeit uns zu beteiligen, und wir sehen uns von dem Ziele, das vor Jahrzehnten so nahe lag, um es mit Händen zu greifen, noch weit entfernt.

Ungefähr ein Jahrhundert ist es auch her, als unter uns Juden das Werk

der Aufklärung, der innern Befreiung in Angriff genommen wurde. Es ist selbstverständlich, daß wir nicht mehr ganz auf dem alten Flecke stehen, aber wer die alten vergilbten Druckschriften aus jener Zeit hervorsucht, der ist erstaunt, noch nahezu dieselben Schlagwörter zu vernehmen, die uns jetzt entgegentönen, er glaubt in den Stimmen von rechts und links die Wortführer von heute zu hören. Einzelne Schäden sind ausgebessert, die Feindschaft gegen die Bildung der Zeit ist zurückgewichen, aber im wesentlichen giebt es noch heute keine Brücke über die klaffenden Gegensätze, und wenn Mendelssohn heute von den Toten aufwachte, könnte er ganz gut die Arbeit da fortsetzen, wo er sie sterbend liegen lassen mußte; er träfe dieselben Irrungen, dieselben Uebertreibungen hüben und drüben, und während draußen die Welt sich verwandelt hat, ist auf religiösem Gebiete nur wenig Wandel geschaffen worden. So lehrt uns die Umschau auf den mannigfachsten Gebieten, daß der Anfang nicht gar so schwer sei, daß aber auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren ein gar schwieriges Geschäft sei, dem die wenigsten gewachsen sind.

Darum ruft uns auch der Prophet beim Beginn seiner gewaltigen Bußrede die Worte zu: שובה ישראל עד ה׳ „Kehre um Israel bis zu deinem Gotte[1])“, werde auf dem Wege von der Sünde zur Seligkeit nicht wankend, sondern ob auch die Straße steil ist, schreite rüstig weiter, bis du die Höhe des Lebens erklimmst, wo sich dir die weite Aussicht eröffnet, wo ein großes gewaltiges Arbeitsfeld sich dir zeigt, und wo vieles, was in den Tiefen dir groß und bedeutsam erschien, zurücktritt und fast verschwindet.

„Kehre um bis zu deinem Gotte.“ Auch unsere Alten haben wohl den ersten Schritt zur Tugend nicht immer für den schwersten gehalten, denn sie lehren den Spruch: „Wer ein gutes Werk beginnt, dem sollen wir zurufen: stell es fertig.“

Die Vorschriften der Religion, der Tugend und Sittlichkeit üben auch auf das härteste Gemüt einen eigentümlichen Zauber, es giebt auf Erden keinen, der nicht gut sein wollte, wie es andererseits auch keinen giebt, der nicht gut sein könnte. Irgend ein Ereignis erweckt die Kräfte der Seele, daß der Mensch sich ermannt und den Weg des Rechtes und der Redlichkeit beschreitet. Aber nun kommen die Stimmen der Verführung. Ein Jüngling hat sich vorgenommen, öfters das Gotteshaus zu besuchen und hat diesen Entschluß eine Zeitlang ausgeübt; nach einiger Zeit merken die Kameraden die sonderbare Wandlung, und sie sagen, er sei ein Duckmäuser, er sei ein Betbruder geworden, sie weisen ihn vielleicht darauf hin, daß es gar nicht fein sei, öfters in den Tempel zu gehen, daß es unter den Juden wenigstens für vornehm gelte, möglichst selten im Gotteshause zu erscheinen, und am Ende seien das die Allervornehmsten, die

---

[1]) Hosea 14_2.

garnicht hinein kommen; und dann erzählen sie ihm, daß ihm dies und jenes Vergnügen dadurch entgehe, weil er soviel Zeit zum Gebet brauche; und diese Vergnügungen schildern sie dann mit lockenden Farben, — da ist es leicht erklärlich, daß ein Mensch, der Neckereien müde, den guten Vorsatz aufgiebt und die Bahn der Frömmigkeit wieder verläßt.

Wodurch wird es vielen, die dem Verbrechen anheimgefallen sind, so schwer, wieder in geordnete bürgerliche Verhältnisse zu kommen? Das Gewissen pocht oft genug, der Entschluß wird gefaßt, die erste Anstrengung wird gemacht, sich aus diesem sittlichen Elend zu befreien, und eine Weile geht es ganz gut, aber dann kommen die bösen Gesellen und zeigen, wie der redliche Erwerb so schwer und träg und langweilig sei, und von ihrem Lotter- und Sündenleben reden sie mit erkünstelter Begeisterung, um den einstigen Gefährten wieder in den Sumpf hinabzuziehen, und der böse Plan gelingt nur allzu oft. Sie kehren um, aber sie kehren nicht um bis zu ihrem Gotte, sie bleiben auf halbem Wege stehen, sie gehen zurück; denn nicht der Anfang ist das Schwerste, sondern die Ausdauer, die nicht wankt und weicht.

Wer in heiliger Zeit, wer an den Neujahrstagen und am Versöhnungstage seine Blicke über Israel schweifen läßt, der könnte wohl mit dem religiösen Sinne unserer Gemeinschaft zufrieden sein. Die Gotteshäuser sind gefüllt mit Andächtigen, in den Häusern herrscht eine gehobene Stimmung, die Kinder schließen sich innig an die Eltern, aus der Ferne kommen Briefe und melden, wie viel Freundschaft und Teilnahme wir in der Welt genießen, wie viel Herzen warm für uns empfinden, wie viele uns in ihr Gebet einschließen in heiliger Stunde; der Haß, der Neid, die stürmische Begierde nach eitlem Gewinn ist aus der Seele gewichen. Jeder fühlt, daß er besser und darum glücklicher sei als in jener Hetzjagd der Werktage. Wie schön wäre es, wenn diesem Jahresanfang die anderen Tage entsprächen? Aber die meisten setzen nur den Fuß über die Schwelle des Heiligtums und wenden sich zurück zu weltlichem Uebermut. Es ist nur ein Traum, die Frömmigkeit und der Friede dieser heiligen Tage. Der Traum ist nicht ganz wertlos; es ist immer gut, daß die Seele sich wenigstens für einige Tage erholt; aber der Zweck dieser von Moseh geordneten Tage ist nicht erreicht worden, das Gebet hat die Kraft zum Guten geweckt, aber diese Kraft ist nicht wach geblieben, sie ist sogleich wieder in Schlummer und Erstarrung verfallen. Wir sind zurückgekehrt, aber wir sind nicht bis zu unserem Gotte zurückgekehrt.

O, der Anfang ist nicht das Schwerste; es wäre Täuschung, wenn wir in der feierlichen Stimmung des Festtages schon das Ziel erreicht wähnten, wir stehen erst am Fuße des Berges.

Bewahre uns, Gott der Gnade, vor jeder Versuchung und jeder Verführung, daß die heiligen und frommen Gedanken nicht wie flüchtige Gäste in unsere Seele

einkehren, sondern wie die Insassen und Herren ganz von ihr Besitz ergreifen. Wir alle fühlen es, daß die Freuden der Erde kein dauerndes Glück gewähren, wenn sie nicht geklärt und geläutert sind vom Geiste Gottes; aber wir fühlen es auch, daß die Schmerzen der Erde kein dauerndes Weh bereiten, wenn du bei uns bist! Wir haben den ersten Schritt zur Umkehr gethan, o, daß wir unbeirrt vorwärts schritten diese lichte Bahn und nicht früher Halt machten, als bis wir dich erreicht haben und ganz dir gehören, daß wir umkehrten bis zu dir, o Gott.

114.

Das neue Geschlecht.

Wer sein Leben verständig und sittlich ordnet, der denkt bei all seiner Arbeit nicht ausschließlich an sein persönliches Behagen, sondern ihn bewegt und ihn erfreut der Gedanke, daß die Spuren seines Schaffens noch dauern werden, wenn er selbst schon aus der Reihe der irdischen Geschöpfe ausgeschieden ist. Es ist, um solche Gedanken in uns anzuregen, nicht gerade notwendig, daß einer Neues und Außerordentliches seinen Zeitgenossen bietet. O nein, wie viele würden die Hände schlaff sinken lassen, wenn nicht die Liebe und die Sorge für die Ihrigen sie weckte und bewegte. Du arbeitest nicht nur für dich, für deine Gegenwart, sondern du strebst und schaffst für deine Kinder, für deine Lieben, für die Zukunft; dadurch ragt dein Dasein hinaus in unendliche, verhohlene Fernen, dadurch ist dein enges Leben mit der Ewigkeit verknüpft! — Das ist eine Erwägung, die jede Menschenbrust hebt und jede Kraft anfeuert, daß sie um so eifriger in segensvoller That sich offenbare.

Der lebensweise Dichter nennt es das große Geheimnis der Lebenskunst, daß wir unsere Existenz aufgeben, um zu existieren. Dieses paradoxe Wort hat offenbar nur denselben Sinn, den schlichter, aber mit ebenso scharfem Gegensatz Hillel in dem bekannten Spruche zum Ausdruck bringt: „Wenn ich nur für mich bin, was bin ich[1])?" Unser Leben gewinnt seinen Wert, wenn wir in andern wieder aufleben, wenn wir die Flamme entzünden, die, indem sie in unendlicher Folge neues Leuchten weckt, damit dem ursprünglichen Lichte eine unendliche Wirkung sichert. Aber dieses Aufgeben, dieses Einschränken seiner Persönlichkeit, dieser Verzicht, um andern zu dienen, ist nicht leicht.

Es ist altorientalische Weisheit, welche uns lehrt, daß jeder Menschengeist gleichsam in einen Schleier eingehüllt ist; darum halte er sich für etwas anderes, für etwas Entgegengesetztes zur übrigen Welt. Durch diesen Schleier entstehe das irrtümliche und sündhafte Streben des Einzelnen, alles Dasein auf sich zu beziehen und ein Glück zu suchen auf Kosten der Gesamtheit. Wenn der Schleier fiele, dann würde er erkennen, daß er keinen Gegensatz zur Welt darstelle, sondern im Gegenteil zu ihr gehöre und seinem Wohle diene, wenn er das seiner Neben-

[1]) Spr. d. V. 1_{14}.

menschen fördere. Je edler und weiser ein Mensch, desto mehr lüfte und lichte sich ihm dieser Schleier, desto mehr lerne er seine Zugehörigkeit zur Welt verstehen, desto mehr bringe er seine Weisheit auch in seinen Thaten zum Ausdruck.

Wer sich nützt, dessen Werk vergeht mit seinem vergänglichen Dasein; wer seinem Nächsten dient, der lebt in diesen Wirkungen, die gleich der Wellenbewegung, die jeder in eine große Flut geschleuderte Stein erzeugt, weit, weit sich fortpflanzt. Am leichtesten freilich gelingt es uns, diese Schranke der Selbstsucht zu durchbrechen, wenn wir unserer Familie dienen. In diesem Verhältnis kann auch das blödeste Auge die Nebel durchbrechen, welche sich, ihn von den übrigen trennend, um ihn weben. Und darum ist auch die Liebe zur Familie der mächtigste Hebel, die Gegenwart dazu zu veranlassen, daß sie für die Zukunft schafft. Hier ist es die Stimme des Blutes, durch welche die Stimme der Vernunft aufs wirksamste unterstützt wird.

Aber auch sonst ist es der Blick auf die Zukunft, welcher den sittlichen und hochstrebenden Menschen in seiner Arbeit ermutigt, ihn bei Enttäuschung und Mißerfolg aufrichtet, seinem Geist und seinem Gemüte Schwung und Frische verleiht. Denken wir nur an die Kämpfe, welche die Gegenwart durchwühlen! Wir sehen hochbetagte Greise mit Feuer eintreten für das, was sie als recht erkannt haben, und wovon sie doch kaum hoffen können, daß es noch bei ihren Lebzeiten sich verwirklichen werde, die kaum daran zweifeln, daß sie in der Wüste sterben werden.

Wer die Geschichte vergangener Zeiten mit Besonnenheit studiert hat, der weiß, daß Vorurteile nur nach langem heißen Mühen ausgerottet werden können, und macht sich keine Hoffnung, daß gerade uns Jetztlebenden ein besseres Schicksal werde beschieden sein, als all den vielen Kämpfern, die in der Vorzeit für Aufklärung und Gesittung gerungen haben. Aber wenn der Greis seine letzte Kraft den hohen Zielen opfert, an deren Erreichung in seinen Tagen er nicht glauben kann, so tröstet ihn, wie einst die Israeliten in der Wüste, der Ausblick auf die Zukunft; *sie* werden genießen, was er gepflanzt hat, *sie* werden besitzen, was er erstrebt hat, und sie werden, ob auch sein Name verschollen ist, alle diejenigen segnen, die gegen Veraltetes und Verrottetes ihre Kraft und ihren Eifer gesetzt haben. Das ist für ihn Genuß und Ergötzen und seliges Entzücken. Die Gegenwart ist nur ein Moment, ein Nichts, wenn sie nicht an Vergangenheit und Zukunft sich anschließt. Es ist etwas Richtiges in dem Adels- und Ahnenstolze, so sehr er auch ruinenhaft in unsere Zeit hineinragt. Das Richtige ist: der Mensch der Gegenwart muß sich verbunden wähnen mit den Geschlechtern der Vergangenheit und sich als deren Erbe betrachten. Das ist freilich kein guter Erbe, der nur vom Besitze der Väter zehrt, der nicht das Morsche und Wertlose ausscheidet, und der den Besitz nicht durch eigene Arbeit zu mehren trachtet, um ihn besser, als er ihn empfangen, der Zukunft zu übergeben.

Wenn aber all unsere Fröhlichkeit in den Kämpfen der Gegenwart vor

allem dadurch entsteht, daß wir an die Zukunft glauben, was Wunder, daß wir uns bestrebt zeigen, die Jugend, die Heranwachsenden zu begeistern, damit sie eintreten, wenn wir müde werden, und damit, wie einst zur Zeit des Moseh, ein besseres Geschlecht heranwachse, als wir selbst es sind? Eine Partei oder ein Gedanke, dem die Gegenwart oder allenfalls die nächsten Jahrzehnte gehören, ist wie ein Sterbender, dessen letztes Lager in einem Prachtsaal aufgerichtet ist; was frommt die Pracht, wenn man sterben muß? Eine Partei, der die Zukunft gehört, ist wie ein Armer, dem eine reiche Erbschaft gewiß ist. Diese Gewißheit nimmt der Armut schnell ihre Bitternis. Aber die Zukunft, das ist die Jugend. Und darum giebt eine Idee sich selbst auf, wenn sie nicht die Jugend zu gewinnen trachtet.

Das gilt auch von der Religion. Es liegt ein erbaulicher Sinn in dem Prophetenwort[1]: הבאים ישרש יעקב וג' In den kommenden Geschlechtern muß Jakob wurzeln, soll anders Israel knospen und blühen und mit süßer Frucht den Erdball füllen. Wir leiden und wir streiten für unsern Glauben. Wir haben gewiß hohe Ehrfurcht vor den frommen Greisen, die mit Gebeten und Liebeswerken den größten Teil des Tages ausfüllen; aber zuweilen hat es den Anschein, als sprächen jene Frommen, gleich den Wüstlingen, die alles vergeuden, die alles verschleudern: nach uns die Sündflut! Sie thun wenig, um die Jugend festzuhalten; diese Jugend, sie wächst unter anderen Verhältnissen als wir oder gar unsere Väter auf.

Wir wollen die Vorzeit nicht verleugnen, wir dürfen stolz sein auf unsere Ahnen, auf unser Geschlecht von Duldern, denen die Thora alles war. Fern ist es mir, einen Vorwurf gegen die Alten auszusprechen, die sich in die neue Zeit nicht finden wollen, nicht finden können. Als einst im alten Rom ein Greis angeklagt wurde, begann er seine Verteidigung mit den Worten: man könne sich vor niemand verteidigen, als vor denen, mit welchen man gelebt habe. Aber trotz alledem, was soll aus dem Judentum werden, wenn wir nur den Alten zu Willen sind und auf die Jugend keine Rücksicht nehmen? Wir wollen, daß die kommenden Geschlechter einziehen in das Land der Verheißung, daß Israel knospe und blühe, daß der ganze Erdball voll werde seiner Frucht; aber dieses Zukunftsbild kann sich nur verwirklichen, wenn wir es einprägen den Gemütern unserer Jünglinge und Jungfrauen.

Dürfen wir zaudern, die alte, unabänderliche, religiöse Wahrheit in ein Gewand zu kleiden, durch welches sie der modernen jüdischen und nichtjüdischen Welt gefälliger und angenehmer erscheint? Unsere Alten sagen: Daheim gilt der Name, draußen das Kleid. Das gilt auch von der Religion. Es ist wichtig für das Urteil der Welt, für die Empfänglichkeit unserer Jugend, in welchem Kleide sich die Religion zeigt, in welchen Formen sie ihnen entgegentritt. Soll

[1]) Jes. 27_6.

und kann denn von der alten Wahrheit ein Deut geopfert werden? Nimmermehr! Aber wie der beste Mann auffällt und vielleicht sogar mißfällt, wenn er im altmodischen Gewande einherschreitet, so soll auch die alte, in ihrem Kern ewige und unabänderliche Religion das Kleid der Zeit tragen, damit sie von der Jugend, die am Altertümlichen Anstoß nimmt, willig und freudig aufgenommen werde.

Rabbi Meïr sagt: Es giebt ein neues Faß voll alten Weins, und ein altes Faß, das nicht einmal neuen Wein enthält[1]). Wahrlich, es giebt keine bitterere Ironie für manches starre Festhalten an alten Formen als dies Talmudwort: ein altes Faß, das nichts oder gar verkommenen Trank enthält. Und es giebt keine würdigere Empfehlung für manche neue, für das heranwachsende Geschlecht bestimmte Einrichtung als das Gleichnis Rabbi Meïrs: ein neues Faß voll alten Weins.

Wir lesen in der hl. Schrift, wie Gott über die Israeliten, die eben aus Aegypten gezogen waren und zu feig sich zeigten, um den Kampf mit den Kanaanitern aufzunehmen und das Land der Verheißung zu gewinnen, das Strafurteil fällt: in dieser Wüste sollt ihr sterben[2]). Aber an dies harte Strafwort schließt sich sogleich das erbauliche Trosteswort: Eure Kinder, die bringe ich dorthin, ihnen soll das herrliche Land zu eigen werden. Wie viele Eltern ertragen es willig, ja fast freudig, in der Wüste zu leben und zu sterben, wenn sie die Zuversicht hegen, daß ihre Kinder einziehen werden in das Land der Verheißung.

Unsere Zeit ist ernst genug, oft ist uns der Sinn so schwer und trüb, als lebten wir in einer Wüste. Wie einst zur Zeit des Moseh verhallt die Mahnung: empört euch nicht wider Gott[3]), oftmals ungehört. Wir werden so rasch nicht einen Ausweg finden aus allen den Kämpfen und Fährden, aus all den Sorgen und Mühen. Heil uns, wenn die Jugend heranwächst sittlich und tüchtig, fromm und treu, wenn sie die Fahne des Glaubens hochhält in fester Hand, wenn an ihr sich bewährt das Wort Gottes: ich führe sie, und sie werden erkennen das Land der Verheißung. —

---

[1]) Spr. d. V. 4_{27}. — [2]) 4. M. 14_{29-31}. — [3]) ebd. v. 9.

115.

Lebenserfahrung.

Erfahrung heißt der Weisheitsschatz, der den Menschen als der wertvollste Ertrag aller ihrer Thaten und Leiden gilt. Nur hat es mit dem Nutzen, den dieser Schatz uns bietet, eine eigentümliche Bewandtnis. Vielleicht kommen wir mit einem Gleichnis der Sache näher. Gesetzt, ein Mann unternähme eine Reise in ein fremdes Land, dessen Sitten und Gewohnheiten er nicht kennt; wie oft wird er sich eine Blöße geben, wie oft wird er zu Schaden kommen und lächerlich werden; erst nach vielen Irrtümern, nach mancherlei Beschwerden wird er vertraut geworden sein mit der Eigenart der Bewohner, mit den Einrichtungen des Landes, mit den Erfordernissen des Klimas. Die Erfahrung könnte ihm nun sehr wohl zu gute kommen, wenn er noch ferner dazu berufen wäre, durch diese Gegend zu reisen: dann könnte er die Fehler vermeiden, die er in seiner Unkunde begangen hat. Aber siehe da, kaum ist er dazu gelangt, in diesem Lande heimisch zu werden, so wird er sofort gezwungen, andere Zonen aufzusuchen, wo ihm wieder alles neu ist, wo all das Elend, das den Unkundigen begegnet, wieder von vorn anfängt, wo er die früher erworbene Erfahrung absolut garnicht verwerten kann.

Noch eine Möglichkeit giebt es, seine Erlebnisse, auch wenn er sie selbst nicht verwerten kann, weil er dies Land nie wieder betritt, doch wenigstens für andere nutzbar zu machen, indem er, was ihm begegnet ist, aufzeichnet, damit diejenigen, die nach ihm die Reise unternehmen, sich warnen und belehren lassen. Aber wie wäre es, wenn diejenigen, die die Wanderung antreten, alle von dem Dünkel befangen wären, die Erfahrungen anderer zu verachten und nur ihrem eigenen Urteil zu trauen? Dann, so scheint es, wäre der Schatz von Erfahrung, den der Reisende um den Preis vielfacher Mühen und Sorgen und Gefahren sich erworben hat, geradezu vergebens angehäuft, es wäre ein todtes Kapital, das keinem frommt.

Machen wir die Nutzanwendung von diesem Gleichnis auf diejenigen, die durchs Leben wandern. Es schreitet einer durch seine Jugendzeit wie durch ein unbekanntes Land. Wie könnte er so rasch sich zurechtfinden? bald wird er verspottet, weil es ihm an Menschenkenntnis fehlt, oder weil er glaubt, die Güter

der Erde liegen nur so zu seiner Verfügung da, daß er mit seinen Händen danach greifen könne; bald lockt ihn das Vergnügen hinweg von der geraden Bahn, und aus den Höhlen und Schluchten findet er oft erst nach unsäglichen Beschwerden sich wieder zurück zu der geebneten Heerstraße. Wie leicht und bequem dachte er sich die Wanderung, als er auszog, und dann wird ihm so oft bang um das Heil seines Körpers und seiner Seele. In allen diesen Kämpfen ist die Jugendzeit zu Ende gegangen. Könnte er noch einmal jung werden, könnte er die Reise noch einmal beginnen, o, wie klug würde er die Klippen und Schluchten vermeiden, wie würde er sich hüten, Rast zu machen, wo die Verführung ihn ladet, wie würde er unbeirrt sein Ziel im Auge haben und sich manche Stunde des Schreckens und der Verzweiflung sparen. Jetzt lacht er über Gefahren, die ihn früher erschüttert haben, er ist beschämt über Freuden, die ihn vordem entzückt haben.

So sagt wohl ein jeder von uns: Könnte ich noch einmal jung werden, ich würde so manche Thorheit vermeiden und alles besser ordnen. Aber wir durchwallen jedes Lebensalter nur einmal; die Jugend kehrt nicht wieder, und nahezu unfruchtbar für uns ist die Erfahrung, die unser Jünglingsleben uns gebracht hat, denn das Mannesalter ist wieder ein ganz anderes, ein ganz neues Gebiet. Indes, ist es nicht möglich, daß wir die Jünglinge um uns sammeln und ihnen gleichsam ein Reisehandbuch übergeben, um sich zurechtzufinden im Wirrsal der Jugendzeit? Dann hätten wir zum mindesten die Freude, daß andere durch unsern Schaden klug werden. Nun, es giebt ja hin und wieder einen Besonnenen, der besser wird, wenn wir ihm unsere Thorheit beichten. Aber dies sind nur seltene Fälle. Die meisten Jünglinge werfen dies Reisebuch, das ihnen vom reiferen Alter in die Hand gegeben wird, keck von sich; sie mißtrauen unseren Ratschlägen, oder sie vertrauen mit übertriebenem Wagemut der eigenen Kraft und dem eigenen Urteil und müssen alle selbst ein schweres Lehrgeld an Gut und Blut und Glück bezahlen, bis sie gereift und gewitzigt werden. Einzelnes erlernen wir aus den Erlebnissen der Jugend, was uns im Mannes- und Greisenalter nützlich werden kann; einzelne lernen von uns, um unsere Fehler zu vermeiden. Aber im großen und ganzen ist der Eintritt in die Mannes- und Greisenjahre wie der Eintritt in ein fremdes Land. Im allgemeinen lernen die Jüngeren auf dem Gebiete der Lebenserfahrung nichts von den Reiferen; wir gleichen dem Reisenden, der so lange im Lande bleibt, bis er mit den Sitten desselben bekannt geworden ist, und der dann, wenn er sich eingelebt hat und die Früchte pflücken könnte, ein neues Land aufsuchen muß, in dem er wieder fremd ist. Wenn nun aber dieser Schatz an Erfahrung, den wir ansammeln, keinen wesentlichen praktischen Wert hat, wenn der Greis auf seinem Lehnstuhl keine Gelegenheit hat, einen Vorteil zu gewinnen von dem, was er als werdender und wachsender Mensch im Kampfe mit den Leidenschaften, im Stürmen nach Genuß und Glanz

und Glück erlebt hat, ist darum die Erfahrung wirklich ein nutzloser Besitz, ist es gleichgiltig, ob wir wachend oder träumend, mit geschlossenem oder geöffnetem Auge durchs Leben schreiten?

Hier gilt das Wort des Kohelet: „Der Weise hat die Augen im Kopfe und der Narr wandelt im Finstern"[1]. Es giebt kein anregenderes, kein erbaulicheres Buch, als die Blätter unseres eigenen Lebens. Es ist ein entscheidender Vorzug des Menschen vor dem Tiere, vor allen anderen Geschöpfen und Dingen, daß der Mensch weiß, was er thut. Der Stein bewegt sich, und der Mensch bewegt sich, aber nur der Mensch weiß, daß er sich bewegt; alle die Vorgänge der Wirklichkeit finden eine Spiegelung in seinem Kopfe; sein Thun wird begleitet durch das Bewußtsein dieses Thuns. Und wie sehr steigert sich dieser Vorzug, wenn wir nicht nur im Augenblicke leben, wenn wir mit unserer Seele unser ganzes Dasein umspannen. Ein genialer und ein trivialer Mensch, wenn beide dasselbe erleben und beide davon erzählen, so kann dasselbe Ereignis in der Schilderung des einen bedeutend, ein hochwichtiges Zeugnis des menschlichen Geistes sein, im Munde des anderen wird es eine leere Alltagsgeschichte werden. Der Rückblick in die Vergangenheit ist dem Verständigen ein unerschöpflicher Quell der Unterhaltung; in mannigfacher Abwechslung wird er auf die göttliche Gnade gewiesen, die hier von einem jähen Abgrund ihn weggezogen, dort durch Schlucht und Gestrüpp ihn geleitet hat. Selbst die Thorheiten, die wir in dem Leichtsinn der Jugend begangen haben, bereiten uns in der Erinnerung zuweilen fröhliche Stunden, und es ist beinahe wahr, was der Dichter in einem gewissen Übermut ausspricht: Wenn man in der Jugend keine Thorheiten begangen hätte, wovon sollte man im Alter erzählen? Ja, das heranwachsende Geschlecht hört sogar gern zu, wenn Männer und Greise erzählen, wie sie manch tollen Streich verübt haben, und wie ihnen das Leben manch tollen Streich gespielt hat, und dann gehen die Jungen fort und thun desgleichen. Dagegen sind die Einfältigen wie einer, der in Finsternis dahinschreitet; was hat es für ihn zu bedeuten, daß er durch blühende Fluren, über himmelragende Berge, durch Wüsten oder üppige Gefilde schreitet? Er ist blind, und wenn die Reise lange dauert, dann spürt er es höchstens an der Müdigkeit in den Gliedern. Gewiß gleicht Erfahrung zumeist der Weisheit der Herren, die vom Rathaus kommen. Dennoch ist es ein unendlicher Segen, von der hohen Warte eines geklärten Greisentums weit hinauszublicken und viele Jahrzehnte mit klugem Geist zu umspannen. Es ist eine Ironie des Geschickes, daß einer als Greis die Kunde hat, die ihm als Jüngling so gut wäre zu statten gekommen; aber wenigstens den Vorteil haben wir dadurch, daß wir die Schwächen der Jugend mild und nachsichtig beurteilen.

Vor allem aber lehrt uns die Nichtigkeit, oder genauer die Geringwertigkeit

---

[1] 2_{14}.

der Lebenserfahrung, auf die ewigen Regeln der Tugend und des Rechtes zu achten, die dem Jüngling wie dem Greise gleich gut bekannt sind, die der Kompaß sind, den Gott selbst unserer Seele giebt. Klugheit, praktischer Sinn, das sind nicht zu unterschätzende Vorzüge; aber die sicherste Zuversicht, gut durch die Welt zu kommen, darf der hegen, der Gott vor Augen und die Tugend im Herzen hat. All die Klugheitsregeln sind doch nur ein armseliger Behelf gegenüber diesem sicheren Kompaß auf dem Lebensmeere. Wer nur auf Erfahrung pocht, erfährt die Wahrheit des Dichterwortes: „Was man nicht weiß, das eben brauchte man; und was man weiß, das kann man nicht gebrauchen." Wer der Stimme in seinem Inneren lauscht, der wird ein Zeugnis dafür, daß der gute Mensch sich stets des rechten Weges wohl bewußt ist. Nicht, daß das Gute immer siege; — oft vielmehr wird der Gute ein Opfer der Weltklugheit — aber selbst, wenn er unterliegt und leidet, ist er immer noch glücklicher wie der Schlaue, der ihn überwindet. Naivetät, Natürlichkeit, Ursprünglichkeit ist nicht nur ein Vorzug auf dem Gebiete der Dichtung, es ist auch ein schönes Kennzeichen eines edlen Charakters, wenn einer, unbekümmert um alle Weltklugheit, ohne viel zu wägen und zu erwägen, schlicht und naiv das thut, was Pflicht und Gewissen von ihm fordern. Wir alle möchten gern einen Ausgleich finden zwischen den Forderungen des Rechtes und denen des eigenen Vorteils; dazu kann uns Weltklugheit manches nützen. Wer aber seine Lebensweise einzig nach dem Kompaß der Pflicht richtet, der braucht gar nicht so erfahren zu sein, und wenn er dennoch die Augen offen hält und scharf sich umschaut, so geschieht dies in der Erfüllung des alten Satzes: Der Weise hat die Augen im Kopfe, er prägt alles, was er erlebt und erlitten hat, in seine Seele.

Es giebt ein Wunderwort, das alles klärt und alles läutert, das auch den Schleier hinwegzieht von dem Reiche der Zukunft; dies Wort ist: Gott! Der König David ruft:[1]) „Wen habe ich im Himmel, und wenn du bei mir bist, so verlange ich nichts auf Erden," so verlange ich nichts, so brauche ich nichts. Es ist der Ruf der tierischen Natur in uns, der Leben heischt, und auch dieser Ruf hat seine Berechtigung, aber der Besonnene erkennt sogleich, daß dies Gebet, das von allen Lippen ertönt, nicht allen erfüllt werden kann; über diese letzte Station hilft keine Welterfahrung, keine Lebensklugheit. Wir wollen nicht den Kranken gleichen, die dem Arzte sagen, welches Rezept er ihnen verschreiben soll. Wir wollen leben, aber wissen zugleich, daß dieser allgemeine Wunsch und Wille der Sterblichen ein Protest ist gegen die allgemeine Weltordnung; wir wissen, nichts ist so sicher, als daß dieser Wunsch eines jeden einmal einem jeden unerfüllt bleiben wird, und unsere Einsicht lehrt uns, unserem sehnenden Herzen zum Trotz, es ist gut so. Darum sprechen wir demütig: Nicht unser Wille, sondern dein Wille geschehe.

[1]) Ps. 73_{25}.

116.

Die Idee in der Geschichte.

Was einem geschichtlichen Ereignis eine ewige Bedeutung, einen dauernden Gehalt giebt, ob sich darüber die Masse der Menschen wohl klar ist? Der Zweifel daran wäre wohl nicht so unberechtigt, da nicht selten sogar diejenigen, deren eigentlicher Beruf es ist, die Geschichte zu erforschen, darüber im Dunkeln tappen und das Ziel aller historischen Erkenntnis aus dem Auge verlieren. Da wird stets neuer Stoff aus den Tiefen der Vergangenheit heraufgeholt und turmhoch aufgeschichtet, unübersehbar dehnt sich vor uns die Fülle der Thatsachen aus, von denen die Forscher uns Kunde geben und erpressen dem redlichen Manne das Geständnis, daß alle Arbeit nicht hinreiche, diesen Stoff zu bewältigen und in sich aufzunehmen. Aber gesetzt auch, irgend ein menschliches Hirn hätte so viel Fugen und Fächer, daß es für alle diese Dinge Platz gewönne, so wäre damit wohl ein erstaunliches Beispiel der Spannkraft geliefert, deren dieses Gedächtnisvermögen fähig ist; aber bekanntlich können wir keine Kraft unserer Seele bis zum Übermaß spannen, ohne daß die anderen Schaden nehmen; und in diesem Falle würden wir das Verständnis stumpfen, um das Gedächtnis zu schärfen.

Aber alles Wissen ist nur eine Vorstufe der Weisheit, das Gedächtnis nur ein Diener der Vernunft, Kenntnis nur ein Mittel zur Erkenntnis, und die einfache Kunde dessen, was in der Vorzeit geschehen ist, ist an sich ohne Wert, wenn wir nicht die leitenden Ideen, gleichsam die elektrischen Ströme wahrnehmen, welche die Thatsachen durchzittern. Ein gutes Gedächtnis ist wie eine wohlgeordnete Waffensammlung: aber was nützt sie dem, der die Waffen nicht zu gebrauchen weiß? Als einst einem weisen Manne ein anderer wegen seiner großen Gelehrsamkeit gerühmt wurde, da sprach er wegwerfend: wie kann jener verständig sein, da er ein Vielwisser ist? Und in der That, wer vieles umfaßt, wird weniges erfassen, wer vieles weiß, der wird nur wenig verstehen. Die Geschichte wäre eine ganz armselige Kunde, wenn sie nicht zur Lehrerin der Gegenwart würde, wenn sie nicht spornend und warnend, begeisternd und beruhigend auf die Gemüter wirkte. Aber das kann sie

uns nur werden, wenn wir den Zusammenhang der Dinge erkennen. Unsere Mühe ist verloren, wenn wir uns in der Fülle der Erscheinungen verlieren. Wir möchten die Arbeit jener Forscher darum nicht tadeln. Sie gleichen dem Taucher, der aufs Geratewohl auf den Meeresgrund niedersteigt; hastig sammelt er, was auf dem Grunde ruht und trägt es an die Oberfläche; oft ist es nur nutzloses Gerölle, das ohne Schaden auf dem Meeresboden hätte bleiben können; aber wollten die Menschen nun stets die Mühe und Gefahr scheuen und niemals niedertauchen in die dunkle Flut, wie käme die Perle ans Tageslicht? Jedoch darf uns nicht zugemutet werden, nun auch dem Schlamm und Stein unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Viel wissen ist noch keine Weisheit, so wie viele Bausteine noch kein Haus sind. Erst die ordnende Idee bringt Zusammenhang in die ungefüge Masse der Erscheinungen.

Und zudem, wie im alltäglichen Verkehr die Begegnisse lieber und achtenswerter Menschen unsere Teilnahme erwecken, wie bei diesen auch das Geringere für uns Bedeutung gewinnt, während die Erlebnisse anderer von uns mit gleichgültigem Sinne betrachteter Menschen uns kalt lassen, so hat auch die Menschheit ihre Lieblinge, deren Geschichte ihr besonders wert ist, und wiederum sind ihr wohl Völker, die mit großem Geräusch auf den Schauplatz getreten sind und bis zum Himmel ragende Leichenpyramiden aufgeschichtet haben, völlig gleichgültig, und wer ihr von diesen erzählt, dem geht es im Grunde, wie einem, der uns Neuigkeiten auskramt von Personen, die uns nichts angehen. Da ist z. B. der große Zeitraum vom Niedergang der römischen Weltherrschaft, wo die rohen Horden des Ostens zerstörend eindrangen in die Stätten der Kultur. Wie viel wir auch von dieser Zeit lernen, dieses ganze Wissen liegt auf unserem Kopfe wie ein wüster Traum, da gemahnt alles wie an eine in dichten Nebel gehüllte Landschaft, wo nur hin und wieder in dunklem Umriß die Spitze eines Turmes, der Gipfel eines Hügels herausragt. Die Menschheit ist nicht geneigt, auf die Geschichte dieser Zeiten zu merken, und diese Abneigung hat einen guten Grund. Diese Zeit ist ausgefüllt von dem Kampfe zwischen sittlich gesunden, aber barbarischen Horden auf der einen Seite, und einer kultivierten, aber entarteten und entmannten Nation auf der anderen. Keine Partei ist des Sieges wert, und wir sollten uns für den Ausgang des Kampfes interessieren?

לא נתנו דברי הימים אלא להדרש. Die Geschichte ist dazu da, daß wir an den vergänglichen Erscheinungen die ewigen sittlichen Ideen erkennen, sagen unsere Weisen. Nicht immer sind die großen Nationen, die gewaltige Heere ins Schlachtfeld rücken ließen, die Gegenstände unserer Teilnahme. Wo nur eine physische und nicht eine geistige und sittliche Macht sich offenbart, da wird unser Mitgefühl nicht rege, und der Geschichtsschreiber sollte uns billig mit der Schilderung solcher Vorgänge nicht allzu lästig werden. Wie wir ein Gemälde nicht schätzen nach seinem Umfang, nicht nach der Leinwand und dem Farbestoff, die daran

gewendet sind, sondern nach der Seele, welche durch die Farben leuchtet, so ist auch für die Geschichte die Losung: „Nicht durch Heere und nicht durch Kraft, sondern durch den Geist“[1]). Die genialsten Forscher haben auch ihre Kraft nicht darauf gerichtet, den Zusammenstoß recht gewaltiger Volks- und Heeresmassen zu schildern, sondern sie zeichnen mit Vorliebe die Entfaltung kleiner Stämme, in denen jedoch die treibenden Kräfte einer glühenden Vaterlandsliebe, der Begeisterung für Recht und Freiheit, der Opferfreudigkeit für Religion und väterliche Sitte mit besonderer Deutlichkeit heraustreten.

Wie flammt das Gemüt der Jugend, wenn sie von diesen Kämpfen liest, wie freudig wallt und wogt es in ihrer Brust, wenn sie den Triumph der Gerechtigkeit und der Freiheit vernehmen! All die Helden und Führer sind den Jünglingen nahe wie liebe Freunde und Lehrer. Ueber die Kluft der Jahrtausende schwingt sich leicht die Phantasie der Jugend und jubelt mit Israel über des Pharaonen Sturz, und frohlockt mit den Hellenen über den Fall des persischen Hochmuts, und mitempfindet sie den Stolz des römischen Bürgers, der nur als Sieger Frieden schließt, der unter tausend Kämpfen sich aufringt zur weltbeherrschenden Macht. Das ist eine frische, stärkende Flut, in welche sich gern die Seele taucht, aus der sie stets neugekräftigt emporsteigt. Die Geschichte des Altertums, wie sie in diesen drei Stämmen sich ausprägt, ist stets frisch und jung und neu, und ewige Jugend scheint ihr beschieden, während oft, was vor wenigen Jahrzehnten sich ereignet, uns uralt und abgestorben erscheint, und je lebhafter unser Empfinden ist, um so mehr widerstrebt unser Geist, die Kenntnis dieser Dinge in sich aufzunehmen. In diesen Völkern, was sie gebildet und was sie geleistet, was sie gefehlt und was sie gewirkt haben, spricht sozusagen das Gewissen der Weltgeschichte zu uns. Nicht alle ihre Thaten sind frei von Fehl, vielmehr enthält ihre Geschichte der dunklen Blätter genug, wo Schwäche und Sünde und Abfall verzeichnet sind. Aber nie verleugnet es sich, daß diese Stämme die Stützen und Säulen ewiger Ideen sind, daß sie nicht um ihretwillen ausschließlich gelebt haben, sondern daß ihr Walten Früchte getragen hat für alle Zeiten.

Und so verstehen wir denn jetzt die Erscheinung, daß alle gebildeten Menschen ein stets lebendiges, nie ganz zu sättigendes Verlangen haben, von der Geschichte dieser Völker zu hören, dagegen fast teilnahmslos sind, wenn ihnen die äußerlich und physisch ungleich bedeutenderen Ereignisse anderer Völker berichtet werden. Es ist eben ein Unterschied, wenn uns von Freunden und von Fremden erzählt wird. Man sagt gewöhnlich: nicht alles, was geschieht, ist Geschichte; und das ist leicht zu verstehen; aber damit dieser Gedanke fruchtbar werden soll, bedarf er der Ausführung: auch wenn Gewaltiges geschieht, Geschichte ist es nur, wenn der Geist ins Treffen geführt wird, wenn der Fortschritt der Menschheit dabei in Frage

[1]) Sach. 4_6.

kommt. Schlachten, und wären Hunderttausende in ihnen aufgerieben worden, haben an sich so wenig Anspruch auf eine historische Betrachtung, wie etwa eine Epidemie, die verheerend durch die Lande gezogen ist.

Und das ist es auch, was die Geschichte Israels so besonders auszeichnet, was diesen Volksstamm und sein Geschick zu einem so anregenden Gegenstand der Forschung macht. Dieses Schicksal selbst ist eine Offenbarung der Gottheit; aber nicht nur, wenn wir es zusammenfassend betrachten, sondern jedes Ereignis, zumal unter denen, welche tiefer eingeschnitten haben in das Leben des jüdischen Stammes, scheint gewissermaßen nur ein Beispiel zu sein zu einer allgemeinen sittlichen Regel, und die Nutzanwendung für die Volksseele wie für die Seele des Einzelnen tritt mit frappanter Anschaulichkeit zu Tage.

Nehmen wir z. B. den Schriftabschnitt von den Kundschaftern, welche Moseh ins heilige Land gesandt hatte, um die Schwächen und Vorzüge des Bodens und den Charakter seiner Bewohner zu erforschen; diese nun verbreiten falsche Nachricht über die Beschaffenheit des Landes, über die Widerstandsfähigkeit der Insassen. Vergebens wandten zwei der Abgesandten sich ans Volk, um es zu ermutigen; dieses begann zu murren und sich zu empören, und der Aufruhr gipfelte in dem Satze: Wir wollen uns einen Führer geben und nach Aegypten zurückkehren. Feigheit und Roheit, zwei Laster, die öfters nebeneinander sind als man glauben sollte, Feigheit, wo der Mut notwendig gewesen wäre, und Roheit und Übermut gegen die Wehrlosen, bemächtigten sich aller Herzen. Die Israeliten bekundeten ihren Mut nur noch gegen Josua und Kaleb, welche den Aufruhr dämpfen wollten, indem sie diese Männer mit dem Tode bedrohten. Anfangs wollte der Herr sie ganz vernichten ob solchen Abfalls; aber auf das Gebet des Moseh strafte er sie damit, daß sie nie das gelobte Land betreten, sondern vierzig Jahre durch die Wüste wallen sollten; erst nach dem Tode dieser aus Aegypten Gezogenen sollte ein neu erstandenes Geschlecht das Land gewinnen, das ihren Vätern zugedacht gewesen.

Fürwahr eine harte Strafe für ein durch seine Führer verführtes Volk! Aber dieses Ereignis und dieses Verhängnis des Herrn ist eben nur ein Exempel zu der allgemeinen Wahrheit, daß große Ziele nur von freien Männern zu erreichen sind, daß der in Knechtschaft geborene schwer, ja man kann wohl sagen, schwerlich den Mannesmut gewinnen wird, welchen die Freiheit verleiht, und der zu großen Werken treibt und spornt. Diese Strafe an Israel ist ein Gottesurteil über den Fluch und die Not der Knechtschaft, daß selbst Offenbarungen der göttlichen Macht, wie sie Israel am Schilfmeere und am Sinai sind zuteil geworden, ein in Knechtschaft geborenes Volk nicht aus dem Schlamme der Niedrigkeit und Feigheit ziehen können. Die Freiheit kann in verschiedenen Weisen gepriesen werden, ihr Wert auf die mannigfachste Art in eindringlicher Rede uns ans Herz gelegt werden. Aber die ganze Not und Schmach der Knechtschaft erkennen

wir doch vielleicht nirgends so deutlich, als in diesem grausen Worte: Ihr seid als Knechte geboren, ihr habt eine Jugend in Frohn und Fessel verlebt, darum seid ihr verfallen. Keine Gottesschau, keine Gottesthat kann euch das volle Gefühl der Freiheit, kann euch den Stolz des Mannes geben, euer Geist ist stumpf, euer Herz ist feig geworden, in dieser Wüste müssen eure Leiber modern. Ihr könnt nichts Besseres thun als sterben, die Knechtschaft hat euch jeden Wert fürs Leben, jede Fähigkeit zur That geraubt. Nur zwei unter sechshunderttausend waren vom Rost des Sklaventums verschont geblieben.

Giebt es eine furchtbarere Anklage gegen Tyrannei und Zwingherrschaft als dieses Wort: In der Wüste müssen eure Leiber modern? Die Weisen sagen[1]: Die allermeisten dieser zur Wüstenwanderung Verurteilten erreichten ein Alter von sechzig Jahren, nur wenige starben im jugendlichen Alter, und wie es scheint, wollen sie mit dieser Bemerkung andeuten, daß Gott, indem er diese Feiglinge ihr Dasein ruhig ausleben ließ, eben zu erkennen gab, wie diese Feigheit nicht ihre Schuld sei, sondern die Schuld der Frohn, unter der sie herangewachsen waren. Moseh bat für das Volk und sagte: Die Völker werden reden, weil Gott nicht mächtig ist, diesen Stamm in das Land der Verheißung zu bringen, deshalb hat er sie in der Wüste geschlachtet; und dieses Gerede, welches Moseh den Heiden in den Mund legt, wurde durch den Ratschluß Gottes, daß dies ältere Geschlecht Israels in der Wüste bleiben und dort sterben solle, nicht widerlegt, sondern bekräftigt. Denn in diesem Gerede liegt ein gut Teil Wahrheit. Wollte Gott nicht die Ordnung der Welt ganz umkehren, wollte er die Gesetze ehren, welche er selbst in das Menschenherz eingezeichnet hat, so war er in der That ohnmächtig, diese durch das Sklaventum entnervten Seelen in das Land der Verheißung zu führen; denn das ist eben eine Erfahrung, die wegen ihrer Häufigkeit für ein Naturgesetz gelten kann: nur in der Freiheit wächst der Mut, in der Knechtschaft geht er unwiederbringlich verloren.

Das ist das Unterscheidende dieses — und jedes — biblischen Berichtes von gewöhnlicher Geschichtserzählung, daß er nicht einfach Thatsachen erzählt, sondern daß aus dem berichteten Ereignis sofort eine wichtige Lehre heraustritt, welche wie mit einer Fackel das Schicksal der Menschheit beleuchtet, und indem sie uns einen Blick in das Volksgemüt gestattet, mit diesem einen Vorgang uns viele andere geschichtliche Vorgänge erklärt. Daß in grauer Vorzeit ein Volksstamm vierzig Jahre in der Wüste sich aufhielt, bis ein neues Geschlecht heranwuchs, und daß dies sodann gegen die Kanaaniter vordrang, das würde selbst einem besonnenen und wissenseifrigen Mann nicht besonders wichtig erscheinen. Und wäre dieser Mann selbst ein Sproß des jüdischen Stammes, es könnte ihm gleichgültig erscheinen, ob seine Vorfahren vierzig Jahre früher oder später in den Besitz des gelobten Landes

---

[1]) Num. r. 16_{23}.

kamen. Aber ganz anders wird ihn diese Thatsache ergreifen, wenn er sie nach dem Berichte der Schrift anschaut. Da giebt sie ihm eine Lehre, die ihm hundertfältig zu statten kommt, die für die Bildung und Erziehung des Volkes auf das sorgsamste zu beherzigen ist, da kündet sie ihm aufs neue, welch hohen Wert das Judentum der freien ungehemmten Entfaltung der menschlichen Kräfte beimißt, wie unser Glaube die Freiheit so notwendig für die Seele erachtet, wie für den Körper die Luft, welche wir atmen. Jetzt wird uns das längst Vergangene gegenwärtig, denn in dieser Schrifterzählung erkennen wir das Ideal der Geschichtsschreibung, welches wir eingangs gezeichnet haben: so zu erzählen, daß die Thatsachen nur der sittlichen Ideen, nur der guten Kräfte wegen berichtet werden, die sich in denselben kund thun. Dadurch wird uns die Geschichte eine Offenbarung, ein Weltgericht.

117.

Das jüdische Ceremoniell.

Wer eine Wahrheit unter den Menschen verbreiten und heimisch machen will, der thut wohl daran, wenn er es nur vermag, ihr einen recht scharfen, originellen, eigenartigen Ausdruck zu verleihen; ja es wird manchmal für den Inhalt sich von glänzendem Nutzen erweisen, wenn die Form recht augenfällig absticht von dem, was gewöhnlich sich darbietet. So es nur nicht der Flitter der Lüge ist, darf die Weisheit auf kein Mittel verzichten, daß sie gehört werde, daß die Menschen auf sie merken. Denn auf dieser Welt, welche einem Markte vergleichbar ist, auf dem die verschiedenartigsten Dinge mit lautem Lärm sich feilbieten und in jeder Weise sich aufdrängen, wird der Menschen Sinn allgemach stumpf und unzugänglich. Ob eine Lehre dem Geiste, ob ein Gegenstand den Sinnen sich darthut, beide finden schwerlich Beachtung, wenn sie trivial sind. Hierin liegt die gefährlichste Klippe. Und doch ist die Trivialität oft nur eine Sache der Form; derselbe Gedanke, der in dem alten Gewand unbeachtet geblieben ist, erregt, mit einem neuen Worte geschmückt, mit einem neuen Kleide verziert, die Gemüter der Menschen. Ja, das Kleid macht den Mann, und macht auch, was mehr sagen will, den Gedanken, die schöne Form öffnet und ebnet ihm die Bahn, die ihm ohne diesen Schmuck wäre verschlossen gewesen.

Keiner darf das vergessen, der die Herzen der Menschen beherrschen will. Während doch nach vernunftgemäßer Überlegung das Ewige über das Eitle einen leichten Sieg gewinnen sollte, sehen wir in Wirklichkeit den Blick der Menschen mit Begier an dem Irrtum hängen, der mit Glanz sich aufdrängt, vernehmen wir helles Jauchzen über die Thorheit, die mit schönem Scheine sich umgiebt. Und das ist wohl kein geringes Verdienst der großen Denker, welche die Menschheit als ihre Lehrer verehrt, daß sie es verstanden haben, die einfachsten Gedanken, Gedanken, welche jedem Menschen vertraut sind, durch den Adel der Form Glanz und Bedeutung zu verleihen.

Wie die Münze nur Wert gewinnt und gangbar wird, wenn sie das Wappen des Fürsten trägt, so findet die Wahrheit Eingang durch die Prägung, welche ihr der Weise giebt. Prüfen wir die Spruchperlen aller Zeiten: sie sind einfacher

Stoff. Wenn man die Form abstreift, so sind es Gedanken, die auf der Straße liegen. Aber der Diamant ist Kohle und doch nicht Kohle. Er kann im Schmelztiegel zu diesem gewöhnlichen Stoffe zurückgeführt werden; aber alle Chemie wird das menschliche Auge nicht dazu bringen, den Edelstein und die Kohle mit gleichem Wohlgefallen, oder beide mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Und ein herrlicher Spruch, wie er aus dem Munde des Weisen kommt, er ist solch ein leuchtender Diamant. Mag er im Schmelztiegel eurer Kritik immerhin zur Kohle, zum trivialen Eigentum der Masse werden; bevor ihr eure Künste an ihm versucht, ist er darum doch der königliche Schmuck auf der strahlenden Stirn des Weisen und leuchtet uns ins Herz, und von diesem Gesichtspunkte verstehen wir das tiefe Wort des deutschen Meisters: Alles Kluge ist schon gesagt worden, es kommt nur darauf an, es bedeutend noch einmal zu sagen.

Denn gerade bei den Lehren der Moral kann es ja nicht genügen, daß sie begriffen, sie müssen auch beherzigt werden. Dazu bedarf es eines stets neuen Antriebes immer frischer Erregung, so zu sagen einer steten Verjüngung der Wahrheit, daß das Alte als neu sich darstelle und die Herzen wecke. Denn das Gesetz der Trägheit, es herrscht vielleicht nirgendswo so mächtig als im Gemüte der Menschen. Und noch eindrucksvoller wirken diese Lehren, wenn sie gleichsam Leib und Leben, Körper und Gestalt erlangen. So ist es zu erklären, wenn ein Stil, der mit Bildern und Gleichnissen geschmückt ist, uns anzieht, wenn der Dichter die Menschen oft mehr zur Tugend heranbildet als der Moralist. Denn ob auch im Bilde die Wahrheit etwas von ihrem Gehalte einbüßt, sie wird durch dasselbe faßlich und greifbar, und der menschliche Geist, auf Sinnen und Geisteswelt angewiesen, liebt es nun einmal, die eine für die Erklärung der andern zu Hilfe zu rufen.

Eine große dramatische Dichtung zieht an uns vorüber, und wir fragen wohl nach der Grundidee derselben. Da hören wir einen sehr einfachen Gedanken, z. B., daß der Stolz dem Sturze vorangeht; und es entsteht die Frage: bedurfte es eines solchen Aufwandes von Beredsamkeit, Dichterkraft, bedurfte es eines so großen und verwickelten scenischen Apparates, um einen so schlichten, von Niemand angefochtenen Satz uns vorzuführen? Ist hier nicht ein ganz unverhältnismäßiger Gegensatz zwischen den Mitteln und dem Zweck? Aber jedermann sieht ein, dieser Gegensatz ist nicht vorhanden, es bedurfte eines solchen Aufwandes. Denn der schlichte Gedanke, daß der Hochmut zum Falle führe, ist, einfach ausgesprochen, wohl im Stande, unsern Verstand zu überzeugen, aber nicht unsern Willen zu brechen und zu demütigen; dazu bedarf es eines scharfen, bleibenden Eindrucks; und indem die Dichtung diesen erzeugt, schleudert sie die Lehre, welche der Dichter kündet, dem Menschen gleichsam wider seinen Willen ins Herz und bewirkt, wie das bekannte Kunstwort lautet, die Reinigung des Gemütes. Und wodurch entsteht dieser Eindruck? Weil in der Dichtung diese Lehre der Moral

Gestalt und Körper erhält. Diese Dichtung, dieser Körper faßt nicht den ganzen Umfang der Lehre; denn stets offenbart er nur am einzelnen Falle, was die Lehre mit allgemeiner Gültigkeit ausspricht. Dennoch ist er wirksamer auf den Willen, denn der Mensch, ein Insasse der Sinnenwelt, ist auch der Wahrheit zugänglicher, wenn sie ihm durch diese vermittelt wird.

Und dieser Gedanke, er giebt uns auch die Erklärung und Lösung für eine ganze Reihe religiöser Einrichtungen, die uns sonst seltsam und rätselhaft erscheinen. Dieser Gedanke: jede Lehre der Moral muß dem Menschen, soweit es angeht, gleichsam sinnlich wahrnehmbar gemacht werden und in einer eigentümlichen Weise sich ihm darthun, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, er liefert den Schlüssel zum tieferen Verständnis der vielen symbolischen Handlungen, mit welchen das Judentum unser praktisches Leben umrankt, umzäunt hat. Greifen wir ein beliebiges, z. B. die Tephilin, welche jeder Israelit an Hand und Stirne legt, greifen wir dieses heraus. Sie predigen eine einfache Lehre: Unser Denken, unser Thun stehe allezeit im Dienste Gottes, unser Geist, unsere Hand trage allezeit willig und treu die Fesseln seiner Gebote. Diese Lehre ist auch ohne Symbol verständlich, daran ist kein Zweifel; aber ist es denn in der Religion und in jeder anderen Wissenschaft so, daß es genug ist zu verstehen? Das Symbol ist nichts Neues, sondern mahnt nur an das Alte; dadurch daß in ihm die Wahrheit gleichsam sichtbar wird, kann es an jedem Morgen eindringlicher zum Dienste Gottes mahnen, als irgend eine rein moralische Betrachtung.

Und wie hinfällig ist doch der Einwand, daß dieses Symbol seltsam und absonderlich erscheint? Kann denn irgend eine Handlung einen symbolischen, gleichsam gedankenverdichtenden Eindruck gewinnen, wenn sie nicht absticht von der gewöhnlichen Ordnung? Würde sie nicht untergehen im Strome der anderen Erscheinungen, und ihre Bedeutung, uns auf Erden zum Himmel zu weisen, verlieren, wenn sie nicht ganz eigenartig ins Leben hineinragte und so selbst den stumpfen Sinn zur Aufmerksamkeit stachelte? Das Symbol ist für die Religion, was das Bild für die Dichtung, was das Werk der Kunst für die Idee, welche ihr zu Grunde liegt, was der Körper für die Seele ist, das Symbol ist das Kleid der Idee. Wie der Charakter eines Menschen in seinen Gesichtszügen sich ausprägt, so eine religiöse Lehre in ihrem Symbol, wie diese Züge uns an die Charakteranlage erinnern, so erweckt das Symbol die Erinnerung an die Lehre.

Und die heilige Schrift, sie giebt uns für das Seltsame und Absonderliche mancher Ceremonien noch einen Grund an. All die geschichtlichen und sittlichen Wahrheiten, auf welchen das Judentum als Stammes- und Glaubensgenossenschaft ruht, wie sollen wir sie dem Kinde mitteilen? Die Gegenwart findet den Unterricht durch Anschauung am meisten geeignet für den Verstand des Kindes. Und diese Art des Unterrichts, sie läßt sich auch auf die Sitten- und auf die Geschichtslehre übertragen. Gar oft schließt die Schrift das Gebot einer symbolischen

Handlung mit den Worten: Wenn dein Kind dich morgen fragen wird, was soll euch dieser Dienst? so sollst du ihm Grund und Ursache erklären. Denn wohl weiß sie, daß nur das äußerliche Zeichen des sinnlich Wahrnehmbaren das Gemüt des Kindes weckt und zum Nachdenken anreizt.

Wie wenig Menschen giebt es überhaupt, die sich zur Höhe des abstrakten, des philosophischen Denkens aufschwingen können! Die Welt der reinen Begriffe ist den meisten eine blutlose und schattenhafte, und wie in den höheren Äther-schichten, wo die Luft reiner und klarer ist, den Menschen zuerst der Atem aus-geht, weil sie nur leben können in einem dichten Dunstkreis, so ist der helle Äther reiner Begriffe nur wenigen Berufenen ein erträglicher und diesen dann allerdings ein außerordentlich lieber und gefälliger Aufenthalt; die meisten jedoch fassen den Gedanken an der konkreten Erscheinung, die Regel an dem Beispiel, die Lehre am Symbol. Kindern zumal von Ideen in allgemeinen Regeln reden, hieße, dem Blindgeborenen die Farben erklären. Mit der ganzen Empfäng-lichkeit jugendfrischer Gemüter erfassen sie die äußeren Erscheinungen; nur was sie sehen, erregt ihr Denken, was wir ihnen lehren wollen, müssen wir ihnen zeigen. Der Vater, der selbst zu einem reiferen und geistig entwickelten Kinde davon redet, davon täglich redet, daß wir mit Geist und Hand unserem Gotte dienen müssen, er wird kaum verstanden werden, und zuletzt wird die tägliche Wiederholung desselben Gedankens, und geschehe sie mit noch so viel Reiz und Abwechslung, es sei denn allenfalls, daß sie die Form der Erzählung annimmt, in dem Kinde das Gefühl der Langweile erzeugen. Diese ist bekanntlich ein fast undurch-dringlicher Schild, der auch der besten Idee nicht zu bewältigenden Wider-stand leistet.

Welch anderen Weg zeichnet die Schrift den Eltern vor! Der Vater trage das Symbol der Tephilin an seinem Haupte, an seiner Hand. Er erwecke damit die Aufmerksamkeit des Kindes und seine Frageluft; aber er dränge sich ihm nicht vorzeitig und ungefragt mit seiner Erklärung auf; er gliche dann einem Mann, der säen will, bevor er gepflanzt hat. Das Kind sieht den seltsamen Kopfbund, das wunderliche Zeichen an der Hand. Es wird aufmerksam und fragt nicht sogleich, eine gewisse Scheu hält es zurück, und sodann möchte es dem Rätsel gern selbst auf den Grund kommen. Die heilige Schrift will diese Arbeit des jungen Geistes nicht gestört sehen; mag es sich abmühen und die sonderbare Erscheinung hin und herwälzen. Warte, ruft sie dem Vater zu, bis dein Kind dich fragt, dann ist der Boden gleichsam gelockert und empfänglich für die Saat, welche du in denselben senken willst, dann wird deine Lehre und Erklärung auf fruchtbaren und ergiebigen Boden fallen, denn neben dem Verstande ist jetzt auch der Wille des Kindes rege geworden, ihm sind die Zeichen auch deswegen wert, weil es selbst über die Deutung gegrübelt hat.

Saget einem Menschen die Lösung vor dem Rätsel, oder auch nur die

Lösung mit dem Rätsel und beides wird ihn nicht reizen und rasch seinem Gedächtnis entschwinden. Aber lasset einen Raum zwischen dem Rätsel und seiner Deutung, so wird die dadurch erzeugte Spannung des Gemüts für den Moment die Neugier erhöhen und dadurch auch für spätere Zeit das Ganze fester dem Gedächtnis einprägen. So wird dem Kinde fortan, nachdem es die Erklärung des Symbols erfahren, der ständige tägliche Anblick desselben auch eine ständige Mahnung an Gott und seinen Dienst, und was die laute Rede nicht erreichen würde, das gelingt nicht selten der stummen Sprache dieser religiösen Hieroglyphen. Wie aber sollte die Aufmerksamkeit des Kindes wach werden, wenn nicht diese Zeichen sich eigentümlich abhöben und sich unterschieden von den gewöhnlichen Formen des Lebens?

Überhaupt, wenn so viele bedeutende und einsichtsvolle Menschen unrichtige und schiefe Urteile über das Judentum fällen, so scheint die Wurzel des Irrtums darin zu liegen, daß sie die Religion verwechseln mit der Bildung und Wissenschaft, welche sich sonst dem Geiste darbietet. Der Mann der Wissenschaft, er spricht stets zu einem engen Kreise, selbst die sogenannte Weltbildung umspannt nur einen verschwindenden Bruchteil des Volkes, und wie vieles ist selbst hier noch Schein und Täuschung und übertünchte Thorheit. Am Sinai aber da stand keine gewählte Gesellschaft, da standen sie alle, die Alten und die Kinder, die Männer und die Frauen, die Herren und die Knechte, die Weisen und die Thoren, und allen wollte der Herr verständlich werden. Ihm war keiner zu gering, um das ganze Volk schloß sich das Band seiner Liebe. Vielleicht, daß der Herr eine andere Sprache geredet, eine andere Satzung geordnet hätte, wenn er seine Wahrheit zum ausschließlichen Erbe der Denker und Philosophen hätte geben wollen.

Doch der Auszug der Juden aus Ägypten ist auch hier das Sinnbild eines geistigen Vorganges. Ja, in Ägypten da gab es Lehren und Geheimnisse, von denen nur die Priester etwas wußten, da gab es die Eingeweihten höherer und geringerer Grade, wenn auch das Steigen im Grade wahrscheinlich oft nur die Erkenntnis brachte, daß die früher gehegte Vermutung, die Höheren wüßten mehr als die Niederen, eine Täuschung sei. Durch das ganze Heidentum geht diese Spaltung zwischen dem Volke und den geistig Erwählten, und die Gegenwart ist auf dem besten Wege, diesen klaffenden Spalt zu erneuern. Aber da die Juden aus Ägypten ausgezogen waren, da hatten sie auch diesen Geheimniskram von sich geschleudert, mit welchem im Lande ihrer Zwingherren die Vornehmen das Volk auch geistig knechteten. Ein Gesetz und Eine Lehre für alle! Das sind die Gesetze, welche du den Israeliten vorlegen sollst[1], so ergeht die Rede an Moseh, und der Prophet[2] klagt darüber, daß die Lehre dem Volke ein verschlossenes Buch sei, verschlossen nicht, weil das Buch sich dem Volke, sondern

[1]) 4. M. 15_{16}, 2. M. 21_{1}. — [2]) Jes. 29_{11}.

weil das Volk sich damals dem Buche verschloß. Zu allen wandte sich, zu allen wendet sich des Herrn Wort.

Das ist zu erwägen, wenn wir die Absicht der heiligen Schrift begreifen wollen, und wer sich auch selbst die geistige Reife zutraut, um der Zeichen entraten zu können, warum thun gebildete Eltern, die sonst mit ihrer Liebe zu den Kindern prunken, nicht ihrem Kinde die Liebe, daß sie ihm die Leiter reichen, auf welcher es zu einer reinern Moral emporklimmt? Wohl weiß die heilige Schrift, daß die höhere geistige Kraft manche, wenn auch niemals alle Stützen entbehren kann, welche sie fürsorgend in den religiösen Formen der menschlichen Seele gewährt. Aber gerade die wahre Bildung wird nie so eigensüchtig sein, die Stütze fortzuwerfen; denn es ist wahrlich keine Liebe, das fortzuschleudern, was wir selbst nicht brauchen, wenn es unsern Nächsten notwendig ist; höchstens ist es Eigenliebe.

Das Heidentum kannte Symbole, aber nur die Priester wußten ihre Deutung. Das Judentum hat Zeichen und Deutung in die Hand aller gelegt, und damit die Grenzen des Gebietes bestimmt, welche der menschliche Geist beherrscht. Die Grenze ist, daß er die reinen Ideen nicht fassen kann, daß ihm das begriffliche abstrakte Denken verschlossen ist, daß sein Geist und Gemüt nur am Concreten die Welt der Ideen wahrnimmt; denn diese Welt der Erscheinungen ist eine Spiegelung der ewigen Ideen. Aber nur soll die Verehrung der Symbole keine gedankenlose Übung sein, wie bei den Heiden; die Formen und Ceremonien sollen nicht die Fetische sein, die sie, ach, für so viele in Israel leider noch heute sind, sondern sie schauen uns rätselhaft an, und wollen, daß wir den Schleier heben und den Gedanken erkennen, der sich hinter ihnen birgt.

Unsere Alten erzählen: ein Heide sei einst zu einem jüdischen Lehrer gekommen und habe die jüdische Lehre gerühmt und ihre treffliche Wahrheit; aber, sagte er, diese Wahrheit ist zu sehr in allerhand Formen eingezwängt, wäre sie frei, sie würde die Welt beherrschen. Wozu die Schranke, welche den Quell, der allen sprudeln sollte, zum erfrischenden Trank für einige Auserwählte mache, und ihn den übrigen verschließt? Wohl gefragt, sagte der Rabbi, und zum Lohn für deine schöne Bemerkung, nimm diesen perlenden Wein, der hier auf meinem Tische steht. Und der Heide, seine Frage vergessend, keine Antwort begehrend, greift hurtig nach dem Gefäß, welches den goldenen Trank enthält. Doch der Rabbi hält ihn zurück: den Wein habe ich dir geschenkt und nicht das Gefäß! Und wie ihn der Heide verwundert anschaut ob des drolligen Verlangens, den Wein fortzutragen ohne das Gerät, da lächelt der Rabbi und sagt: Sieh her, der flüssige Wein braucht einen Behälter, und der Gottesgedanke, zarter als der Äther, sollte keines Gefäßes bedürfen, das ihn davor schützt, zu verflüchtigen und dem menschlichen Auge verloren zu werden?

Was jener Heide verlangte, wir wissen, die Geschichte hat es unternommen, sie hat versucht, die jüdische Form zu zerbrechen, um den Geist der Lehre zu den

Heiden zu führen. Und wer wollte leugnen, daß dies nächst der Offenbarung am Sinai die größte Gottesthat gewesen ist, von welcher die Geschichte erzählt. Wer verkennt, daß mit ihr ein reicher Strom der Erkenntnis und der Sittlichkeit sich über die dürren Steppen des Heidentums ergossen hat? Welchem Lichtfreund wäre das Zwielicht der Dämmerung nicht immer noch lieber als das Dunkel der Nacht? Nein, dieser große geschichtliche Prozeß war eine Erlösung für die Heiden. Aber, was damals die Stürmer erstrebten, daß der Geist frei werde von der Form, es ist nicht erreicht worden. Der frische Wein des jüdischen Geistes, er wurde in den alten morschen und modrigen Schlauch des Heidentums gegossen, was Wunder, daß der Wein darunter gelitten hat?

Es ist der Geist, der sich den Körper schafft, sagt der Dichter, und wenn dies Wort auch auf menschliche Verhältnisse die Probe nicht aushält, von unserer Religion, der Gottestochter, gilt es vollkommen. Hier ist das Symbol die zarteste, sinnigste, anregendste Uebersetzung eines Gedankens in die Erscheinung und übt den lebendigsten Antrieb auf das menschliche Urteil, vom Bilde auf die Idee zu schließen, welche es vorstellt. Das jüdische Ceremoniell eine Spiegelung des jüdischen Geistes, das ist der Gedanke, mit dem wir an die Betrachtung der religiösen Gebote herantreten müssen, dann werden wir sie nicht bloß üben, sondern auch würdigen und lieben.

118.

Die dritte Sabbatmahlzeit.

Im Talmud lesen wir[1]): Rabbi Jose sagt: mein Lebenslos sei bei denen, die sich an jedem Sabbat dreimal an einer festlichen Tafel ergötzen. Das ist nun ein ganz eigenes Bekenntnis einer schönen Seele. Das Judentum verfehmt keineswegs den Lebensgenuß; warum sollen wir nicht an Speis und Trank Wohlgefallen haben als an den Gaben einer gütigen Gottheit? Auch das ist ein Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Tier, daß das Tier eine Sättigung anstrebt, daß der Mensch aber über diesen roheſten Zweck hinaus an den Freuden der Tafel sich ergötzen kann. Wenn einer mit feinen Sinnen die Blume eines edlen Weines in sich aufnimmt, so ist das nicht gerade der größte und erhabenste Vorzug, dessen ein Mensch sich rühmen kann, aber ein Vorzug ist es immerhin, daß der Mensch auch in diesem Können über das Tier hinauswächst und mit bedächtigem Sinne die Erzeugnisse genießt und würdigt, welche wir dem Bunde der Natur mit menschlicher Pflege und Sorgfalt verdanken. Wer zu genießen versteht, der weiß auch, daß es keinen ärgern Feind des Genusses giebt, als die Unmäßigkeit. Der Zecher, der den guten Trank tropfenweise die Kehle hinuntergleiten läßt und dabei so gedankenvoll dreinschaut, als sinne er über ein tiefes Problem, übertreibt offenbar den Wert des Irdischen, aber vor der Roheit des Rausches ist er gerade dadurch sicher behütet. Nur der Barbar ist unmäßig.

Unsere alten Weisen sagen zwar[2]), das Diesseits sei nur die Vorhalle, das Jenseits sei der Palast. Aber es gilt, das Gleichnis recht zu erfassen. Wird ein Baumeister, der ein prächtiges Königsschloß aufrichtet, nicht auch die Vorhalle künstlerisch gestalten und ausschmücken, und nicht ein rechtes Verhältnis herstellen zwischen dem Glanze der eigentlichen Königszimmer und dem Vorraume, der zu ihnen führt? Wäre er ein ruhmwürdiger Meister, wenn er alle Pracht und alle Schaffenskraft nur in den Sälen entfaltete und die Vorhalle ganz vernachlässigte? Und nun wird ein Kenner hingeführt, um sich dies glänzende Bauwerk zu betrachten; wird er, unbekümmert um die Vorhalle, sogleich auf die Hauptsäle los-

[1]) Sabbat 118b. — [2]) Spr. d. V. 4_{21}.

stürmen? O nein, er wird nicht achtlos an den Schönheiten der Vorräume vorübergehen, er wird hier an dieser Betrachtung seinen Geist ordnen und sammeln und vorbereiten für all die Herrlichkeiten, die seiner warten, er wird sich einen Begriff zu bilden suchen von den Absichten und Zielen des Meisters, dessen Schöpferkraft er in diesen Eingangspforten zuerst kennen lernt, und es wird vielleicht einer Mahnung des Führers bedürfen, nicht in den Vorsälen zu lange zu verharren und in den Hauptsaal einzutreten.

Wenn wir das Gleichnis so fassen, so liegt in ihm wahrlich keine Geringschätzung des Diesseits. Die Erde ist kein Jammerthal, kein Kerker, dem zu entfliehen der Mensch sich sehnen sollte. Wäre sie dies, so wäre das Diesseits eine höchst unpassende und durchaus geschmacklose Vorhalle zum Jenseits, das wir uns möglichst schön und erhaben denken. Je glänzender unsere Hoffnungen und Vorstellungen vom Jenseits sind, desto mehr haben wir auch Veranlassung, das Diesseits zu genießen, das ja als Vorhalle einen Abglanz, einen Wiederstrahl überirdischer Herrlichkeit uns bietet. Also ein Jude macht sich keines unreligiösen Verhaltens schuldig, wenn er am Diesseits sich freut, wir können fromm und fröhlich zugleich sein. Sich kasteien, sich quälen, sich geißeln aus Religion, das ist nicht im jüdischen Geiste. Wie der Wein keinem unserer Feste fehlen darf, ja wie wir am Passah der erhöhten Festfreudigkeit durch vier Becher Ausdruck geben, so kann der Israelit an den Gütern und Gaben der Erde sich ergötzen und kann dennoch getrost sein, daß er aus dieser Vorhalle zu den Stätten der Seligkeit schreiten werde.

Aber immerhin kennt doch der Mensch noch etwas Höheres als irdisches Genießen, es ist doch nur eine, und eine der geringern Blüten, die das Leben uns bietet, und wie das Bekenntnis eines Epikuräers und nicht wie der Ausspruch eines religiösen Weisen klingt der Satz des Rabbi Jose: möge mein Lebenslos bei denen sein, die sich dreimal am Sabbat zu einer festlichen Tafel vereinen. Obendrein ist zu erwägen, daß der Orientale den Tafelfreuden nicht soviel Wert beilegt als wir im Norden, die wir schon durch die Menge dessen, was wir verzehren, den Südländer in Erstaunen, ja fast in Schrecken versetzen.

Und was wir sonst von Rabbi Jose lesen, ist geeignet, uns eine recht hohe Meinung von seiner sittlichen Kraft und seinem sittlichen Urteil zu geben. So lautet z. B. ein Ausspruch von ihm: niemals habe ich meine Frau „meine Frau" genannt, sondern meine Frau nannte ich „mein Haus", weil erst weibliches Walten Segen und Behagen der Häuslichkeit schafft. Oder er sprach: ich preise diejenigen glücklich, die Almosen verwalten, aber nicht diejenigen, die sie verteilen, weil die letztern bei den besten Absichten nicht davor bewahrt bleiben, den zu verletzen und jenen zu bevorzugen; fromm und für Schönheit der Gottesschöpfung begeistert hielt er das Gebet am würdigsten, das mit dem aufleuchtenden Frührot der Morgensonne gesprochen wird, was freilich zur Sommerzeit im Orient sich leichter bewerkstelligen läßt als bei uns zu Lande.

Also diesem Rabbi Jose war ein reich besetzter Tisch nicht die höchste Wonne; warum hielt er dennoch es für eine besondere neidenswerte Seligkeit, sich am Sabbat dreimal an festlicher Tafel zu laben? Nun, das hängt mit dem Prophetenwort zusammen: „du sollst den Sabbat eine Wonne nennen".[1]) Es ist natürlich, daß sich die Familie beim Eingang eines Sabbats, eines Festes zu einem Mahle zusammenfindet, es ist selbstverständlich, daß am Tage auch durch Speis und Trank das gottgeweihte Fest ausgezeichnet wird. Aber nun geht der Sabbat zu Rüste, da schweben schon die Gedanken hin zur Werktagsarbeit. Das dritte Festmahl des Sabbat ist selbst in den Zeiten, in welchen frommer Brauch in hohen Ehren stand, nicht von vielen beachtet worden. Auch damals, als unsere Vorfahren von jeder Berufsarbeit am Sabbat sich fernhielten, dachten doch die meisten in der Schlußstunde des Feiertags an Geschäft und Erwerb, den Moment erwartend, wo die Arbeit beginnen durfte. Nur eine kleine Schaar war von der Feier so erbaut, so erfreut und erhoben, daß sie den Schluß, wie den Beginn des Tages fröhlich begingen und auch nichts dawider hatten, wenn die frohe und fromme Stimmung bis in die kommende Nacht hinein die Genossen zusammenhielt. Vielleicht erinnert sich noch mancher unter uns der stimmungsvollen Fröhlichkeit des dritten Sabbatmahls; es waren nicht die Leckerbissen, an denen sich die Genossen erquickten, diese waren es wenigstens nicht allein, sondern es war die Heiterkeit des Herzens, die in dem dämmernden Raum auf allen Gesichtern strahlte, die heilige Glut, die durch Ernst und Scherz geschürt wurde.

Es war wohl auch dem Rabbi Jose garnicht so um das dritte Festmahl zu thun, sondern um die Stimmung, die in ihm zum Ausdruck kam, um jene ungebrochene Freudigkeit des wahrhaft religiösen Mannes, der seine Schuldigkeit thut, dann aber nicht Gottes Sorge aussorgt, sondern getrost in die Zukunft blickt. Wie viele, denen Gott den Tisch reich gedeckt hat, verbittern sich das Dasein und lassen sich am Ende zu unrechtem Thun verleiten, weil sie meinen, sie müßten auch die Zukunft ihrer Kinder sicher stellen oder gar ihrer Enkel und Urenkel; als sei das menschenmöglich, als könne nicht ein Windhauch dieses Kartenhaus umstürzen, und sei es auch von noch so soliden Staatspapieren hergerichtet.

Ein anderer macht sich edlere, aber doch auch unnütze Sorgen; er sieht, wie viele alte, religiöse Einrichtungen wanken oder fallen; er sieht, wie so mancher feil und feig seinen Glauben verleugnet; und in seiner Kleingeisterei hält er die letzte Stunde des Judentums gekommen und glaubt, daß es das nächste Vierteljahrhundert nicht überdauern werde. Wie eng ist es in diesem Kopfe! Er weiß nicht, welche Wandlungen das Judentum erfahren hat, er sieht nicht die reiche und zukunftsreiche Entfaltung unseres Glaubens in der neuen Welt, er ahnt nicht die ungehobenen Schätze jüdischer Kraft im Osten unseres Erdteils. Der

---

[1]) Jes. 58_{13}.

sorgt am besten für die Zukunft, der in der Gegenwart seine Pflicht thut und das Übrige Gott anheimstellt. Oder es hört ein Jude das Toben unserer Gegner und meint, dieser Übergewalt können wir nicht Stand halten und fürchtet von diesen den Sturz Israels. Wenn nur die Leute nicht wegen dieses Fürchtens und Ängstens die beste Abwehr versäumten und es unterließen, die Schäden zu bessern. Ein freudiges Vertrauen auf Gott und auf uns selbst hilft über alle diese Sorgen hinweg.

Ein alter Lehrer sagt[1]): wer die drei Festmahle am Sabbat hält, wer seine Seele zu religiöser Freudigkeit stimmt, der wird von drei Übeln gerettet, von den Leiden, welche der messianischen Zeit vorangehen, von den Qualen der Hölle, und von der Feindschaft der Gegner Israels. Das soll heißen: manchem wackern Manne macht es Sorge, wohin die Menschheit steuert, ob sie je das Ziel des Friedens und der Gerechtigkeit erreichen wird. Das sind die Leiden des Messias. Aber die religiöse Freudigkeit hat im eigenen Gemüte die Vorahnung des Völkersabbats, sie weiß, daß Gott der Steuermann ist. Einem andern bereitet seine Begehrlichkeit die Qualen der Hölle. Er kann aus dieser Hölle gerettet werden, wenn er zwar allenfalls um den kommenden Morgen, aber nicht für entlegene Fernen sorgt. Auch die Feindschaft der Welt sollte den Israeliten nicht schrecken, der die Geschichte seines Volkes kennt; es sind doch heute meist nur papierne Feinde; Flugblätter sind noch keine Fluchblätter. Diese Fröhlichkeit in Gott wollte Rabbi Jose preisen, als er sagte: möge mein Lebenslos bei denen sein, die sich an jedem Sabbat dreimal an einer festlichen Tafel ergötzen. So lesen wir in den Psalmen[2]): „Ergötze dich, indem du dich zu Gott erhebst und er erfüllt dir die Wünsche deines Herzens.“

---

[1]) Sabbat 118^a. — [2]) 37_4.

119.

Akedah.

Die Verehrer der heiligen Schrift haben durch übertriebenen Eifer ihr Ansehen nicht weniger geschädigt als ihre Verächter. Ein göttlicher Geist durchweht die heiligen Bücher; so viele haben von diesem Hauche Trost, Erhebung, Belehrung, die wahrhafte Erneuung ihrer Seele empfangen; aber damit geben sich die übertreibenden Verehrer noch nicht zufrieden; jeder Buchstabe wird gedeutet, die Worte werden vorwärts und rückwärts gelesen, getrennt und zusammengezogen, und während der besonnene Leser meint, daß die heilige Schrift dann am erbaulichsten wirkt, wenn jeder sie sich auslegt nach seinem Herzen, nach seinem Geiste, halten die Eiferer an der buchstäblichen überkommenen Auslegung fest und schreien Verrat und Abfall, wenn einer den Geist an Stelle des Buchstabens setzen will. Wer kann leugnen, daß durch diesen verblendeten Fanatismus der Widerspruch geweckt, der Spott und die Verachtung des Heiligen geradezu großgezogen wird? Da paßt das Wort des Propheten: „Nennet nicht verbindlich, was diese Menge verbindlich nennt, was diese fürchten, das scheuet nicht und fürchtet nicht.“ [1]) Es bietet sich uns häufig in anderen Lebensverhältnissen ein ähnliches Schauspiel. Wer hat von jeher hervorragenden Männern in der Achtung von Mitwelt und Nachwelt mehr geschadet als jene Schmeichler, die auch an sich harmlose und gleichgiltige Vorgänge als gewaltige Verkündigungen großer Weisheit aufbauschten, die nicht nur den Purpur verehrten, sondern auch den Staub, der sich auf den Purpurmantel gelegt hatte? Sie bewirken es, daß der charaktervolle Mann sich fast schämt, seine Bewunderung für einen großen Zeitgenossen laut auszusprechen, um nicht mit jenen verwechselt zu werden, die mit der Begeisterung ein Geschäft machen.

So war stets die Überfrömmigkeit einer der gefährlichsten Feinde der Frömmigkeit. Auch in Bezug auf die Erklärung der heiligen Schrift hat die Gläubigkeit ihre Übertreibungen, die dann wieder die Ausschreitungen des Unglaubens hervorgerufen haben. Wir lesen irgend eine Erzählung, die nach ihrem strengen Wortsinn mit dem Naturgesetze nicht übereinstimmt; der Eiferer würde

[1]) Jes. 8_{12}.

natürlich jeden verketzern, der an der buchstäblichen Deutung irgendwie rüttelt, der Unglaube acceptiert die buchstäbliche Deutung und verwirft den Bericht als Fabel und Lüge. Giebt es für den, dem Religion und Aufklärung gleich sehr am Herzen liegen, der weder seine Vernunft noch seinen Glauben opfern will, hier keinen Ausweg? Er erinnert sich, daß die Worte, welche am eindringlichsten zum menschlichen Herzen reden, nämlich die Schöpfungen der Dichter, gleichfalls nicht „wahr" im gewöhnlichen Sinne sind, und doch fällt es keinem im Ernste ein, sie als Lüge zu bezeichnen. Das, was der Dichter meldet, ist so nicht geschehen, aber die Erzählung ist die Fassung, aus welcher der Edelstein einer erhabenen Wahrheit leuchtender hervortritt. Es wäre die krasseste Barbarei, die Dichter Lügner zu nennen, obgleich verblendete Feinde der Poeten hin und wieder solche Urteile ausgesprochen haben; vielmehr wird die Wahrheit am freudigsten willkommen geheißen, wenn sie im Gewand des Schönen, im Gewand der Dichtung sich uns naht. Warum sollte nun die Religion diesen Weg verschmähen, sie, die doch so oft als die Vereinigung und Vermählung von Poesie und Wissen, von Denken und Empfinden gefeiert worden ist? Ein jeder weiß, um wie viel leichter eine Lehre Eingang findet, wenn sie als Erzählung, als Gleichnis sich uns darbietet, und die Religion, die ja nicht nur zu den Gelehrten redet, sondern auch zur großen Masse, sollte auf ein so wirksames Mittel verzichten? Ein so frommer Lehrer wie Maimonides, auf den doch ganz Israel lauschte, hat z. B. schon vor fast siebenhundert Jahren die so oft bespöttelte Erzählung von dem Esel des Bileam als Gleichnis dafür aufgefaßt, daß ein Tier oft mehr Treue und mehr Scheu vor bösen Wegen bekundet, als ein sonst verständiger Mensch, den böses Gelüsten blendet und bethört. Verliert die Schrift an Würde oder Wahrheit, wenn wir die Erzählung von der Schlange, die das erste Menschenpaar verführt hat, als Sinnbild und Gleichnis auffassen? Vielleicht gewinnt nun auch das Schriftwort, welches uns am Neujahrsfest vorgelesen wird, unter diesem Gesichtspunkte für Viele unter uns eine noch erbaulichere Wirkung.

Abraham erhielt von Gott den Befehl, den Isaak, seinen einzigen Sohn, zum Opfer zu bringen; er führt sein Kind, das ahnungslos ihm folgt, an die Opferstätte, er baut den Altar, er bindet den Sohn, er greift nach dem Schlachtmesser, da gebietet ein Engel ihm Halt — und Isaak ist gerettet. Diese Geschichte, kurz die Akedah genannt, bildet den Grundton unzähliger synagogaler Gebete, und wem sie nach dem schlichten Text und Wortsinn das Gemüt erregt, dem wollen wir diese Wirkung nicht beeinträchtigen. Aber nicht jeder empfängt von dieser Erzählung den Eindruck unbedingter Befriedigung. Der Gott, der dies Opfer befiehlt, der Vater, der, um es zu vollziehen, nach dem Schlachtmesser greift, sie scheinen nicht in Übereinstimmung mit dem Gotte, den Abraham verehrt, mit dem Gottesboten, der solchen Auftrag von seinem Gotte gar nicht erwarten konnte.

Aber wenn dieses Kapitel auch gar nicht vorhanden wäre, so berichtet uns die Schrift anderweitig, daß Abraham seinen Sohn Gott zum Opfer gebracht hat, und daß ein Engel über dieses Leben seine schützende Hand gehalten hat. Abraham war ein Greis, als ihm Isaak geboren wurde; nach dem Laufe der Welt mußte er fürchten, daß er gar bald seinen Sohn in einer feindlichen Umgebung werde zurücklassen müssen. Was hätte Abraham thun müssen, wenn ihm das irdische Wohlergehen seines Sohnes am Herzen lag? Er hätte den Isaak erziehen müssen in den Sitten und Satzungen Kanaans, er hätte für ihn sodann aus einer der mächtigen Familien des Landes die künftige Gattin erwählen müssen, dann hätte Abraham getrost seine Augen schließen können, dann wäre Isaak kein Fremdling gewesen, sondern ein Insasse des Landes, und er hätte dessen Schutz genossen. Aber Abraham hatte einen ganz anderen Plan; er erzog ihn in Lehren, die Kanaan nicht kannte, mit diesen Lehren mußte Isaak ewig ein Fremder unter den Kanaanitern bleiben, konnte er sich nie mit ihren Familien verbinden. Konnte dem Isaak, dem jungen, dem unerfahrenen, der keinen Anhang hatte, gelingen, was Abraham, der als gereifter Mann ins Land gekommen war, mühselig erreicht hatte, sich zu behaupten mitten unter Feinden? Was war wahrscheinlicher, als daß nach dem Tode Abrahams die Kanaaniter über Isaak herfallen würden, um ihn zu töten und sich seines Erbes zu bemächtigen? Abraham gab seinen einzigen Sohn diesen Gefahren preis, weil er ihn zum Erben des Gottesgedankens machen wollte. Hieß dies nicht den Sohn gebunden seinem Gotte opfern, hieß dies nicht, wenn man nur die nüchternen Weltgedanken walten ließ, das Schlachtmesser zücken wider den eigenen Sprossen? Und wenn er dennoch dies Opfer brachte, welche Hoffnung konnte ihn beseelen, wenn nicht diese, daß Gott seine Verheißung erfüllen werde, daß sein Engel sprechen werde: strecke deine Hand nicht aus wider den Knaben und thue ihm nichts zu Leide? Es schwindet der Apparat des Opfers, aber das Opfer bleibt, wir sehen nicht Feuer, nicht Holz, nicht Altar und Schlachtmesser, nicht die Schnur, mit der Isaak gebunden wird, aber wir sehen das Lamm, das demütig fromme Gemüt, das im Aufblick zu Gott sich einem großen Berufe weiht. Die Erzählung der Schrift verliert ihre Härten, indem sie uns zum Gleichnis der Vorgänge sich gestaltet, die das Gemüt des Abraham bewegen.

Und thut nicht im Grunde jeder Vater in Israel solch frommes Werk? Jeder Sproß des Isaak wird noch heut, wie dereinst Isaak selbst, in eine feindselige Welt hinausgestellt; unzählige Mal ist der Untergang Israels verkündigt worden, und oft genug hatte die böse Kunde eine große Wahrscheinlichkeit für sich; aber bis zum heutigen Tage hat sich der Gedanke, dessen Träger Israel ist, mächtiger erwiesen, als alle die Widersacher, die sich wider ihn und wider uns erhoben haben. So gefaßt wird die Akedah, die Opferung des Isaak, ein uns allen vertrautes, für uns alle vorbildliches Ereignis, denn alle Erziehung muß

darauf gerichtet sein, unbekümmert um die Gefahren, die uns drohen, um die Vorteile die uns locken, dem Wahren und Guten treu zu bleiben; an diesen Grundsatz sind wir wie Isaak gebunden. Der Kampf, der das Gemüt des Abraham erregt hat, wie oft mag er sich in den Herzen seiner Nachkommen wiederholt haben! Hier die Aussicht auf Glück und Behagen, um den Preis, daß wir uns verlieren unter den Völkern, dort Unruhe und Gefahr, aber die treue Pflege des heiligen Erbes, und das Vertrauen, daß Gott das Schwert fortstoßen werde, das wider uns gezückt ist. Ein schwerer Kampf, und dennoch ist der verächtlich, der unterliegt, der sich von einer falschen Liebe verlocken läßt, das Heil der Seele seiner Kinder zu verschachern um der Erde Glanz und Glück. Wer liebt sein Kind heißer, als Abraham das seine geliebt hat? Er brachte ihm alles zum Opfer, damit er selbst ein Opfer, ein Priester der Wahrheit, werde. Abraham thut das Rechte und überläßt es Gott, daß er alles zum Rechten wende. Elternliebe versäumt das Wichtigste, wenn sie es vergißt, den Charakter zu stählen, wenn sie es nicht lehrt, daß wir, wenn es sein muß, uns opfern müssen für das hohe Gut der Wahrheit. Das lehrt uns die Akedah. Wir finden heute oft genug eine thörichte Elternliebe, die einzig und allein bedacht ist auf irdisches Wohl, die die jungen Seelen nicht bindet, sondern zügellos genießen läßt; jeder Stein des Anstoßes soll aus dem Wege geräumt werden, während es ungleich wichtiger ist, in dem Kinde die Kraft zu erziehen, daß es selbst den Stein aus dem Wege schafft, daß es nicht durch irgend ein Hindernis aus der Bahn der Tugend gedrängt wird.

Hier soll uns Abraham Vorbild sein, daß wir unsere Heiligtümer nicht verkaufen um irdisches Glück; diesen Opfersinn gilt es, der Jugend einzupflanzen, daß sie sich gebunden halte an Recht und Wahrheit, daß sie in Sturm und Not vertraue, es werde sich schon im Augenblick der höchsten Not der Engel zeigen, der den Wettern Halt gebietet.

120.

Das hohe Lied des Salomo.

„Das hohe Lied, das von Salomo herrührt.“ Am Frühlingsfeste des Glaubens sollen wir das Lied anstimmen, welches den Frühling des Lebens feiert. Wer wäre so kalt oder so freudlos, daß sein Herz nicht lebhafter schlüge, wenn das Lied von der Liebe gesungen wird?

Unsere Alten sagen[1]): „Dreimal ist Salomo hinabgestiegen in seinen Wünschen und dadurch hinaufgestiegen in seiner Weisheit.“ Zuerst ging sein Ehrgeiz dahin, über weite Strecken zu herrschen, sein Reich, sein Machtgebiet weithin auszudehnen; aber bald erkannte er, daß, wer der König eines so großen Reiches ist, nur dem Namen nach dessen Beherrscher ist, daß er in Wirklichkeit selbst abhängig bleibt von seinen Ratgebern. Und er sagte sich los von diesem Traum des Ehrgeizes, der keine Grenzen kennt und ins Unendliche schweift. Er stieg zum ersten Mal hinab von der Höhe seiner Wünsche und wollte nur König sein über Israel, über das Volk, dessen Sprache er redete, dessen Glaube auch der seine war; dies Volk wollte er beglücken, goldene Zeiten wollte er über dasselbe heraufführen durch weise Gesetze, durch eine kluge Regierung. Auch das ist ein Traum. Wohl sollen wir alle dem Gemeinwohl dienen; aber die Völker verschmähen es, ihr Glück und ihr Behagen als eine Gabe, als eine Gnade aus Fürstenhand zu empfangen. Und Salomo stieg zum zweiten Mal hinab und wollte nur König sein in Jerusalem. Über diesen engen Bezirk wollte er seine ganze fürstliche Huld ausbreiten; die Stadt wollte er durch prächtige Bauten verschönen; dort gab es Weise und Sänger, Kunst und Wissenschaft sollte aufblühen, wenn sein Scepter sie berührte, wenn ein Strom des Goldes vom Throne herab sich über sie ergoß. Aber die Künstler und die Gelehrten sind ein eigenwilliges Geschlecht, und Unabhängigkeit dünkt ihnen das höchste Gut. Da stieg er zum dritten Mal hinab und wollte nur in seinem Hause Glück und Behagen stiften. Hier wurde er verstanden, hier fand sein freundlich Wort einen lieblichen Widerhall, und beseligt von dem Glück des Hauses, sang er das hohe Lied, das Lied von der Liebe.

---

[1]) Midrasch Schir hasch. 1.

Darum heißt es auch nicht das hohe Lied des Königs Salomo, sondern des Salomo schlechtweg, denn nicht dem Könige, sondern dem Menschen, dem der Königsmantel nicht das Höchste war, blühte das wahre Glück. Man hat nicht mit Unrecht den Ruhm dem Wasser des Meeres verglichen, dessen Genuß den Durst nicht stillt, sondern steigert; so sei auch, wer Ruhm erstrebt, nie befriedigt. Aber dem Könige, wie dem Geringsten ist es der höchste Segen, wenn er Liebe findet, wenn er nicht vereinsamt durch das Leben wallt; die Liebe ist die Morgenröte, die unsere Jugend umsäumt, sie ist die Mittagssonne in den Jahren der Rüstigkeit und des gereiften Daseins, sie ist das Abendrot der Greise, und selbst dann, wenn die Menschen, die wir liebten, nicht mehr auf Erden weilen, ist die Erinnerung ein süßes Glück, wie wohl die Sonne, auch nachdem sie schon längst untergegangen ist, einen matten Schimmer zurückläßt.

Die Alten rühmen in mannigfachen Gleichnissen Salomos Weisheit; sie sagen[1]: Denkt euch einen Kasten, voll von Edelsteinen, aber ein Deckel verschließt das unscheinbare Gefäß, niemand kennt seinen Inhalt, es steht unbeachtet im Winkel, da kommt einer und hebt den Deckel und alle Welt freut sich der leuchtenden Steine; so seien die Lehren des Moseh Edelsteine gewesen in der Truhe, aber Salomos Weisheit hat sie allen gezeigt. Oder denkt euch einen Brunnen, tief unten im Grunde, man hört sein Rauschen, am Rande stehen durstende Menschen und sehnen sich nach dem klaren und kühlen Trunk, da kommt einer des Weges und bindet Seil an Seil, und dann nimmt er einen Eimer und an dem langen Gewinde läßt er ihn hinab in die Tiefe und holt herauf den frischen Trunk, daß alle sich laben; so sei die Lehre des Moseh ein Quell in den Tiefen gewesen, der niemand labte, bis Salomos Weisheit das Seil wurde, das den Brunnen nutzbar machte. Und alle diese Weisheit des außerordentlichen Mannes, der unter Pflanzen und Tieren Bescheid wußte, der viele tausend Sprüche und Lieder gedichtet hatte, gipfelte in dem hohen Liede, das die Liebe als eine Glut Gottes preist. Wie sehr wurde es dem Salomo erschwert, zu dieser edlen Anschauung von weiblicher Würde zu gelangen, da er als ein orientalischer Despot nur die Entwürdigung, nur die Sklaverei der Frauen kennen lernte und nach dem Berichte der Schrift an tausend Frauen im Harem des Königs weilten.

Aber ist es richtig, die treue Neigung, welche Mann und Weib zusammenführt, und die dann in der Ehe ihre Krönung und Vollendung findet, mit so hohen Worten zu preisen? Das Judentum freilich stellt die Ehe so hoch, daß es keinem Priester gestattete, einen Dienst im Heiligtum zu verrichten, wenn er ehelos lebte, wenn er ausgeschlossen war von den Freuden und Sorgen des Hauses; indes, wenn wir unbefangen und ohne Vorurteil uns in der Welt umsehen, so erkennen wir leicht, daß die Ehelosen, durch keine Rücksicht eingeengt, viel energischer für die Pläne und Ziele eintreten können, die sie für recht und gut halten.

---

[1]) ebd.

Die Pflicht, für sein Haus zu sorgen, es gegen Unbill und Not zu schützen, ist so übermächtig, daß selbst ein tüchtiger und fester Charakter in den Kämpfen des öffentlichen Lebens sich nicht ganz auf gerader Bahn halten kann, wenn die Pflicht gegen das Gemeinwohl und die Pflicht gegen das Haus in Widerstreit geraten. Diejenigen, die wegen ihres Mannesmutes, wegen der unerschütterlichen Treue gegen ihre Grundsätze, wegen ihrer unbedingten Hingabe an das Gemeinwohl am lebhaftesten bewundert werden, sind sehr häufig ehelos; sie haben es leicht, ihre ganze Sorge der Gesamtheit zuzuwenden, da sie nicht für ein eigenes Heim zu sorgen haben.

Wer möchte leugnen, daß in einzelnen Persönlichkeiten die Leidenschaft, ihrem Volke zu dienen, oder sich der Wissenschaft zu widmen, so sehr ihr ganzes Dasein beherrscht, daß ihnen die Ehe nur eine Fessel sein würde! Solche Leute giebt es in der Gegenwart, solche gab es auch in der Vergangenheit. Der Talmud[1]) erzählt von einem Manne, Ben Asai mit Namen, der erbaulich zum Lob von Liebe und Ehe redete, selbst aber unverheiratet blieb. Da neckte ihn sein Genosse und sprach: „Mancher kann über das Glück des Hauses lieblich reden und erstrebt dies Glück auch für sein eigenes Dasein. Sehr viele wissen dies Glück für sich zu erringen, ohne es darum in schönen Worten rühmen zu können. Du aber benimmst dich sonderbar, denn du empfiehlst Liebe und Ehe und trachtest doch nicht selbst danach." Da sagte Ben Asai: „Was soll ich thun? Meine Seele verlangt einzig nach der Thora."

Aber wenn es auch einzelne Ausnahmen geben mag, Menschen, die, ganz erfüllt von dem Verlangen, sich dem Volkswohl oder der Wissenschaft zu opfern, des Feuers nicht bedürfen am eigenen Herd, im allgemeinen ist die Treue gegen das Haus die Gottesflamme, an der sich alle unsere Tugenden, alle unsere Seelenkräfte entflammen und begeistern, von der alle unsere Freuden ausstrahlen, die auch die Wolken der Sorgen und der Schmerzen mit ihrem sonnigen Schimmer verklärt. Zu manchen Ausartungen, sollte man meinen, seien nur die Ehelosen fähig. Vielleicht das häßlichste Blatt in der Geschichte der neuern Zeit bilden jene Glaubensgerichte, von denen gerade die Sprossen unseres Stammes so sehr gelitten haben, und das Raffinement der Grausamkeit und der Bosheit, mit der diese Eiferer den verfolgten, der einer Ketzerei verdächtig war, die Lust, mit der sie den Scheiterhaufen entzündeten und zur Verrohung des Volkes dadurch beitrugen, daß sie das Elend der Märtyrer zu einer Volksbelustigung gestalteten, läßt uns beinahe an die Existenz von Teufeln glauben. Aber diese Männer waren keine Gatten, keine Väter; es ist nicht wahrscheinlich, daß sie so völlig gegen jede Regung der Menschlichkeit verschlossen gewesen wären, wenn sie wie andere Menschen an Freud und Leid der Familien Teil gehabt hätten.

Es gab in unserer Mitte[2]) Eiferer, welche das hohe Lied ausstoßen wollten aus der Reihe der heiligen Schriften, als sei es kein würdiger Gegenstand eines heiligen

---

[1]) Jebam. 63b. — [2]) Megilla 7a.

Sängers, die Liebe zu feiern; aber da erhob sich der Widerspruch mit den schier überschwänglichen Worten: Wenn die ganze Thora heilig, so ist dies Lied von der Liebe das Allerheiligste, denn alle Kräfte der Seele, alle Blüten der Herzen entfalten sich, wenn Mann und Frau im heiligen Feuer gegenseitiger Neigung sich weihen, immer weiser, immer besser zu werden, sich um des Hauses Wohlfahrt zu mühen.

Unsere alten Meister lehren[1]): Es heißt im hohen Liede, Salomo sagt: „Stark wie der Tod ist die Liebe", das gilt von der Liebe, die Mann und Frau einander widmen. Wie der Tod alles überwindet, so schrickt auch die Liebe vor keinem Opfer zurück, so entfaltet oft der Schwache Riesenkraft, um der Gefahr zu wehren, die dem Geliebten droht. Stark wie der Tod ist die Liebe; ja in frommen Gemütern lebt die Empfindung, daß sie noch stärker ist als der Tod, daß sie über die Schranken des Diesseits hinausreicht in die Gefilde der Seligen. Eine Greisin, der der Gefährte der Jugend von dannen gezogen ist, unterhält sich oft in einsamen Stunden in lauter Rede mit ihm, als weilte er wie sonst in ihrer nächsten Nähe; so fest ist ihr Glaube, daß, was die Liebe verbunden hat, in alle Ewigkeit nicht getrennt werden kann. Wir aber sollen nicht nur dem Liede lauschen, um uns an der dichterischen Schönheit des Sanges zu erfreuen, welchen Salomo, der Weiseste in Israel, der Liebe geweiht hatte, wir sollen, ob wir nun jung oder alt sind, am Herd des Hauses das heilige Feuer pflegen und eifrig darauf achten, daß kein Sturm es verlösche. Das hohe Lied des Salomo ist der göttlichen Glut gewidmet, welche den Tod überwindet und das Leben verschönt, erwärmt und erleuchtet.

---

[1]) Midrasch z. St. 8_6.

Betrachtungen für den Friedhof.



Körper und Seele.

Der Talmud[1]) hat uns ein Gespräch überliefert, welches der Kaiser Antoninus mit seinem Freunde, dem vielgefeierten Patriarchen R. Jehuda über das Verhältnis von Körper und Seele geführt habe und das in schlichter, volkstümlicher Weise uns tiefe Rätsel löst. Antoninus sagte: wenn der Mensch dereinst vor das Gericht Gottes wird geladen werden, wenn er sich verantworten soll ob so mancher schweren That, die er verübte, und ob der zahlreichen guten Werke, die er versäumte, so wäre es möglich, daß Körper und Seele sich beide von aller Verantwortlichkeit für ihr Thun und Lassen befreien könnten. Denn wollte man dem Körper die Schuld an der Sünde beimessen, so läge die Entgegnung gar sehr nahe: der Körper kann nicht schuld sein, denn er ist im Tode derselbe geblieben, und nun liegt er da kalt und starr wie der Stein, zu jeder Regung unfähig. Nicht im Körper, so meinte Antoninus, kann sonach der Ursprung des Bösen liegen. Und wiederum die Seele, sobald sie dem Kerker entflohen ist, sobald sie die Fessel des leiblichen Daseins von sich geworfen und zu den Höhen sich aufgeschwungen hat, da ist sie rein und ohne Makel, und die Sünde hat keine Gewalt über sie; so sollte man meinen, daß auch von ihr nicht die Sünde ausgehen könnte. Wo also, so fragte der Kaiser den Patriarchen, liegt der trübe Quell der Sünde, da Körper und Geist, wenn ihre Trennung durch den Tod erfolgt ist, trotz ihrer Gegensätzlichkeit darin sich gleichen, daß sie nicht sündigen können? Wer soll gestraft werden, der Körper, der für sich allein ohne Gefühl ist, oder die Seele, die für sich allein ohne Begierde ist?

Die Frage dünkt mich eines Denkers auf dem Throne würdig, als welchen die Geschichte uns den Antoninus darstellt, und ihre Erörterung scheint mir auch dieser Stunde und dieses Ortes würdig, wo wir durch ein Gedenken voll Wehmut und voll Liebe die längst Entschlafenen gleichsam zurückführen in den Kreis der Lebenden, wo wir durch die Seelenzwiesprach, die wir mit den Heimgegangenen pflegen, uns heimisch fühlen, wo das Rätsel der Beziehung zwischen Körper und Seele besonders dringend und fast bedrohlich seine Lösung fordert. Hören wir sonach auf die Antwort, die der Patriarch dem Kaiser gegeben hat; sie ist in die Form eines Gleichnisses gekleidet.

---

[1]) Sanhedrin 91a.

Denke dir, so sprach R. Jehuda, ein Herr habe einen Garten, in dem ihm herrliche Fruchtbäume blühen. In diesem Garten lasse er nun zwei seiner Diener wohnen. Der eine war lahm, der andere war blind. Die durften sich laben an den niedrig wachsenden Früchten, die ihnen erreichbar waren und an dem Duft der höher blühenden, die der Blinde nicht sah und zu denen der Lahme nicht hinauflangte. Indes, weit entfernt ihrem Herrn zu danken für die Huld, die er ihnen erwiesen, verbanden sie sich zum bösen Werke, und der Lahme sprach zum Blinden: ich will auf deine Schulter steigen und die prächtige Frucht pflücken, daß sie uns labe. So wurde der Garten seines Schmuckes entkleidet, und als der Herr wiederkam, da fragte er unwillig, woher ihm der Schaden erwachsen sei. Der Blinde sagte: habe ich denn Augen, daß ich die Frucht hätte sehen können? und der Lahme meinte: bin ich denn grad gewachsen, daß ich hätte hinaufreichen können? Nun wohl, so erklärte der Herr, daran erkenne ich, daß ihr zusammen das Böse verübt habt, daß ihr zusammen verschuldet seid. Das ist, was geschrieben steht[1]: Er ruft das Himmlische von oben und das Irdische, wenn er die Sterblichen richtet. — So weit der fromme Rabbi.

Insofern nun seine Antwort sich bezieht auf das Gericht, das Gott nach dem Tode über die Sünder hält, so wollen wir ihm auf dieses Gebiet phantastischen Ahnens, auf welchem der Geist sich so rasch verliert, nicht folgen. Das Bangen vor dem Tode, welches allen Sterblichen gemeinsam ist und von dem selbst die Bethörten, die den Tod suchen, nicht frei sind, denn sonst würden sie nicht, wie es zumeist geschieht, kaum, daß sie ihren sündhaften Versuch ins Werk gesetzt haben, sogleich um Hilfe rufen, dieses Bangen vor dem Tode ist das deutlichste Zeugnis, daß jeder das Gericht Gottes fürchtet. Das Nichtsein hat nichts Schreckhaftes. Es zeugt von dem tiefsten und klarsten Einblick des Dichters in das Leben der Seele, wenn er seinen tragischen Helden reden läßt: Sterben — schlafen — Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf — das Herzweh und die tausend Stöße endet, — die unsres Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel — aufs innigste zu wünschen. — Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod, — das unentdeckte Land, von deß Bezirk kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt, — daß wir die Uebel, die wir haben, lieber — ertragen, als zu unbekannten fliehn. So stark gar mancher, von Sünde beladen, dies leugnet, er gleicht dem Trunkenen, der sich seinen Rausch ausreden möchte. Nur ziemt es und nützt es dem Sterblichen nicht, sich über die Art und Weise dieses göttlichen Gerichtes, das den Bösen bestraft und den Guten beseligt, irgend welche Vorstellungen zu machen. Jene phantastischen Bilder, die in frühern Zeiten überspannte Menschen von Lohn und Strafe des Jenseits sich ausgedacht haben, und die noch in ungebildeten Köpfen spuken, sind dem Verständigen lächerlich, aber dem Einfältigen steigern sie trotz ihrer oder vielleicht gerade wegen ihrer Absurdität die ohnedies schon vorhandene Beängstigung vor dem Tode, und wie gespenstische Schatten schleichen sie sich in seine freudigen Stunden.

[1] Ps. 50_4.

Ob und wie Gott nach dem Tode Körper und Seele zugleich zur Rechenschaft fordert, das wollen wir nicht erwägen. Wohl aber wollen wir aus dem Gleichnis des Rabbi die Lehre ziehen, daß, so lange wir leben, Körper und Seele ein Ganzes bilden, daß die Seele die Schuld nicht abwälzen kann, indem sie dieselbe auf die Begierden des Körpers wirft. Auch so lange wir leben, hören wir die Stimme des göttlichen Richters nicht aus fernen Höhen, sondern aus dem Innersten unsres Gemütes, und keine Vernünftelei kann uns retten vor seinem Richtspruch, kein Tadel trifft so schwer wie der seine, und kein Lob beglückt, wie das von ihm gesprochene. Dieser Richter ist unser Gewissen, und auch ihm gegenüber möchten wir uns verteidigen, indem wir den Körper und sein ungestümes Begehren als die Ursache unserer bösen Thaten bezeichnen und ihn dann als blind und vernunftlos und darum unverantwortlich darstellen möchten. Was Kaiser Antoninus sagt, daß Seele und Körper die Verantwortlichkeit für die Sünde von sich weisen, das ist der Prozeß, der täglich, der stündlich vor dem Richter in uns sich vollzieht. Er sei mit fortgerissen, d. h. der Vernunft seien die Zügel aus der Hand geschleudert worden! Wie oft hören wir diese Rede, wenn es gilt, sich vor den Menschen und vor sich selbst zu entlasten. Aber, sagt R. Jehuda Hanassi, Körper und Seele sind ein Ganzes, sie lassen sich, so lange der Mensch lebt, gar nicht trennen, die Seele kann nicht wirken, ohne daß sie die Glieder des Körpers zu Hilfe rufe; überall wo wir seelisches Leben wahrnehmen, nehmen wir auch körperliches Leben wahr und umgekehrt. Lehrt uns doch die tägliche Erfahrung, daß jede Schädigung unseres Leibes mittelbar auch Nachteile für unsern Geist herbeiführt, und daß wiederum alles, was den Geist und das Gemüt erfrischt, dem Körper Frische und Schwung verleiht, so daß der Sieche oft neu auflebt, wenn er frohe Botschaft vernimmt. So ist auch für unser moralisches Leben diese Wechselwirkung vorhanden, und wenn das Gewissen spricht: du bist schuldig, so zittert Körper und Seele.

Wir alle sind strenge Richter unserer Nebenmenschen, und es fällt uns nicht ein, wenn wir von ihren Fehlern reden, an die menschliche Schwäche, an ihre Abhängigkeit vom Körper zu denken; wohlan denn, dann vergessen wir es nicht bei Erwägung unserer eigenen Thaten, daß die zwei Diener, die der Herr in den Garten gesetzt hat, sich vereinen müssen, um den Garten Gottes zu verwüsten, daß sie nur als ein Ganzes, als ein innigst Verbundenes langen können nach der verbotenen Frucht. Körper und Seele ist nur die willkürliche Trennung dessen, was uns als ein Lebendiges entgegentritt; wie die rechte Hand die Schuld nicht auf die Linke schieben kann, so kann es die Seele nicht auf den Körper. Wir sind hier vereint, um die reinen Seelen zu feiern; unser Herz bestätigt, was die Religion uns lehrt: sie führen ein reines lichtes Dasein im Anschauen der Gottheit, sie blicken wie höhere Wesen auf uns nieder, die sie lieben und die ein Schleier einhüllt, nicht so dicht, um ganz den Ausblick zu verhüllen, aber bei weitem nicht so leicht gewoben, daß wir hineinschauen könnten in dieses Jenseits, das uns alle

erwartet. Unser Herz drängt uns, für ihr Seelenheil zu beten, d. h wie innig immer wir sie lieben, wie hoch wir sie verehren, unsere Liebe ist nicht verblendet genug, um es zu vergessen, daß sie manche Schuld zu sühnen haben. Was kann aber unser Gebet für sie ihnen frommen, wenn es nicht in dem festen Entschluß gipfelt, im Hinblick auf sie, die auch im Tode unsere Lieben geblieben sind, die uns dereinst an den Pforten der Ewigkeit begrüßen werden, durch die wir gleichsam in zwei Welten heimisch geworden sind, gute Werke zu thun? Dann werden diese guten Werke gleichsam ihnen angerechnet, ihnen und uns.

Nicht mit verderblicher Sophistik, wie Antoninus wollte, die Sünde als das Erzeugnis körperlicher Schwäche, die nicht zu vermeiden ist, sondern wie Rabbi Jehuda, sie als die Schuld des Menschen zu betrachten, da Körper und Seele ein Ganzes sind, und jeder sich vor ihr hüten kann, dazu mahnt diese Stunde der Erinnerung, dann bringt sie den Toten und den Lebenden Heil und Segen. — Amen!

122.

Unsterblichkeit.

Ist es nicht seltsam, daß der Mensch in ein ewiges Naturgesetz, in jenes Gesetz, daß Alles, was entsteht, auch wieder zu Grunde geht, so schwer sich hineinfindet? Jeder Moment lehrt es uns, daß der Tod das Schicksal aller Lebenden ist, und dennoch — wenn er in unsern eigenen Kreis tritt, dann vergessen wir es, daß er zur uralten Ordnung der Welt gehört, und unser Herz bäumt sich auf, und wir können uns nicht hineinfinden in den Verlust, und jeder benimmt sich, als sei ihm etwas Ungeheuerliches geschehen und bricht in Klagen darüber aus, wenn dieses eherne Naturgesetz auch in seinem Hause die Opfer fordert. Jeder weiß es, daß das Durchschnittsalter der Menschen dreißig oder allenfalls zwei- bis dreiunddreißig Jahre ist; das lernen wir mit kalter Gleichgültigkeit, als ob uns die Sache garnichts anginge; wir wissen sonach, daß es einer unendlich großen Anzahl von menschlichen Wesen kaum vergönnt ist, einen Blick hineinzuthun in diese schöne Welt, und schon werden sie wieder abgerufen, und dennoch ertragen wir es mühselig wie ein schweres und unnatürliches Verhängnis, wenn der Tod in unsere Reihen eine Lücke reißt.

Aber gerade dieses Klagen und Seufzen dünkt mich in gewissem Sinne ein Protest unseres Gemütes zu sein gegen die Gültigkeit dieses Naturgesetzes, soweit es den Menschen angeht. Was unser Auge sieht, wenn der Tod waltet, das ist ein jähes Vergehen und Verschwinden; aber unser Gemüt sagt: nein! dieser liebe Mensch, dieser reiche Geist, er kann nicht aufhören, denn nicht die eiserne Notwendigkeit von Naturkräften regiert, sondern die göttlich-unendliche Liebe, und aus dem Zwiespalt dessen, was das Auge sieht, und was das Gemüt fordert, mit dem Zweifel, ob die Verwesung der letzte Akt des menschlichen Seins bildet, oder ob eine höhere Waltung das Sehnen des Herzens erfüllt und den Faden weiterspinnt, entsteht die Klage. Jeder Seufzer an der Bahre ist hauptsächlich gleichsam der Ausdruck des Zweifels, ob die Natur oder ob der Geist triumphiert. Und ist denn der Zweifel so ganz ohne Berechtigung? Es ist leichter gegen die Leugner der Unsterblichkeit als gegen die Ungläubigen zu schelten, aber es ist nicht ganz so leicht und unendlich wichtiger, sie zu widerlegen und von der religiösen Wahrheit zu überzeugen, und wenn die Religion hier und dort von ihrem Ansehen eingebüßt hat, so ist vielleicht dieses Gebahren, den

Irrtum zu einem Verbrechen zu stempeln, nicht ohne Schuld an dieser Einbuße. Da wo uns die Gründe fehlen, zu schelten und zu lärmen, das kann natürlich nicht gewinnen, sondern nur erbittern.

Was uns an der Bahre tief erregt, die Trauer steigert und die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung niederbeugt, das ist der Prozeß der Verwesung, der beim Menschen sich ganz ebenso vollzieht wie beim Tier. Da nehmen wir es mit Entsetzen wahr, wie dasselbe Wesen, an dem unser Auge in Liebe und Verehrung hing, auf dessen Antlitz wir die Spuren eines hohen Geistes und eines edlen Gemütes suchten, — wie dieses Wesen zerfällt, vergeht, vermodert. Und wir sollten es so unnatürlich finden, wenn angesichts dieser Zerstörung so manche reden: Ja, das ist Menschenschicksal, in nichts unterschieden von dem des Tieres Doch kaum ist dieser Gedanke aufgetaucht, da erhebt sich eine Stimme in unserm Gemüte und sagt: das kann nicht sein! Denn ist der Mensch im Tode dem Tiere gleich, dann ist er ja auch im Leben nichts anderes. Ist denn das Menschendasein zu erklären? Und ist denn in der ganzen Natur ein Platz für die Freiheit, herrscht in ihr nicht vielmehr die unerbittliche Notwendigkeit aus den Naturgesetzen heraus? Fühlt sich der Mensch nicht frei in seinem Wollen, verachten und verurteilen wir nicht den, der sich der Sünde hingiebt, erheben wir nicht den mit begeistertem Lobspruch, der durch sein Wirken das Heil seiner Nebenmenschen fördert?

Haben wir dazu ein Recht, wenn der Mensch eine Maschine ist, wenn der Mensch einem Naturgesetz unterworfen ist, dem er unbedingt folgen muß? Wem fällt es ein, es einer Uhr als ein Verdienst zuzuschreiben, wenn sie gut geht, oder sie zu schelten, wenn das Räderwerk versagt, und warum thun wir dies beim Menschen, wenn wirklich nicht nur sein körperlicher Organismus, sondern sein ganzes Wesen einem Uhrwerk gliche? Wer erklärt uns den Menschen und seine Freiheit? Und sodann verweilt das Gemüt bei all der Liebe, bei all dem hohen Streben des Verstorbenen, bei seinem Geiste, der die Welt umfaßte, bei seinem Herzen das so innig mitfühlte, und kann die Hoffnung nicht aufgeben: wenn auch dieses Herz still steht, die Kraft, die es bewegte, die Liebe, die es erfüllte, sie dauert und sie kann nicht sterben. So wird der Mensch angesichts der Bahre, die die irdische Hülle birgt, gleichsam hin- und hergeworfen zwischen den Schrecken der Verwesung und den Hoffnungen der Unsterblichkeit. Und jede Klage und jeder Seufzer ist der Ausdruck dieser Ungewißheit. Wer hat Recht? Dieses Auge, das den Tod sieht, oder diese Seele, die ihre Unsterblichkeit ahnt und somit auch die Unsterblichkeit des lieben Wesens, dessen sterbliche Reste wir in die Erde senken? Aber die Erinnerung an einen lieben Menschen hört garnicht mit dem Augenblicke auf, wo wir seinen Körper bestattet haben; diese Erinnerung begleitet uns zurück vom Friedhof in unser Haus; sein Bild steht vor uns, ist uns nahe in bangen und freudigen Stunden, steht oft so lebendig vor uns, daß wir mit ihm Zwiesprach halten, und wir seine Antwort zu vernehmen glauben. Wenn der Erde ihr Recht

geworden, wenn sie den Staub empfangen, in den der Geist gehüllt war, wenn das Bild des Vergehens unserm Blicke entrückt ist, dann wird es uns immermehr zur siegenden Gewißheit: auch die Toten leben.

Vielleicht ist diese Gewißheit nicht logisch beweisbar. Wer kann beweisen, was sein Gemüt beseligt? Wenn zwei Menschen in gegenseitiger Liebe, in gegenseitigem Vertrauen ein unendliches Glück empfinden, können sie die Berechtigung, die Notwendigkeit dieses Empfindens beweisen? Trefflich sagte der deutsche Dichter: „Du hast Unsterblichkeit im Sinn, kannst du uns auch die Gründe nennen? Jawohl, der Hauptgrund liegt darin, daß wir sie nicht entbehren können!" Was so unbedingt von unserm Gemüte gefordert wird, was uns so notwendig dünkt, wenn anders das Leben einen Wert hat, das muß wahr sein, oder es giebt überhaupt keine Wahrheit.

Und weil uns die Unsterblichkeit gewiß ist, begehen wir Tage der Erinnerung an die Heimgegangenen. Vorzüglich ist das Gotteshaus der würdigste Ort für solche Feier. Wo wir Gott, den Ewigen, feiren, da gelingt es uns sicherlich am ehesten, die Seele als den Strahl Gottes, den ewigen göttlichen Teil vom Menschen zu verstehen und dadurch Klarheit für unsern Geist, Ruhe für unser Herz und Kraft für unsern Willen zu erlangen. Aber unsere Alten nennen auch den Friedhof das Haus der Ewigkeit. Wenn wir den Toten Gedenksteine setzen, wenn wir ihre Gräber schmücken, wenn wir hier oft ernster und inniger als im Gotteshause beten, so ist dies alles ein Hinweis, daß die Hoffnung selbst an dieser Grabesstätte nicht dahinwelkt, daß wir gleichsam dem Tode zum Trotz an das ewige Leben glauben. Weil an diesem Orte die Vergänglichkeit alles Irdischen am deutlichsten entgegentritt, fliegt die Seele über alle Äußerlichkeiten hinweg und wird sich dessen bewußt, daß im Menschen Irdisches und Ewiges für diese kurze Lebensspanne verbunden ist. Und wenn wir unsrer Lieben an dieser Stätte gedenken, wo wir den vergänglichen Teil bestattet haben, liegt darin nicht die ernste Mahnung, nicht zu vergessen, daß das Irdische sein Ziel hat in der Erde, daß die Güter der Erde nur einen Wert haben als ein Mittel, als eine Staffel zur Höhe des Geistes. Und weil bei einer Gedächtnisfeier, wie die jetzige es ist, wir dessen gewiß sind, daß auch die Toten leben, darum sind wir hier gefaßt und gelassen, es ist überwunden und verblaßt, das grause und peinliche Bild des verwesenden Körpers, das uns so sehr dazu beredete, mit dem Tode sei das ganze Dasein dessen, den wir liebten, aus, zu Ende und erloschen, und es herrscht der Gedanke, den ja die Religion nicht als eine überirdische Kunde meldet, sondern den sie uns durch ihren getreusten Dolmetsch, das Menschengemüt lehrt: der Geist lebt ewig.

Aber soll dieser Geist nur ein seliges Leben in der Himmelshöhe führen, soll er nicht auch in uns leben als eine Kraft, die uns zur Tugend, zur Pflichterfüllung, zur Gottesfurcht mahnt? Diese Gedächtnisfeier ist tröstlich, denn indem hier so Viele sich vereinen in dem Glauben an die Fortdauer der Seelen, wird derselbe in dem Einzelnen

nur um so fester und inniger. Aber sie soll auch erbaulich sein, indem sie uns zuruft: die du auf Erden liebtest, sie leben fort in einem Reiche des Lichts, sie sehen deinen Wandel, und es ist wie eine Qual der Hölle, wenn sie diejenigen, die zu ihnen gehören, in den Fesseln der Sünde sehen. Können wir ihr Gedächtnis mit ruhigem Gewissen feiern, wenn wir ihnen diese Marter bereiten? Und wir bereiten ihnen eine selige Freude, wenn das Gedenken an sie uns dazu stimmt, wohlzuthun, unsern Eigensinn und unsere Eigensucht zu bekämpfen, wenn sie sonach auf Erden Gutes wirken, auch nachdem sie von der Erde geschieden sind.

Gieb uns, gütiger Gott, ein gesegnetes Leben, ein gesegnetes Sterben. כי טוב חסדך מחיים שפתי ישבחונך. Denn besser ist deine Liebe als Leben, und weil diese Liebe uns über das Grab geleitet, preisen dich meine Lippen. — Amen!

Todesfurcht.

Wie die Kinder das Dunkel fürchten, so fürchten die Erwachsenen das Sterben und den Tod. Aber der natürliche Schrecken vor dem dunklen Raume, den wir bei Kindern beobachten, er wird bekanntlich noch wesentlich gesteigert durch allerhand thörichte Reden der Umgebung, und die ohnedies schon lebhafte Einbildungskraft der jugendlichen Seele wird aufs heftigste erregt, die gedeihliche Entwicklung des Kindes aufs empfindlichste geschädigt gerade durch diejenigen, denen die Erziehung des Kindes obliegt. Und ganz dasselbe beobachten wir nicht selten bei denen, denen die Erziehung der Erwachsenen obliegt in Bezug auf die Schilderungen des Todes und der Schrecken des Jenseits. Es ist so bequem, ein Kind zu augenblicklichem Gehorsam zu bewegen, indem man es durch Schreckbilder ängstigt, die im Dunklen hausen, indem man Fabelgestalten ersinnt, die aus der Finsternis emporsteigen, um das Kind zu strafen, und so scheuen gewissenlose und leichtsinnige Pfleger nicht davor zurück, durch diesen Lug Herrschaft zu gewinnen über die kindliche Seele und erwägen nicht, daß der augenblickliche Nutzen schwer errungen wird um den Preis, daß das junge Gemüt von steter Angst erfüllt wird, daß der Verstand von Trug umhüllt wird, um den Preis, daß Körper und Seele gequält und vergiftet, fürs ganze Leben geschädigt werden. Jedermann weiß es, wie schwer es wird, diesen Wahn der Kindheit von sich abzuschütteln. Auch wenn wir längst das Eitle und Irrige dieser Vorstellungen erkannt haben, erwachen sie doch in gefährlichen Zuständen, wenn irgend eine Sorge oder Not uns droht, zu neuer Kraft. Der in frühester Zeit durch solche Thorheit verschüchterte Mensch bleibt oft für sein ganzes Leben scheu, ängstlich zurückhaltend, wie vor einer unbekannten Gefahr erbebend.

Und fast ganz denselben Prozeß können wir beobachten, wenn Lehrer der Religion es nicht unter ihrer Würde erachtet haben, die Erwachsenen durch Vorstellungen von den Schauern des Todes und der Unterwelt sich unterthan zu machen. Der Zweck bei der Erdichtung dieser Märchen war vielleicht von vorneherein kein ganz schlechter. Die Menschen sollen zur Übung der Tugend gemahnt, vor Verbrechen und Frevel gewarnt und zu edlen und guten Werken hingeführt werden. Aber wie schwer ist

diese Aufgabe, wie oft fehlt der Erfolg. Du schilderst den Adel der Tugend, des Pflichtbewußtseins strenge Würde, die stolze Befriedigung, welche die Entsagung spendet, die innern Freuden des Edlen an dem guten Werke, die herben und darum so hehren Wonnen dessen, der leidet um der Wahrheit willen, aber der böse Sinn wird durch alle diese Bilder nicht erregt, daß er von der Bosheit lasse und sich an der Tugend ergötze, nicht einmal die Furcht vor dem irdischen Richter kann den wilden Trotz zähmen; er glaubt sich, sei es mächtig, sei es klug genug, der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen, und zügellos folgt er seinen Lüsten und Sünden. Giebt es kein Mittel, diesen Trotz zu beugen? Da kam der Gedanke, ihn niederzuzwingen, wie man wohl Kinder, bei denen keine Versprechung, keine Strafe fruchtet, durch Schreckbilder willfährig macht und malte den Tod mit seinem Grausen, die Hölle mit ihrem glühenden Grund, die Toten, die zur Nachtzeit ihr Lager verlassen und unerbittlich die Schuld an denen ahnden, die gegen sie gefrevelt haben, und es hörten's die Sünder, denen die Tugend ein Nichts und die irdische Gerechtigkeit ein Hohn war, sie hörten von der Marter des Sterbens, von den brennenden Strafen, von den Lebensverfolgern, von Hölle und Teufel, und sie zagten und zitterten, und das Wort erwies sich mächtiger als das Schwert, und die dem Beile des Henkers trotzten, fielen auf das Knie, als gewandte Rede Bangen und Beben in ihre Herzen schleuderte.

So bildete sich ein ganzes System aus, wie man den Menschen leiten könne, indem man den Teufel, die eingebildeten Schauer der Unterwelt, zu Hilfe rief. Aber wie es sich beim Kinde rächt an seiner ganzen späteren Geistes- und Charakterentwicklung, wenn man seinen Eigenwillen zu brechen versucht durch die von eitlem Spuk aufgeregte Phantasie, so hat es sich auch an der Menschheit bitter gerächt, daß man den Hang zur Sünde bekämpfen wollte auf diesem Wege der Lüge. Herrschsüchtige Priester haben die geängstigte Menge wie Sklaven ihrem Willen unterworfen, indem eine glühende und ungezügelte Phantasie all ihr Feuer in die Schilderung der Höllenqualen ausströmt, unter denen die Ungefügigen werden leiden müssen. Die erhabenen Vorstellungen von einem ewigen Leben, welche die Weisen ersonnen hatten, mußten weichen vor den Gemälden, deren Wirksamkeit auf den rohesten Sinn berechnet war. Der Gottesdienst wurde zu einer Seelentortur, roher Genuß wurde denen verheißen, die der Tugend folgten, rohe Strafen denen angedroht, die der Sünde nachgaben. Es frommt eben nirgendwo, einem guten Zweck auf schlechten Wegen zuzustreben.

Dem gegenüber ist es bemerkenswert, daß in allen fünf Büchern unseres Lehrers Moseh nicht eine einzige Stelle sich findet, wo das Bangen vor einer ungewissen Zukunft nach dem Tode dazu benützt wird, um vor der Sünde zu warnen. Und unsere Alten haben den Tod mit einem Kusse verglichen, durch den ein guter Vater sein Kind aus einem bösen Traume erweckt; das Kind erwacht und sieht dem Vater in das liebeerleuchtete Auge. Das Leben ist für Viele ein gar wüster und wirrer Traum; der Todesengel, ein freundlicher Bote der Gottheit, berührt die

Lippen der Leidenden, und alle Not hat ein Ende, alle Last ist genommen, und die Seele ist befreit und erlöst, wie einer, der aus schweren Träumen erwachend in das Tageslicht und zu lieben Menschen emporblickt. Ein Schriftsteller sagt vom menschlichen Leben: man denke sich eine Zahl von Menschen in einem Gefängnis, alle sind zum Tode verurteilt, und ein Teil derselben wird täglich vor den Augen der Andern hingerichtet, die in diesem Schicksal das Los sehen, das sie selbst erwartet, — und man hat, da alle Sterblichen des Todes gewiß sind, ein Gleichnis vom menschlichen Schicksal überhaupt. Dieser Vergleich ist für den ersten Augenblick frappant und blendend. Und dennoch ist er im Wichtigsten falsch, denn der Tod, welchen der Mensch dem allgemeinen Gesetz gemäß erleidet, ist gar keine Verurteilung, ist gar keine Strafe, sondern der naturgemäße Abschluß jeder irdischen Existenz, denn das in der Zeit Entstandene muß notwendigerweise in der Zeit vergehen.

Wir sollen an den Tod denken; diese Erwägung ist zweifellos eine wichtige Förderung des Guten, aber wir sollen den Tod nicht fürchten, denn diese Furcht vor dem Notwendigen und Unausweichlichen ist thöricht, ja fast lächerlich. Jene Leute, die sich ein Geschäft daraus machten, das Todesbangen schwacher Seelen zu mehren, haben den wunderlichen Trugschluß erfunden: wenn schon die Verwundung oder der Verlust eines Fingers so große Schmerzen verursacht, wie viel größer muß der Schmerz sein, wenn der ganze Körper vergeht und sich auflöst; aber das ist ein Trugschluß, denn die Erfahrung lehrt, daß der Tod oft leicht und fast schmerzlos herantritt, da, wie bemerkt wird, die Teile, deren Gesundheit für unser Leben am notwendigsten, nicht zugleich auch die für den Schmerz empfindlichsten sind.

Mit Recht ist gesagt worden: der Schmerz des Todes ist schreckhafter als der Tod selbst. Wir sind Zeugen der Klagen und Seufzer einer tieferregten Umgebung, wir sehen den Körper des Sterbenden in Zuckungen, von denen jedoch er, wie bekannt, nach dem Urteil der Kundigen keine Empfindung hat, wir sehen sein Antlitz erblassen, seine Freunde in Thränen; das Alles erregt uns noch mehr als das Sterben selbst. Darum hören wir auch von den Weisesten, daß sie ruhig, ja sogar unter Scherzen gestorben sind, und die wahre Religion sollte es sich zur Aufgabe stellen, jenen Alp der Todesfurcht, der auf vielen Gemütern lastet, ihnen zu nehmen; sie ist wie der Alp, der uns im Schlafe bedrückt, nur eine eingebildete Last.

Wenn wir nun in feierlicher Stunde der Toten gedenken, so kann dies nicht den Zweck haben, uns traurig zu stimmen; die Religion trifft gar keine Veranstaltung für die Trauer, sondern für den Trost. Es soll uns klar werden, daß unsere Heimgegangenen nicht zu beklagen sind, da sie ein liebender Vater aufnimmt, ein Vater, der nach dem Worte des Propheten im Zorn über die Sündigen der Liebe gedenkt. Es ist wahr: wie in jedem Kinde eine angeborene Furcht vor dem Dunkeln waltet, so haben wir eine fast angeborene Scheu vor dem Tode, und das ist in gewissem Sinne notwendig, denn wie viele würden die Last des Lebens von sich werfen, die Schranken

des Diesseits gewaltsam durchbrechen, wenn nicht an den Pforten dieses Bangen vor dem Unbekannten eine heilsame Wacht hielt. Aber der Verständige und Religiöse wird nicht ein Sklave dieser Angst, sondern ihrer Herr werden. Er wird sich die Bürde des Daseins nicht noch erschweren durch diese Schauer vor Tod und Unterwelt, sondern es ins Herz sich einprägen, daß hier wie dort ein Vater voll Liebe über seine Kinder waltet. — Amen!

124.

Der Gottesbote Tod.

Das Geheimnis des Lebens lüftet ſeinen Schleier an der Stätte der Toten. Nicht in dem Jagen nach Gewinn und Vorteil, nach Ehre, Glück, nicht aus dem Leben begreifen wir den Wert und den Zweck des Lebens, ſondern wie wir jede Erſcheinung nur beſſer verſtehen aus dem Gegenſatze, ſo müſſen auch hier die großen Gegenſätze Leben und Tod wider einander treten, um ſich zu erklären. So lange wir ſchaffen und arbeiten, denken wir nur an den nächſten Zweck. Der Arbeiter müht ſich den Tag hindurch, um am Abend Brot zu haben für ſich und die Seinen יצא אדם לפעלו ולעבודתו עדי ערב. „Er geht an ſein Geſchäft und an ſein Tagewerk — für den Abend“ [1]). Weiter ſinnt er nicht, dazu gewinnt er in dem Wirbelwind der Unruhe, welche die Sterblichen untereinander ſchleudert, nicht Zeit und Beſinnung. Wer prüfend erwägt über den nächſten Abend hinaus, der gleicht in den Augen der Meiſten einem Manne, der betrachtend ſtehen bleiben will, während die Strömung großer Menſchenmaſſen nach vorwärts flutet, wobei er denn unfehlbar würde zu Boden geriſſen und zertreten werden.

Aber ſollen wir denn nun wirklich den Gedanken nicht wenden über den Tag hinaus? ſoll der Reiche ſich zufrieden geben, wenn er alltäglich neue Schätze zu den alten legt, ſoll der Ehrgeizige geſättigt ſein, wenn er neuen Ruhm und neue Anerkennung gewinnt, und ziemt es nicht vielmehr, das Leben zuſammenfaſſend zu betrachten und neben ſo vielen kleinen einzelnen Zwecken den einen großen Endzweck zu verfolgen? Und um das zu wiſſen, müſſen wir aus dem Gewühl des Lebens flüchten in die Einſamkeit des Todes. Dort wird uns zuvörderſt das Eine klar, daß wir die Götter der Erde ehren über Gebühr. Welchen Gewinn hat ſelbſt der größte und hochragendſte Mann von ſeinem Mühen? Er hat die Erde mit ſeinem Ruhm erfüllt, er hat die Bahnen der Sterne gemeſſen, er hat verborgene Weisheit ausgefunden. Aber ſind dieſe Großen nicht im Tode den Niedrigſten gleich, müſſen ſie ſich nicht beugen vor ſeiner unerbittlichen Gewalt und ſteigen in das Reich der Schatten?

---

[1]) Pſ. 104 $_{23}$.

Koheleth klagt: שבתי וראה תחת השמש כי לא לקלים המירוץ וגו׳. „Und weiter sah ich unter der Sonne: nicht die leichten Fußes sind, siegen im Lauf und nicht die Starken im Krieg, und die Klugen haben kein Brot und die Weisen kein Gut und die Kenner keine Gunst, sondern Ein Geschick und Eine Plage trifft sie alle“ [1]. Die Weisen aber deuten diesen Vers auf Moseh, da er dem Tode nahe war. Nicht die leichten Fußes siegen im Lauf: einstmals hat er mit Adlerfittich gen Himmel gestrebt und im Reiche der Geister geweilt; jetzt will er die Furt des Jordans überschreiten, und er kann nicht; der Todesengel ist rascher denn er. Und nicht die Starken gewinnen den Krieg: einstmals erbebten die Engel vor ihm, dem Staubgebornen, und nun bekennt er selbst, daß er die Angst und die Schrecken der Unterwelt scheue. Und nicht die Klugen haben Brot: denn die Herrschaft, die er so lange ausgeübt, wird jetzt Josua, dem Jüngern und weniger Würdigen gegeben. Und nicht die Weisen behalten ihren Reichtum: vordem sprach er stolz und selbstbewußt, wie die mit irdischen Schätzen Gesegneten, zu Gott dem Allmächtigen: wende dich von deinem Grimme und vergieb diesem Volke. Und jetzt bettelte er wie ein Armer, als flehte er um unverdiente Gnade und ward nicht erhört. Die Kenner verlieren die Gunst: einstmals verstand er, mit wenig Worten die Gunst des Herrn seinem Volke zuzuwenden, und nun hatte er sieben Tage gebetet und am Schluß sprach der Ewige: Sieh, deine Tage nahen sich dem Tode.

Und wie die Weisen in geistvoller Gleichnisrede an Moseh das Schwinden der Größe und der Kraft darstellen, so sagen sie nicht minder treffend von David: David werde in der Schrift stets König David genannt; noch der Bericht von seinem Greisentum und dem allmählichen Schwinden der Lebenswärme wird mit den Worten eingeleitet: der König David wurde alt. Aber da sein Tod berichtet wird, da läßt die Schrift den Königstitel fallen und sagt nur kurz: die Tage Davids nahten sich dem Tode. Wenn aber schon die Majestät der Weisen und der Fürsten zusammenbricht und zerfällt vor dem eisigen Hauche des Verderbens, wie sollte der Niedriggeborene hoffen, daß er Stand halten, daß er nicht verzagen werde, wenn auch ihn die Botschaft trifft, sein Haus zu verlassen und seine Lieben, und hinzugehen in das dunkle Reich der Schatten. Muß nicht die Neigung, weitreichende Pläne zu ersinnen, und zu leben, als wäre unser Dasein ein ewiges, weichen an diesem Orte, allwo uns die Bilder all der Freunde entgegentreten, die mitten aus dem reichsten Schaffen plötzlich sind abberufen worden? Und ist nicht fast jeder Tod für den Sterbenden ein plötzlicher, da es des Menschen Art ist, sich mit Hoffnungen zu schmeicheln und noch, wenn der Tod mit seinem dunklen Fittich unser Haupt beschattet, die äußerste Gefahr uns fern zu denken? Rührend ist eine Legende, welche die Alten über diesen Gegenstand ersonnen haben [2]): R. Simon, sagen sie, war einst bei einem Feste, welches ein reicher Mann bei der Geburt seines Sohnes veranstaltete. Da schmausten sie

[1]) 9_{11}. [2]) Deut. r. 9_1.

recht lebhaft, und der Wirt setzte seinen Gästen einen Wein vor, der sieben Jahre alt war; und da der Trank ihnen mundete, so sprach er: diesen Wein will ich liegen lassen zum Hochzeitsfeste meines Sohnes. Spät in der Nacht wanderte R. Simon heim und traf auf dem Wege den Engel des Todes, und der Todesbote sah verstört und mißmutig aus ob eines Auftrages, den er zu erfüllen hatte. Und R. Simon fragte ihn, wer er sei. Er aber antwortete: ich bin der Bote Gottes. Und er fragte wieder: warum bist du verstört? Ob der Reden der Menschen; die sorgen immer, so und so werden wir thun, und doch ahnen sie nicht, wie rasch ich sie rufe; dieser Mann, bei dem du gespeist hast und der zu euch sagte: diesen Wein lasse ich lagern bis zur Hochzeit meines Sohnes, — sein Ziel ist, daß ich ihn in dreißig Tagen von dannen führen werde. So zeige doch auch mein Ziel! bat R. Simon. Und der Engel sprach: Über dich und deinesgleichen habe ich keine Gewalt; gar oft hat der Herr Wohlgefallen an euren guten Werken und mehrt euch das Leben, denn so heißt es[1]): „Gottesfurcht mehret die Tage." Hat doch der Herr seinem Volke befohlen, keinen Baum zu fällen, so lange er Früchte trägt; wie sollte er den Gerechten wegnehmen, so lange er Frucht trägt, so lange er noch nicht zur Ewigkeit herangereift ist?

Diese Legende, lehrreich, indem sie uns vor weitausgesponnenen und ausgesonnenen Plänen warnt, enthält noch manchen andern Zug, der wohl Beachtung verdient. R. Simon sieht den Todesengel, der war verstört ob seiner Sendung. Wie zart ist diese Auffassung, wie glänzend unterscheidet sie sich von der den Völkern der Erde geläufigern, die den Tod sich als ein gieriges, erbarmungsloses Wesen denken, das über die Menschen mit Lust herfällt, sie zu verderben. Aus den Märchen der Heiden, aber auch aus den Wahnvorstellungen der modernen Halbgebildeten tritt noch der alte Irrtum heraus, daß die Schattenwelt einen andern Herrn habe denn die Welt des Lichtes, daß er diese Welt bekämpfe und den Tod hinaussende, als seinen gefährlichsten und menschenfeindlichsten Knappen. Aber Israel denkt darüber anders. R. Simon sieht den Todesengel, wie er verstört ist, daß er einen lebensfreudigen, planenden Mann aus all den Freuden und Plänen herausreißen muß; nicht die Märchengestalt, die gierig-hungrig über die Menschen herfällt wie ein Räuber, ist ihm der Tod, sondern er traut ihm inniges Mitgefühl zu mit den Leiden des Sterbenden, mit den Klagen der Hinterbliebenen. Und auf die Frage: wer bist du? sagt er ihm: ich bin ein Bote Gottes. Wenn wir das nur immer beherzigen möchten! Selbst der Gläubigste vergißt es oft und bangt vor der letzten Stunde; da steckt das Heidentum noch immer in unseren Herzen, und die schlichte Wahrheit von der Einheit und Einzigkeit Gottes und sonach von seiner alleinigen Waltung über die Welt ist uns wohl geläufig, wenn wir gleichgültig uns von ihr unterhalten, aber wir vergessen sie, wenn wir sie brauchen in den Stunden der Not. Und doch, wie oft ist der Tod nicht ein Verderben, sondern ein Erlöser, wie oft befreit er von heillosem Siechtum, von einem Dasein ohne rechten Nutzen

[1]) Spr. 10_{27}.

und ohne rechte Freude, wie oft schließt er erbarmend das Leben des Sünders, daß er nicht noch mehr der Schande, der Missethat und der Qual seinen Nächsten brächte

Fragen wir uns doch nur selbst: möchten wir wohl irgend einem der Lieben, die heimgegangen sind, es gönnen, wenn es möglich wäre, wiederzukehren und Last und Lust des Lebens noch einmal auf sich zu nehmen und so zu sagen zweimal zu sterben? Gewiß nicht! Wenn wir am Grabe stehen und einer der Lieben, an dem unsere Seele hängt, eingesenkt wird, da dringt uns das Blut zum Herzen und preßt es zusammen, daß wir meinen, solcher Verlust vernichte unser eigenes Leben, daß wir den fruchtlosen Wunsch hegen: wenn sie doch wieder lebendig würden und bei uns blieben! Aber wenn das Gemüt sich beruhigt und den Verlust zwar noch empfindet, aber schon darein sich findet, möchten wir dawoh l den Wunsch haben, daß sie wiederkehren und all dies von nicht gar zu vielen Blumen durchflochtene Leben noch einmal erproben?

Wir betrachten den Tod als das schlimmste Übel, und doch scheint es mir undenkbar, daß nicht fast jeder Sterbliche Stunden erlebt, in welchen er das Dasein als eine drückende Last empfindet und dankbar wäre, wenn sie von seinen Schultern genommen würde. Diese Stimmung, das ist wahr, ist eine sündhafte, einem Gemüte entsprungen, das sich bäumt statt sich zu beugen, das hochgemutet aufstrebt und die Ceder neidet, vergessend, daß der Ysop in Niedrigkeit sicherer vor dem Sturme ist. Aber die Gemüter kommen selten zu der Fassung, da die höchste Weisheit mit der reinsten Gottesfurcht sich paart, wo das Leid ebenso beglückt wie die Freude; und ist immer der Tod ein so schlimmer Gast, da er zumeist das Leben von uns nimmt im Traume, da er nicht weh thut, nachdem das Bewußtsein des Wehs uns verloren gegangen? Unsere Weisen sagen[1]): Als der Herr dem Moseh seinen Tod ankündigte, da sprach er: הן קרבו ימיך למות. „Deine Tage nahen sich dem Tode[2]).“ Kein barsches und rauhes: du mußt sterben! sondern zart, sanft, umschreibend verhüllend: deine Tage nahen sich dem Tode. Und so wiegt auch uns der Herr in den sanften Traum, wenn er die scharfe schneidige Sichel an unser Leben setzt und entführet die Seele, kaum daß sie davon weiß. R. Simon fragt den Tod: wer bist du? und erhält die Antwort: ein Bote Gottes. O daß dieses kurze Wort uns ständig vor der Seele stünde, uns tröstend, wenn die Lieben von uns gehen; uns stützend, wenn wir selbst gehen zur ewigen Heimat. Und ruft der Vater im Himmel, wie kann die Trauer so groß sein, wenn wir zum Vater kommen, wie kann die Strafe so hart sein, wenn der Vater sie verhängt, wie muß der Lohn und die Liebe so süß sein, wenn der Vater sie gewährt!

Und wohl der Erwägung wert ist auch der letzte Teil der Legende. R. Simon bittet: zeige mir mein Lebensziel! Und der Tod antwortet: das weiß ich nicht, der

---

[1]) Dt. r. z. St. [2]) 5. M. 31 $_{14}$.

Fromme hat kein Lebensziel, er überwindet das Schicksal und seinen eisernen Spruch, er lebt, so lange er Frucht trägt. Welch ernste, herbe Lehre ergiebt sich uns daraus! Gerechtigkeit und Milde retten vom Tode; trage Früchte, und du wirst nicht gefällt werden, thue Gutes, und du wirst nicht sterben vor der Zeit. Wenn der Baum, der abgestorben ist und mit seinen kahlen Ästen gespenstisch hineinragt in die grünende Landschaft, wenn der abgehauen und verbrannt wird, wen stört das? Wir erfreuen uns inniger des Gartens und seiner Blüten, wenn er blüht. Und warum sollte der Herr, so er durch seinen Garten schreitet, der abgestorbenen Bäume schonen und sie nicht ausroden? Wem die Seele blüht, der wird leben; wem die Seele welkt, der ist schon tot, ehe daß er stirbt. Wir würden wohl damit thun, öfters hinauszugehen und auf den Gräbern Mut zu holen für das Leben. Es ist ein tiefsinniges Rätselwort der Alten: was soll der Mensch thun, daß er lebe? Er soll sterben, absterben für das Niedrige und Gemeine und leben für das Ewige und Gute. Hierzu möge diese Stunde uns spornen. — Amen!

125.

Nur die Herzlosen sind die Schmerzlosen.

Der große Dichter, den Freundschaft mit dem herrlichen, jüdischen Denker vereinte, hat den Satz ausgesprochen: „Ein fühlend Herz, wie unschätzbar ist es, es macht unser Glück auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint.“ In der That begegnet der weise Mann mit diesem Satze einem Vorurteil, das sich häufig äußert. Die Meisten meinen, das sind die Glücklichen, die von keinem Unglücksfall, der sie trifft, erregt, von keiner Not die sie heimsucht, erschüttert werden, deren steinharter Sinn unempfindlich ist für den Jammer der Nächsten, deren Herzen Mitleid nicht kennt, deren Auge nicht feucht wird von der Thräne des Mitgefühls. Wenn der Tod, indem er unsere Lieben mit seinen vernichtenden Pfeilen trifft, auch unser Gemüt aufs tiefste verwundet, wenn der Schmerz in unserm Innern wühlt und wütet, sobald ein grauses Geschick jäh das Band zerreißt, das die Eltern mit ihren Kindern, das die Gatten, das die Freunde mit einander verknüpft, dann neiden wir wohl für einen Moment die harten Menschen, die all die Schläge, welche die fühlende Seele mit Harm und Kummer erfüllen, gleichgültig und gelassen ertragen, durch deren Stirnen das Bangen um die Heimgegangenen keine Furche zieht, die nicht früher seufzen als bis es ihnen an Leib und Leben geht. Und in einem gewissen Sinne ist es richtig, wenn wir die Herzlosen auch die Schmerzlosen nennen.

Welch einen grausen Anblick haben wir nicht oft auf den heiligen Stätten der Toten! Da stehen die zartbesaiteten, von Liebe beseelten Menschen an der Bahre, die ihr Teuerstes birgt und bangen, daß ihr ganzes Glück, ihre Hoffnung und ihre Freude mit dem Toten in die Gruft eingesenkt werde; ein tiefes Weh ist den Zügen eingeprägt, matt und trüb ist das sonst so helle und frische Auge, es schwanken die Tritte, es senkt sich das Haupt, wir sehen, wie der Tod des Einen die Lebensfreude einer ganzen Familie gebrochen hat, und ob nun das Weh in lauter Klage, ob es in leisem Seufzen sich äußert, ob die Trauer still und verschlossen ist und nur in Blick und Miene sich verrät, selbst der Fremde und Fernstehende wird heftig ergriffen angesichts solchen Jammers und bedauert es, daß diese Unglücklichen sich gar so schwer hineinfinden in die Fügung des Schicksals. Und wieder erkennen

wir, daß Menschen, die gar wohl der Klage wert gewesen wären, klaglos und klanglos von ihren Hinterbliebenen eingesenkt werden, wie diese zum Grabe schreiten, gleichsam um einer Form zu genügen, und wie sie nach einer kurzen Stunde wieder dem Strome des Lebens sich hingeben, als sei gar nichts vorgefallen, als sei gar keine Lücke in ihren Kreis gerissen worden, als fehlte ihnen der gar nicht, der doch so treu, so willig und opferfreudig gewesen ist. Und wir sagen dann wohl: sehet, das sind die Klugen, sie wissen, der Tote ist unwiederbringlich, und so stören sie denn ihr Leben nicht mit vielem Härmen und Seufzen.

Aber ist uns wirklich diese kalte Lebensklugheit ein begehrenswerter Schatz, ist es uns Ernst, daran zu denken, unser fühlend Herz mit einem Stein zu vertauschen? O nein, auch hier gilt das Wort: אל תקנא באנשי רעה ואל תתאו להיות אתם. „Meide die Männer der Bosheit und begehre nicht, zu ihnen zu gehören."[1]) Ihre Herzen, das sind Felsen, die keine Frucht tragen, das sind Wüsten, dürr und öde. Uns aber — in aller Trauer ist es unser Glück und unser Trost, zu wissen, zu fühlen, was wir verloren haben. Du stehst am Grabe deines Vaters und gedenkst, wie er deine Kindheit behütet, wie er die Schritte des Jünglings geleitet hat, du merkst, wie er mit tausend Wurzeln in deinem Herzen haftet. Und du beklagst dein Loos. Aber um wie viel beklagenswerter erschienest du dir, wenn du diesen Verlust leicht verwinden könntest, wenn ein solcher Heimgang keine Spuren in deinem Gemüte zurückließe. Zum Tiere herabgewürdigt erschienst du dir, doch was sage ich, zum Tiere herabgewürdigt, **unter** das Tier gesunken wärest du, da ja auch die junge Brut aufstöhnt, wenn ihr die Mutter entrissen wird, da mütterliches Fühlen, da ein gewisser Familieninstinkt auch bei den wilden Bestien der Wüste sich geltend macht.

Das fühlende Herz, die Ursache von tausend Sorgen und Schmerzen, ist zudem auch der Ursprung unzähliger Wonnen und Freuden, von denen die Kalten und Gleichgültigen nichts wissen. Diese kalten Seelen sind egoistisch; da wo alle andere Liebe erstorben ist, da herrscht schrankenlos die Selbstliebe. Aber mit welchem Gefühl muß solch ein Selbstsüchtiger, der durch keinen Unglücksfall, so er nicht seinen eigenen Körper berührt, sich in seinem Behagen stören läßt, an **sein** Ende denken? Kann er erwarten, daß seine Nachkommen ihn in treuem Gedächtnis bewahren, daß sie seinen Heimgang beklagen, sein Andenken ehren werden, da er selbst schnöde derer vergißt, die ihm Liebe erwiesen haben? Die Selbstsucht schwingt die Geißel über den Selbstsüchtigen und straft ihn dafür, daß er sich der Trauer und der Klage verschließt, mit der Drohung, daß auch er dereinst rasch vergessen und verloren sein werde. Aber wohl dem, wer treu in der Seele hegt die Erinnerung an die Lieben, die von uns gegangen sind, wer durch frommen Brauch die Wiederkehr ihres Todestages feiert, wem die Thräne quillt, so ihm die teuren Gestalten: eines treuen Vaters, einer liebenden Mutter, eines hingebenden Gatten und guter Kinder im Geiste vor-

[1]) Spr. 24_1.

überziehen, und siehe, dieser Schmerz ist ihm lieb, ist ihm eine Lust, ist nach dem Worte des Dichters sein Glück im Unglück, denn er erkennt es, daß in seinem Herzen fortleben, die er für tot der Gruft übergeben hat; und sodann schöpft er aus der eigenen Treue die Zuversicht, daß auch er dereinst fortlebe in den Gemütern guter Menschen, in welche er sich eingewurzelt hat durch Werke, durch Worte der Liebe. „Das Andenken des Gerechten ist zum Segen, und der Name der Bösen verwest.[1])

Aber nicht nur, daß wir den Schmerz, den ein innigeres Fühlen uns erzeugt, wenn das Unglück einkehrt, wenn der Tod seine Ernte hält, daß wir diesen Schmerz um keinen Preis hingeben möchten, daß er uns teuer ist als das letzte Opfer, welches wir unsern Lieben spenden, überhaupt ist ein fühlend Herz die Ursache großer Freuden und großer Tugenden; der Schmerz der Trennung ist der Schatten, aber je trüber dieser Schatten ist, um so heller muß wohl meist das Licht gewesen sein, welches das Zusammenleben gespendet hat.

Die Herzlosen, sie sind die Schmerzlosen, aber sie sind auch jeder wahren Freude baar. Welche Wonnen empfindet der mit tieferem Gefühl begabte, wenn er seine Umgebung erfreuen kann, und ihm der dankbare Blick der Seinen sein Mühen lohnt; wie leuchtet das Auge des Kindes, wenn es den Eltern Freude bereitet, und wie strahlt das Antlitz des Vaters und der Mutter darob, daß ihnen so gute, so aufmerkende Kinder blühen. Die Liebe schmückt das Leben mit lieblichen Blumen; aber sie gedeihen nur im fühlenden Herzen, aus dem Felsen sprießt keine Blüte.

Und wie viel Tugenden, wie viel gute Werke erweckt das Mitleid. Das Mitleid ist an sich keine Tugend, aber es erzeugt ihrer eine große Schaar; das Gebot der Pflicht, den Armen beizustehen, den Leidenden zu helfen, die Kranken zu pflegen, die Trauernden zu trösten, ist oft nicht mächtig genug, um uns zu guten Werken zu spornen, aber da erwacht in dem Menschen von sanfter und zarter Gemütsart die Stimme des Mitleids, er kann sie nicht mit ansehen, die Not der Nächsten, ohne selbst ergriffen zu werden, das fühlende Herz heißt ihn, den Leidenden zu helfen, heißt ihn, zart und schonend und voll Rücksicht helfen. In dem Gefühllosen aber kommen alle diese Tugendkeime nicht zur Entwicklung.

Es ist keine Schwäche, sondern eine Kraft und eine Stärke, wenn unser Fühlen zart und innig ist. „Ein fühlend Herz o, wie unschätzbar ist es, es macht unser Glück, auch wenn es unser Unglück zu machen scheint." Jeder, der es besitzt, möge es wie einen Schatz hüten und die Eiseskalten nicht beneiden, nur beklagen. Und diejenigen, die sich der Gleichgültigkeit gegen die Heimgegangenen zeihen müssen, möge diese Stunde der Erinnerung der Toten mahnen, daß die Klage nicht nur weh thut, sondern auch den Schmerz löst, daß es unwürdig ist, kalt und hart zu bleiben, wenn das Schicksal uns heimsucht und prüft, daß es ebenso sündhaft ist, nicht zu trauern wie im Übermaß zu klagen, sie mögen es beherzigen, daß ein fühlend Herz ein unschätzbares Gut ist. — Amen!

[1]) Spr. 10_7.

126.

Die Toten ehren.

Zwei Beweggründe giebt es, die Bestattung derer, die von uns gehen, in feierlichen Formen zu vollziehen. Einmal wollen wir uns hinwegtäuschen über das Gräßliche des Todes, sodann wollen wir die Toten ehren. Das Bestreben, unserem eigenen Auge das Grauen des Todes einigermaßen zu verbergen, ist keineswegs verächtlich und unwürdig. Wir alle wissen die harte, wenn auch nicht gar so traurige Wahrheit, daß der Mensch vergänglich ist, und das Scheiden eines Menschen, an dem unsere Seele hing, bringt auch dem Lebensfrohesten, und diesem vielleicht erst recht, diesen für unsere Lebensführung so notwendigen Gedanken recht deutlich vor die Seele. Aber das Bild ist stärker als das Wort, und stärker als beides ist die krasse Wirklichkeit, und wenn wir das ganze Elend des entsetzlichen Zerstörungsprozesses, den der Tod an der Hülle eines lieben Menschen vollzieht, beobachten, so schnürt sich unser Inneres zusammen. Darum ist es weise, den toten Körper zu verhüllen, sonst könnte das Gefühl unserer Nichtigkeit, dazu geeignet, unsere überschäumende Lebenslust zu dämpfen, so mächtig in uns werden, daß es uns übermannt, daß es uns einem wahnsinnigen Genusse in die Arme jagt oder auch jedes Frohgefühl zerstört. Es ist sonach nur richtig, daß wir uns den Anblick des Entsetzlichen ersparen, denn so ist die Menschennatur geartet, daß die ästhetische Verwilderung die sittliche Verrohung zur Folge hat, daß die Gewöhnung an das Häßliche und Gräßliche auch die moralischen Triebe vernichtet.

Es herrschte früher in Israel die Unform und die Unsitte, die Toten mit der übertreibendsten Hast der Erde zu übergeben; es ist nicht das geringste Blatt in dem Lorbeerkranze unseres Mendelssohn, daß er diesem Unfug gesteuert hat, daß er die Phantasie der Überlebenden von den Schreckbildern gereinigt hat, mit denen dieser Mißbrauch sie erfüllen mußte. Aber wie so oft ist auch bei diesem Mißbrauch der Grundgedanke richtig und nur die Übertreibung verderblich. Es ist vom nüchternsten und doch wahrlich nicht unwesentlichsten Standpunkt, von dem der Fürsorge für die menschliche Gesundheit, geboten, den Toten rasch zu bestatten. Aber dies wird auch erfordert durch die Rücksicht darauf, daß die Natur ihr Vernichtungswerk nicht über der Erde, vor den Augen derer, welchen dieser Körper die ihnen teuerste Seele barg,

vollziehe. Das drückten unsere Vorfahren in ihrer einfachen Weise mit den Worten aus: „der Tote will seine Ruhe haben." Man kann sich in die Gemütsstimmung derer sehr wohl versetzen, die einen Menschen noch zu besitzen glauben, solange sein toter Körper noch in ihren Räumen ist; aber die Seele in dieser durch den Schmerz unnatürlich gesteigerten Spannung ist selten die berufene Richterin in diesen Fragen; hier muß eine festgefügte religiöse Satzung ihr zu Hilfe kommen und ihr sagen: so wie es ein Frevel ist, einen menschlichen Körper in die Erde zu senken, bevor sein Tod nach den Regeln wissenschaftlicher Erfahrung festgestellt ist, so ist es wieder nur eine zwecklose Marter für die Überlebenden und eine Entwürdigung des Toten, wenn es allzu deutlich gemacht wird, wie der menschliche Leib endet. Nicht also daß es zu tadeln wäre, wenn die Schauer des Todes einigermaßen für die Hinterbliebenen gemindert werden, aber es ist doch gut, wenn wir uns darüber klar werden, daß nicht lauter Hingebung und Liebe, sondern auch ein allerdings nicht unberechtigtes selbstsüchtiges Interesse bei den Bestattungsfeierlichkeiten zum Ausdruck kommt.

Vor allem aber liegt uns daran, unsere Toten zu ehren. Man spricht von der Einfachheit der jüdischen Bestattungsfeier. Das war nicht immer so. Auch das jüdische Altertum weiß von prunkvollen Leichenfeierlichkeiten zu erzählen. Unsere Vorfahren haben Sitte und Unsitte der heidnischen Welt auch nach dieser Richtung geteilt. Und seien wir nur nicht allzuhart bei der Beurteilung dieses verschwenderischen Pompes. Ein Mensch, den wir liebten, ist von uns gegangen, wir können ihm nichts mehr bieten; da wollen wir noch irgend ein Zeichen der Treue dem entseelten Körper spenden, und indem wir uns hierbei nicht genug thun können, entsteht die verschwenderische Pracht, die wegen ihrer völligen Zwecklosigkeit den Volksfreund, der allerorten so viel ungestillte Not und hier einen für Niemand erfreulichen Prunk sieht, stört und verletzt. Es ist sonach gerade keine unedle Regung unserer Seele, die diesen Prunk veranlaßt, denn es läßt sich wohl annehmen, daß nur in sehr seltenen Fällen bei so ernstem Anlaß die Prahlerei, und die Sucht zu glänzen sich geltend machen will. Meistens ist es das brennende Streben, Liebe zu bezeugen, wo es eigentlich schon zu spät ist.

Aber auch hier ist die Übertreibung das eigentliche Übel. Woher sind alle die Verordnungen gegen den Luxus entstanden, von denen wir aus früheren Jahrhunderten lesen? Wären die Menschen innerhalb der Grenzen der Mäßigkeit geblieben, so wäre für derartige Gesetze kein Raum gewesen. Aber da wollte einer mit dem andern wetteifern, da wollte Keiner zurückstehen, und um die schlimme wirtschaftliche Entartung zu verhindern, mußte der Staat mit starker Hand die Schranke aufrichten. Viel milder hat sich bei uns aus der Verschwendung bei den Bestattungsfeierlichkeiten die Einfachheit entwickelt; nicht durch ein strenges Gesetz, sondern durch ein edles Vorbild. Vor ungefähr achtzehn Jahrhunderten lebte in Jabne ein Mann Namens Gamaliel; er war das allgemein anerkannte Oberhaupt seines Volkes, ein Gelehrter von großem Ruf; dazu besaß er ein fürstliches Vermögen. Er war in den Verdacht

des Stolzes geraten, weil er als Patriarch ein strenges Regiment führte und dem Parteistreit Grenzen zog. Zu seiner Zeit hatten diese Totenopfer eine für die Meisten unerschwingliche Höhe erreicht. Es war, wie der Talmud berichtet[1]), die Bestattung eines Menschen seiner Familie schwerer geworden als sein Sterben, und viele flohen und ließen die Leichen liegen, weil sie die Kosten nicht erschwingen konnten. So war diese Sitte zu einer Plage geworden. Vollends bei den Vornehmen hatte der Aufwand keine Grenzen. Da ordnete der Patriarch Gamaliel an, daß sein Leichnam in der allereinfachsten Weise zu bestatten sei. Dieses Beispiel wirkte wie eine Erlösung, und die dankbaren Zeitgenossen, die oft durch den Tod eines Familiengliedes nicht nur in ihrem Gemüte, sondern auch in ihrem Besitze verarmten, stifteten bei allen Leichenfeierlichkeiten dem Andenken des Rabban Gamaliel eine besondere Segensformel, weil er Israel von diesem Alp befreit hat. Und so sehr bürgerte sich diese Einfachheit in jüdischen Kreisen ein, daß ein späterer Lehrer erklärte, man habe es in seiner Heimat gar nie anders gekannt.

In der That entspricht die möglichste Gleichheit der Bestattung der Gleichheit im Tode, über die sich doch keiner durch die prunkvollsten Särge, durch die prächtigsten Grüfte, durch Berge von Blumen und Kränzen, oder durch die schönste Trauermusik hinwegtäuschen kann. Es ist im Gegenteil anzunehmen, daß diese Trauermelodien, von hohen Meistern ersonnen, dieses Gefühl der gleichen Nichtigkeit aller Erdgeborenen erst recht erwecken können. Darum ist diese altjüdische Einfachheit in allem, was diese heilige Pflicht anbelangt, ganz unabhängig von dem sonstigen religiösen Standpunkt; sie wird am ehesten den anmuten, der vom Gleichheitsstreben der Gegenwart am tiefsten durchdrungen ist. Keiner leugnet, daß dieses Bestreben und Bemühen, die Bahre zu schmücken, ihren Ursprung hat in den Regungen der Liebe; aber verdächtig ist es immerhin, daß so Viele, die sonst nicht viel Religion und Pietät haben, gerade auf diesen äußern Schmuck so viel Gewicht legen, gleichsam noch die Religion der Kränze, der Schleifen, der Totenopfer haben, während diejenigen, denen die Gotteshäuser vertraute Stätten sind, denen das Judentum hoch und heilig ist, davon sehr gering denken.

Einstmals war es in Israel Brauch, bei jedem Begräbnis laut ausrufen zu lassen: צדקה תציל ממות „Mildthätigkeit rettet vom Tode."[2]) Wir lieben nicht mehr so grelle Mahnung, aber an jedes Herz, das von Teilnahme für den Toten erbebt, soll die ernste Meldung pochen: nicht Kränze, noch so kunstvoll, noch so prachtvoll, sondern Mildthätigkeit rettet vom Tode. Es macht auf den ernsten Menschen einen trüben Eindruck, daß, sobald in einer Familie ein lieber Genosse die Augen zu ewigem Schlafe geschlossen hat, sogleich ein ganzes Heer von Handwerkern ins Haus gerufen wird, um Kleider anzufertigen, um die Menschen und die Räume und den armen Toten selbst zu schmücken, während doch in dieser Zeit der Schmerz ein heiliges Vorrecht

---

[1]) Mord k. 27 b. — [2]) Spr. 10 $_{2}$.

vor allen Pflichten und Gefühlen haben sollte. Durch das Tragen schwarzer Kleider Trauer zu zeigen, war vor noch einem halben Jahrhundert in ganz Deutschland bei Bürgern nicht Sitte, das war eine Form in den hohen Gesellschaftskreisen, denen der Aufwand leicht wurde, und bei deren Dienerschaft. Das alte Israel verurteilte jeden, der in der Trauerzeit ein neues Gewand anlegte; dem neuen ist selbst die Trauer ein Anlaß zu allerhand Putz und Schmuck. Der Schmuck der Särge, das völlige Verhüllen derselben durch den üppigsten Zierrat soll vielleicht hinwegtäuschen über das Widrige des Todes und seiner Zerstörung; aber der Preis ist zu teuer, wenn der Schmerz selbst um seine Rechte kommt, wenn durch das Streben nicht zurückzustehen, wie in den Zeiten Gamaliels den minder Begüterten schwere Lasten auferlegt werden. Manchem, der dem Leben ernster ins Auge geblickt hat, könnte es die Qualen der letzten Stunde mehren, wenn er daran denken sollte, daß auch ihm dereinst im Tode durch solche Äußerlichkeiten Ehre widerfahren sollte. Uns Israeliten gilt schon seit den Tagen Abrahams eine Grabstätte als für alle Zeiten unantastbar und unverletzlich; in Tagen der Verarmung und Verbannung hat unser Stamm sein Letztes daran gewandt, um Schutz für die Gräber zu erwirken, von denen die Verbannten ziehen mußten. Wo findet man sonst diese Ehrfurcht vor dem Grabe, diesen Grundsatz der Unantastbarkeit und Heiligkeit? Nicht alles, was anderwärts Sitte ist, verdient, in Jakobs Zelte übertragen zu werden.

Unsere Alten sagen: die höchste Ehre, die einem Toten erwiesen werden kann, ist ein großes Leichengefolge. Das ist der schönste Totenkranz, wenn viele mit bewegtem Gemüte die Bahre umstehen. Dagegen macht es einen jämmerlichen Eindruck, wenn einem reich geschmückten Sarge nur wenige folgen. Es ist unserer Zeit nicht gemäß, durch Verordnungen dergleichen Dinge zu regeln, aber jeder erwäge im eigenen Gemüte, ob er nicht, wie dereinst R. Gamaliel, gegen die Gesamtheit die Pflicht habe, den Traueraufwand einzuschränken, ob nicht die Trauer reiner zum Ausdruck kommt in der prunklosen schlichten Weise des alten Israel, und ob er nicht, wenn sein Herz ihn treibt, den Toten zu ehren, er es am besten thut, wenn er derer denkt, die leben und leiden. Mildthätigkeit rettet vom Tode und führt zum ewigen Leben. — Amen!

127.

Die Rede am Grabe.

Ein alter Meister lehrt den Spruch[1]): Aus der Klagrede erkennen wir, ob einer selig wird oder nicht. Bei der Unbestimmtheit des Ausdrucks wäre man geneigt, diesen Spruch nicht auf den zu beziehen, dem die Klagrede gilt, sondern auf den, der sie spricht. Denn allzuleicht kann wohl einer seine Seligkeit verwirken, der selbst angesichts der heiligen Erhabenheit des Todes nicht von der Lüge läßt und, um der Eitelkeit der Überlebenden zu schmeicheln, dem Toten Tugenden, Vorzüge andichtet, die niemals Jemand an ihm bemerkt hat. Da wird das Lob, das er spendet, ein Zeugnis, das ihn verurteilt. Die Klagrede an der Bahre soll freilich kein Totengericht sein; schon über den Lebenden richten sollte nur der, der durch seinen Beruf dazu gezwungen ist; vollends aber der Tote ist unserm Gerichte entrückt; und es ist so hochmütig als grausam, mit scharfer Sonde in das Wesen eines Menschen tadelnd einzudringen, der sich nicht rechtfertigen kann und noch obendrein in Gegenwart derer, die seinen Heimgang schmerzlich empfinden. Aber es ist auch sündhaft, mit pomphaften und überschwänglichen Worten einen falschen Glanz über eine Persönlichkeit auszubreiten und den Toten, der in die Welt der Wahrheit einzieht, mit einer Lüge aus dem Diesseits zu geleiten. Nahezu jeder Mensch und jedes Menschenschicksal bietet der Betrachtung einzelne Seiten, durch deren Erwägung wir das Andenken des Toten in ein freundliches Licht rücken und den Trauernden Trost gewähren können; wohl Jeder hat in dem, was er gethan oder an dem, was er erfahren hat, Momente, die uns mit seinem Dasein versöhnen; darüber dürfen wir weder die Wahrheit noch die Toten verletzen. So mag auch der Satz richtig sein: daß man aus den Klagreden erkennen kann, ob der Redende dereinst selig sein werde, oder ob man aus weltlichen Gründen lügnerisches Lob selbst am heiligsten Orte anstimmt und so seine Seele und seine Seligkeit verkauft.

Aber der ursprüngliche Sinn dieses Spruches ist doch wohl ein anderer, daß nämlich aus den Klagen, die beim Heimgang eines Menschen sich erheben, zu

[1]) Sabbat 153a.

erkennen ist, ob er selig wird. Wir alle haben ein unbezwingliches Verlangen, den Lauf des Menschendaseins über den Tod hinaus zu verfolgen, das Urteil zu erfahren, das der unbestechliche Richter über den Erdgebornen fällt, zu wissen, ob er zur Qual der Sünder oder zu den Wonnen der Guten geführt wird. Da sagen die Alten: es giebt ein untrügliches Mittel diese Rätsel zu lösen; die Zukunft ist nicht so verhohlen als es scheint; trag nur dein Ohr unter die Leute. Jetzt, wo der Mensch auf der Bahre liegt, wo die Stimme des Neides schweigt, wo über kleine Schwächen der Mantel der Liebe sich breitet, wo in den Reden der Genossen das Gute hervorgesucht wird, jetzt horch, wie über ihn gesprochen wird: weh ihm, wenn er überhaupt nicht beklagt wird, wenn er Niemandem fehlt, oder wenn gar mancher erleichtert aufatmet, daß ein Dränger fortgenommen ist; heil ihm in bessern Welten, wenn die Menge ihn betrauert, wenn sie klagt, daß den Armen ein Helfer, den Weisen ein mitstrebender Genosse, daß ein frommer und edler Mensch verloren gegangen ist. Die Klagrede hinter dem Sarge ist mild und wahr; darum ist sie wie der Wiederhall des Gottesgerichtes, darum künden uns diese schlichten Menschenworte das Urteil des höchsten Richters. Der öffentliche Nachruf an der Bahre erhält oft, wenn auch nicht seinen Inhalt, so doch seine Färbung durch die Verhältnisse, in denen der Dahingeschiedene selbst gelebt hat, in denen er sein Haus zurückläßt; aber was die Menge, ungefragt, unaufgefordert ihm nachruft, das ist ungeschminkt, da ist die Wahrheit nur gedämpft und gemildert durch die natürliche Teilnahme an dem, der den letzten schweren Erdenkampf überwunden hat. Hier, sagen die Alten, ist Volkes Stimme Gottes Stimme.

Das soll nicht nur heißen, daß wir uns bei unserm Thun und Lassen stets nur nach Urteil und Meinung der Nebenmenschen richten sollen. Nein, das thun auch die Ehrgeizigen, das thun auch die Heuchler und Scheinheiligen, und gerade bei diesen bricht oft im Moment des Todes der Bau der Täuschung zusammen, den sie in einem langen Leben mühselig aufgeführt haben. Wir sollen ohne des Volkes Meinung zu verachten, als den obersten Gesetzgeber unseres Wandels unser eigenes Gewissen betrachten, und wenn dies uns Recht giebt, uns um das Reden der Leute nicht viel kümmern.

Dennoch dürfen wir getrost sein, daß das Volk, gleichsam mit einem instinktiven Gefühl für Wahrheit und Redlichkeit ausgestattet, über den Toten gerecht richten wird. Zuweilen geschieht es, daß aus irgend welchen persönlichen Zwecken viele sich bemühen das Bild zu verdunkeln, da ist es erfreulich zu sehen, wie diese finstere Mühe fruchtlos ist. Oft ereignet es sich, daß wiederum aus selbstsüchtigen Anlässen ein ganz besonderer überirdischer Glanz über die Persönlichkeit eines Dahingeschiedenen ausgegossen werden soll; auch in solchem Falle ist es interessant zu sehen, wie alle diese Künste nicht verfangen und das schlichte Volksgefühl nicht verwirren. Wer nie nach dem Beifall der Menge verlangt hat, so er ihn nur verdient hat, so erhält er ihn in den Klagen um den Toten.

Es heißt im Buche Koheleth[1]): „die Klagenden stehen in Kreisen auf dem Markte;" dazu bemerkt der Talmud[2]): die Bewohner von Galiläa sagten: Thue Gutes vor deinem Sterbelager, die Bewohner von Judäa sagten: Thue Gutes nach deinem Sterbelager, und die Beiden widersprechen sich nicht. Dieser Satz kann wie folgt gedeutet werden. Manche Menschen, die mit Glücksgütern gesegnet sind, spenden von ihrem Gute auch dann, wenn sie ein langes Leben vor sich haben und nach menschlichem Meinen noch vieles für sich bedürfen, willig den Darbenden; sie bangen nicht, so ein größeres Almosen von ihnen gefordert wird, daß es am Ende für sie selbst nicht reichen könnte, sondern sie leben der Zuversicht, daß der Gott, dessen Gebot sie erfüllen, sie nicht wird zu Schanden werden lassen. Die Bewohner von Galiläa waren ein fröhliches Völklein, heiterem Lebensgenuß zugewandt, und auch Gott dienten sie in Fröhlichkeit, und nun sagten sie: Thue Gutes vor deinem Sterbelager, damit du dich selbst an den Früchten freuest, deren Saat du ausgestreut hast; und wenn du stirbst, dann gedenken alle diejenigen, die deine Wohlthaten genossen haben, deiner und, wie es im Koheleth heißt: Die Klagenden stehen in Kreisen auf dem Markte. Aber die Männer von Judäa wohnten in einer Landschaft, die einen ernsteren Charakter hatte, in der Nähe des toten Meeres, und so hatte auch ihre Religiosität ernsteres Gepräge. Darum sagten sie: Thue Gutes, das dein Sterbelager überdauert, das deinen Namen zu späteren Geschlechtern trägt, auf daß deine Wohlthaten noch leben, wenn du selbst schon längst dahin bist; dann wenn dein frommes Wirken auch nach deinem Sterbelager sich offenbart, dann erfährst du, was im Koheleth steht: Die Klagenden stehen in Kreisen auf dem Markte. Hat nun der Talmud unrecht, wenn er diesen kurzen Sentenzen der Galiläer und Judäer die Bemerkung hinzufügt, daß diese Ansichten sich nicht widersprechen, sondern daß sie nur zwei Seiten derselben Tugend uns zeigen? Die leichtlebigen Galiläer sagen: Wohlthätigkeit verschönt das Leben, die ernsteren Bewohner Judäas meinen: durch Wohlthätigkeit überdauerst du den Tod. Wohl dem, der beides beherzigt und beides zu üben vermag.

O, wenn das heutige heilige Gedenken, uns dazu anregte, uns die Erdenfreuden zu gewinnen, indem wir Gutes wirken, indem wir unsere Nebenmenschen erfreuen, daß es in unserm Herzen Licht wird durch das Licht, welches wir verbreiten. Warum soll einer das Gold in seiner Truhe verschließen, das ein Strom des Segens für Viele und für ihn selbst werden könnte? Aber wem Gott die Fülle der Güter giebt, der sorge auch dafür, daß seine Werke ihn überdauern, daß fromme Stiftungen von seinem Namen zeugen, daß er sterbend das beseligende Bewußtsein genießt: ich sterbe nicht ganz. Dann gilt von ihm: die Klagenden stehen in Kreisen auf dem Markte; dann hören die Hinterbliebenen aus der Inbrunst, mit der er betrauert wird, aus den Klagen der Menschen den Heilsruf des göttlichen Richters: dieser Tote steigt auf zu ewigen seligen Freuden. — Amen!

---

[1]) 12_5. — [2]) Sabbat 153a.

128.

Mildes Thun rettet vom Tode.

Es ist ein schöner Brauch, an dem ersten Tage jener heiligen Wochen, der geweihten Zeit, die uns gegeben ward zur Versöhnung mit Gott und unseren Brüdern, hinauszugehen auf den Gottesacker, auf den Acker, wo wir das Beste und Teuerste, was wir besitzen, ausgestreut haben zur Saat fürs ewige Leben. Die stummen Steine des Friedhofs, sie reden eine Sprache so laut, so eindringlich und erschütternd, daß kein Herz ihrer Wirkung sich entziehen kann, solang es schlägt, denn die Namen, die diesen Steinen sind eingeprägt, sie sind auch unsern Herzen eingegraben mit unauslöschlichen Zügen. Wie viele von uns müßten nicht auf die Frage, wo ihr kostbarster Besitz, wo ihr reichster Schatz liegt, antworten mit trüber Rede: nicht auf der Erde, sondern unter der Erde, nicht im Lichte des Tages, sondern eingesargt im dunklen Grunde.

Und so ist es uns denn, wenn wir in diesen heiligen Raum eintreten, als kämen wir in unsere Heimat. Und wohl dem, der diesen Raum als sein Heim betrachtet, der es weiß und allezeit beherzigt, daß das Leben einer Wallfahrt gleicht zur Ewigkeit. Denn, was frommt es uns, des Todes zu vergessen, da der Tod unserer gewißlich nicht vergißt, was nützt es, ihn aus dem Gedächtnis zu bannen, da wir ihn aus der Welt nicht scheuchen können. Es ist ein altes Wort, jeder weiß es, aber die wenigsten wollen es wissen: אין אדם שליט ברוח לכלוא את הרוח ואין שלטון ביום המות. „Keiner ist Herr über seine Seele, daß er sie festhalten könnte, und die Herrschaft wird uns entwunden am Tage des Sterbens.“ [1]) Wie glücklich sind doch diejenigen, die an dem Glauben halten, welchen nicht nur die Religion lehrt, welchen die Dichter und Weisen aller Zeit, verschieden im Wort und in der Form, aber einig im Gedanken und in der Empfindung, gekündet haben: daß des Menschen Geist ewig, daß er ein Teil der schaffenden Kraft ist, welche wir in der Gottheit verehren. Von dieser Lehre gilt das Wort des Psalmisten: daß das Leben nicht mit der Seele, sondern in der Seele entfliehe. אדני יתן אמר המבשרות צבא רב „Der Herr hat sein Wort gegeben, und das schuf Heilboten ein großes Heer.“ [2])

---

[1]) Koh 8_{8}. — [2]) 68_{12}.

Dies eine Wort: die Seele ist unsterblich, wie mannigfach ist es gewendet worden, wie haben der Menschheit Dichter und Sänger, wie haben ihre Weisen und Lehrer es geschmückt und gestützt, und dennoch kann es nur von denen begriffen werden, die es innerlich erleben und erfahren, denen es plötzlich wie eine Offenbarung aufleuchtet. Denken wir uns einen Wanderer, der nach langem Umherziehen der Heimat gedenkt und zu ihr seine Schritte lenkt. Wie fröhlich wird sein Auge glänzen, wie frisch und rasch wird sein Fuß sich heben, wie viel wonnige Schmerzen des Hoffens und des Sehnens werden seine Brust bewegen, wenn er es weiß, daß dort liebende Eltern seiner warten, daß Freunde und Geschwister beglückt in seine Arme fliegen, daß er die Liebe, die er so lange gesucht, dort finden werde. Und denken wir uns einen anderen, der heimwärts zieht, nicht aus eigener Lust, sondern dem Zwange gehorchend; er wähnt das Elternhaus öd und leer, er fürchtet, daß dort ihn alles fremd und feindlich anstaunen werde, daß nirgend ein Laut der Liebe ihm grüßend werde entgegentönen. Wie matt wird dessen Schritt sein, wie bedrückend wird dem das Gefühl werden, der Heimat sich zu nähern, wie ängstlich, wie zagend und bangend wird er in dieselbe eintreten.

Der glückliche, der heitere, der heimatsfrohe Wanderer: das sind die Menschen, die gläubig hoffen, daß sie dereinst schauen werden das Antlitz des Herrn, unsere Geistesheimat, daß der Tod uns vereine mit unsern Lieben zu ewiger Gemeinschaft, und der matte, zagende, angstbedrückte Wanderer: das sind die andern, die Glaubenslosen, mit denen wir nicht grollen, die wir mitleidig beklagen, denen zu aller andern Not des Lebens sich noch die größte gesellt hat: nicht zu wissen das Wort des Sängers: האל לנו אל למושעות ולה׳ אדני למות תוצאות. „Der Herr ist ein Gott des Heils, und bei dem Ewigen, unserm Gott, ist ein Ausgang für den Tod.“ [1]) Wer daran glaubt, wie einsam er auch durch das Leben wallt, ohne Liebe und ohne Glück, wie schwer ihn auch das Joch des Lebens drückt, mit der blutenden Herzenswunde kommt er hinaus auf diesen Acker und legt sie an die Saat, die hier eingesenkt, an das Grab, das seine Lieben deckt, und der brennende Schmerz wird ihm gekühlt, und das Joch wird ihm leichter, und ob er auch auf Erden keine Liebe findet, er weiß, wo sie ihm reichlich zuströmt, bei ihm, der über Wolken thront. אלהים מושיב יחידים ביתה מוציא אסירים בכושרות „Gott führt den Einsamen in seine Heimat, bringt die Gefesselten zur Seligkeit, nur die Abtrünnigen weilen in der Dürre und der Öde.“ [2]) Aber nicht nur einen Trost fürs Leben, auch ein Gebot fürs Leben giebt uns des Friedhofs stille Betrachtung; dieses Gebot heißt: Mildthätigkeit. Denn es ist ein wahres Wort: צדקה תציל ממות „mildes Thun errettet vom Tode“. [3])

Es ist dem Menschen der Trieb tief eingewurzelt, etwas zu verehren, was ihm erhabener als sein eigenes Dasein dünkt, etwas zu lieben, was er seinesgleichen wähnt. Die Stimme der Natur weist uns darauf, unsere Anbetung der Gottheit und unsere

[1]) Ps. 68_{21}. [2]) v. 7. [3]) Spr. 10_{2}.

Liebe den Menschen zu schenken. Aber des Menschen Trotz und Eigenwille verschließt sich dieser Stimme, denn ihr gehorchen heißt nicht nur den edlen Trieben des Herzens folgen, sondern auch den unedlen Schranken setzen. Gott verehren, die Menschen lieben, wir alle thäten es, gehorsam den innern Kräften, die uns dazu drängen, wenn es nur so leicht wäre, wenn nicht die Selbstliebe, die Unfähigkeit, sein persönliches Behagen zum Teil zu opfern, hindernd in den Weg träte. Keiner — darüber besteht unter ernsten Menschen kein Zweifel — Keiner thut das Böse, weil er es billigt, Keiner meidet das Gute, weil er es mißbilligt. Auch in der niedrigsten Seele erregt die edle That die Bewunderung und den Abscheu die gemeine. Nur daß der Ekel am Schlusse allzumeist überwunden wird, daß auch unser sittlicher Geschmack nach und nach stumpfer wird durch die Gewöhnung. Die Ehrfurcht vor Gott, die Liebe zu den Menschen, sie legt strenge Pflichten auf, sie hegt unser Leben mit einem Zaun unverbrüchlicher Gesetze ein; und nicht alle Menschen beglückt es, ihre Pflicht zu thun. Diese nun wenden sich von Gott und ihren Brüdern ab und leben ihrem eigenen Behagen. Aber diese edleren Triebe, sie sind nun einmal vorhanden, und ganz ausrotten lassen sie sich nicht. Und so erleben wir denn die entsetzliche Verirrung, daß diese Anlagen, welche ihrer Bestimmung nach Wegweiser zum Himmel sein sollten, nur neue Sünde veranlassen und erzeugen.

Was ist der Götzendienst anders als der irregeleitete Trieb des Menschen, ein höheres Wesen, denn er selbst ist, zu verehren? Die Israeliten, die vor dem Götzen, aus Gold gegossen, sich hinwarfen und einander zuriefen: „dies sind deine Götter, die dich aus Aegypten geführt,“[1]) warum wollten sie dem Dienste Gottes entlaufen, wenn nicht deshalb, weil Gott עבודה שבלב „Dienst mit dem Herzen“[2]) fordert, warum wählten sie sich die goldenen Götzen, wenn nicht deswegen, weil sie sich deren Gunst glaubten mit äußern Opfern erkaufen zu können, weil ihnen eine Religion, die den ganzen Menschen fordert und unser Lüsten und Begehren einengt, nicht behagte? Und wie dereinst in der Wüste des Menschen Verehrung sich von Gott zum Golde wendete, so geschieht dies noch heute. Wenn wir nicht die Macht der sittlichen Ideen erkennen und uns vor ihr beugen, wenn wir sie nicht ins Leben tragen und all unserm Thun eine sittliche Prägung geben, wenn wir uns beugen vor den eigenen Wünschen und Werken, nun so ist das eben Götzendienst, und der Unterschied ist nicht erheblich, ob der goldene Götze im Tempel aussteht oder daheim im Schranke ruht, ja es ist kein Unterschied, ob dieser Götze außer oder in uns weilt; das menschliche Herz, oft mit einem Gotteshaus verglichen, es ist gar häufig ein Götzenhaus, in welchem in bunter Mannigfaltigkeit die verschiedensten Phantome angebetet werden, ein Haus, in welchem jeder Tand und jeder Wahn geehrt und nur das Verehrenswerte geschmäht wird.

Aber alle diese Phantome, sie schwinden in Nichts, wenn wir in die Stätte der Gräber eintreten; hier wird es uns plötzlich klar, daß wir den Diener zum Herrn gemacht

[1]) 2. M. 32_4. — [2]) Taanit 2a.

haben, wenn wir den Schätzen der Erde unterthan sind, wenn wir vor ihnen uns niederwerfen, statt sie zu nützen zu edlen Zielen; mildes Thun, es hilft nicht nur dem Armen, dem Schwachen, den wir damit erfreuen, es hilft zuvörderst uns selbst, indem es uns daran gewöhnt, allen Besitz nur als Mittel zu betrachten, nicht als Ziel.

„Mildthätigkeit rettet vom Tode." Dieser Satz bedeutet allerdings in erster Reihe, daß die Wohlthat, die wir dem Armen, dem Leidenden erweisen, ein Fürsprecher für uns ist in schwerer Stunde, denn Gott läßt die Menschen gerne auf Erden weilen und hilft ihnen zur Zeit der Not, die es als ihren Beruf, als ihre Pflicht erkennen, die Thränen des Jammers zu trocknen, die Wunden des Unglücks zu verbinden und sich als Boten Gottes bewähren. Er enthält sodann einen Rat, wie Menschen, die mit Glücksgütern gesegnet sind, sich retten können vom Tode der Vergessenheit, wie sie ihr Andenken verewigen können, indem sie heilsame Stiftungen einrichten und so ihre Milde noch walten lassen, wenn sie selbst schon längst in das Schattenreich sind eingegangen. Aber jeder Einzelne von uns wird von den Ängsten und Schrecken des Todes befreit, wenn er seinen Besitz, seine Kraft nützt, um das Glück Anderer aufzubauen, wenn er dadurch sich erzieht, Erdengut und Erdenglück in solchen Thaten zu suchen, die uns vorbereiten für die Ewigkeit. Wer Milde übt, der läßt gleichsam die Fesseln da, die uns vom Irdischen anhaften, der wandelt, wenn er sich ganz befreit hat, auf Erden ein Bürger des Himmels; aber wer sie weigert, wer ein Knecht seines Besitzes ist, wer voll Sklavensinnes spricht: אהבתי את ארני לא אצא חפשי . . . „ich liebe meinen Herrn, ich will nicht frei sein"[1]), für den hat der Tod alles Entsetzen und alles Grausen; dem einen ist er ein freundlicher Bote, der ihn in die Heimat, dem andern ein strenger Scherge, der ihn in ewigen Kerker führt.

War einst ein König, so erzählt der Talmud[2]), der hatte von seinen Vorfahren gar großen Reichtum erworben; ihr ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet gewesen, Schätze zu häufen, und so war ihr Erbe gefeiert in allen Landen ob seiner unermeßlichen Güter. Da brach eine Hungersnot im Lande aus, und der junge König, ganz abweichend von der Art seiner Vorgänger, streute mit vollen Händen sein Geld unter die Armen, und da die Not stieg, so steigerte sich auch seine Milde, und die Armen verehrten ihn als ihren Vater und Wohlthäter. Aber seinen Brüdern und dem königlichen Hause mißfiel sein Thun, und sie gingen zu ihm und sprachen: bringst du doch durch dein Thun unser Haus um seinen ganzen Ruhm! Seit undenklichen Zeiten ist an diesen Schätzen gesammelt worden; die Ahnen begannen, die Väter setzten es fort, und wir glaubten, du würdest deinen Ruhm darin suchen, das Erbe der Väter zu mehren; statt dessen verschwendest du, was die kargen und sparsamen Ahnen mühevoll erworben haben. Da antwortete ihnen der junge Fürst:

---

[1]) 2. M. 21_5. [2]) Baba b. 11ª.

Glaubet nicht, daß ich verschwenderischer bin als meine Vorfahren, nur vorsichtiger und besonnener bin ich als diese; denn diese bargen ihr Gut an einem Orte, den Feindeshand unschwer erreichen konnte, ich aber habe es an einer Stelle, wo kein Feind es finden wird; diese hatten ein Besitztum, das brachte keine Frucht, es mehrte sich nicht durch weise Verwendung; ich aber habe Genuß und Ertrag von meinem Vermögen; diese haben für andere gesammelt, ich thue es für mich selbst, denn diese sammelten für die Erde, ich aber sammle für den Himmel, diese erwarben Gold, und ich erwerbe Liebe, diese kauften Edelsteine, und ich kaufe Herzen; sagt mir, wer ist der Weisere, wer sorgt mehr für den Ruhm seines Hauses?

So weit der Talmud. Aber diese Frage, wer ist weiser, derjenige, der dem Richtigen nachgeht und darob vernichtet wird, oder der, der dem Ewigen nachstrebt und sich selbst verewigt, — wir müssen sie alle an uns richten, und wir müssen uns ernstlich prüfen. Wenn wir nicht die trüben Neigungen unseres Gemütes einmischen in diese Prüfung, wenn wir zumal im Angesicht dieser stummen und doch so beredten Steine uns darüber zur Rede stellen, wer müßte es nicht eingestehen, daß er selbst gar oft der Thorheit huldigt, für die Erde zu sammeln und für den Himmel zu kargen, daß er es vergißt: Milde erlöst vom Tode. Der Besitzer eines großen Vermögens, der auch wegen seiner Weisheit verehrt wurde, wurde einst von seinem Fürsten gefragt, wie viel er besäße, und er sprach: kaum so viel als ich hier in meiner Hand halte. Und als der Fürst von ihm verlangte, er solle den Scherz lassen und ihm die Wahrheit sagen, so blieb der Weise bei seiner Rede. Da ergrimmte der Fürst und nahm ihm sein ganzes Gut. Als nun jetzt die außerordentliche Größe dieses Vermögens sich herausstellte, so wandte sich der Fürst noch einmal an den weisen Mann, um den Grund seiner seltsamen Antwort zu vernehmen, und dieser sagte: wie könnte ich nur sagen, daß ich besitze, was deine Laune so rasch mir rauben konnte? Hat doch dein eigenes Verhalten gezeigt, wie recht ich hatte, als ich das kaum mein eigen nannte, was ich mit meinen Händen festhielt.

Wir haben nur das zu eigen, was wir an guten Werken gesammelt bei Gott, dem Vater, und mancher, der auf Erden für arm gilt, ist nur arm am Tande und ist der Reichsten einer bei seinem himmlischen Vater. Wenn wir alles mit irdischem Maßstab messen, dann ist Gottes Thun nicht nur im einzelnen, sondern in der Gesamtheit seiner Waltung ein unerfaßliches Rätsel; aber wenn wir es anschauen im Lichte der Ewigkeit, dann wird wohl die einzelne That des Herrn zuweilen unbegriffen von uns bleiben, aber von der Gesamtheit seiner Thaten werden wir vertrauensvoll die Worte sprechen, die so oft an dieser Stätte vernommen werden: הצור תמים פעלו כי כל דרכיו משפט אל אמונה ואין עול צדיק וישר היא „der Hort, vollkommen ist sein Thun, alle seine Wege sind gerecht, ein Gott der Treue, der nicht trügt, gerecht und gerade ist er!“ [1]

---

[1]) 5. M. 32_4.

„Ja du bist meine Hoffnung, ewiger Gott, meine Zuversicht seit meiner Jugendzeit, du warst meine Stütze in den Tagen der Kindheit, mein Hüter seit Anbeginn, dir gilt mein Preisen allezeit.“ „Du hast mich unterwiesen seit meinem Frühesten, und bis heute kann ich künden von deinen Wundern.“ „Du hast mich schauen lassen großes und bitteres Leid; kehre um und belebe uns, kehre um und enthebe uns der Erde Gründen.“ — Amen!

129.

Der Tod und das Leben.

Ein heiliger Sänger schildert uns in einem Lehrgedichte das Schicksal der Israeliten, denen es bestimmt war, in der Wüste nach einem thatenlosen Leben zu sterben, die Ruhe und doch keinen Frieden hatten, die in der Öde ein ödes Leben, ein zweckloses Dasein führten. Und die Schilderung dieses Elends gipfelt in den Worten: „Es schwanden in Nichtigkeit ihre Tage, ihre Jahre in Schrecken.“ [1]) Der Tod ist bei weitem nicht der größte Schrecken, der den Menschen aufregt. Tief und wahr ist das Wort des großen Dichters, der doch vor Anderen mit feinem und ungetrübten Blick Welt und Leben betrachtet hat; er sagt: „des Todes rührendes Bild ist kein Schrecken dem Weisen und kein Ende dem Frommen, jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln; diesen stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung; beiden wird zum Leben der Tod.“ Wie freundlich und versöhnlich klingt schon das Beiwort, das der schönheitsfrohe Sänger dem Bild des Todes giebt; er nennt es: rührend. Der Tote hat besonders in den ersten Stunden nach dem Verscheiden für den besonnenen Menschen gewöhnlich nichts Entsetzliches. Die Scheu und der Schauer, welche der Anblick uns einflößt, ist nur eine Mahnung der Natur, keinen thörichten Cultus mit dem Toten zu treiben, sondern ihn rasch der Erde zu übergeben. Die jüdische Sitte zumal weiß nichts von dem Brauche, den wir weit eher einen Mißbrauch nennen möchten, die Leiche auszustellen, sie zu schmücken und mit diesen nur allzu vergänglichen Resten einen halb lächerlichen halb lästerlichen Prunk zu treiben. Aber der Körper ist doch nur das Nebensächliche, wichtiger ist, wie es der weltweise Dichter uns lehrt, daß der Tod kein Schrecken und kein Ende ist. Es ist absurd vor einem Schicksal zu bangen, das nicht nur allen Menschen, sondern allen Lebewesen gemeinsam ist. Es ist erklärlich, sich vor Zufällen zu fürchten, die den einen meiden, und den andern erreichen; aber ein Bangen vor einem Lose, dem Niemand entrinnt, das auch dem Besten, dem Edelsten, dem Reinsten beschieden ist, das keine Weisheit abwehren, das keine Frömmigkeit abwenden kann, das darum

[1]) Ps. 78_{33}.

an sich nichts Schreckliches sein kann, ist vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht verständlich und beweist nur, daß unklare Stimmungen mehr Macht haben über unsere Seele als wie Gesetze des nüchternen Denkens.

Aber um diese unklaren Stimmungen zu bekämpfen, wie überhaupt um im Leben tüchtiger zu werden, giebt es kein besseres Mittel, als gerade in den Tagen der Rüstigkeit und Kraft sich mit dem Bild des Todes vertraut zu machen. Denn es drängt uns ins Leben zurück und lehrt uns handeln; es drängt uns zu ernster Arbeit, zu eifrigem Streben, es lehrt uns ein müßiges, inhaltloses Leben als eine andere, als eine schlimmere Art des Todes betrachten. Denn, wie der derbe und treffende Volksausdruck lautet, die Zeit totschlagen und stundenweis, tageweis sterben, ist ja unser eigenes Verschulden. Vollends wie sehr steigert sich der Wert unserer Arbeit auf Erden, wenn wir erwägen, daß der Tod kein Ende, sondern nur eine Wende unseres Daseins bedeutet, daß ein unendliches Sein sich vor uns aufthut, dem wir im Diesseits durch unser Thun Ziel und Richtung geben! So wird, wie es der Dichter mit treffendem Gegensatz ausdrückt, der Tod zum Leben; Lust und Kraft zur Arbeit steigen, weil wir wissen, daß wir einmal ins Grab steigen werden. Ja, selbst die Ungewißheit, wann unserm Leben ein Ziel gesetzt werden wird, mehrt unseren Eifer. Hätten wir nicht die Gewißheit, daß unser irdisch Dasein ein Ende hat, lebten wir nicht in Ungewißheit, daß dieses Ende plötzlich und unerwartet eintreten könnte, so wären unsere Tage ärmer an Arbeit als sie es jetzt sind, so wäre es nur ganz natürlich, wenn wir so manche Aufgabe von Tag zu Tag aufschöben. Wir leben energischer, weil wir sterben.

Wahrhaft entsetzlich ist nicht der Tod, sondern ein leeres Leben, wenn unsere Tage nichtig sind, wenn unsere Jahre leer dahinschwinden. Das Heidentum hat zwei Jünglinge glückselig gepriesen, die in Erfüllung kindlicher Pflicht sanft gestorben sind. So mancher findet in der Blüte der Jahre einen schönen Tod und hat nicht vergebens gelebt. Ist der Tod ein Schrecken für diejenigen, die im Kampf um ein schönes Ziel sich opfern, wenn einer untergeht in der Verteidigung seiner Heimat, oder sich aufopfert im Dienste der Wissenschaft oder der Nächstenliebe? Solch ein Heldentod ist von jeher von den Menschen gepriesen worden. Aber trostlos wie eine Wüste ist ein zweckloses Dasein, ob es auch weit sich ausdehnt. Denn meist wird der Tod zum Schrecken, wenn er ein eitles und fruchtloses Leben schließt, wenn er ein vorher schon nichtiges Dasein vernichtet, wenn in der Stunde des Sterbens der Vorwurf quält: Du hast deine Tage vergeudet.

Diese Unthätigkeit ist freilich nicht immer die Schuld des Menschen; sie ist oft nur sein Verhängnis. Wer durch Siechtum zur Unthätigkeit verurteilt ist, der hat keinen Anlaß zu selbstquälerischer Anklage, und dem Gesunden liegt nur in erhöhtem Maße die Pflicht ob, durch aufmerkende Rücksicht es zu bekunden, daß diese Siechen und Müden, die nichts mehr leisten können, schon durch ihr Dasein ihren Familienkreis erquicken. Greise und Greisinnen, die in arbeitsvollen

Jahren sich die Ruhe wohlverdient haben, die durch ihre Erfahrung fördern, wenn die Hand rastet, sind ein Stolz und eine Ehre für ihre Umgebung. Aber wie viele giebt es, die müßig sind, ohne müd geworden zu sein, ohne an der Arbeit müd geworden zu sein! Manchem ist das Vergnügen sein Ein und Alles, für eine Weile hält es vor, sich von einem Genusse in den andern zu stürzen; aber für die Dauer ermüdet die härteste Arbeit nicht so sehr als ein fortwährendes Sichvergnügen. Die vorangegangene Arbeit ist die unentbehrliche Würze jedes rechten Lebensgenusses. Und lebte auch einer im Glanze und im Golde, sein Leben war dennoch elend, weil er keinen Lebenszweck gehabt hat. Es gilt von ihm: er verbrachte in Nichtigem seine Tage und seine Jahre in Schrecken. Mit gutem Bedacht heißt es in dem Spruche des Sängers, bei den Tagen: in Nichtigkeit und bei den Jahren: in Schrecken. Denn, wenn beim Verfließen des einzelnen Tages gar nicht so recht gemerkt wird, daß er inhaltlos war, so ein Jahr, eine ganze Kette solcher nichtiger Tage, sich schließt, so wird diese Leere zum Schrecken, so erfüllt ihn der ganze Jammer seiner Wertlosigkeit, über die er sich sonst gleichsam hinweggeträumt hat.

Das ist der Sinn der Erinnerung an den Tod und an die Toten und eines Jahresschlusses. Sorgen wir dafür, daß wir nicht schon bei lebendigem Leibe tot sind, daß wir nicht absterben unserem Berufe, unserer Pflicht, daß wir nicht gleichsam lebende Ruinen werden. Niemand, dessen Körper rüstig ist, hat ein Recht auf Müßiggang, und der Reichtum selbst ist kein Freibrief auf ein thatenloses Leben, sondern nur ein Werkzeug, das uns gestattet, die Kräfte reicher zu entfalten. Die Klage, die wir den Toten in dieser Stunde weihen, soll ein Weckruf für die Lebenden sein; der Tod selbst soll uns die Lebenspredigt halten. Nicht vor dem Tode wollen wir bangen; er ist notwendig, er ist eine Wohlthat. Es liegt eine richtige Empfindung in jener bekannten Sage, daß Ewigleben die größte Strafe wäre; aber der Gedanke an den Tod, er dränge uns ins Leben zurück und lehre uns unsere Kräfte regen. Das Leben kann uns zur Wüste und kann uns zum Paradiese werden; es wird zur Wüste, wenn wir keine hohen Ziele kennen, wenn unser Dasein keine Frucht, keinen Inhalt hat. Bei Gott ist es, daß unserer Tage viel sind, aber an uns liegt es, daß sie voll werden, daß sie gesättigt sind mit redlicher Arbeit und frommen Werken. An den Gräbern wollen wir es lernen den Tag zu nützen. Das ist der rechte Gottesdienst, wenn wir unsere Kräfte nicht erschlaffen lassen; dann ist die Erinnerung an die Toten Gott wohlgefällig und den Seelen unserer Dahingeschiedenen ein würdig Liebesopfer, uns selbst aber die größte Wohlthat, denn es bewahrt uns vor dem Schrecklichsten, daß unsere Tage nichtig und unsere Jahre entsetzlich werden. Ewiger Gott, führe uns zu dir, laß dein Antlitz leuchten und sende uns dein Heil. — Amen!

130.

Ein Leben nach dem Tode.

Einstmals begann ein weiser Meister in Israel[1]) seine Rede mit folgendem seltsamen Ausspruch: o König Salomo, was ist deine Weisheit, was ist deine Einsicht? Nicht genug, daß deine Worte denen deines Vaters David widersprechen, sie stehen sogar untereinander im Widerspruch. David beklagt das Los der Dahingeschiedenen mit den Worten: „Die Toten, sie können dich nicht loben, o Gott."[2]) und Salomo sagt: „ich preise die Toten, die längst Verstorbenen."[3]) Aber der Widerspruch ist noch greller, denn Salomo selbst hat eine solche Wertschätzung des Lebens, daß er den Spruch gethan hat: „besser ein lebendiger Hund, denn ein toter Löwe."[4])

Der Talmud hebt den Gegensatz in folgender Weise: die meisten der Lebenden bedürfen des Lebens, um in der Folgezeit an guten Werken gutzumachen und nachzuholen, was sie vordem versäumt haben. Wer wie ein Löwe, so lange er atmete, durch seine Macht die Menschen schreckte und quälte, ist darum, wenn der Tod ihn niedergeworfen hat, weniger als der Niedrigsten einer, der lebt und seine Tage nützen kann, um vergangene Schuld zu sühnen, um Schätze zu sammeln für die Ewigkeit. Für die Sünder gilt: die Toten, sie können Gott nicht loben, sie können ihn nicht mehr versöhnen mit den Unthaten, durch welche sie ihr Dasein geschändet haben. Aber manche giebt es, auf die paßt das Wort des Koheleth: ich preise die Toten, die längst Verstorbenen; das sind die Frommen und Gottesfürchtigen, deren Wirken weit über ihr Leben hinausweist, deren Beispiel die späteren Geschlechter erbaut; denn, sagt der Talmud[5]): die Bösen gelten schon bei ihren Lebzeiten als tot, die Frommen heißen noch nach ihrem Tode lebendig. Deren Tage leer und eitel sind, was frommt es ihnen, so ihr Dasein zur Rüste geht, wenn sie auf Thronen sitzen? Der Bettler, der neben ihrer Bahre steht, neidet ihnen nicht den Glanz und die Pracht; sein Los ist das bessere, denn in seinem Bettlergewande kann er, belehrt durch diese Erkenntnis der Eitelkeit des Erdenglanzes, Schätze sammeln, mit denen er die

---

[1]) Sabbat 30a. — [2]) Ps. 114_{17}. — [3]) Koh. 4_{2}. — [4]) 9_{4}. — [5]) Koh. r. 4_{2}.

Seligkeit erwirbt; so hat Koheleth, der nur die Toten glücklich preist, vor allem in dem Sinne recht, daß die Weisen und Frommen fortdauernd Segen schaffen, auch wenn ihre Körper längst dem Staube zurückgegeben worden sind.

Der Talmud erzählt darüber, anknüpfend an diese Lösung des Widerspruchs zweier salomonischer Worte, eine wundersame Geschichte, die in ihrem Wortsinn kaum verständlich ist. David hatte, als er gegen Uria und Batseba sich schwer versündigte, durch die aufrichtigste Reue sein Vergehen gesühnt. So herrlich offenbarte sich in dieser Reue das Gemüt des göttlichen Sängers, daß unsere Weisen sagen: Gott habe diese Sünde nur zugelassen, um durch ein erhabenes Beispiel, von dem noch heut die Psalmen zeugen, die Menschen zu lehren, wie sie durch ernste Buße wieder die Gnade Gottes gewinnen könnten. Da betete David: Thue, o Gott, mir ein Zeichen zum Guten, daß meine Feinde es sehen und beschämt werden, daß alle Welt es erkennt, wie du mir vergeben hast. Und Gott sprach: nicht jetzt, sondern in den Tagen deines Sohnes Salomo will ich dieses Zeichen geben. Und David starb, und Salomo, sein Sohn, kam zur Regierung und baute den Tempel mit verschwenderischer Pracht. Als der stolze Bau beendet war, holte man die Bundeslade mit den steinernen Tafeln, auf welche zur Zeit des Moseh die Hand Gottes die zehn Gebote eingezeichnet hatte. Diese Bundeslade sollte in das Allerheiligste gebracht werden. Aber da, so erzählen die Alten, da schlossen sich plötzlich die Thore des Heiligtums, und keiner konnte sie öffnen, und die Bundeslade konnte keine Stätte finden in dem herrlichen Tempel.

Tieferschüttert stand das Volk, Salomo erkannte es als ein Zeichen von den Höhen, daß er sich irgendwie vergangen habe und unwürdig sei, die Tafeln des Moseh in den von ihm errichteten Bau zu bringen. Und er trat hin vor die Thore des Tempels und sprach[1]): „Oeffnet euch, daß hineinziehe der König der Ehren." Da wankten die Pforten, als wollten sie auf den König stürzen, und er vernahm aus dumpfen, grollenden Tönen die Frage: „wer ist der König der Ehren?" Und zitternd sprach er: „der Ewige, der starke und machtvolle." Da wurden die Säulen wieder fest, aber verschlossen blieben die Pforten, und wie innig Salomo auch betete, sie wollten nicht weichen. Alles Volk sah hierin eine Offenbarung, daß Gott diesen Tempel nicht wolle, daß er das schlichte Mosehszelt dem Prachtbau vorziehe. Da sprach Salomo zum Schluß: „Und nun erhebe dich, ewiger Gott, zu deiner Ruhestatt, du und die Lade deines Sieges, deine Priester decken sich mit Heil, und deine Frommen freuen sich des Guten. Ewiger Gott, weise nicht ab das Antlitz deines Gesalbten, gedenke der Liebe Davids, deines Knechtes[2])." Und kaum war der Name Davids über seine Lippen gekommen, da erdröhnten die Thore in ihren Pfosten und öffneten sich weit, und die Lade Gottes zog ein, und Israel jauchzte, daß Davids Name noch im Tode solch Wunder erwirkt habe, und es war ein deutliches

---

[1]) Ps. 24_7. — [2]) 2. Chr. 6_{41} f.

Zeichen, daß David seine Schuld gesühnt und mit seinem Gotte geeint und versöhnt ins Jenseits herübergezogen.

Was ist der Sinn dieser Erzählung, die wir doch kaum nach ihrem Wortverstande nehmen werden?

Salomo hatte Gott einen Tempel gebaut. Aber hatte der König hierbei nur an Gott gedacht, oder wollte er seiner Weisheit, seinem Reichtum, seiner Macht damit ein Denkmal errichten? Salomo war ein Fürst, der auch in der Aufrichtung dieses Heiligtums eine Befriedigung des Ehrgeizes sah; und in dieses Haus, an dem die Eitelkeit und Hoffart mitgeholfen, wollte er die Lade des Moseh bringen, jenes Mannes, den die Schrift aller Sterblichen Demütigsten nennt. Das paßte nicht zusammen; Gott duldete nicht, daß seine Lade mit den Tafeln des Gesetzes einziehe in den Bau des Stolzes. Und Salomo trat hin und sprach: „öffnet euch, ihr Pforten, daß einziehe der König der Ehren." Wer war dieser König der Ehren, von dem Salomo redete? war es Gott, oder war es am Ende nicht gar Salomo selbst, den seine Weisheit hoch erhob, aber auch der seine Weisheit so hoch erhob? Und die Säulen wollten zusammenstürzen über den Übermütigen, der die Gottheit gleichsam zum Vorwand nahm, um gleich Aegyptens Pharaonen sich ein Denkmal aufzustellen.

Da beugte sich sein Stolz, und angesichts des ganzen Volkes, dessen Herrscher er war, sprach er: „Gott ist der König der Ehren." Aber immer noch schien er nicht würdig, das Haus zu weihen; er dünkte sich, weil sein Kopf vieles ersonnen, und weil er die Sünde von sich ferngehalten hatte, ungleich größer denn David, den Sündigen und Reuigen; seine Weisheit, seine Tugend verlor ihren schönsten Schmuck, denn er war stolz auf sie. Was sein Haus zum Tempel Gottes machte, nämlich die heilige Lade mit dem Zehngebot, der stolze Fürst konnte sie nicht hinüberführen. Endlich besann er sich auf David, den Knecht Gottes, den Demütigen und Bußfertigen, der gesündigt, aber auch sein zerknirschtes Herz als schönstes Opfer vor Gott getragen. In dem Moment, wo Salomo, der damals Sündlose und Stolze, sich entschloß, in den Bahnen Davids, des Demütigen, zu wandeln, da öffneten sich die Pforten, und Salomo weihte den Tempel. Darum gilt von David: ich preise die Toten, die längst Verstorbenen. Die Erinnerung an ihn machte Salomo, den Weisen, fromm und fähig ein Gotteshaus zu weihen.

So wirkt gutes Beispiel fort durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende, und die wahrhaft Edlen sterben nicht, sondern leben in ihren großen Wirkungen. Noch heut lebt David und wirkt an uns, was er an Salomo gethan hat; an seinen Psalmen lernen wir, wie wir die Netze der Sünde zerreißen können, wie wir unser Herz läutern von den Schlacken des Bösen. Die Alten wollen uns mit der schönen Sage lehren, daß Gott die Prahlenden nicht liebt, und könnte auch einer prahlen mit seiner Einsicht und seiner Tugend; und

daß Salomo nur gut war und würdig einen Tempel zu weihen, so lange er an David dachte, den demütigen Sänger, den Sänger der Demut. Es war der Geist des David, vor dem die Pforten sich öffneten, daß einzog der König der Ehren.

Wir feiern ein Fest der Erinnerung und preisen die Toten, die längst Verstorbenen, die fortleben in unserer Erinnerung und uns durch ihr Beispiel mahnen zur Tugend, zur Buße, zur Demut. Diese Stillen und Demütigen, sie sind die Glücklichen, sie sind die Sieger, ihnen ist das Leben freudig, der Tod sanft und das Jenseits die Seligkeit. O, daß wir ihnen gleich würden und unser Sterben dereinst ein Aufsteigen und ein Fortwirken auf Erden bedeute: תמות נפשי מות ישרים ותהי אחריתי כמוהו. O, stürbe meine Seele den Tod der Redlichen, daß die Nachwirkungen meines Lebens den ihren glichen.[1]) — Amen!

---

[1]) 4. M. 23_{10}.

Gebete.



1.

Gebet für den Freitagabend.

Allgütiger Gott! Als Du die Welt ins Dasein riefst, hast Du das Leben der Menschen so geordnet, daß auf sechs Tage der Arbeit ein Tag der Ruhe, der Erbauung und Belehrung folge; denn nicht vom Brot allein und nicht für das Brot allein leben wir, sondern wir leben durch Dein Wort und für Dein Wort, das den Geist erleuchtet, das Herz erfrischt, das uns davor bewahrt, unterzugehen in irdischer Arbeit. Möge die Sabbatruhe und Sabbatfreude in unsere Häuser und in unsere Herzen einziehen! Möge die Botschaft des Sabbat die Trauernden aufrichten und ihnen künden, daß Gott Trost und Ruhe spendet und diejenigen nicht zu Schanden werden läßt, die auf ihn hoffen.

Möge Dein Gebot, das die Befreiung und die Erlösung ist, zum Heil und Segen für Leib und Seele überall die Richtschnur unseres Lebens werden, daß wir des Sabbats gedenken und ihn halten! — Amen!

* * *

2.

Gebet beim Ausheben der Thora.

Gelobt sei Dein Name, Herr der Welt! Erleuchte uns mit Deinem Lichte und nimm unser Gebet in Gnaden auf! Gieb uns ein langes und glückseliges Leben! Dein Erbarmen walte über uns, über ganz Israel! Du speisest Alles, Du erhältst Alles, Du waltest über Alles. Wir aber sind Deine Knechte, heiliger Gott, und beugen uns vor Dir und Deiner heiligen

Lehre. Nur auf Dich allein stützen wir uns, den Gott der Wahrheit. Du bist unsere Zuversicht, zu Dir beten wir; o gieb uns und ganz Israel Glück, Leben und Frieden! — Amen!

* * *

3.

Gebet für den Landesherrn, für Kaiser und Reich.

Gott und Vater! Herr der Welt! Du hast die Obrigkeit eingesetzt, daß sie das Recht und die Ordnung schütze. Wir beten zu Dir um Dein Heil und Deinen Segen für unsern erhabenen Landesherrn . . . . . ., für seine erlauchte Gemahlin . . . . . sowie für das ganze . . . . . . liche Haus; wir beten zu Dir um Dein Heil und Deinen Segen für unseren Kaiser Wilhelm II.; segne seine erlauchte Gemahlin, die Kaiserin Auguste Victoria; segne die Kaiserin Friedrich, sowie das ganze kaiserliche Haus. Halte, o Herr, Deine schirmende Hand über unser heißgeliebtes ruhmgekröntes Vaterland; erleuchte die Räte der Krone und die Vertreter des Volkes, daß sie in gemeinsamer Arbeit das Wohl des Landes erhöhen; gieb Gedeihen dem redlichen Fleiße aller Bewohner dieses weiten Reiches, daß ihre Arbeit ihnen zum Segen werde und jedes Unheil ihnen fern bleibe.

Schütze Israel überall, wo die weithin zerstreuten Bekenner unseres Glaubens wohnen. Segne diese Gemeinde, mögen alle ihre Genossen Freude und Erfolg haben in der Arbeit ihres Berufes, mögen sie fortschreiten auf den Bahnen der Erkenntnis und der Tugend; segne ihren Vorstand und ihre Vertreter, daß unter ihrer Leitung das Heil der Gemeinde wahrhaft gefördert werde. Laß Deine Gnade walten über diese Stadt, beschirme alle, die in ihr weilen; heile die Kranken und hilf den Schwachen, richte auf die Gebeugten, tröste die Trauernden und führe herauf den Tag, an welchem die Völker sich in Bruderliebe einen. — Amen!

* * *

4.

Gebet für ein neugeborenes Kind.

Allgütiger Gott! Du bist allen denen nahe, die aus treuem Herzen zu Dir rufen, und Engel des Heils umschweben sie in der Stunde der Gefahr. So hast Du auch beigestanden, der Genossin dieser Gemeinde, Frau . . . . .

und sie begnadet mit einem Sohn (Tochter). Deshalb kommt sie heut nach Deinem Hause, um Dir zu danken für Deine Gnade, um Dir zu weihen das neugeborene Kind, dessen Name ..... in Israel stets mit Ehren möge genannt werden. Die Eltern wollen dies Kind erziehen im Geiste Deiner Lehre; o gieb ihnen Kraft, ihr Gelöbnis treu zu erfüllen; schütze dieses neue Leben, das Du erweckt hast; möge dieses Kind gesegnet sein mit Tugend und Einsicht, mit Rüstigkeit des Körpers und Kraft des Willens, daß es zur Ehre Gottes und zur Freude der Eltern wachse und blühe. — Amen!

* * *

5.

Bekenntnis der Konfirmanden.

Dankerfüllt gegen Gott, dessen Gnade meine Kindheit behütet hat, gegen meine Eltern und Lehrer, die mich den Weg der Tugend geführt haben, spreche ich in geweihter Stunde das Bekenntnis des Glaubens aus, dessen Lehre und Satzung ich meiner Seele tief einprägen will.

Es giebt nur Einen Gott, er ist unendlich und ewig, er ist rein geistig und kein Auge kann ihn schauen; er ist der Schöpfer des Weltalls und waltet darüber in Weisheit und Liebe; er schützt die Guten und straft die Bösen; sein Vaterauge blickt fürsorgend auf jedes seiner Geschöpfe; ihn will ich lieben mit ganzer Seele und ganzer Kraft, zu ihm will ich beten, auf ihn hoffen und vertrauen.

Gott hat den Menschen in seinem Ebenbilde erschaffen; er hat ihm die unsterbliche Seele verliehen, die Gott erkennt, die sich selbst erkennt in ihrer Gottähnlichkeit, die frei wählen kann zwischen der Sünde und der Tugend. So will ich denn jede Kraft zum Guten, die Gott mir gegeben hat, eifrig pflegen, den Trieb zum Bösen mit aller Macht bekämpfen und freudig den Weg der Pflicht und der Gerechtigkeit wandeln; ich will in jedem Menschen das Ebenbild Gottes ehren und das Gebot erfüllen, welches unseres Glaubens Grund und Kern ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst.

Gott hat sich dereinst unsern Vorfahren am Sinai offenbart, und die Thora des Moseh ist ein heiliges Erbe, das Israel bewahrt hat bis auf diesen Tag. Gott hat die Israeliten erkoren, daß sie die Kunde von dem Einzig-Einen, der die Allmacht, die Allgerechtigkeit und die Alliebe ist, zu

allen Völkern der Erde tragen sollen. Wir hoffen, daß dereinst das Reich Gottes über die ganze Erde sich ausbreiten wird, daß alle Menschen Gott als ihren Vater und einander als Brüder erkennen und lieben werden. Dies Gottesreich der Zukunft hilft jeder aufbauen, der die Sünde scheut und die Tugend und Wahrheit liebt. So will ich denn als treuer Israelit stets Gott vor Augen haben, die Liebe und Treue, die gute Eltern mir erweisen, in dankbarer Seele bewahren und in froher Zuversicht auf Gottes Beistand den neuen Lebensweg antreten; ich bange nicht, denn mit mir ist Gott. — Amen!

* * *

6.

Gebet für den Konfirmanden.

Allgütiger Gott! „Eine Leuchte ist Dein Gebot und Deine Lehre ein Licht, und der Weg des Lebens ist Deine Mahnung zur Zucht und Treue.“ Heil denen, die in diesem Lichte wandeln, die dieser Leuchte folgen, die von Deinen Mahnungen sich führen lassen den Weg des Lebens. — Beseelt von frommen Gefühlen, belebt von guten Vorsätzen ist heut . . . . . . Sohn des Herrn . . . . hingetreten vor Deine heilige Thora und hat als Barmizwa es ausgesprochen, daß er sich mit ganzer Seele zum Judentum bekennt, der Lehre der Wahrheit. — Im Verein mit seinen Eltern dankt er Dir freudigen Herzens, daß Du seine Kindheit behütet hast, daß Du ihn in Gesundheit und Rüstigkeit hast erreichen lassen diesen Tag der Weihe. Er gelobt es vor Deinem Angesichte, der jüdischen Wahrheit, welche uns lehrt, Dich zu ehren und die Menschen zu lieben, allezeit treu anzuhangen. Es ist sein fester Vorsatz, in Gehorsam gegen seine Eltern und Lehrer, in fleißiger Benutzung seiner Jugendjahre, nach Sittlichkeit und Tüchtigkeit zu streben, auf daß er dereinst als Glied seiner Familie, als Bürger seines Vaterlandes, als Genosse seiner Glaubensgemeinschaft sich wacker und würdig erweise.

Schaue gnädig auf diesen Knaben und horch auf sein Gelöbnis, laß ihn gedeihen an Körper und an Seele, hüte ihn vor jedem Leid und jeder Versuchung, möge diese Stunde der Weihe ihm zum dauernden Segen werden, feste seinen Willen, daß er Dir diene, daß er die Menschen liebe, daß Pflicht und Tugend ihm heilig seien und er treu und gut bleibe allerwegen. — Amen!

* * *

7.

Gebet für ein neuvermähltes Paar.

Allgütiger Gott! Wohlgefällig ist Dir das Wort des Dankes, das aus den Herzen der Glücklichen zu Dir emporsteigt. Heil denen, die von dem frommen Gefühle beseelt sind, daß Du es bist, der Glück und Gnade spendet, der die Sonne seiner Liebe hineinleuchten läßt in die Gemüter der Menschen. Dankerfüllt und in freudiger Stimmung erscheint heute vor Deinem Angesichte das durch das Band der Ehe vereinte Paar Herr . . . . . und Frau . . . . . und preisen Dich ob Deiner Güte, die Du ihnen bis hierher erwiesen hast; sie wissen, daß Du es bist, der die Häuser festet, so aber der Herr nicht das Haus baut, mühen sich vergebens die Meister; sie fühlen, daß das Glück ihrer Seelen nur geborgen ist unter Deiner Hut. — Sei Du o Herr, ihnen Halt und Hort, daß ihr Haus allezeit ein Zelt des Friedens und der Eintracht, des Segens und der Freude sei. Mögen alle Entschlüsse zum Guten festwurzeln in den Herzen der zu heiliger Gemeinschaft Verbundenen und sie sich gegenseitig fördern in allem frommen und edlen Streben. Möge ihr Haus, das in Deinem Namen gegründet worden ist, mit Tugend und Gottesfurcht geschmückt sein, auf daß es dauere und Ehre gewinne vor Dir und vor den Menschen, und Deine Vaterhand sie führe und segne heut und immerdar. — Amen!

* * *

8.

Am Sabbat Schekalim.

Wir erwägen heute, o Gott, kurz vor dem Eintritt des Monats Adar, zu unserer Erbauung und Mahnung die alte Satzung, daß einstmals am 1. Adar jeder Israelit einen halben Sekel zum Heiligtum steuern mußte; wir wollen es tief in unsere Seele prägen, daß wir vor Dir o Gott, Alle gleich sind, und daß Jeder, er sei nun arm oder reich, verpflichtet ist, zu schaffen und zu steuern für das Heiligtum, für die Gemeinde, für das heilige Erbe der Väter. Möge dieser Geist des gleichen Rechtes und der gleichen Verpflichtung immer herrlicher sich entfalten, daß Keiner sich über den Bruder erhebe und Jeder opferfreudig dem Gesamtwohl diene. — Amen!

* * *

9.

Am Sabbat Sachor.

Gott, unser Erretter und Erlöser! Heute lasen wir aus Deiner heiligen Thora: „Gedenke, was Dir Amalek gethan hat". Wie Amalek einst die Israeliten überfiel, zur Zeit, da sie matt und müde waren, wie sodann Haman, ein Nachkomme Amaleks, die Juden verfolgte, die ihn nicht gekränkt und nicht beleidigt hatten, so hat Israel, das schwache und wehrlose, fort und fort zu leiden von diesen Sprossen Amaleks, den Feinden, die mit den Waffen der Verleumdung und der Lüge gegen uns kämpfen. Hilf uns, wie Du den Vätern geholfen hast. Wir aber wollen nicht müde werden im Streite der Wahrheit wider die Lüge, und die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Widersacher Israels vom Streite lassen werden. Nicht den Sündern, sondern der Sünde, nicht den Verleumdern, sondern der Verleumdung geloben wir unerbittliche Fehde! — Amen!

* * *

10.

Am Sabbat Para.

Deine Lehre, Gott der Wahrheit, hat einst unsere Väter abgerufen von dem Totendienste Ägyptens und hat uns verkündet, daß wir in Fröhlichkeit Gott dienen sollen. Was wir in Deiner Lehre lesen von den Bräuchen der Vorzeit, den Körper zu weihen, um rein den Tempel zu betreten, ist uns ein Sinnbild, daß wir, um das kommende Fest der Erlösung würdig zu feiern, uns vorher reinigen müssen von jedem Makel und Flecken der Sünde. Reinen Herzens wollen wir dem Feste entgegenwallen, auf daß wir verjüngt und erneut in unserem Gemüte, die volle Freude und Weihe des Festes empfangen und genießen. — Amen!

* * *

11.

Am Sabbat Hachodesch.

Mein Gott, mein Hort und mein Erlöser! Du hast es zu unserm Heile geordnet, daß das köstliche Freiheits- und Frühlingsfest nicht jähe

und plötzlich wie eine Überraschung über uns komme, sondern daß wir wohlvorbereitet ihm entgegenschreiten; wie in der Natur der Frühling allmählich sich entfaltet, so soll auch die Festfreude allmählich in uns heranreifen, daß sie uns um so herrlicher erbaue, um so inniger beglücke. Schon heute haben wir es aus der Schrift gelesen und erwogen, wie einst die Israeliten zum Passahopfer sich anschickten. In Freudigkeit wollen wir diese Mahnung beherzigen und in den kommenden Tagen Alles für das Fest vorbereiten; wie einst unsere Vorfahren in Erfüllung des Gebotes schon den Lohn und den Segen des Gebotes gefunden haben, so wollen auch wir die hergebrachte Satzung des Passah mit frohem Herzen üben, und uns daran ergötzen; wie an den Vorbereitungen zum Empfang eines lieben Freundes. Schaue gnädig auf diese Opfer, die wir in Freuden Dir darbringen! — Amen!

* * *

12.

Seelengedächtnis.

Allgerechter Gott! Wir gedenken heute vor Dir der Heimgegangenen: . . . . Gieb diesen verklärten Seelen Deinen Frieden in den Höhen! — Uns allen aber sei die Erinnerung an die Toten eine Mahnung fürs Leben, daß wir in allen Freuden und Kämpfen des Diesseits eingedenk bleiben des ewigen Lebens im Lichte Deines Antlitzes! — Amen!

* * *

13.

Gebet zur Neumondweihe.

Allgütiger Gott! Deine heilige Lehre heißt den Sterblichen Acht haben auf die Wandlungen in der Natur und daraus Belehrung und Erbauung schöpfen für seinen Wandel. Du hast die Neumondsfeste eingesetzt, auf daß die Erneuung des Mondes, sein erstes Wiederaufleuchten am Himmelszelte uns dazu anrege, mit erneuter Kraft uns Deinem Dienste zu weihen. Gieb

uns im kommenden Monat Glück, Heil und Frieden! Segne unsern Erwerb und feste unsern Körper! Gieb uns den höchsten Segen, Dich zu erkennen und Dich zu fürchten. Schütze uns vor jeder Versuchung und Verlockung der Sünde, auf daß wir nicht beschämt werden. Erhöre das Gebet dieser Gemeinde und erfülle einem Jeglichen den Wunsch seines Herzens, wenn Deine Weisheit diese Wünsche billigt. Laß uns frohe Botschaft hören von allen vier Enden der Erde, daß Deinem Volke geholfen werde, und Gerechtigkeit und Wahrheit schnell siegend vorwärts schreite! — Amen!

* * *

14.

Gebet am Abend des Passahfestes.

Allgütiger Gott! Freudig begrüßen wir, vor Deinem Angesicht vereint, das Fest, das Du eingesetzt hast in der Vorzeit Tagen, und das noch heute seine Strahlen sendet in das Gemüt eines jeden Israeliten, der der Begeisterung fähig ist für das heilige Erbe der Väter.

An diesem Tage, in dieser Nacht der Hut, hast Du unsere Väter hinausgeführt aus Aegyptens Fessel und strafend fuhr Deine Hand hernieder auf die gottlosen Dränger. Daran denken wir und freuen uns, daß Du Israel geführt hast von Aegypten bis hierher; wir preisen Deine Güte, die den Thau des Trostes niederträuft auf die Seelen der Gequälten und schauen ehrfürchtend empor zu Deiner Gerechtigkeit, die es nicht duldet, daß der Mächtige den Armen höhnt, die es straft und ahndet, so Menschen ihrer Bruderpflicht vergessen und Gewalt und Willkür üben wider ihren Nächsten.

Wie hast Du Israel behütet in Sturm und Not! und wenn alles von uns ließ, so warst Du bei uns und hast uns hinübergerettet in lichtere Zeiten.

Frühling und Freiheit hast Du ausgerufen über dieses schöne Fest, das wir getreu der Satzung der weisen Meister so in den Tempeln wie im eigenen Heim begehen. — Wir sind uns des Segens bewußt, daß wir in einem Staate leben, der frei und unabhängig dasteht, dessen starke Hut die Grenzen schirmt, daß der Bürger ungestört sich der Arbeit des Friedens hingebe. Wir freuen uns des höheren Segens, Bürger eines Landes zu sein, in welchem die Freiheit eine Stätte hat und Gesetz und Recht ihre schützenden Fittiche ausbreiten über jeden Bewohner dieses weiten Reiches. — Vor allem aber

sind wir dankerfüllt, daß Deine Lehre uns die Freiheit der Seele giebt; sie bewirkt, daß wir im Leide nicht erliegen, daß wir der Sünde nicht zur Beute werden, daß wir, wenn die Säulen der Erde wanken, an Dir uns halten, zu Dir uns richten, Du unsere Burg und unsere Zuflucht.

Was kann der verlieren, der Dich zu eigen hat, und was kann der besitzen, der Dich und damit sich selbst verloren hat? Diese Freiheit in Dir, die kein Dränger uns rauben kann, und die den Sklaven über seinen Herrn erhebt, wir haben sie durch Deine Wahrheit, welche den Geist erleuchtet und das Herz erfrischt und fröhlich macht. — Du hast, Gott des Lichtes und des Lebens, den Frühling heraufgebracht über die verödete Landschaft und den Keim erlöst von des Winters Fessel. Alles was lebt, jubelt der Sonne entgegen und empfindet es wie eine Erlösung, wenn des Frühlings Hauch die Pflanze aus dem Dunkel zum Lichte ruft. Und vollends der Mensch, den Du in Deinem Ebenbilde gestaltet hast, daß er mit seinem Geiste die Natur beherrsche und durchdringe!

O bringe Du, mein Gott und mein Erlöser, die Botschaft des Frühlings zu allen Gebeugten und Beladenen! Wie Frühlingswehen ziehe Dein Trost ein in die von Trauer verödeten Herzen, daß ihnen neue Blüten des Glückes und der Freude ersprießen! Dein Heil richte auf die von Krankheit und Siechtum Ermatteten, und Frühlingskraft belebe die Müden und Schmerzgebeugten! Deine Hilfe sei nahe denen, die in Sorge seufzen und mühselig ringen um den Bedarf des Tages. Wie Du die Saaten segnest, so segne jede ehrliche Arbeit und jedes redliche Streben. Gieb ein fröhliches Blühen und Reifen jedem guten Thun, und rufe Frühling und Freiheit und Friede über die weite Erde! — Amen!

* * *

15.

Gebet am Abend des Pfingstfestes.

Gott der Wahrheit, Gott der Treue! Begeistert und in gehobener Stimmung vereint sich heute Israel, Dein Volk, zu heiliger Feier und preist Deine Güte, daß Du am Sinai eine Leuchte hast entzündet für alle Völker. Sieben Wochen haben wir gezählt vom Passah bis zu diesem erhabenen Tage, an welchem Du einst die Menschheit erlöst hast von der Knechtschaft des Götzendienstes, an dem Du die Fesseln gebrochen, die des Menschen

Thorheit sich selbst geschmiedet hatte, an welchem Du über die umnachtete Welt zum zweiten Mal ausgerufen Dein schöpferisches Wort: „Es werde Licht!“ Uns aber, Dein Volk Israel, hast Du hoch erhoben, daß wir für Dich zeugen durch unsere Lehre, durch unser Leben. — So ist der Sinai die Stätte geworden, von der aus die ganze Menschheit erneut und verjüngt wurde. Unwandelbar ist Dein Wort, aber in all den Jahrhunderten, die seitdem dahingeflossen, hat dies Wort die Menschheit umgewandelt und ihr Gesetz und Regel gegeben. Die zehn Worte, die einst Moseh als höchste Weisheit kündete und auf den Tafeln des Bundes seinem Volke brachte, sie werden heut den Tafeln jedes Kindesherzens eingeprägt in allen Landen, in denen Gesittung waltet. Israel hat in diesen Jahrtausenden, in denen es die Fackel der Wahrheit über die Erde trägt, nicht vergebens gelebt und gelitten. Und heut an diesem heiligen Erinnerungstage hebt sich unser Herz in Freude, daß Du uns gekürt hast, die Saat der Erkenntnis auf Erden auszustreuen. Blitz und Donner erschreckte unsere Vorfahren, als sie am Sinai standen, und Blitz und Donner schwerer Schicksalsschläge trafen Dein Volk auf all seinen weiten Wegen; aber kein Sturm hat die Fackel verlöscht, die Israel fest hielt in treuer Hand und mit froher Zuversicht wallen wir dem Ziele entgegen, da die ganze Menschheit sich um Dich vereinen wird. — Dieses Fest heißt in Deiner heiligen Lehre das Fest der Erstlinge; in dem gesegneten Lande, das Du vordem unseren Vätern gewährt hast, wurde an diesem Tage das Opfer der neuen Ernte dargebracht. Auch wir bringen heut Erstlingsfrüchte dar an Deiner heiligen Stätte, das sind die festen Entschlüsse, Deiner Wahrheit treu zu bleiben und uns nicht beirren zu lassen, nicht durch die Feindschaft, nicht durch die Lockung der Welt. — O sei mit uns, wie Du mit unsern Vätern warst, verlaß uns nicht, verstoß uns nicht, und gieb der geistigen und der irdischen Aussaat ein fröhlich Reifen und Ernten! — Amen!

* * *

16.

Gebet am Abend des Sukkothfestes.

Allgütiger Gott! Freudigen Herzens feiert heut das Volk Deiner Hut das Fest der Hütten. Du hast Israel einst in der Wüste vierzig Jahre in Hütten behütet und durch die Wüste geführt in das Land der Verheißung.

Daran denken wir, und frohgemutet schauen wir in die Zukunft und bangen nicht vor Winterstürmen und fürchten nicht, daß Flut und Wetter unser Heim zerstöre, denn Du spannst über uns das Zelt Deines Friedens. Wir wissen, daß unser ganzes Dasein einer Hütte gleicht, die, in der Wüste aufgerichtet, aller Unbill des Wetters preisgegeben ist, und wohnen dennoch sicher und getrost, denn Du bist der Fels, an den unser Zelt sich lehnt, und kein Wind kann es erschüttern; Du hältst das schirmende Dach über uns, und kein Frost und kein Regenschauer dringt durch die leichten Wände. —

Wir feiern das Fest der Ernte und bringen des Eßrog prangende Frucht und der Palme hochragenden Zweig, der Myrthe lieblich duftendes Blatt und die Reiser der Bachweide zu einem Strauße verbunden in Dein Haus; wir danken Dir, daß Du der Arbeit des Landmannes Deinen Segen gewährt, daß Du seine Scheuern gefüllt hast; wir preisen den Schöpfer, der in unendlicher Mannigfaltigkeit die Erde geschmückt hat, daß die Fülle ihrer Pflanzen durch ihre Anmut, durch ihre Pracht, durch ihre nährende Kraft uns erhält, uns erfreut, uns entzückt und erbaut. O halte Deine Hand über unsere Hütten und sei, wie einst den Vätern, auch unser Schutz in Wüstenstürmen! Möge sich keiner vergebens mühen, der seine Hände regt für seines Hauses Wohlfahrt; möge allen guten Menschen der Segen blühen, daß ihre Arbeit ihnen Ertrag und Nutzen bringt, daß sie sich gern und froh ihrem Berufe hingeben, daß die Eltern Freude gewinnen an ihren Kindern und die Kinder Glück und Erfolg im Hause ihrer Eltern schauen. Halte den Mangel fern von den Grenzen dieses Landes, von der Schwelle jedes Hauses, in dem fromme Menschen wohnen. Segne die Saat, die jetzt zur Zeit des Herbstes der Landmann in den Acker streut und entfalte den Samen durch all die tausend Fährden zur reifen Frucht! Breite über uns das Zelt des Friedens! — Amen!

* * *

17.

Zum Schlußfeste.

Allgütiger Gott! Zum Schluß einer erbaulichen, von Festen gekrönten Zeit danken wir für all die Erhebung, die wir in diesen geweihten Tagen in Deinem Hause gefunden haben. Am Neujahrstage haben wir unsern Wandel geprüft, haben wir uns selbst gerichtet, um besser vor Deinem Ge-

richte zu bestehen; am hochheiligen Tage der Versöhnung haben wir uns ausgesöhnt mit unsern Mitmenschen und mit unserm Schicksal und haben geläuterten Herzens von Dir Versöhnung und Verzeihung erbeten. Vor Dir, o Gott, haben wir uns am Fest der Hütten, am Fest der Ernte gefreut, und nun, da wir in den Winter eintreten, in die festlose Zeit, fassen wir unsere Wünsche am Schlußfeste noch einmal zusammen: Schütze die Erde und gieb der Saat, die wir in den Acker streuen, ein fröhliches Aufleben in schönen Frühlingstagen! Möge die Leuchte Deines Gebotes uns den Weg erhellen in der Arbeit unseres Berufes, daß wir nie vom Pfade der Redlichkeit und Gerechtigkeit weichen; möge nie der Erfolg uns locken, dessen wir uns schämen müßten vor Dir und dem eigenen Gewissen! Gieb, o Gott, den Deinen Kraft und segne sie mit Frieden! — Amen!

* * *

18.

Gebet am Chanukkafeste.

Gott, der erlöst und Wunder thut, vor Deinen Thron legen wir das Opfer des Dankes, daß Du dereinst in den Tagen der Makkabäer Leben und Lehre Israels gerettet und uns aus der Nacht zum Lichte geführt hast. Niemals ist eine größere Gefahr hinaufgezogen für unser Volk und für unsern Glauben als damals, da die Syrer uns verfolgten. Von außen wütete das Schwert, und drinnen die Abtrünnigkeit. Die letzte Stunde schien gekommen für Juden und für Judentum, die Treuen wurden ein Opfer der Gewalt, und die Schwachen und Schwankenden ließen sich bethören und blenden von dem falschen Schimmer einer höheren Kultur, der den Feind Judas, den Syrer, umgab. Da hast Du, o Gott, der Du dem Schwachen Kraft verleihst, den Mut erweckt in dem greisen Priester Mathathias und in seinem Geschlecht, daß sie Führer wurden dem schwergeprüften Volke und die Dränger verjagten aus dem heiligen Lande; Deinen Tempel, der dem Götzendienste war preisgegeben worden, haben sie Deinem Dienste aufs neue geweiht und Lichter angezündet zum Zeugnis, daß es wieder licht geworden in Israel. Möge das Vorbild dieser Helden uns lehren, wie wir jeder Verlockung zum Abfall tapfer widerstehen, wie wir dulden und streiten

sollen für unsern Glauben, möge der Kampf für das Recht und die Wahrheit allzeit siegreich sein, wie in den Tagen der Makkabäer. — Amen!

* * *

19.

Gebet am Purimfeste.

Allgütiger Gott! Die Purimtage lenken unsere Erinnerung auf ein Ereignis, da der Frevelmut eines uns feindseligen Menschen ganz Israel mit Verderben bedrohte, und eine schlichte und fromme Frau uns rettete. Esther siegte, und Haman, dessen Ehrgeiz ins Unermeßliche gestiegen war, wurde gestürzt. Noch immer bedrohen uns List und Tücke, noch immer wird das Ohr der Fürsten und der Völker umlagert von Anklägern unseres Volkes.

Wir bitten nicht, daß es diesen Sündern wie dem Haman ergehe. Ein größerer Segen wäre es, wenn auch unsere Widersacher es bekennen würden, daß alle die Anklagen gegen Israel Märchen sind, daß unser Glaube es von uns fordert, gleich Esther und Mordechai unserm Fürsten, unserm Vaterlande, unsern Mitbürgern treu und ergeben zu dienen. Möge bald der Tag anbrechen, an welchem den Israeliten in allen Landen zuteil wird das Los eines von keinem Haman gestörten, glücklichen und ruhigen Lebens. — Amen!

* * *

20.

Gebet zum Nationalfeste von Kaisers Geburtstag.

Allgütiger Gott! Das ganze deutsche Volk feiert heute in fröhlicher, festlicher Stimmung den deutschen Kaiser, der heute ein neues Lebensjahr beginnt.

Ganz Deutschland blickt mit Stolz auf den Fürsten, der, ein Sproß glorreicher Ahnen, durchdrungen ist von der Heiligkeit seines hohen Berufes, der mit gleichem Eifer jedem Zweige der Staatsverwaltung seine Arbeit widmet, dem es als die höchste Ehre gilt, alle Stände, alle Stämme, alle Bekenntnisse seines weiten Reiches zu einen und zu versöhnen, und auf der Höhe des Thrones das Banner der Gerechtigkeit zu entfalten.

Überall in deutschen Landen wird der Segen tief empfunden, daß Fürst und Volk innig verbunden sind, daß der Fürst die Rechte des Volkes ehrt, daß aber auch dem Volke die Rechte des Fürsten heilig sind, daß der Thron der Felsen ist, an dem die Wogen des Parteikampfes sich brechen, daß ein Herrscher, erhaben über den Parteien, das Wohl aller anstrebt.

Zumal wir Deutsche, jüdischen Bekenntnisses, sind voll des Dankes, daß die Leitung des Staates, ein Hort des Rechtes, den Feinden wehrt, die sich gegen uns erheben, daß das feindselige Vorurteil gegen Israel keine Stätte findet am Hofe des Kaisers und im Kreise seiner Räte.

Preis und Dank Dir, Vater in den Höhen, für alles Gute, das Du unserm Kaiser gewähreſt, für das häusliche Glück, das er an der Seite einer edlen Gattin und umgeben von lieblichen Kindern findet, für den hohen Ruhm, den ihm sein fürstliches Walten über die Grenzen seines Reiches erworben hat. O hüte ihn ferner auf seinen schweren und ernsten Wegen; laß ihn in Gesundheit und Kraft zu hohen Jahren kommen! Schütze das Fürstenhaus, die Räte des Kaisers, die Vertreter des Volkes! Segne das Vaterland und kröne Du, o Gott der Gnade, des Kaisers treues Thun mit reichem Erfolg, daß Recht und Friede, Weisheit und Wissenschaft, Eintracht und Wohlstand das Land beglücken, und der Fürst sich seines Volkes freue. — Amen!

* * *

21.

Gebet zum Gedenktag der Tempelzerstörung

am 9. Ab.

Allgerechter, allgütiger Gott! Tief bewegt wendet heut Israel, Dein Volk, seinen Blick rückwärts in eine Vergangenheit, reich an Leiden und reich an Trost. Trauer umwölkt unsere Stirn, so all die Bilder des Elends an uns vorüberziehen, das Du über unsere Väter verhängt hast zur Strafe ihrer Sünden. Wahrlich, wollten wir all die Tage, an denen Israel in den Jahrtausenden seiner Wallfahrt besonders schwer heimgesucht worden ist, als ernste Gedenktage feiern, dann müßten wir wohl jeden Tag des Jahres trauriger Erinnerung weihen. Aber niemals traf uns Deine Hand so schwer, als an dem neunten Ab, jenem Schreckenstage, an welchem dreimal Israels Herr-

lichkeit in Staub und Trümmer sank. — Am *neunten* Ab hat Babels Kriegsfürst vor Jahrtausenden sein Scepter als Geißel geschwungen über das heilige Land, und Jerusalem zerstört, und den Tempel in Asche gelegt, und Israel hinausgestoßen aus seiner Heimat. Für alle Zeit erloschen schien damals der Glanz des jüdischen Stammes. Aber wie das *Drohwort* des Jeremia, Deines Sehers, sich erfüllt hatte, so bewährte sich auch das *Trostes*wort dieses Propheten, und Dein Volk kehrte heim aus der Verbannung, und Jerusalem erhob sich aus den Trümmern, und der Tempel erstand in neuem Glanz und wurde aufs neue ein halbes Jahrtausend hindurch der Mittelpunkt eines reichen religiösen Lebens. — Da brach wiederum am *neunten* Ab ein fast noch schwereres Verhängnis über Israel herein, als vordem in den Tagen des Nebukadnezar. Der Römer schleuderte seine Brandfackel ins Heiligtum, zog die Pflugschar über den Boden Jerusalems, und Dein Volk wurde verstoßen nach allen vier Enden der Erde. Aber Deine Lehre, allgütiger Gott! war uns die Feuersäule in der Nacht der Not, Dein Wort blieb uns, als Dein Haus fiel, und Israel ist heimisch geworden in all den fremden Landen, nach denen der Sturmwind der Weltgeschichte es verschlagen hatte. Und am lebhaftesten empfand Israel dieses Heimatsgefühl Jahrhunderte lang auf der spanischen Halbinsel. Dort blühten zu einer Zeit, wo die Pflege der Wissenschaft fast überall danieder lag, unter den Genossen unseres Glaubens so viele Zweige des geistigen Lebens; die Wissenschaft wurde gefördert, die heilige Sprache der Psalmen erklang in neuen herrlichen Weisen, und die Fürsten vertrauten die wichtigsten Staatsämter jüdischen Männern. — Da war es ein *neunter* Ab, an welchem die Unduldsamkeit triumphierte und die Juden Spaniens, die dem Lande zum Segen und zur Ehre gereichten, aus der geliebten Heimat vertrieb; nirgendswo hat seitdem der jüdische Stamm den Glanz gewonnen, der ihn Jahrhunderte hindurch dort umstrahlt hat. An alles dies und an noch so manche andere Bedrängnis denken wir in dieser ernsten Stunde, da der neunte Ab beginnt, und unsere Seele erzittert in tiefem Weh.

Aber die Geschichte voll Trauer gewährt uns auch den Trost, dessen unser Herz in all den mannigfachen Prüfungen der Gegenwart so sehr bedarf. Trotz Babel und Rom, trotz der Unduldsamkeit des Mittelalters lebt Israel, lebt und blüht unser heiliger Glaube; denn Du, dessen Güte Deiner Größe gleicht, warst unser Licht, warst unser Schwert; sie konnten uns quälen, aber sie konnten uns nicht vernichten. O gedenke Deines Volkes, daß überall, wo Deine Sonne leuchtet, auch das Licht des Friedens, der Er-

kenntnis, der Menschenverbrüderung die Herzen erlöse, daß Israel geholfen werde, und der Fasttag des neunten Ab in einen Tag der Wonne und Freude sich wandle durch Deine Gnade! — Amen!

* * *

22.

Vor dem Gebet וּנְתַנֶּה תֹּקֶף am Neujahrsfest und am Versöhnungstage.

Herr der Welt! Allgerechter Richter! Demütig treten heut vor Deinen Thron Deine Knechte, Deine Kinder. Wenn Du uns richtest nach unserem Wert, wer könnte vor Dir bestehen! Wie hart und schwer wäre da die Strafe, die Du über uns verhängen müßtest! — Darum bangt und zagt unsere Seele, und ängstlich fragt sie: Dieses kommende Jahr, wird es unserm Dasein ein vorzeitiges Ende bereiten, oder werden wir es ausleben in Gesundheit und Rüstigkeit? Wird es ein Jahr des Unfriedens und der Sorge, oder der Ruhe und des Friedens sein? Wird es uns erheben, oder wird es uns beugen? Werden die Naturgewalten zerstörend uns heimsuchen, oder wird uns das Dasein leicht und freudig werden? — Wir sind die Herde, und Du der Hirt; wir wissen, unser Glück, unser Leben ist in Deiner Hand. Du willst nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er umkehre und lebe. O gehe nicht mit uns ins Gericht, denn vor Dir ist Keiner gerecht, der da lebt! O schreib uns ein in das Buch des Lebens, denn nur so lange wir im Lichte atmen, können wir Buße thun und den Weg finden, der zu Dir führt. Oeffne, o Gott, unsere Lippen, und unser Mund verkünde Dein Lob! — Amen!

* * *

23.

Seelenfeier.

אֱנוֹשׁ כֶּחָצִיר יָמָיו כְּצִיץ הַשָּׂדֶה כֵּן יָצִיץ׃ כִּי רוּחַ עָבְרָה בּוֹ וְאֵינֶנּוּ וְלֹא יַכִּירֶנּוּ עוֹד מְקוֹמוֹ׃ וְחֶסֶד יְיָ מֵעוֹלָם וְעַד־עוֹלָם עַל־יְרֵאָיו וְצִדְקָתוֹ לִבְנֵי בָנִים׃

„Der Mensch, der Blume gleich sind seine Tage, wie des Feldes Blüte, so blühet er. Wenn ein Hauch über ihn hinfährt, so ist er nicht mehr. Aber die Huld des Ewigen bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit denen, die ihn fürchten, und seine Gnade ihren Sprossen."

Herr der Welt! In andächtigem Gebete erhebt sich unsere Seele zu Dir. Du tödtest, aber Du belebest auch wieder, Du verwundest, aber Du heilest auch; Deine Güte reicht hinaus über das Grab, und der Tod, der das irdische Dasein schließt, eröffnet das himmlische Leben. Wir glauben, daß der Mensch, als Dein Ebenbild, ewig lebt, und daß bei Dir all die Geschlechter weilen, die nach Deinem Ratschluß zur Erde gekommen und von der Erde gegangen sind. Darum bangt unsere Seele nicht, auch wenn sie durch das Thal des Todes wallen soll, denn Du bist bei uns auch im Reiche der Schatten; darum erträgt unser Herz in Ergebung die schmerzlichste aller Erinnerungen, das Gedenken an die Lieben, die heimgegangen sind. Gelassen erträgt das fromme Gemüt diese schwerste Fügung, denn es ist Dein Werk, Leben erblühen zu lassen aus dem Tode. Der Schmerz um die Teuren, die unseren Augen entrückt sind, er wird gemildert und beruhigt durch den Glauben, daß Dein Auge auf ihnen ruht, daß ihr Auge erleuchtet wird vom Strahl Deines himmlischen Lichtes.

So ist unser Herz selbst in dieser ernsten Stunde, wo diese Lieben und Teuren vor unsere Seele treten, gefaßt und ergeben. — Die Kinder gedenken heute der heimgegangenen Eltern; untergegangen ist ihnen eine Welt von Liebe, als Du Vater und Mutter zu Dir riefst, allgerechter Gott! und erst jetzt, wo ihnen diese Sonne ihres Lebens nicht mehr strahlt, fühlen sie inniger, was sie besessen haben, und danken Dir für Deine Gnade, daß Du Pfleger ihrer Kindheit, Schützer ihrer Jugend, daß Du ihnen Berater und Tröster verliehen hast, die Mühe und Beschwerden willig auf sich nahmen, um der Kinder Heil zu fördern. — Es gedenken heute Eltern, sich in Demut beugend vor Deinem Ratschluß, auch da, wo er ihnen wie ein unerforschliches Rätsel entgegentritt, der Kinder, die ihnen der Tod entführt hat; wie manchem ist das Haus völlig verödet worden, seit Du ihnen diesen Schmuck, der ihre Tage verschönte, ihren Lebensmut hob, ihr Hoffen belebte, genommen hast! — Es gedenken Gatten, Gattinnen mit Wehmut der Zeit, da innige Gemeinschaft, da treue Liebe sie verband und beglückte, da sie, mit dem treuen Gefährten vereint, des Lebens Mühen leichter ertrugen und die Freuden inniger empfanden; da löste Dein Wort

das Band, welches die Gemüter zusammenschloß, und der Schmerz und die Klage zog in die bangen Seelen, welche vordem die Stätten der Wonne und des Friedens gewesen waren. — Wir gedenken heut all der heimgegangenen Männer und Frauen, die durch ihre Freundschaft uns erfreut, durch ihr Wirken uns gefördert, durch ihre Lehre und ihr Beispiel uns unterrichtet haben. Vergilt ihnen, Allgütiger, ihre guten Werke und laß ihre Seelen weilen im Lichte deines Angesichts. Uns aber möge diese Stunde der Erinnerung an den Tod und an die Toten ein Segen fürs Leben werden! Möge in den Tagen der Arbeit uns der Gedanke leiten, daß dies irdische Dasein uns vorbereiten soll für die Ewigkeit! Möchten doch alle Tage unseres Lebens gehoben sein durch das Vertrauen auf Deine Güte, und die Zuversicht auf Deine Vaterhuld uns dereinst auch gegenwärtig sein in der letzten Stunde unseres irdischen Wallens; denn niemals wanken, die auf Dich trauen! — Amen!

* * *

Stilles Gebet.

(Für den Vater.)

Gott gedenke in Gnade der Seele meines teuren, mir unvergeßlichen Vaters, der heimgegangen ist zu den Seinen, und zu dessen Angedenken ich heute eine fromme Spende gelobe. Möge seine Seele aufgenommen sein im Bunde des ewigen Lebens, vereint mit allen Gottesfürchtigen, Frommen und Redlichen; sein frommer Wandel sei seine Fürsprache vor Gott. — Amen!

(Für die Mutter.)

Gott gedenke in Gnade der Seele meiner teuren, mir unvergeßlichen Mutter, die heimgegangen ist zu den Ihren, und zu deren Angedenken ich heute eine fromme Spende gelobe. Möge ihre Seele aufgenommen sein im Bunde des ewigen Lebens, vereint mit allen Gottesfürchtigen, Frommen und Redlichen; ihr frommer Wandel sei ihre Fürsprache vor Gott. — Amen!

* * *

(Chor.)

לָכֵן שָׂמַח לִבִּי וַיָּגֶל כְּבוֹדִי אַף בְּשָׂרִי יִשְׁכֹּן לָבֶטַח׃ כִּי לֹא
תַעֲזֹב נַפְשִׁי לִשְׁאוֹל לֹא תִתֵּן חֲסִידְךָ לִרְאוֹת שָׁחַת׃ תּוֹדִיעֵנִי אֹרַח
חַיִּים שֹׂבַע שְׂמָחוֹת אֶת־פָּנֶיךָ נְעִימוֹת בִּימִינְךָ נֶצַח׃

Es freut sich Herz und Seele, auch der Körper wird sicher ruhen; Du überlässest nicht meine Seele der Unterwelt, Du lässest den Frommen nicht Verderben schauen. Du thust mir kund den Weg des Lebens, Fülle der Freude vor Deinem Antlitz, Seligkeit in Deiner Rechten immerdar.

* * *

24.

Vor dem Neila-Gebet.

Großer und guter Gott! Du hast uns diesen hochheiligen Tag wie einen Himmelsboten gesandt, daß er uns aus der Nacht zum Lichte, aus der Sünde zur Sittlichkeit, aus der Knechtschaft der Welt zur Freiheit Gottes führe. „Wie lieblich hallet von himmlischen Höhen des Herolds Ruf, er kündet das Gute, er meldet das Heil, er kündet den Frieden, er spricht zu Zion: Dein Gott waltet!“ Jom hakippurim, ein Tag mannigfacher Versöhnung, ist er geheißen. Wohl uns, wenn er uns erlöst von dem Hasse, der in unseren Herzen nistet, wenn er uns befreit von diesem Gifte, das wir gegen unsere Nebenmenschen sprühen wollen, das aber vor allem den zerstört, der es in sich hegt und pflegt; denn der Haß ist das Häßliche und entstellt und entwürdigt ein Menschenantlitz und ein Menschenherz zum düstern Zerrbilde. O wie frei und freudig werden wir, wenn wir in fester Zuversicht auf Dich, Du Hort der Guten, und im Vertrauen auf die Reinheit unseres Wollens einem Jeglichen freundlich ins Auge sehen, als sei er unser Freund und Genosse, und uns] nicht kümmern um Neid und Mißgunst, um Hader und Haß der Bösen, die ja doch ohnmächtig sind, so Du, o Gott, ihnen wehrest. Dann, wenn wir den Groll mit der Wurzel ausgerissen aus unserem Herzen, wenn Versöhnung und Vergebung uns erfüllt, dann können wir frohen Sinnes unser Gebet zu Dir, o Gott der Sühne! hinauffsenden, daß Du unsere Sünden tilgst, wie wir getilgt und gelöscht haben jede Erinnerung an die Schuld, mit der Menschen sich gegen

uns versündigt haben. Wie aber könnten wir Verzeihung erbitten, wenn wir sie nicht üben, wie könnten wir auf Deine Verheißung bauen: „Es schwinde wie ein Gewölk der Fehl", wenn wir ein jedes Unrecht, das wir erlitten haben, in unserm Innern verewigen? wie solltest Du vergessen und vergeben, wenn wir die Hände, die sich dem Gefährten verschließen, wenn wir die Seelen, die von Neid und Haß befleckt sind, zu Dir emporrichten? Dieser hochheilige Tag läßt den Wert der Güter, mit denen Du uns begnadet hast, reiner und inniger empfinden. Zärtlicher schließen sich die Gatten aneinander und empfinden es deutlicher als im Lärm des Lebens, welch ein unendlicher Segen ihnen aus der Gemeinschaft der Gemüter sprießt, und geloben sich diesen heiligen Schatz zu wahren wie das köstlichste Kleinod, und die Freude im leuchtenden Auge, danken sie Dir für diesen herrlichen Besitz. Fester einen sich Eltern und Kinder zu treuem Bunde; frohgemutet blicken die Alten auf die wackere Jugend, die den Namen, den Glauben, die Grundsätze der Väter weiter tragen werden, wenn die Alten dereinst zur ewigen Ruhe eingegangen sind; und stolz auf der Väter Tüchtigkeit, selig durch der Mutter herzigen Sinn, lehnt sich die junge Schar an der Eltern festen Stamm als an den Halt und Schutz in den Stürmen und Gefahren, welche die Jugend bedrohen. Jeder wird sich des Segens bewußt, daß er nicht allein steht, daß er unter Verwandten, Freunden, daß er inmitten einer Gemeinde lebt, die nicht nur im Gotteshause zum Gebet sich vereinigt, sondern die auch im Leben zusammenhält und jeden schützt und stützt, der zu ihr gehört und der Hilfe bedarf. Hier und heute versöhnen sich die Gebeugten und Beladenen leichter mit ihrem Geschicke; sie erwägen, daß vielleicht manche noch schwerer tragen, und sie flüchten sich zu Dir. Wir wissen, zu Dir dringt der Seufzer dessen, dessen Körper leidet, dessen Kraft ermattet unter bittern Schmerzen, in argen Tagen, in schlaflosen Nächten; Du hörst die Klage derer, die einsam geworden sind, weil der Tod ihnen die Lieben entführt hat; Du siehst den Kampf, den heißen Kampf, den biedere Menschen kämpfen müssen, um ihre Familien in Ehren zu erhalten; Du siehst das karge Mahl, das Thränen der Sorge netzen; Du kennst all das vielgestaltige Elend, das die Sterblichen bedrückt. Sie alle beten und fühlen sich erleichtert, weil sie glauben, daß diejenigen nicht zu Schanden werden, die Dich fürchten. So ist der Tag ein Herold des Heils, ein Bote des Friedens, er ruft zu Zion: Dein Gott waltet! Denn wahrlich, wie viele auch sonst abseits stehen, heute einen sich fast alle Genossen zu Gebet und Andacht, alle sind sie von einem heiligen Geiste erhoben, alle in

dem Gefühle verbunden: unser Gott waltet! Du hältst das Scepter über Hoch und Niedrig, über Reich und Arm, über die Guten und Bösen, und beseligender Friede zieht in ihre Brust. Ein Frohgefühl über die Macht, welche das Judentum auf seine Bekenner ausübt, hebt uns hinweg über die Sorgen, welche einen treuen Israeliten im Laufe des Jahres quälen, und versöhnt uns mit manchen Übelständen, die sonst uns peinlich genug berühren. Als höchstes der Feste feiern wir darum diesen Tag und in ehrfurchtsvoll freudiger Stimmung begrüßen wir diesen Gottesboten. O, daß er für uns und ganz Israel wahrhaft werde ein Künder des Guten, ein Bote des Heils, ein Herold des Friedens, und zu Zion, zu der ganzen heiligen Gemeinschaft Israels eindringlichst rede: Dein Gott herrschet! — Amen!

* * *

25.

Während des Neila-Gebetes.

Gott der Gnade! Dieser heilige Tag, der uns beugte durch das Bekenntnis unserer Schuld, der uns erhob durch die Ahnung, daß Du uns nahe bist, weil wir Dir uns nahten, dieser Tag der Versöhnung neigt sich zu Ende. Wie die Sonne, wenn sie scheidet, ihre ganze Herrlichkeit entfaltet und über die ganze Landschaft ihr Lichtgewand breitet, so verklärt jetzt zur Abendzeit die Weihe dieses Tages all unser Denken und Empfinden all unser Hoffen und Sehnen. Wir empfinden den Frieden, den Du uns spendest; wie der Wiederhall unserer Bitten tönt Dein Ruf: „ich verzeihe“ vom Himmel nieder in unseres Herzens Tiefe. Bald verlassen wir diesen heiligen Raum und treten hinaus in die Arbeit des Berufes; möge es Jedem in seinem Berufe gegenwärtig sein, daß Jeder berufen ist, für Gott zu wirken; möge es Jedem, der im Dunkel wandelt, dessen Herz düster ist von Trauer, von Sorge, von banger Furcht, licht werden zur Abendzeit! Wie die Sonne dieses Tages sich zum Untergang neigt, so kommt für uns alle die Stunde, wo die Sonne des Lebens untergeht und die Nacht hereinbricht, die aller irdischen Herrlichkeit ein Ende bereitet. O daß es dann uns Licht werde zur Abendzeit, daß wir im Frohgefühl eines gut vollbrachten Lebens getrost hinüberschreiten in eine andere Welt, daß wir selig sterben im Vertrauen auf Deine Güte, Gott alles Lebens, daß,

wenn es Abend wird, und die Pforte des irdischen Lichtes sich schließt, Du uns öffnest das Thor des himmlischen Lichtes! — Amen!

* * *

26.

Am Grabe.

Allgerechter Gott! Dein Thun ist ohne Fehl, und alle Deine Wege sind Gerechtigkeit, und Überhebung ist es, wider Deinen Ratschluß zu murren. Jedes Grab, das wir aufschütten, es mahnt uns an unsere Vergänglichkeit, aber es sollte uns auch mahnen an unsere Ewigkeit. Jedes Grab, es schlägt uns eine Wunde, denn es erinnert an das allen Sterblichen gemeinsame Geschick, eingesenkt zu werden in den dunklen Grund. Aber dem gläubigen Gemüte fehlt nicht der Trost, daß die Seele zu Gott zurückkehrt, dem Hort der ewigen Liebe. Ernst bewegt stehen wir an dieser Bahre und beklagen die Lücke, welche der Tod gerissen hat. Möge der Tod eine Sühne sein für jede Sünde, mit der diese Seele sich belastet hat, da ja kein Sterblicher völlig frei von Sünde bleibt! Mögen die guten Werke diese Seele geleiten und ihr Fürsprecher sein vor dem Throne Gottes! Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, sein Name sei gepriesen für und für! — Amen!

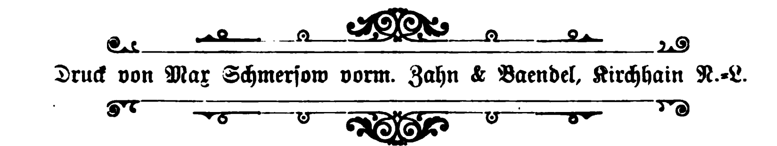
* * *

27.

Gebet auf dem Friedhof.

Allgerechter, allgütiger Gott! Du bist uns nahe an jeder Stätte, an welcher wir zu Dir beten; wo auch immer wir Dich rufen, Du kommst zu uns und segnest uns; dennoch wallen wir hinaus zu dieser heiligen Ruhestatt der Toten, weil hier unsere Seele leichter sich Deinen Mahnungen öffnet. Der Tod ist uns der eindringlichste, ist uns der wirksamste Lehrer des Lebens; von der Not des Menschen und von dem, was ihm not thut, von seiner Vergänglichkeit und seinem Berufe zur Ewigkeit, von seiner Macht und seiner Ohnmacht, reden die stummen Steine des Friedhofs eine ergreifende und erschütternde Sprache. Der ist gerüstet für die schwerste Stunde, dem diese

Stätte vertraut ist, der zur Sammlung seiner Seele oft hierher seine Schritte lenkt; er kennt die Brücke, welche die Welt des Scheins mit der Ewigkeit verbindet. Manche trübe Erinnerung erhebt sich hier in unserem Gemüte; wehmütig denken wir der Guten, die wir zur ewigen Ruhe gebettet haben. Wir seufzen, aber wir murren nicht, wir klagen, aber wir beklagen uns nicht. Dein Wille geschieht, und wir sagen demütig: Dein Wille geschehe. Der ist furchtlos, der Dich fürchtet, und das stärkste Herz ist das demütige. Hier entweichen all die stolzen Gedanken, all die Pläne des Hochmuts; hier erkennen wir, daß der reich ist, der Schätze gesammelt hat von guten Werken, daß der arm ist, und hätte er auch des Goldes Fülle, der nichts gethan hat für das ewige Heil seiner Seele. Heil dem, der ein gesegnetes Andenken zurückläßt, der Gutes that, so lange er auf Erden wandelte! — In ernster Stimmung gedenken wir heut des (der) heimgegangenen . . . . Du hast diese Seele aufgenommen in Dein Reich des ewigen Lichtes. — Die guten Werke sind die Engel, die dem Menschen voranziehen und ihn begrüßen an den Pforten der Ewigkeit. Möge diese Erinnerung und diese heilige Stätte uns mahnen, von dem Vergänglichen zu lassen und das Ewige zu suchen. Allen denjenigen, die wir auf Erden geliebt haben, und die von uns gegangen sind, wollen wir die Freude bereiten, daß wir auf den Pfaden der Tugend bleiben und Gutes thun, so lange es Tag ist. Gott hat gegeben, Gott hat genommen, sein Name sei gepriesen für und für! Richte auf, wer vor Dir sich beugt und gieb den Toten und den Lebenden Deinen Frieden! — Amen!



Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.








Stanford University Libraries
3 6105 017 813 705

